Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER
HN ZKRU N

PGerm 2.714.4

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF
FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM
CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23, 1891 APRIL 11, 1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Achter Jahrgang 1914

Erster Band

(Januar bis März)

März-Verlag
G. m. b. H.
München

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des Ersten Bandes 1914

Hauptteil

	Seite
Alscher, Otto: Die Wildkatze	229
v. Angeln, Hans: Reform der Infanterie-Ausbildung	224
Arenhövel, Fritz: Haie	412
Barchan, Paul: Tand um Tango	82
Barth, Hans: Der Tanz im Vatikan	417
Benn, Joachim: Wilhelm Schmittbonns Legenden	385
Bermann, Richard A.: Ulster	217
Deutsch, Hermann: Ein Opfer des Index	440
Frank, Ludwig: Aus meinem Notizbuch	325
Friedell, Egon: Das Weltbild des Euripides	203
do. (Schluß)	237
Funke, Max R.: Bushido	366
Godwin, Catherina: Die Haarnadel	58
Goldschmidt, Alfons: Presse und Kapital	261
1913	134
Gottschalk, Hermann: Urteil, Kritik und Erfolg	21
Panik	446
Großmann, Stefan: Nissen	301
Hansen, N.: Wilson als Trustgegner	187
Die „Wilson-Doktrin"	78
Harbeck, Hans: Der weiße Schlaf	61
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Der ständige Ausschuß deutsch-französischer Parlamentarier	1
Das Herrenhaus	109
Petersburg — Berlin — London	433
Heindl, Robert: Das New-Yorker Staatsgefängnis Sing-Sing	275
Hesse, Hermann: Nach dem Fest	63
Die Belagerung von Kremna	10
Abschied vom Urwald	244
Heuß, Theodor: Der advocatus diaboli	42
Wolf Dohrn †	279
Holdermann, Friedrich: Kirche und Proletariat	328
Hübner, Hans: Vom Leben und Sterben	50
Jacques, Norbert: Schin Tan	161
Jansson, Wilhelm: Die schwedische Verfassungskrise	289

Digitized by Google

Seite

Jastrow, J.: Die Arbeitslosenfürsorge als Gegenstand der praktischen Verwaltung 397
Koch, Hermann: Wilde im Zuchthaus zu Reading 191
Kutschbach, A.: Quo vadis, austria? 334
Lederer, Leo: Goremykin 294
Lissauer, Ernst: Die Vorzeichen 234
Loosli, C. A.: Loisl Haferkorn und Lorenz Wollstrumpf 304
Losch, Hermann (Stuttgart): Zur Wohnungspolitik 454
Medicus, Fritz: Fichtes national-politische Tätigkeit 120
Müller Oskar (Rom): Giolittis Abgang 437
Oesterling, Anders: Südwärts 340
Owlglaß: Zu Sebastian Sailer's 200. Geburtstag 199
Payer, Friedrich, M. d. R.: Interessenvertretung 181
Pernerstorfer, Engelbert: Tohuwabohu in Oesterreich . . . 6
Unter dem Fallbeil des § 14 . . 73
Die politische Moral in Oesterreich 256
Magyarische Komödien 361
Pinner, Felix: Rüstungsindustrie 145
Pries, Karl: Nachts 419
Prilipp, Beda: George Merediths Briefe 350
Rauscher, Ulrich: Zaberner Schlacht 114
Carnevale 272
Rheinsch, Erika: Schattenspiel 26
Lebens Ueberfülle 15
Rieß, Richard: Am Morgen 209
Rung, Otto: Der rote Halbmond 85
Seraphicus: Der St. Gillamoosbauer 153
Struve, Wilhelm: Die Salvarsanfrage 369
Thoma, Ludwig: Jugendkultur 253
Held und Helden 298
Tolstoj, Graf Alexej N.: Der Satyr 375
Tucholsky, Kurt: Operetten 158
Vandervelde, Emile: Belgiens Stellung zwischen Frankreich und Deutschland 37
Walser, Robert: Kleine Sachen 129
do. do. 267
Wirth, Albrecht: Albanien 45
Wrobel, Ignaz: Café-Kultur 347
Zech, Paul: Ueber Franz Werfel 168
Dr. med. * * * (Konstantinopel): Die Verbrechen des neuen Serail . . 406

Digitized by Google

Glossen

Seite

Absalon: Bayreuther Schleudertage 108
Altpreußischer Karneval 173
Baeumler, Alfred: Die Galerie des 19. Jahrhunderts 33
Parsifal fürs Volk 69
Münchener Sezession 286
Bagusche, Hermann: Der Heiratsvermittler 68
Balduin: Ordensbeschwerden 429
Behne, Adolf: „Ein neues Haus!" 32
Bergmann, Hugo: Anschauung und Begriff 394
Butz, Theodor: Die Karlsruher Akademie der bildenden Künste . 319
Carnifex: Die Preußen-Emission 247
Großbanken 424
Corbach, Otto: Aerztliches Arbeitsrecht 65
Das „schwebende Verfahren" 171
Amerikanische Einwanderungsbeschränkungen . . 280
Coth, Ernst: Frau Beate und ihr Sohn 107
Fernau, Hermann: Caillaux oder Briand? 210
Putilow und die drei Milliarden 354
Friedemann, Hermann: Die beiden Schädel 28
Der Unterhaltungsteil 104
Das Dreifusgespenst 137
Der Zuschauer 215
Eugeniker 321
Der „Geist der Masse" 389
Der Handelsreichstag 465
Fridolin: Dem Verdienste seine Grafenkrone 103
Funke, Max R.: Der Drang nach Osten 250
Goetz, Bruno: Der Lauscher 144
Goldschmidt, Alfons: Kontrollangst 27
Transaktionssklaven 390
Gottschalk, Hermann: Akt drei, Szene fünf 143
Der Unverwüstliche 323
Großmann, Stefan: Oesterreichisches Schicksal 64
Augenblicke aus dem Hopfprozeß 175
Komödie aus der Mozartstadt 356
Hayek, Max: Der liebe Gott und Ernst Häckel 357

Digitized by Google

Seite

Hesse, Hermann: Arthur Schurig's Mozartwerk 139
Gulbranssons Zeichnungen 287
Carl Spitzweg 322
Aegyptische Plastik 429
Heuß, Theodor: Die Zaberner Schüssel 99
Alfred Lichtwark 138
„Die Reise in's Pfarrhaus" 178
Revolverpolitik 462
Hieber, Hermann: Dresdner Akademiejubiläum 285
Eine Lourdes-Konkurrenz 391
Kersten, Kurt: Josef Giampietro 107
Um Japan 431
Kretzschmer, K.: Johann Christof 430
Kühn, Oswald: Das Deutsche Symphoniehaus in Stuttgart . . 282
L.: Vom Preußenbund 211
Langer, Felix: Fortinbras 179
Leonard, R. L.: Für den Tango 214
Marcuse, Julian: Roma locuta est 248
Mayer, Alfred: Münchener Hoftheater 71
Münchener Hoftheater 142
Pernerstorfer, Engelbert: Sieg der Obstruktion 245
Rauscher, Ulrich: Die Fürsten bei der Arbeit 101
Der Bogen des Odysseus 176
Von Zabern bis Zaberze 245
Logik des Herzens 316
Die Mütter 353
Kronprinzenprozesse 420
Die Kasernierung der Jugend 463
v. S.: Der Reinfall der Militärmission 172
Presseunfug 318
Der Fürst von Albanien 388
Nur ein Wolf 426
Schickele, René: Vorsicht! 70
Schmidt, Paul F.: „Gut und Böse" 392
Schwarzschild, Leopold: Mißbrauch eigener Einsicht 251
Der gottlose Jules Verne 358
Spectator alter: Mariano Rampolla 34
Kopp 422
Stössinger, Felix: Parsifal im Blumengarten 212
Wunderkinder 466
Thoma, Ludwig: Münchener Hoftheater 141

Digitized by Google

Seite

Treuherz, Walter: Russische Greuel 428
Tucholsky, Kurt: Hardens Prozesse 30
Viertel, Berthold: 100 000 393
Vydt, Jodokus: Wie wär's? 67
Whitman, Sidney: Napoleon und das Militär 317
Wrobel, Ignaz: Die Ueberschrift 281
Zweig, Arnold: Die beiden Groß 105

Digitized by Google

Digitized by Google

Der ständige Ausschuß deutsch-französischer Parlamentarier

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Konferenz deutsch-französischer Parlamentarier, die am Pfingstsonntag 1913 in Bern auf Einladung schweizerischer Nationalratsmitglieder aller schweizerischen Parteien zusammentrat, hat den Beschluß gefaßt, ihr Bureau als ständigen Ausschuß zu konstituieren mit dem Recht der Zuwahl. Der provisorischen Konstituierung im Sommer ist nach dem Wiederzusammentritt der parlamentarischen Körperschaften in Paris und Berlin die definitive Konstituierung gefolgt. Der Ausschuß teilt sich seiner Natur entsprechend in eine deutsche und französische Gruppe.

Es gehören denselben die folgenden Parlamentarier an:

auf französischer Seite die Senatoren M. M. de la Batut, Couyba, d'Estournelles de Constant, Herriot, Gaston Menier, Pédebidon, G. Rivet und die Deputierten M. M. Augagneur, E. Bender, Paul-Boncour, Bozonet Dumesnil, Justin Godart, Groussier, J. Jaurès, de Kerguézec, Albert Métin, Raynaud, Schmidt, Marcel Sembat, A. Thomas;

auf deutscher Seite die Reichstagsabgeordneten Belzer, Bolz, Bollert, David, Fischbeck, Frank, Gothein, Haase, Haegy, Haußmann, Ledebour, Liesching, von Liszt, Müller-Meiningen, Pfeiffer, Ricklin, Scheidemann, Weill.

Es besteht also der Gesamt-Ausschuß aus 39 Mitgliedern und zwar aus 7 Senatoren, 14 Deputierten und 18 Reichstagsabgeordneten.

Digitized by Google

Zum Vorsitzenden wurden von der französischen Gruppe M. d'Estournelles de Constant berufen. Aus dem französischen Komitee sind die Herren Raynaud und Albert Metin, die bei der neuesten französischen Kabinettsbildung zu Ministern berufen wurden, während der Dauer ihrer amtlichen Tätigkeit ausgeschieden. Die deutsche Gruppe wählte einen Vorstand, bestehend aus den Herren Belzer, Bollert, Haase, Ricklin und Haußmann und bestimmte den letzteren zum Vorsitzenden.

In der deutschen Gruppe gehören 12 Mitglieder den bürgerlichen Parteien, 6 der sozialdemokratischen Fraktion an. In dem Vorstand sind gleichmäßig Zentrum, Nationalliberale, Fortschrittliche Volkspartei, Sozialdemokratie und Elsässer vertreten. Die konservativen Parteien haben sich der Berner Konferenz gegenüber grundsätzlich ablehnend verhalten. Die nationalliberale und Zentrumspartei hat sich im Ausschuß nicht durch Vorstandsmitglieder vertreten lassen, die anderen im Ausschuß vertretenen Parteien haben die Mitglieder ihres Vorstands, Fischbeck, Müller-Meiningen, Haase und Ricklin delegiert.

Die Grundgedanken, in denen sich die deutschen und französischen Parlamentarier auf der Berner Konferenz geeinigt haben, sind in einem formulierten Beschluß festgelegt, der seinerzeit mitgeteilt worden ist. Sie sind außerdem den Lesern des „März" unlängst in den eingehenden Ausführungen des Professor Nippold, des verdienstvollen Gründers unseres deutschen Verbands für internationale Verständigung dargelegt worden.

Es war in Bern interessant zu beobachten, mit welcher Entschiedenheit die 185 anwesenden französischen Deputierten gegen den Chauvinismus Front machten und ihre weniger zahlreichen, aber in derselben Richtung marschierenden Kollegen aus Deutschland davon überzeugten, daß sie ihr Land aus einer bewußt oder unbewußt lässig bekämpften Politik des halben Chauvinismus zu den Traditionen des Antichauvinismus emporzuführen bereit sind, sobald sie sich überzeugt halten können, daß in Deutschland

Digitized by Google

eine parallele Entwicklung des öffentlichen Geistes dies sekundiert und erlaubt.

Eine Gewähr und erste Probe auf die Haltbarkeit des lose geschlungenen Bandes bildet nun die Konstituierung eines gemeinschaftlichen Ausschusses von Volksvertretern, die alle genau wissen, daß die Schwierigkeit ihrer Aufgabe nur von deren Wichtigkeit übertroffen wird und daß Zaudern ebenso schaden kann wie jene Ungeduld, welche die Stimmung nicht lockern, sondern versteift.

Der neue Ausschuß bekennt sich durch seine Konstituierung und seine Existenz zu dem Grundgedanken einer Annäherung, und bejaht deren Bedürfnis für beide Länder.

Wenn Mitglieder der gesetzgebenden Körperschaften der zwei entfremdeten Länder den Willen zur Zusammenarbeit in einem gemeinschaftlichen Ausschuß kundgeben, so liegt in diesem Schritt selbst ein Fortschritt. Diejenigen, die dies öffentlich leugnen, sind heimlich am lebhaftesten davon überzeugt, und haben Sorge, davor, daß der Geist der beiden hochentwickelten Völker für den unverkennbaren Mißerfolg der halbchauvinistischen Reizungen und Reibungen nicht blind ist.

Der deutsch-französische Ausschuß weiß genau, daß politische Akte nur von den Regierungen vorgenommen werden sollen und können und wird sich und andere von jeder Illusion auch in dieser Richtung fern halten. Die Regierenden haben die ausschließliche Verantwortung auch für ihre Unterlassungen. Aber da offensichtlich die „Stimmung" das Haupthindernis einer mutigeren Politik der Regierungen ist, so dient es auch diesen, wenn die Stimmung hüben und drüben gelockert anstatt verhärtet wird. Hier ist ein sicher abgegrenztes und nützliches Betätigungsgebiet für ein planmäßiges Zusammenarbeiten mit moralischen Mitteln und materiellen Wirkungen.

Der Ausschuß wird abwägen und prüfen müssen, wann der ersten, glücklich improvisierten Konferenz eine zweite sicher vorbereitete folgen kann. Auch die deutsche Gruppe wird sich ver-

Digitized by Google

gegenwärtigen, daß von Baron d'Estournelles de Constant seinerzeit die Konferenz französisch-englischer Parlamentarier eingeleitet und geleitet worden ist, welche nach einer heftigen Verstimmung die Annäherung jener beiden Länder tatsächlich angebahnt hat — ein Beweis dafür, daß parlamentarische Konferenzen nicht zu den absolut untauglichen Mitteln gehören.

Die Konstituierung des parlamentarischen Ausschusses fällt in einen nicht unwichtigen und nicht ungünstigen Zeitpunkt.

Die schwere Belastungsprobe des Balkankriegs ist überwunden und es gibt unter den Großmachtgruppen keine Sieger und keine Besiegte. Es ist ein tiefgehendes Ruhebedürfnis in den Völkern vorhanden. Die Lage der Staatsfinanzen zwingt die Großmächte, Deutschland und Frankreich nicht ausgeschlossen, gebieterisch zu größerer Schonung ihrer Steuerkräfte. Deutschland und Frankreich verhandeln wegen der Absteckung von Arbeitsgebieten in Syrien mit möglichst geringer Reibungsfläche. Die Staatskunst in beiden Ländern ist bereit und verpflichtet, einen Vertrag zu Stand zu bringen. Die Sache von Zabern hat zwischen Elsässern und Altdeutschen in Elsaß-Lothringen eine Art von Meinungs- und Stimmungsgemeinschaft hergestellt. Die deutsche Regierung wird eine Ehre darein setzen, falls jugendliche Unbesonnenheit die französische Fahne mit alberner Mißachtung genannt hätte, von sich aus Remedur eintreten zu lassen und sich zu dem Respekt zu bekennen, den jedes Land der Fahne seines Nachbarstaats entgegenbringt, schuldet. Sogar die heikle türkische Militärmissionsfrage wird in einem gemäßigten Ton behandelt, der den guten Willen erkennen läßt, neue Erregungen trotz der empfindlichen Frage nicht zu schaffen. Frankreich, das große Arbeitsgebiet in Afrika und Asien besitzt und von Deutschland die Anerkennung des politischen Protektorats in Marokko erlangt hat, ist in der Lage zu würdigen, daß der Wunsch Deutschlands nach vertragsmäßiger Festsetzung bestimmter Arbeitsgebiete nicht weniger begründe und weit weniger befriedigt ist, als das entsprechende Bedürfnis Frankreichs.

Digitized by Google

Die neue Methode einer vertragsmäßigen Verständigung ohne Drohung wird loyal durchgeführt, die politischen Sorgen beider Staaten verringern und es kann dabei der kurzsichtige Wunsch, den Gegner einzukreisen, durch Wort und Tat von beiden Seiten abgelehnt werden. Ich habe am 11. Dez. 1913 auch im Reichstag ausgesprochen:

„Der neue Abschnitt bietet neue Orientierungsmöglichkeiten. Das Problem ist, die Gruppierungen der Großmächte nicht aufzulösen, sondern ihnen den Stachel und die unfriedlichen Hintergedanken zu nehmen."

Die Legitimation, in diesem Sinn zu wirken, liegt für die Parlamentarier beider Länder in der Aufforderung, die der Ministerpräsident Barthou noch am 20. November 1913 ausgesprochen hat: „Ueberall in allen Ländern sollten alle diejenigen, die im Namen der allgemeinen Interessen sprechen dürfen, ihre Regierungen beschwören, daß sie einer Situation ein Ende machen, die die Geschäfte lähmt und den Unternehmungsgeist niederdrückt."

In dieser Auffassung besteht sicherlich zwischen dem Ministerium Barthou und dem neuen Ministerium eine weitgehende Uebereinstimmung. Denn das letztere ist ganz wesentlich von denjenigen Parlamentariern unterstützt, die wir in Bern kennen lernen durften und einer der Herrn Kollegen, die im Ausschuß zu Bern an dem Beschluß nachdrücklichst mitgearbeitet und die Einsetzung eines ständigen parlamentarischen Ausschusses befürwortet haben, M. Albert Metin ist aus dem Ausschuß nur deshalb formell ausgetreten, weil er in das Ministerium eingetreten ist. M. Caillaux war, wie er schriftlich mitgeteilt hat, in Bern nur aus Gründen persönlicher Verhinderung nicht anwesend, er wird kein Gegner einer gesunden Entwicklung sein.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den beiden Gruppen, den die französische Gruppe nicht übersehen wird und den die

Digitized by Google

deutsche leider nicht verbergen kann — besteht darin, daß wir in Deutschland das konstitutionelle Regime noch nicht erlangt haben.

Ich vermute, daß in den allernächsten Wochen die Vorbereitungen der Neuwahlen zu der französischen Deputiertenkammer und die großen Anliegen der inneren Politik dominierend sein, und eine persönliche Begegnung der Mitglieder des Gesamtausschusses noch etwas hinausschieben werden. Aber ein erster Draht ist gelegt. Auch einem Deutschen ist der Wunsch gestattet, daß die französischen Anhänger der Konferenzidee in ihrer Wählerschaft den Rückhalt finden möchten, der die künftige Zusammenarbeit erleichtert. In Deutschland ist die Stimmung der Wähler günstiger als in den letzten Jahren.

Tohuwabohu in Oesterreich

Von Engelbert Pernerstorfer,

Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

n Oesterreich wird nicht regiert, es sei denn, daß man von allen europäischen Vorstellungen, die man in der Kulturwelt mit dem Begriffe Regierung verbindet, absieht. Es wird mühsam verwaltet. Die Maschinerie kracht, krächzt und ächzt, alle Weile setzt sie aus, sie arbeitet ohne Oel und ohne rechte Bedienung, ein Wunder, daß sie nicht ganz aussetzt. Sie geht weiter aus Gewohnheit, die die größte Macht des Lebens zu sein scheint. Aber weit und breit ist niemand zu sehen, der einen rechten Gedanken hat, wie die Sachen für morgen und übermorgen voraussehend einzurichten seien. Eine dumpfe Ergebenheit lastet über dem Lande. Die Politik ist der große Ekel für fast alle Oesterreicher. Es ist eine beinahe russische Stumpfheit in Oesterreich. Nirgends eine Initiative, nirgends auch nur ein Wille zur Tat, geschweige denn eine Kraft. So verfließen die Tage in dumpfer Trübe.

Digitized by Google

Das ist so recht die Atmosphäre, in der die Korruption sich wohl fühlt. Wir haben sie ja seit Jahren kennen gelernt in Wien, wo eine christlich-soziale Wirtschaft herrscht. Wohl zeigt hie und da ein Fall, der zufällig in die Oeffentlichkeit kommt, symptomatisch das Wesen der Dinge. Aber die städtische Verwaltung ist so beschaffen, daß man wenig erfährt und erfahren kann. Wien ist wohl die einzige große Stadt Westeuropas, in deren Verwaltung die Opposition in der Stadtvertretung keinen richtigen Einblick gewinnen kann, weil keines ihrer Mitglieder im Stadtrat sitzt. Das ist aber der Ort, wo die wichtigsten Entscheidungen beschlossen werden, wo auch die Gründe für die Entscheidungen erörtert werden. Mit einer beachtenswerten Schamlosigkeit verweigert die Mehrheit des Gemeinderates der Minderheit einen intimeren Einblick in die Geschäfte der Stadt und behandelt sie in den öffentlichen Sitzungen mit Spott und Hohn und fügt diesen noch die brutale Gewalt hinzu. Die Ordnungsrufe und Ausschließungen sind an der Tagesordnung. Dagegen bleiben alle Unflätigkeiten der Mehrheit völlig ungerügt.

Prag hat im Gegensatz zu Wien einen liberalen Gemeinderat. Aber hier hat doch die Opposition Gelegenheit, in die Dinge hineinzusehen und gewiß nur deswegen ist es in der letzten Zeit gelungen, allerlei Korruptionsaffären aufzudecken. Das würde auch unter gleichen Verhältnissen in Wien der Fall sein und das ist auch der einzige Grund, der die Mehrheit hier veranlaßt, mit eiserner Zähigkeit die Opposition fernzuhalten. Um die Veröffentlichung der Prager Gemeindeskandale hat sich Professor Masaryk besonders verdient gemacht, der schon in vielen Tagen seines Lebens einen in Oesterreich nicht gerade häufigen moralischen Mut besessen hat. Man braucht nur daran zu erinnern, daß er in der Frage der Echtheit oder Unechtheit der Königinhofer Handschrift mit männlicher Wahrheitsliebe für die wissenschaftliche Wahrheit, d. h. für die Unechtheit eingetreten ist. Und dabei handelte es sich um eine Sache, in der die nationale Empfindlichkeit eine große Rolle spielte. In Prag wird gewiß die Aufdeckung

Digitized by Google

der Korruption auch zu bessernden Schritten führen. In Wien muß erst darum gekämpft werden, daß allererst die Möglichkeit der exakten Aufdeckung geschaffen werde.

Und nun haben wir in der allerletzten Zeit galizische Skandale von wuchtigstem Kaliber erfahren. Zwar wissen wir seit langem, daß die Schlachtawirtschaft in Galizien dieses Land zu zerstören und zu verwüsten von einem Ende bis zum anderen sich seit Jahrzehnten bemüht. Als in den letzten Tagen diese Dinge im Hause und in den Wandelgängen fast der einzige Gesprächsstoff waren, da meinte jemand ganz naiv: „solche Debatten wären doch im alten Kurienparlament nicht möglich gewesen. Das ist das allgemeine Wahlrecht!" Ja, in der Tat, zur Zeit des Kurienparlaments war zwar die schlachzizische Korruption auch schon im Schwange und bisweilen drang eine Schmutzwelle auch über die Schwellen des Parlamentes. Aber hier wurde sie rasch verwischt. Man führte eine kurze Debatte, der Obmann des Polenklubs gab eine entrüstete Moralitätskundgebung von sich und alles war zu Ende. Aber diesmal, kann man einwerfen, handelt es sich doch nicht um die Schlachta. Es dreht sich doch um die polnische Volkspartei, die im Wesen eine Bauernpartei ist. Ganz richtig! Aber liegt es nicht klar zutage, daß eine Politik, wie sie von den Schlachzizen im Parlamente und im Lande getrieben worden ist, nicht schließlich auch die bäuerlichen Parteien korrumpieren mußte. Aber ohne Schlachta geht es auch hier nicht; früher freilich waren die Schlachzizen die Händler, die ungerechten Gewinn nach Hause trugen, die Bestochenen, heute sind sie die Bestecher. Sie wollen sich die Volkspartei kaufen. Ja, das ist der Segen des allgemeinen Wahlrechtes, daß heute solche Dinge nicht mehr mit moralischen Redensarten abgetan werden. Früher sagte der Sprecher des Polenklubs: „Wir werden die Sache usque ad finem untersuchen." Und damit wars mit aller Untersuchung wirklich finis. Heute wird alles im offenen Hause aufgedeckt und kein Schwindel ist mehr möglich. Wir wissen heute schon ganz genau, daß versucht wurde, eine ganze Partei mit

Digitized by Google

schwerem Gelde zu kaufen, daß der Mittelsmann der polnische Landsmannminister war und daß die Regierung Gelder dazu hergegeben hat. Graf Stürgkh konnte gar nicht mehr leugnen — so nahm er die heroische Pose des offenen Mannes an und gab zu, was gar nicht mehr zu bestreiten war. Daß er dabei sogar den polnischen Reichsratsklub nicht völlig verschonte, wird von vielen als ein Zeichen angesehen, daß seine Tage gezählt sind.

Eine besondere Pikanterie war es, daß der polnische Landsmannminister dabei eine solche Rolle spielte, daß er sich in den letzten Tagen überhaupt nicht mehr ins Haus traute. Man denke: es findet eine Debatte statt, in der ein Minister der schmutzigsten politischen nicht nur, sondern auch persönlichen Geschäfte beschuldigt wird, in der die verletzendsten persönlichen Angriffe hageldicht auf ihn heruntersausen, in der ein einziger persönlicher Freund hilflose Versuche macht, ihn zu entschuldigen — und der Minister ist nicht da. Ja noch mehr, er darf sich nicht in den Saal wagen, da es nicht unmöglich gewesen wäre, daß er von einer Anzahl entschlossener Abgeordneter mit Brachialgewalt hinausgeworfen worden wäre!

Dieser polnische Minister, Dlugosz, ist erledigt. Das weiß alle Welt. Wenn diese Zeilen gedruckt sind, hat er gewiß schon seinen Abschied. Aber während ich dies schreibe, 24 Stunden nach der Debatte, ist er noch Minister! Ist das nicht ein sonderbarer Zustand in einem monarchischen Staat, wo man sonst gewohnt ist, den Monarchen als den ersten Gentleman des Landes zu betrachten. Der Ministerpräsident befreit den von ihm verehrten Kaiser nicht rechtzeitig von der Gesellschaft eines Mannes, der sich von dem Schmutze sein Leben lang nicht mehr reinigen kann!

Von den ungarischen Korruptionsgeschichten darf man gar nicht zu reden anfangen, weils da kein Ende gäbe. Was die Schlachta in Galizien durch Jahrzehnte gesündigt hat, das hat in verstärktem Maße der madjarische Adel in Ungarn getan.

Digitized by Google

In Ungarn aber wird wenigstens regiert. Zwar besteht eine Gewaltherrschaft, wie sie ordinärer kaum zu denken ist, jedoch muß man sagen: die Leute wissen wenigstens, was sie wollen.

Bei uns in Oesterreich ist keine Rede von irgend einem festen Willen, von irgend einer sicheren Richtung. Ja doch — man will ein großes Heer, eine große Flotte, man will Steuern. Dabei geht kein Geschäft, verdienen die Leute nichts, wandern in Massen aus. Ueberall Zusammenbruch. Und die Lenker dieses Staates sehen nichts und hören nichts. Sie geraten nur in Aufregung, wenn von der glorreichen Dynastie die Rede ist. Sie ist ihr einziger Weltzweck. Für sie sich zu opfern, ist die einzige Aufgabe des österreichischen Staatsbürgers. Mit stumpfem Ohr und blödem Aug starren sie in die Welt. Sie spüren nichts davon, daß die Welt sich gewaltig zu ändern anfängt.

In der Delegation schwatzen sie von unserer herrlichen auswärtigen Zukunft, im Abgeordnetenhause stockt alles. Zu Neujahr sind wir vielleicht so weit, daß das Parlament nach zweimonatiger Arbeit nichts beendet hat, ruhmlos nach Hause geschickt wird und jener § 14 in Aktion tritt, der der Anfang und das Ende aller österreichischen Regierungsweisheit ist.

Die Belagerung von Kremna

Von Hermann Hesse

Zur Zeit der Kaiser Aurelian, Tacitus und Probus hatte in den seit Jahrhunderten als Räubernester verrufenen kleinasiatischen Provinzen Isaurien, Pisidien und Lykien ein gewisser Lydius einen gefürchteten Namen. Er war ein Isaurier und unter Philippus Arabs geboren, und fast alle seine Vorfahren waren Räuber gewesen. Sein Vater war auf einem Beutezug in Lykien umgekommen, sein Großvater und zwei Oheime am selben Tage

Digitized by Google

am Galgen gestorben. Sein ursprünglicher Name ist unbekannt; von seinem zwanzigsten Jahre an nannte er sich Lydius und machte sich unter diesem Namen in jenen Ländern berühmt.

Lydius war von Natur ein kluger und besonnener Mensch, kühn, doch maßvoll in seinen Unternehmungen. Er wußte die Menschen zu benützen und ihre Liebe oder Furcht seinen Absichten dienstbar zu machen. So klomm er rasch von Erfolg zu Erfolg und kostete schon als Jüngling Ruhm und Macht, ohne dessen müde oder gesättigt zu werden. Erst in der Zeit nach seinem dreißigsten Jahre, als ihm immer kühnere Handstreiche wie Wunder glückten, begann ihn der Rausch und Uebermut der Unbesiegbaren zu erfassen, so daß er die von den Göttern gesetzten Grenzen überschritt und endlich jäh zu Falle kam.

Bei einem Zuge durch Kilikien, den Lydius mit seiner zahlreichen Schar unternahm, stieß einst ein jonischer Grieche namens Hephaistion zu ihm, der bisher den kilikischen Seeräubern Dienste getan hatte, nun aber es vorzog, dieser berühmten Schar zu folgen. Von da an vermochte Lydius immer größere Dinge zu unternehmen, die ihm alle gelangen, denn dieser Hephaistion war ein listenreicher, geschickter Mensch voller Anschläge und Erfindungen. Er sprach wohl fünf Sprachen, konnte Karten zeichnen und Spionage treiben, verstand Kriegs- und Belagerungskünste, namentlich aber zeichnete er sich als Scharfschütze und Maschinenbauer aus. Er stellte sinnreiche Wurfmaschinen her, mit deren Hilfe er, sei es mit Pfeilen oder Steingeschossen, seinen Mann auf große Entfernungen sicher traf, und im Fernkampf verstand er sich jedes Gelände listig zu Nutze zu machen, auch mußte er bei Belagerungen die Erdarbeiten an Schanzen und Gräben leiten.

Lydius wußte wohl, was er an diesem Manne besaß. Er erwies ihm Ehre und Freundlichkeit, gönnte ihm doppelten Beuteanteil und die nächste Stelle nach ihm selbst. Anfangs hatte er ihn nicht ohne Mißtrauen und Eifersucht betrachtet, da er fürchtete, es möchte ihm in diesem griechischen Tausendkünstler ein gefährlicher Nebenbuhler erwachsen, der ihn am Ende eines Tages stürzen

Digitized by Google

könnte. Doch sah er bald, daß Hephaistion ihm selbst zwar in manchen Künsten und Gaben überlegen, dennoch aber nicht zum Herrschen geboren sei. Und wirklich hätte jener, trotz seines Geistes, nicht zum Anführer getaugt; dazu fehlte ihm der beherrschende Blick, die mächtige Gebärde und der blinde Todesmut, ohne welche niemand auch nur die kleinste Schar Männer in Gehorsam und Abhängigkeit zu halten vermöchte. Darum ließ er sein Mißtrauen fahren, und auch der Grieche war es ganz zufrieden, sein Ratgeber und oberster Untertan zu sein, statt selber nach der Herrschaft zu streben.

Lange Zeit hielt sich die Schar, mehrere hundert Mann stark, in der kleinen Provinz Pisidien, einem Teile von Pamphilien, auf. Die Bauern wurden um Vieh und Korn, Obst und Wein, die Städter und Kaufleute um Geld und Waren gebracht, und niemand wagte sich dem mächtigen Hauptmann zu widersetzen. Es liefen Klagen und flehentliche Bitten um Beistand beim Statthalter der Provinz und auch in Rom bei Kaiser und Senat ein, und je und je ward eine Abteilung Soldaten gegen die Räuber geschickt, doch wurden sie entweder geschlagen oder mußten sie unverrichteter Dinge wieder abziehen, da die Räuber vor der Uebermacht in das unwegsame, zerklüftete Gebirge des Taurus verschwanden, wo jeder Kampf unmöglich war.

So entstand in Lydius allmählich ein unbändiger Stolz und die Meinung, er könne es im Notfalle wohl auch mit dem römischen Reich und Kaiser aufnehmen, deren Macht sich gegen ihn so oft hilflos erwiesen hatte. Er forderte nun auch die Staatsgewalt unerschrocken heraus, schonte Soldaten und Beamte nicht und ließ gelegentlich hören, er gedenke die ganze Provinz dem Reiche streitig und zu seinem Eigentum zu machen. Es fehlte auch in der Tat daran nicht viel, denn Lydius brandschatzte ganze Dörfer und Weiler, nahm an sich was er nur wollte, und hatte nicht nur Hunderte von streitbaren und geübten Kriegern zu seiner Verfügung, sondern auch überall Späher und Hehler, Spione und heimliche Verbündete.

Digitized by Google

Indessen war in Rom auf eine schwächliche Regierung der tapfere und rechtliche Kaiser Probus gefolgt. Die immer wiederholten Beschwerden und Notrufe aus jenem übel berüchtigten Winkel Kleinasiens veranlaßten ihn bald, strenge Befehle zu erlassen und den dortigen Statthaltern einen regelrechten Krieg gegen die Banditen anzubefehlen. Das bekam Lydius bald zu spüren, und nun schien ihm die Zeit gekommen, seine Macht zu zeigen und dem römischen Reiche offen Hohn zu sprechen. Da er überall von streifenden römischen Truppen verfolgt und belästigt wurde, beschloß er, in offener Empörung Trotz zu bieten und einen großen Gewaltstreich zu wagen.

Auf einen steilen Felsenhang des Taurus gebaut, lag in Pisidien die Stadt Kremna, von Natur und durch Kunst uneinnehmbar, denn sie war auf drei Seiten hart an den schwindelnden Abgrund gebaut und auf der vierten durch eine gewaltige Mauer befestigt. Diese Stadt beschloß Lydius zu nehmen und von da aus aller Welt zu trotzen. Er besprach sich mit Hephaistion und einigen bevorzugten Genossen, die seine verwegenen Absichten billigten, und führte den tollkühnen Plan schon nach einer Woche wirklich aus.

* * *

An einem Morgen im April erschienen am Stadttor von Kremna zehn Männer, welche unsichtbar die steile Bergstraße heraufgekommen waren. Sie besetzten das Tor geräuschlos und ohne ernstlichen Widerstand zu finden, steckten eine rote Fahne auf und ließen die beiden zu Tode erschrockenen Wächter lachend laufen. Kurz darauf kam die ganze Schar des Lydius den Berg herangezogen. Der Anführer ritt auf einem Maultier voraus, ein schöner brauner Mann mit schwarzen, mächtigen Augen. Er schwieg und winkte seinen Leuten, von denen manche sangen und scherzten, daß sie stille seien. Aufmerksam betrachtete er den Weg und die kühn am Absturz hängende Bergstadt. Er wußte wohl, daß er seinem größten Abenteuer entgegen ritt, und daß er aus

Digitized by Google

diesen Mauern nur als gekrönter Sieger oder tot wieder hervorkommen werde. Nachdenklich schaute er zur hohen Mauerzinne empor, vielleicht die Wende seines Glückes im Herzen ahnend, doch kühl und fest, denn Furcht war ihm fremd. Heimlich stach ihn der Stolz, daß er, der vaterlose Abenteurer, als Herr in eine befestigte römische Stadt einritt.

Hinter ihm folgte zu Fuß in guter Ordnung seine Mannschaft, etwa hundert Bewaffnete, eine Auswahl der besten aus seiner Bande, und zuletzt ein Troß von Wagen mit Gut und Getreide samt einer Herde geraubten Viehs. Den Zug beschloß Hephaistion, auf einem kleinen grauen Bergrößlein sitzend, außer dem Anführer der einzige Berittene, ein kleiner stiller Mann mit einem anscheinend gewöhnlichen und harmlosen Gesicht, in dem aber hinter feinen Falten hundert Listen sich verbargen.

Der Einzug vollzog sich ruhig und geordnet. Die Städter sahen verwundert und beunruhigt zu, an Widerstand dachte niemand und müßige Herumtreiber, die im Schatten an der Westseite der Gassen standen oder kauerten, riefen den Bewaffneten Scherzworte zu, die munter erwidert wurden.

Aus einem kleinen Hause, in dessen Erdgeschoß ein Holzschnitzer seine Werkstatt hatte, trat, als eben der Zug vorüber war, ein großes Mädchen mit einem Kruge auf dem Kopf, das schaute den Männern aus großen Augen erstaunt nach. Hephaistion, der zuhinterst ritt, sah ihr einige Augenblicke in die verwunderten braunen Augen, fand ein großes Gefallen an dem schönen Mädchen, nickte ihr freundlich lächelnd zu und summte den Schlußvers eines alten jonischen Liebesliedes vor sich hin.

Lydius besetzte indessen das Stadthaus und ließ sich durch Läufer als Herrn der Stadt Kremna ausrufen. Da seine Leute gute Zucht hielten und weder Eigentum noch Freiheit der Einwohner gefährdeten, hatte niemand etwas wider den Eroberer einzuwenden. Es sprach sich herum, er sei der berühmte Lydius, und viele freuten sich, den merkwürdigen, gefürchteten Helden einmal mit Augen zu sehen. Er achtete dessen nicht, hieß seine

Digitized by Google

Leute bei den Bürgern Quartier nehmen und zog sich, nachdem er Wachen ausgestellt hatte, bald zurück. Die Stadt wurde nun laut und lustig, die meisten Soldaten fanden freundliche und bereitwillige Quartiergeber, Gesang ertönte in allen Gassen. Hephaistion aber hatte im Hause jenes Holzschnitzers Wohnung genommen und sich bei den armen Leuten durch ein paar Silbermünzen beliebt gemacht. Danach begab er sich ohne Eile und vergnügt zu seinem Anführer und brachte den Nachmittag mit diesem über Plänen und Beratungen hin. Abends traktierte er sein Wirtsleute mit Wein und Fleisch, schlug die Leier und sang lustige Lieder, erzählte von fremden Ländern und hatte zu seinen Füßen das große, braunäugige Mädchen, dessen Kopf in seinem Schoße ruhte, während er mit ihren langen dunklen Haaren spielte. Sie hieß Phoebe und folgte ihm zwar nicht in seine Kammer, versprach es ihm aber auf morgen, wobei er es bewenden ließ.

Tags darauf erhielt Lydius Nachricht, daß ein römisches Heer gegen ihn aufgeboten und im Anzuge sei, wie er es erwartet hatte. Nun ließ er seine gesamte Mannschaft auf dem Marktplatz den Kriegseid schwören und begann ungesäumt, die erschrockene Stadt zur Belagerung vorzubereiten. Zweihundert Bürger samt ihren Familien mußten noch am selben Tage die Stadt verlassen, wobei ihnen gestattet war, ihre bewegliche Habe, jedoch nichts Eßbares, mitzunehmen. Es entstand Wehklagen und Entsetzen in allen Häusern, aber keiner wagte sich zu widersetzen, und am Abend waren die Verbannten fort. Tags darauf wurden hundert andere verjagt, und viele weitere flohen aus Todesangst.

Eine Woche später sah man aus dem ebenen Lande her das römische Heer aufziehen, und zugleich kehrten jene vertriebenen Bürger zurück, begleitet von einem Gesandten des Statthalters, der ihre Wiederaufnahme forderte und den Lydius ermahnte, die Stadt zu verlassen. Schweigend zogen die Bürger durch das geöffnete Tor hinein, der Gesandte aber blieb ohne Antwort.

Digitized by Google

Am nächsten Morgen war Kremna von einem großen Kriegsheer umzingelt und in Belagerung gehalten. Lydius zeigte fröhliche Mienen, sein Plan stand nun fest und er war entschlossen, eher selbst samt der ganzen Stadt unterzugehen als nachzugeben. Er begann damit, daß er die gestern zurückgekehrten Verwiesenen von der sichtbarsten und höchsten Stelle der Felsenhöhe hinabstürzen ließ. Drohungen und Flüche schallten aus der Tiefe herauf, die Verurteilten heulten und wehrten sich mit Händen und Zähnen, einige sprangen auch freiwillig in den Abgrund, und in der Stadt verbreitete sich Schweigen und Entsetzen. Jedermann fühlte, welch verzweifeltes Unternehmen im Gange sei, und jedermann zitterte für sein Leben. Wer konnte, entfloh noch jetzt auf Schleichwegen, die Dableibenden zogen sich angstvoll in Häuser und Keller zurück. Von diesem Tage an gab es in der Stadt kein Eigentum mehr, und alle Lebensmittel wurden von Lydius in Beschlag genommen. Er selbst ging hin und wider, befahl und tadelte oder lobte. Die Mannschaft bekam schwere Arbeit. Lydius ließ nämlich einen Teil der Häuser niederreißen, den Boden umgraben und düngen und Korn darauf säen.

Die wenigen in der Stadt verbliebenen Einwohner, kaum ein Drittel der früheren Bürgerschaft, gerieten bald in die äußerste Not. Denn alles Vieh, alle Vorräte an Getreide, Mehl, Wein, Obst und anderen Nahrungsmitteln waren von Lydius gesammelt und in Magazinen verwahrt worden. Eine tägliche Ration an Fleisch, Brot und Wein ward gleichmäßig und ohne Ansehen der Person verteilt, jedoch nur an solche, die täglich eine bestimmte Zahl von Stunden an den Bau- und Erdarbeiten teilnahmen. Die anderen waren dem Hunger und dem Mitleid der Bande überlassen, das zumeist nur den Weibern zu gute kam.

Hephaistion hatte seinem Hauswirte, dem Holzschnitzer, und dessen Frau zur Flucht verholfen und sie mit einigem Gelde versehen, die Tochter aber hatte er bei sich behalten, und nun lebte er mit ihr, wobei sie zugleich seine Magd und Geliebte war. Doch vergaß er über ihr seinen Dienst nicht, sondern war fleißig mit

Digitized by Google

Kartenzeichnen, Pläneschmieden und Beobachtung des Feindes beschäftigt. Zuweilen, wenn einer vom römischen Heere sich unten zu weit vorwagte, richtete Hephaistion sein Geschütz auf ihn und schoß ihn weg. Von den Belagerern reichten nur vereinzelte Schüsse und Steinwürfe bis in die hohe Stadt, sie gaben sich auch wenig Mühe damit und waren entschlossen, die Räuber auszuhungern. Darum tat Lydius mit Hephaistions Hilfe alles, um eine künftige Hungersnot zu vermeiden. Fleisch wurde eingesalzen und geräuchert, alles Korn und Mehl sicher verwahrt, jeder leere Platz angesät, und schließlich kam Hephaistion auf den Gedanken, einen unterirdischen Gang nach dem freien Felde herzustellen. Man begann sofort damit, manche natürliche Höhle und Kluft kam der kühnen Absicht entgegen, und in wenig mehr als einem Monate war der Gang fertig.

Inzwischen war die Bürgerschaft stark zusammengeschmolzen. Kurz vor dem Beginn der Grabarbeiten hatte Lydius einen ganzen Tag das Tor freigegeben, und es hatten Scharen von unnützen Essern die Stadt verlassen. Seither durfte niemand, damit der Gang nicht verraten würde, die Stadt verlassen. Dafür wurde jeder, der keiner schweren Arbeit fähig war und über Hunger klagte, kurzerhand über die Mauer hinabgestürzt, und unten im Geklüfte hatten Geier, Habichte und Füchse gute Tage.

Der unterirdische Gang ward also unter Hephaistions Leitung fertig und führte bis zu einem kleinen Bachtal, das jenseits des Römerlagers lag. Am Tage, da der Gang zum erstenmal benützt werden konnte, hatte Lydius den Griechen öffentlich umarmt und mit einer goldenen Halskette beschenkt. Nun hob in der abgesperrten Stadt ein vergnügtes Leben an. Durch den Gang ward jeden vierten oder fünften Tag geraubtes und gekauftes Vieh, Korn, Brot und anderer Vorrat reichlich zugeführt, auch Wein gab es nun genug, und die Belagerten ruhten von der schweren Erdarbeit bei doppelten Rationen aus. Man hörte Flötenspiel, Würfelklappern und Gesang, die Mädchen mußten tanzen und Lydius selbst veranstaltete auf dem Marktplatz ein Gelage, dem

Digitized by Google

er mit bekränztem Haupt beiwohnte. So ging es bis in den Sommer, und die Römer lagerten mißmutig und ermüdet vor der fröhlichen Räuberstadt. Zuweilen versuchten sie, auf halsbrechenden Kletterwegen die Stadt in nächtlichen Ueberfällen an sich zu bekommen. Aber Lydius hielt scharfe Wache. Wo irgend im braunen Geklüfte ein Kopf sich zeigte oder ein Schritt erklang, da schlug im selben Augenblick ein Hagel von Pfeilen und Steingeschossen ein.

* * *

Im Sommer geschah es an einem Abend, daß eine Frau im Felde ihre Kuh suchen wollte, die sich verlaufen hatte. In einem kleinen Tale zwischen Weidengebüsch und Felsen ging sie suchend und lockend hin und wider, da hörte sie Stimmen, erschrak und verbarg sich im Gestein. Und sie hörte und sah, wie aus dem Boden Männer stiegen und talaufwärts gegen die Berge hin verschwanden. In der Hoffnung auf einen guten Botenlohn lief das Weib sofort zum römischen Feldherrn, meldete ihm die Sache und erhielt denn auch ein Goldstück mit dem Bildnis des vorigen Kaisers geschenkt. Der Feldherr aber legte sich ohne Verzug mit hundert Mann in den Hinterhalt, und als die Räuber mit ihren Vorräten zurückkamen, wurden sie überfallen und alle festgenommen. Der Gang aber wurde verrammelt und beständig mit einer starken Wache besetzt.

Mit diesem Tage hatte das sorglose Leben in Kremna ein Ende. Wein wurde den Leuten nicht mehr gereicht, die Rationen an Mehl und Fleisch setzte Lydius auf die Hälfte herab. Ihm war klar, daß seine einzige Aussicht jetzt noch darin bestand, unbesiegt und trotzig zu sterben.

Tag und Nacht ging Lydius umher und sann, wie er die Stadt am längsten halten könnte. Sein Gesicht wurde dunkel wie eine Wolke. Mit dem Schwert in der Hand trat er in die Häuser, und wo er jemanden fand, der ihm entbehrlich schien, stieß er ihn nieder. Es blieben nur die zur Wache nötigen Leute verschont, sowie einige

Digitized by Google

Weiber, die die Räuber gemeinsam besaßen. Einzig Hephaistion, der sich unentbehrlich wußte und sein Mädchen wohl verborgen hielt, blieb guter Laune und sah dem Unwetter gleichmütig zu. Die anderen wurden von Entsetzen erfaßt, da keiner mehr sich seines Lebens sicher sah und die Rationen täglich magerer wurden. Lydius schlief nicht mehr und trug zu allen Stunden des Tages und der Nacht die blanke Waffe in der Hand. Tagelang herrschte eine dumpfe, tote Ruhe, bis er wieder, mit immer dunklerem Angesicht, seine Wohnung wie ein Raubtier verließ und irgendwo eine einsame Wache, die er nicht mehr für notwendig hielt, mit dem Schwert erschlug oder über die Mauer stürzte.

Manche von seinen Leuten waren entschlossen, ihn umzubringen. Doch es wich vor seinem glühendem Blick ein jeder zurück, und alle diese groben Männer fühlten mit Grauen, daß dieser Mann vom Dämon ergriffen dahinging, ein furchtbares Schicksal zu erfüllen. Hephaistion und einige treue Unterbefehlshaber halfen ihm das Magazin bewachen und folgten ihm schweigend von ferne, wenn er seine grausigen Gänge unternahm, um wieder einen oder zwei von seinen Leuten mit eigener Hand zu schlachten. Es entstand die Sage, er nähre sich vom Blut dieser Opfer, das er rauchend trinke.

Bald machte ihn sein tödlicher Wahnsinn auch gegen die bewährten und getreuesten Anhänger mißtrauisch. So umschlich er in einer Nacht das Häuschen, in dem Hephaistion wohnte, und erlauschte dessen Zusammensein mit Phoebe.

Tags darauf rief er den Griechen zu sich und sagte: „Du hast ein Mädchen bei dir verborgen. Die bringst du mir heute abends, wenn es dunkel wird."

Hephaistion erschrak. Er war nicht willens, sein Täubchen, zu dem er eine zärtliche Liebe gefaßt hatte, herzugeben, und da er sie doch nicht behalten konnte, stieß er dem Mädchen am Abend einen Dolch ins Herz, schlug einen Teppich um die Tote und ließ sie von zwei Männern in die Wohnung des Lydius tragen.

Digitized by Google

Anderen Tages stand Hephaistion bei seiner Schießmaschine auf der Festungsmauer und beobachtete den Feind. Da trat Lydius zu ihm, lächelte und sagte: „Danke für das hübsche Mädchen. Nun könntest du mir noch einen Gefallen tun. Richte deine Maschine auf den Posten dort am oberen Torturm und schieße mir den Mann herunter. Ich brauche diese Wache nimmer."

Der Grieche, der noch das Blut seines Mädchens an seinen Händen fühlte, sah den Lydius scharf an und weigerte sich.

„Schieß doch selber!" sagte er. „Ich habe keinen Pfeil für meine Kameraden."

Da rief Lydius drei Leute her, die stets in seiner Nähe und ihm wie Hunde ergeben waren, die mußten den Hephaistion festnehmen, nackt ausziehen und mit Ruten streichen. Danach ging er weg und schien sich nicht mehr um ihn zu kümmern.

Der Schießmeister aber wußte wohl, daß sein Leben nun verloren sei. Er verbarg sich in einer Zisterne, wartete die Nacht ab und sprang alsdann, mit einem über zwei Bogenhölzer gespannten Leintuche als Fallschirm versehen, über die Mauer ins Ungewisse hinab. Es gelang, und er kam lebend im römischen Lager an, wo er sich zum Feldherrn führen ließ. Diesem entdeckte er sich, erbat Straflosigkeit und versprach dafür, den Lydius zu Falle zu bringen.

Dies gelang ihm auch schon nach wenigen Tagen. Hephaistion hatte sich mit Hilfe der römischen Ingenieure eine Wurfmaschine gebaut, mit welcher er Geschosse bis zur Höhe der Stadtmauern empor schleudern konnte. Nun kannte er den Platz, an dem Lydius hinter einer Mauerlücke zu stehen und den Feind zu beobachten pflegte, genau, und als er ihn wieder dort vermuten konnte, schoß er einen eisernen Pfeil dahin.

Damit war die Belagerung von Kremna beendet. Der Pfeilschuß traf den Lydius ins Auge und verwundete ihn tödlich. Doch hielt er sich noch einen ganzen Tag gewaltsam aufrecht, tötete noch zwei von seinen Leuten und ließ, als er den Tod unaufhalt-

Digitized by Google

sam nahen fühlte, seine ganze Mannschaft einen furchtbaren Eid schwören, daß sie nach seinem Hingang die Stadt nicht übergeben, sondern bis zum letzten Blutstropfen verteidigen wollten.

Als er aber starb und sein gefürchteter Blick aus dem dunklen Angesicht verleuchtet war, erwachte die Mannschaft wie aus einer rätselhaften Bezauberung, spie den Toten an, schmähte und entehrte ihn und ergab sich den Belagerern auf Gnade und Ungnade.

Urteil, Kritik und Erfolg

Von Hermann Gottschalk

Seit es „Erfolge" gibt, gibt es auch Köpfe, die über den Bedingungen des Erfolges zerbrochen werden.

Die Größe des Erfolges steht im genauen Verhältnis zu der Höhe des Kopfscherbenhaufens, denn das Kopfzerbrechen über einen Erfolg mehrt sich mit der Größe der Möglichkeit, durch Schreiben *über* den Erfolg *an* ihm teilzunehmen.

Jeder Erfolg setzt einen Interessenkreis voraus, der durch ihn wirklich oder scheinbar gefördert wird. Die erste Bedingung zum Erfolg-haben-wollen ist daher, sich durch angeborene Begabung und Neigung, oder durch kluges Erspähen in einem Interessenkreis sichtbar zu machen.

Die zweite Bedingung ist, sich möglichst nahe dem Mittelpunkt dieses Kreises anzusiedeln. Man kann nur von der Centripetalkraft der Massen zum Erfolge getragen werden.

In der Wahl seiner Beispiele sei man nicht blöde. Goethe, Bismarck, Pasteur und so weiter seien eben gut genug.

Man beachte das zum Erfolg geboren-sein, aber man überschätze es nicht.

Goethe wird in den Mittelpunkt des Sentimentalitätsbedürfnisses geboren, er *mußte* seinen Werther-Erfolg haben. Bismarck erging es mit dem einheitswütigen Volkswillen nicht anders. Aber so geboren zu werden, ist Glücks-, meinetwegen Bestimmungssache.

Aber sind wir nicht aus dem dumpfen Zeitalter der höheren Bestimmungen herausgetreten? Unser Geist wurde autonom — da sollte der Erfolg eine dunkle Angelegenheit höherer Mächte bleiben?

Es kommt nicht mehr auf das Wesen, sondern auf die Mittel an.

Digitized by Google

Vor allem versteife man sich nicht auf die Urteilskraft; weder auf die eigene, noch auf die seiner Beihelfer, noch weniger auf die der auserseheneu Gefolgsschar.

Die erfolgreichsten Werke waren von jeher die meist verurteilten. Es kommt dahin, daß die Odyssee überhaupt nicht geschrieben wurde, daß der Dichter des Hamlet erstens gar nicht sein Dichter war, zweitens überhaupt kein Dichter, und drittens gar nicht gelebt hat.

Das Urteil also tötet. Die Beteiligung der Urteilskraft an der Schöpfung eines Kunstwerks legt seinem Erfolge den Todeskeim ins Herz.

Auch hüte man sich vor der Verwirrung durch Unterscheidung zwischen echten und unechten Erfolgen. Jeder Erfolg ist echt!

Auch der sogenannte Kitsch-Erfolg ist echt. Er ist sogar echter, als der augenblicklich so im Schwange befindliche ästhetisch-artistische Erfolg, insofern, als sich das Kitschwerk den Erfolg selber erringt, während der des Kunstwerkes das oft unerreicht bleibende Ziel großer Mühen ist.

Er ist echter auch insofern, als er aus naiver Inbrunst, durch unvermitteltes Ineinanderfühlen mit dem Publikum geboren wird. Die Freude des Schöpfers ist von gleicher Art wie die des Empfängers.

Aber, nochmals gesagt: Vergleiche verwirren. Dem wahren Aristokraten existiert nur eine Welt: die seine. Darum sei in erster Linie ein Aristokrat des Erfolges. Lasse niemanden glauben, du glaubtest an den Erfolg eines anderen.

Verlasse dich nie auf deinen Instinkt! Denn Erfolg ist angewandte Psychologie. Vielseitige Kenntnisse sind daher vonnöten. Kenntnisse der Einzelseele, der Massenseele, der obwaltenden äußeren Bedingungen.

Du kannst von Toten so gut lernen, wie von Lebenden. Lernst du von Toten, so bist du sicherer vor unvorhergesehener Duplizität.

Lerne zum Beispiel vom Greco. Modernster der Erfolge. Und lehrreichster zugleich. Du brauchst deshalb noch lange nicht dreihundert Jahre tot zu sein, wie er. Du brauchst höchstens vergleichsweise zu denken, daß das Leben eine vorübergehende Erscheinungsform ist. Heute bist du da, morgen bist du tot, übermorgen bist du wieder da. Also Greco ist mal wieder da.

Du blickst ihm heimlich über die Achsel und denkst: wie kommt das, daß er mit einem male einen Bombenerfolg hat? Er, der ekstatische Mystiker, in einer Welt von Snobs und Jobbern? Und daß sie, so antikatholisch wie nur möglich, sich förmlich wälzen vor Wonne im Nachfühlen seiner sehnsüchtig-ungestillten Gebärde?

Digitized by Google

Deine Frage beweist, daß du diese Welt nicht kennst. Daß du nicht weißt, wie gerade die Gläubigsten mit den Ungläubigsten sich am ausschweifendsten Punkte ihrer Gefühlsbahn wieder schneiden müssen.

Der ekstatische Jenseitsschwärmer Greco stößt soweit wie nur möglich von dieser Welt und ihren Dingen ab, bis an die äußerste Grenze der Darstellungsmöglichkeit. Er bricht Knochen, zerreißt Sehnen, nimmt nicht einmal Rücksicht auf die Unverletzlichkeit des Rückenmarks, nur um der Erlösungssucht den allerhöchstmöglichen Ausdruck zu verschaffen.

Und auch der Jobber ist solch ein Losgelöster. Nur hat nicht das Gefühl ihn losgelöst, sondern der Intellekt. Aber auch er hat den Zusammenhang mit dem Boden verloren. Scheinbar unersättlich nach dem materiell Beweglichen, ist doch das Anhäufen und Befestigen des Errungenen nicht sein Ziel. Seine Erlösungssucht richtet sich ebenfalls gegen die Natur. Er ist ebenso schonungslos wie jener in seiner ungezügelten Bewegungssucht, ebenso rücksichtslos gegen alles Gegebene, ob es nun Knochen und Sehnen oder Sitten und Anschauungen sind, und auch die Unverletzlichkeit des Rückenmarks erkennt er nicht an.

Sie sind beide negative Egoisten, Greco ein Egoist der für sich allein aus der Menschengemeinschaft zu Gott strebenden Seele, der Jobber ein Egoist des anarchischen, nichts Heiliges kennenden Bewegungswillens. Beide schwanken beständig an der Grenze ihrer Existenz: jener die erlösende Verzückung, dieser den Sturz in den Abgrund erwartend.

Solche Verwandtschaft der Stimmungen sollte nicht mit den Ausdrucksformen des Künstlers auch Erlebensbedürfnisse des Jobbers decken können?

Uebrigens würde ich dir nicht raten, katholischer Ekstatiker zu werden, denn bis dir das gelänge, hat Herr Massirer seine Grecos längst ausverkauft und den Molluskenleib des Herrn Snob schon wieder an einer anderen Stelle in Arbeit.

Das ist eben ein wichtiger Erfolgspunkt: beweglich bleiben!

Und wie bleibt man beweglich? Indem man sich niemals ausgibt, niemals etwas ganz will. Hast du dich einmal daran gewöhnt, so wirst du erstaunt sein über deine Beweglichkeit — und wirst auf einmal dein Publikum erkennen.

Du wirst fähig sein, den Erfolg bald so, bald so zu probieren, bis er auf einmal sitzt.

Und unter diesem Probieren wirst du dich deiner großen Aufgabe immer stärker anpassen. Du wirst diese verdammte Schwere verlieren, die dir niemand bezahlt. Das Herumschlagen mit Problemen. Denn du hast das einzige Problem erfaßt, das für dich existiert: das Publikum.

Digitized by Google

Nun sieh dir mit deinen neuen Augen noch einmal den Greco an, den ich dir vorhin rein problematisch auseinanderlegte. Wie anders, greifbarer steht er nun da! Nämlich das, was die Snob- und Jobberseele so intensiv an ihm befriedigte, das kannst du jetzt auch.

Es ist die Erscheinung gewordene Differenz zwischen ihm und der Natur, mit der er seine Entrücktheit bezahlen muß. Das, was jedem, der in seiner Seele nicht mit ihm gehen kann, erzwungen erscheint. Das Manko an seiner Vollkommenheit. Das, was ihn zugleich pikant macht, weil es aussieht, wie unglücklicher Titanismus. Und hiermit pocht er an die weibliche Hälfte seines neuen Publikums, die der eigentliche Hort des Höheren ist, wie überall.

Im Spiegel des unterliegenden Titanen kommt man sich so schrecklich tragisch vor. Das Spiel mit volkswirtschaftlichen Werten erhebt sich zu persönlicher Bedeutung, man weiß, was das Leben ist, wenn auf einer Entscheidung die Frage Million oder Pleite ruht. Man weiß, man lebt ein Titanenleben. Und was für ein Leben! Marées, Salome, Puppchen, der Greco, der Tango — aber was willst du? Nur der ist groß, dem das Größte eben groß genug ist.

Laß dich auf keine Richtungen ein! Schon der Impressionismus wird nur noch mit Patina gekauft. Im übrigen ist eine Richtung immer nur Einer, die andern sind die Räder und Schienengleise seines Erfolges. Also gründe dir deine Richtung.

Das erste Gebot heißt: sei vorurteilsfrei. Du mußt bedenken, daß unsere Zeit die Kunst gar nicht nötig hat. Also darfst du deine Aufdringlichkeit mit keiner Pedanterie beschweren. Unsere Zeit ist ein abscheulich ernstes und häßliches Gebäude, mit einer zusammengeklitschten Front von Kunst und Bildung für solche, die „den Schmuck des Lebens" nicht missen wollen. In dieser Front ist Raum für alle, also sei vorurteilsfrei.

Diese Rücksicht bist du außer deinem Erfolge vor allem seinen unentbehrlichen Mitarbeitern schuldig, den Kunstschreibern.

Laß dieses häßliche Vorurteil, daß Kunst von Können kommt. Kunst ist eine Zusammenziehung von Kuh und Dunst. Das ist etymologisch, zoologisch und publikologisch nachgewiesen.

Du darfst den Kunstkritiker nicht durch Können in Verlegenheit setzen. Er hat um deinetwillen so ungeheuer viel lernen müssen, Fremdwörter, Vergleiche, Entwicklungsstränge, Mikroskopieren und In-die-Zukunft-schauen, daß du keinen unnötigen Ballast verlangen darfst.

Je weniger du kannst, umso sicherer dringt er zum Kerne deines Wesens durch. Dabei beachte dies: dein Nichtkönnen muß echt sein! Denn dafür

Digitized by Google

hat der Kunstschreiber einen natürlichen Instinkt. Er haßt alles, was sich seiner Beweisführung in den Weg stellt, bis aufs Messer.

Ueberschwemme den Markt, aber lege den Pinsel fort, bis du ausverkauft hast. Deine Entwicklungsstufen sollen sich der Aufnahmefähigkeit des Marktes anpassen. Und lasse ja deinen schreibenden Freund nicht hineinfallen! Unterrichte ihn jedesmal pünktlich von der Beendigung der Epoche.

Verfährst du so, so wird dir nicht nur der Erfolg des Publikums sicher sein, nein, auch du bereitest dir eine nie gedachte Fülle des Selbstgenusses. Du wirst erfahren, wer du bist! Eine Erfahrung, die sich der Pedant durch konsequentes Arbeiten lebenslänglich verscherzt.

Je mehr du beim Malen die brutale Willenskraft aus dem Spiel und deinen Nerven alles überläßt, umso größer wird die Offenbarung sein. Denn nichts Geringeres werden die Federn deiner Freunde herauspräparieren, als das Gerüst deiner metaphysischen Persönlichkeit.

Wie dies aussieht? An der plumpen Sichtbarkeit der Erscheinungswelt gemessen: wie ein großes Loch, das die Distanz zwischen dir, deinem Problem und seiner Lösung beschreibt.

Dieses Loch füllt dein kongenialer Kritiker mit seiner Fähigkeit, geistreich zu dünsteln, und seinem berechtigten Widerstand gegen die Erkenntnis objektiver künstlerischer Qualitäten bis zum Rande aus.

Eure beiderseitigen Bewußtseinskomplexe vollziehen das Phänomen der idealen Kongruenz zweier Löcher. Ein Phänomen von nie versagender Ueberzeugungskraft. Es ist schlechthin die centripetale Wirbelkraft eines Vakuums, die das Publikum in deine metaphysische Kurve zwingt.

Hüte dich vor der Abrundung! Ist nicht unsere Zeit von natürlichem Widerwillen gegen alles Fette, in sich selbst Genügsame und Ruhesatte erfüllt? Glaube nur, das vollkommene Kunstwerk ist ein widerwärtiger Fettkoloß. Strebe nicht darnach; du würdest deinen Kritikern eine schwere Verlegenheit und dem Publikum eine Enttäuschung bereiten. Sei mager in jeder Beziehung!

Die solideste Unterlage deines Erfolges sei: Erwartungen zu erregen. Stammle! Aber nicht wie ein Kind, sondern wie ein Fötus. Denn das Jahrhundert des Kindes ist schon wieder überwunden.

Du weißt nicht, wie ein Fötus stammelt? Vertiefe dich in die Primitiven, sieh dich satt an ihrem unverdorbenen Expressionismus. Aber vertiefe dich bis zum Ueberdruß. Picasso soll dich anwidern als ihr altmeisterlicher Bonze, und in den Höhlenmalereien der Steinzeit soll dich das Abwelken tausendmal durchverdauter Traditionen abstoßen. Versuche, den Laut ä-ä zur bildlichen Projektion zu bringen. Das sei die Vorstufe.

Digitized by Google

Dann versuche, den Gebrauch deiner Glieder, deiner Sinne zurückzuentwickeln bis hinter das embryonale Stadium. (Noch im Embryo wird die Kulturbelastung Ereignis!) Versetze dich in einen Zustand des Dich-selbst-Verschlingens, stülpe dich um wie einen Handschuh, schnüre deinen Kehlkopf mit seinen eigenen Lauten zu wie mit einem Strang, ziehe die Pupille deines Auges in die Mitte zurück und lasse den Glaskörper die Hornhaut umgeben, wickle die Gehirnwindungen auf und ziehe sie aus, bis sie einen einzigen dünnen Faden bilden — versuche nur, es wird gelingen. Der Weg zum fötalen Stammeln ist angebahnt.

Ueberläßt du nun der Hand, den erreichten Zustand auszudrücken, so wird er sich wundersam offenbaren. Nackte Gestalten werden sich winden auf deiner Leinwand, über denen die Hoffnungslosigkeit des blinden Ahnens mit ihrer Ewigkeitsbürde ringt. Ihre Schultern werden hochgezogen sein, ihr Kopf auf das Verhältnis 1:25 reduziert, die Augen geschlossen, die Ohren verkümmert, aber das bis zu dreitausend Umdrehungen in der Minute hochgespannte Empfinden des Noch-nicht-seins wird ihre Schenkel blähen und ihrer chylusfarbenen Haut die Durchsichtigkeit einer nichts als Sehnsucht umschließenden Gefühlsblase verleihen.

Aber auch hier mußt du die Klippe des Endgiltigen sorgsam vermeiden. Nicht du darfst dich aussprechen — nein, das innerste, eigentlichste dieser Kunst, das kann nur in Worten gesagt werden. Der Künstler sei nur die Gelegenheit, die Kunst selber lebe allein — nicht einmal in den Worten, nein, zwischen den Zeilen des Kunstschreibers!

Wolle niemals mehr sein, als der Gelegenheitsmacher des Kunstschreibers, und der Erfolg wird dein sein!

Schattenspiel

Siehst du mit dem sonnenweißen
Schöngebreiteten Gefieder
Diese Schar von Tauben kreisen
Ueberm Domplatz auf und nieder?

Doch mit schattenschwarzen Schwingen
Fliegt auf umgekehrten Wegen
Ihr in langgestreckten Ringen,
Eine andere Schar entgegen,

Jener Tauben, die der Sonne
Morgenheitre, schräge Strahlen
Unerschöpfter Künstlerwonne
Auf des Domes Mauern malen.

Rauschend schwebt die Schar der weißen
Nun empor zu blauen Höhen,
Doch die schwarzen müssen leisen
Fluges sinken und vergehen.

Erika Rheinsch

Digitized by Google

Kontrollangst

Man hat diesen Antrag eingebracht: „Der Reichstag wolle beschließen: in Anbetracht zahlreicher Zusammenbrüche von Depositenbanken und der damit zusammenhängenden Verluste des baren Betriebsvermögens unserer schaffenden Stände den Reichskanzler zu ersuchen, dem Reichstag, wenn möglich noch in dieser Session, einen Gesetzentwurf zur Regelung des Depositenbankwesens vorzulegen. Das ist kein Novum, nur eine Wiederholung. Vor Jahren schon lautete ein Antrag: „Der Reichstag wolle beschließen, den Reichskanzler zu ersuchen, einen Gesetzentwurf vorzulegen zur Bekämpfung der Gefahren, die dem Publikum durch Banken und Bankiers erwachsen, die zur Anlage von Depositen oder Spargeldern durch öffentliche oder schriftliche Aufforderungen oder durch Agenten anreißen", 1911 rechnete man bestimmt mit der Vorlegung eines Depositengesetzes, 1912 machte Dallwitz von entsprechenden Reichsregierungserwägungen im preußischen Herrenhause Mitteilung, Anfang 1913 verlangte in der Reichstagskommission die konservative Partei eine baldige Regelung der Frage. Wie beim Kaliproblem gibt es Selbsthilfe-Enthusiasten und Gesetzesforderer. Parteiwünsche sind maßgebender als das Wirtschaftswohl. Schon haben die Banken ihre Spaltenkämpfer losgeschickt. Die sichere Wiederkehr des Regulierungswunsches macht ihnen Angst, sie sagen sich: nie oder bald. Alle Spekulations-Einschränkungen sind ihnen tief verhaßt, sie boxten gegen die Kotierungssteuer und wollen sich beim Spargeldverschludern nicht behindern lassen.

Man behauptet, die Depositenregelung sei nicht realisierbar, das englische Beispiel könne nicht imitiert werden und überhaupt sei alles in Butter. Es käme doch erst auf den Versuch an. Zugegeben: die englische Separation der reinen Depositenbanken von den Kreditbanken ist nicht übertragbar, hat sich in England selbst auch nicht bewährt. Aber müssen wir es mit dieser Trennung machen? Eine Zentralaufsichtsinstanz, eine Anlagekontrolle, energische Bilanzpublikationsvorschriften, würden genügen. Die Trennungspropaganda muß schon an der Unmöglichkeit einer Begriffsdefinition scheitern. Man hat die Hypothekenbanken, die Versicherungsgesellschaften unter Aufsicht gestellt. Man wollte fremdes Eigentum schützen. Das ist die Tendenz des Wirtschaftsrechts überhaupt. Auf dem Depositengebiet muß sie über die Bankinstitute in Aktienform hinausgreifen, sie muß alle Betriebe erfassen, die Spargelder und Geschäftseinlagen aus Zwischengewinngründen investieren. Denn es ist bei Leibe nicht alles in Butter, es ist vielmehr sehr vieles mißlich und faul. Das Geld wird fortwährend in Gefahren geschleudert, selbst größte Banken haben keine Einsicht. Das Immobile wird mit ihm allzu hastig mobilisiert, aus Emissionsmotiven wird eine kranke Erweiterung betrieben, den mittleren Tüchtigen aber und den Soliden vernachlässigt man. Die Kreditrigorositäten 1913 haben das erwiesen. Die Banken hatten Jahre hindurch mit den Depositen die Industrie stimuliert und ließen nun den kleinen Mann ihren Anlagewahnsinn büßen. Wie wollen sie kurzfristige Summen im Kriegsfall plötzlich liquide machen? Ohne Notmoratorium würden sie in die größten Peinlichkeiten kommen. Sie nehmen deutsche Gelder und werfen sie in Haufen ins Ausland. Sie schädigen so das Publikum, das ihnen ihr Geschäft ermög-

Digitized by Google

licht. Sie sind in guten Zeiten aufdringlich mit Blankokrediten und fragen kaum nach der Bonität. Sie hocken dann den Kunden unentwegt auf dem Halse und wundern sich, wenn sie nachher sich mit verpfändeten Weinkellern begnügen müssen. Sie machen alle Tage neue Depositenbuden auf, saugen jeden Groschen an und behaupten, man könne ihnen beruhigt die Autonomie lassen. Sie schreien, wenn ärgste Uebelstände abgestellt werden sollen, über spanischen Stiefel, agrarische Gemeinheiten und dergleichen. Sie haben aber noch nichts Radikales gegen Zusammenbrüche und Millionenverluste vermocht. Herrn Rießers Doppelseele posaunt im Bankbund Kampftöne und streichelt im Hansabund den vom Bankkapital gequetschten und gefährdeten Mittelstand. Die Provinzbankiers sehen nicht den Vertrauenssegen eines Depositengesetzes und leisten den Großen blind Gefolgschaft. Aber es ist kein Zweifel mehr: wir werden die nehmende und gebende Bankenhand beaufsichtigen, wir werden kontrollieren, wie das Geld herangeholt und wie es angelegt wird. Ueberall will die Wirtschaftsgesetzgebung das Eigentum schützen, also muß sie auch für eine sorgsame Behandlung fremder Gelder eintreten.

Auch Amüsantes ist da. Die Verfechter der Banken haben Gründemangel, gehen auf die Suche nach Verteidigungsmitteln und finden Paul Mankiewitz. Sie sprechen ihm das Theresienkreuz für Börsenrettung und Hohenloheliquidierung zu. Das ist ein Mann, sagen sie, das ist ein Volksfreund, hätten wir den nicht gehabt, so wäre die deutsche Wirtschaft von den Balkanschüssen vernichtet worden. Er hat sie gestärkt, er ist mit Morganentschluß eingesprungen, klatscht ihm zu und gebt ihm die Bürgerkrone. Um im Fingerjargon dieses Heilbringers zu bleiben: ausgerechnet .... Nun sind wir geschlagen, nun wissen wir: so lange es noch solche Männer an der Berliner Börse gibt, können Fürstendilettantismus und Balkankrise wüten, es passiert uns nichts.

Ihr Profit ist altruistisch, sie lassen aus Liebe die Kurse purzeln, die Glatze wird zur Gloriole. Zu solchem Quatsch verleitet der Diensteifer, solche Helden schafft uns die Nähe des April. Ins Herrenhaus, ins Herrenhaus, an Gwinners Seite! Der Russendebitor soll die Wirtschaftsethik sanieren.

Alfons Goldschmidt

Die beiden Schädel

In Weimar erneut sich der Streit um die beiden Schädel, von denen der eine seit Goethe, der andere in jüngster Zeit als der Schillers gilt.

Erster Schädel (murmelnd). Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend .... Aber es fehlt die Idee; es fehlt die Idee —

Zweiter Schädel. Lassen Sie sich's nicht anfechten. Sie sind ein Gedicht. Sie sind der Niederschlag einer Auffassung. Was verschlägt es, auf welches Karrenschiebers Rumpf Sie einmal gesessen haben mögen? Der Schiller, von dem die Terzinen handeln, ist niemals gewesen. Er ist gedichtet, wie Sie es sind .... Freilich, der Sie dichtete, sah schon mit Augen eines Naturwissenschafters; aber doch nur mit halbgeöffneten. Er schuf Ihre Form, wie er die Form der Urpflanze schuf. Und die andern erdachten sich einen Schiller dazu.

Erster Schädel. Sie lügen. Es gibt nur einen Schiller, der ich war. Sie, nicht ich, sind Dichtung.

Digitized by Google

Nein, nicht Dichtung: Lüge. Goethe hat mich geehrt, aber nicht erkannt: ihm fehlte die Einfachheit einer Idee. Was wollt ihr von mir? So wie die Deutschen im Jahr 1859 mich feierten: so war ich. So bin ich. Nicht Knochenform, sondern Gedanke und reiner Wille, jedem verständlich, der verstehen will. Zielgerade.

Zweiter Schädel. Denn hinter ihm, in wesenlosem Scheine .... Ich weiß. Sie waren, Verehrter, vermutlich selbst der Schädel eines von denen, die „ihren Schiller" verstanden. Haben Sie den irdischen Menschen, der Sie sein wollen, so sehr vergessen? Nehmen Sie Goethes umformende Stanzen wörtlich? Haben Sie nie von dem skeptischen, dem relativen, dem menschenverachtenden — dem modernen Schiller gehört?

Erster Schädel. Schillers Volk hat keinen modernen Schiller gekannt. Es kannte den zeitlosen, absoluten. Dem hat es Standbilder aufgerichtet.

Zweiter Schädel. Dem Dichter der „— smen". Dem ewig Gestrigen, Nüancenlosen. Diesem Gebilde gewichtsloser Köpfe mögen Sie gleichen. Dennoch, ist Ihnen vor den Standbildern nie der Ekel gekommen?

Erster Schädel. Und Ihnen niemals vor der Schamlosigkeit der Umdeuter?

Zweiter Schädel. Die Umdeuter haben aus dem Ideengötzen einen Menschen gemacht; mich. Sie aber, womit können Sie sich beweisen?

Erster Schädel. Ich schrieb die „Worte des Glaubens".

Zweiter Schädel. Ich schrieb die „Worte des Wahns".

Erster Schädel. Ich lehrte das Ideal.

Zweiter Schädel. Ich lehrte die herzliche Verachtung alles dessen, was uns erhaben schien und wünschenswert.

Erster Schädel. Ich war der Dichter der Freiheit.

Zweiter Schädel. Ich habe die Freiheitsmänner verachtet.

Erster Schädel. Ich dichtete dem Volk; das unterschied mich von Goethe.

Zweiter Schädel. In mir war kein Tropfen eines Demokraten; das unterschied mich von Goethe.

Erster Schädel. Ich war der Begeisternde; weil Begeisterte.

Zweiter Schädel. Ich war der Nachbildner der Begeisterung; studierter Mediziner, der ich war.

Erster Schädel. Ich schuf die Monologe der Jungfrau.

Zweiter Schädel. Ich sagte mein bestes Wort im Talbot-Monolog. Damit allein schlug ich die Schillerlegende tot.

Erster Schädel. Ich war ein Dichter; Dichterworte sind heilig.

Zweiter Schädel. Ich war ein Schriftsteller; Schriftsteller glauben nicht an das Wort.

Erster Schädel. Ich ward verstanden; ob ich gleich frühzeitig starb.

Zweiter Schädel. Ich starb zu spät, um das Mißverständnis dauern zu lassen; in meinen Entwürfen war schon der Anti-Schiller.

Erster Schädel. Ich bin der Schiller der Clara Ziegler.

Zweiter Schädel. Ich bin der Schiller der Triesch und der Lia Rosen.

Erster Schädel. Ich bin der Bekenner.

Zweiter Schädel. Ich bin der Kritiker.

Erster Schädel. Ich rufe zu mir zurück.

Zweiter Schädel. Ich bin die Warnung vor — mir ....

Digitized by Google

Lessings Schädel (epilogisierend). Der echte, vermutlich, ging verloren . . .

Hermann Friedemann

Hardens Prozesse

„Und sprecht nicht immer vom Popo! Versucht es nur, es geht auch so."
Ludwig Thoma.

„Jetzt, nachdem meine Wochenwanderungen durch die „Gegenwart" beendet sind, werde ich in einem eigenen Blatte jedem Sklaven die Möglichkeit bieten, für eine Stunde wenigstens sich als ein Freier zu fühlen; wer in eigenen Lauten Eigenes zu sagen hat, der wird eine Unterstatt finden, mag er dem Kampfe auch, den bis zum letzten Wank fortzusetzen ich fröhlich entschlossen bin, und dem Kämpfer selbst bitterste Fehde künden. Auch in dem freien Blatte aber, das für freie und frohe Europäer von Nichthörigen geschrieben sein soll, wird mein bester Stolz sein, den zu ödem Stallknechtdienst bei Annoncenverlegern jetzt oft erniederten Rittern vom Geiste genugzutun, deren öffentliche oder erzwungen private Zustimmung mir frohestes Labsal war, vom Herbst durch den Winter in den sprossenden Frühling hinein."

So wurde am 14. Juni 1892 die „Zukunft" angekündigt.

1913 liegt ein Band gesammelter Beiträge dieser Zeitschrift vor: „Prozesse". Der Band enthält die unangenehmen und zum Teil nur wenig symptomatischen Gerichtsskandale der letzten Jahrzehnte: von der Humbert an über Dippold, Anna Rothe, Konitz bis in die seligen Gefilde Eulenburgs. Man braucht ein paar Sekunden dazu, um sich jedesmal den Komplex wieder wachzurufen, den diese Schlagworte enthalten, und mit einem ziemlich enttäuschten: „Ach ja, so war es . .!" macht man sich an die Lektüre.

Dieses Buch ist im tiefsten Sinne unanständig. Nicht weil man den Schriftsteller Harden nicht mehr mag, weil man sich schon im Jahre 1892 darüber einig war, daß es kein Verdienst ist, statt „erniedrigt" „erniedert" zu schreiben. Auch nicht, weil man daran zweifeln könnte, ob diese aufgerührten Prozesse nun wirklich gerade eine so symptomatische Bedeutung haben, wie sie Harden ihnen zumißt. Er sagt „ja", ich sage, daß vielfach nur die erotische Materie ein Spectaculum erzeugte, das keins war: aber darüber läßt sich reden.

Das Buch ist unanständig, weil es ohne Scham aus einer bitterernsten Sache, wie es eine Gerichtsverhandlung ist, nur das Theatralische herausholt, das, was der Spezialzeichner für die „Woche" erwischt, was man mit dem Opernglas betrachten kann. Der „Fall Christus" ist keine Affäre, und man stelle einmal die edle, sachliche Behandlung dieser Gerichtsverhandlung in den Evangelien dem Essay Hardens „Richter Pontius" gegenüber. Die Darstellung bringt kaum etwas Neues; tut sie es aber, dann ist es Schmutz. Klischeebesprechungen über die „Prozesse" behaupteten, das deutsche Volk habe längst in diesen Skandalen für Harden entschieden. Aber wir wehren uns dagegen, für einen Menschen zu entscheiden, der genau ausrechnete, wie oft Eulenburg . . . und es sich in Klammern beantwortet: (ungefähr zweihundert Mal). Auch diese . . . drei Punkte sind von ihm (Seite 221). Sie erinnern an die übelsten Pornographien Budapests: auch hier nie ein nackter Körper, sondern immer Strümpfe und ein aufgetakelter Hut. „Er suchte mirs auf alle Weise bequem zu machen (unwiederholbare

Digitized by Google

Details)." Aber den möchte ich sehen, der nicht glänzenden Auges diese Details nachzumalen vermochte, nachdem es ihm Harden auf alle Weise bequem gemacht hatte.

Er hat den Standpunkt verschoben. Er hat längst eine vernünftige Diskussion darüber, ob Homosexuelle schädlich sind oder nicht, in eine geschwollene und unanständige Schilderung ihrer Freuden verwandelt. Diesen lauten und unersprießlichen Angelegenheiten Hardens verdanken wir ein gut Teil der üblichen oberflächlichen Behandlung forensischer Dinge. Die Oper im Landgericht oder die Arie der Themis. „Ein Schaudern war durch den Saal gegangen; durch abgehärtete Männerherzen ein Beben vor solchem Greuel." Ist garnicht wahr. Es ist gar kein Schaudern durch den Saal gegangen, auch kein Beben. Aber damit hüllt man die Verbrechen, hüllt man alles Kriminalistische in den düsteren Schleier ein, aus dem wir es glücklich seit einigen Jahrzehnten herauszureißen uns bemühen. Diese Tenorkriminalistik sieht nicht tief. Bei Hau war ihm die Hauptsache das eingemachte Herz der Erschossenen: „In dem gefurchten, ausgespülten Beutelchen regt sich nichts mehr."*) Jede Gelassenheit ist ihm fremd. Er rast in Abstrakten. Er wühlt sich und andere in Phrasen ein. „Keiner von uns kann beschwören, daß Karl Hau seine Schwiegermutter gemordet hat. Doch ungemein starke Indizien weisen auf seine Schuld. Geldmangel, Prahlsucht, Hang zur Lüge und zu üppigem Leben; heimliche Reise, falsche Depesche, falscher Bart, falscher Telephonruf; er ist an der Stätte und in der Stunde des Mordes gesehen worden, war vermummt ..." Diese Psychologie, die der letzte Amtsrichter in Klein Piepen-Eichen sich Gottseidank abgewöhnt hat, weil ihm schon der Professor im Seminar lehrte, er habe keine Sittenzeugnisse zu erteilen, sondern zu richten, — diese Psychologie spricht hier über Schuld und Sühne ...

Das Buch ist nach dem Erscheinen nicht der buchhändlerische Erfolg geworden, der es vorher zu werden versprach. Kein Wunder, — „man" ist enttäuscht. Man hatte neue Enthüllungen erhofft und mußte sehen, daß es kein Fleckchen mehr gebe, das man nicht schon besichtigt hätte. Schal. Abgestanden. Mehr! rufen sie, mehr! — Und gnade Gott, dem nächsten, der dran kommt! Das wird ein Schlachten! — Denn er hat ins Volk gewirkt. Das kleinste Montagsblättchen tuts ihm gleich. Der Meister hats gelehrt: es gibt nur eine Hemdwäsche, und die „Zukunft" ist ihr Prophet. Das wühlt in den Betten der Angeklagten, zerrt ans Licht, was vielleicht nur die Richter wissen müssen, und schont nicht das Kind im Mutterleib. Das erst recht nicht. Und findet 176 000 Trüffelsucher, wenn er die „Schönebecks" aus dem psychiatrischen Gutachten ins Chaldäische übersetzt.

All das Feuilletonistische (in österreichischem Sinn), das Fettgedruckte, das Schlagwortmäßige der öffentlichen Betrachtungsweise, alles Kriminalistischen in Deutschland, — hier ist sein trüber Quell. Daß im Gerichtssaal von den Richtern eine Bierprobe veranstaltet wird, ist Anlaß zu einer längeren Notiz im „Lokalen Teil", und stets interessiert die Unterwäsche der Angeklagten mehr als die Schuldfrage, ihre „Beziehungen" mehr als

*) Man vergleiche damit Fritz Friedmanns treffende Folgerungen aus diesem Prozeß. „Hau ist kein verstockter Mörder!" Pulvermacher, Berlin. Behandelt die üble Stellung des deutschen Verteidigers vor Gericht.

Digitized by Google

ihre Tat und die geschlechtliche Betätigung mehr als die strafrechtliche.

Dieses Urteil hier hat nichts mit literarischen Wertungen zu tun: mag er gut schreiben, mag er schlecht schreiben, ein anständiger Kerl soll er sein. Und wir sagen das aus Sehnsucht nach Reinlichkeit und zum Schutz privater Verhältnisse vor Gericht.

Kurt Tucholsky

„Ein neues Haus!“

Bruno Taut hat mit dem Pavillon des Stahlwerksverbandes auf der Leipziger Baufach-Ausstellung einen ersten großen und allgemeinen Erfolg errungen! Das „Monument des Eisens“ wie das Haus kurz und bündig getauft wurde, erregte auch bei denen Aufmerksamkeit, die sonst architektonischen Schöpfungen weniger teilnahmsvoll gegenüberstehen. Es fühlte ein Jeder, daß in diesem knappen, phrasenlosen, und so wundervoll energischen Gefüge ein wirklich moderner, und völlig zeitgemäßer Künstler steckte. Aber leider hat das starke Interesse an dem Leipziger Pavillon nicht dazu geführt, daß die Allgemeinheit sich nun auch dem sonstigen Schaffen Bruno Tauts zugewendet hätte. Das ist um so bedauerlicher, als Bruno Taut in Wahrheit schon Bedeutenderes geleistet hat, als jenen Leipziger Pavillon. Gerade jetzt hat er in Groß-Berlin ein neues Wohnhaus gebaut, das eine ganz seltene und wahrhaft hinreißende architektonische Leistung darstellt!

* Es handelt sich um das Eckhaus der Hardenberg- und Schillerstraße in Charlottenburg, das Bruno Taut über einem städtebaulich sehr interessanten Grundriß von Arthur Vogdt aufgeführt hat.

Nichts liegt Bruno Taut ferner, als Extravaganz, Spielerei oder Bluff. Was ihn auszeichnet, ist seine strenge Sachlichkeit, — freilich eine künstlerische Sachlichkeit, nicht die Sachlichkeit des „Zweckkünstlers“ oder des „Puritaners.“ In diesem künstlerischen Sinne war das „Monument des Eisens“ absolut sachlich. Die goldene Kugel, die über der Achteckpyramide saß und die hier und da Bedenken erregte, hatte praktisch-ökonomisch allerdings keinen Zweck! Aber künstlerisch hatte sie durchaus ihren Zweck, war sie niemals zu entbehren!

In diesem künstlerischen Sinne ist auch das Hardenberghaus (das Haus trägt nicht diesen Namen, sei aber im Interesse der Kürze hier einmal so bezeichnet!) völlig sachlich. Bruno Taut geht hier bewußt auf die Urelemente des Bauens zurück und läßt alles bei Seite liegen, was nur Konvention, nur Ableitung ist. Auch er bemüht sich, wie so viele Künstler unserer Tage, um eine neue Einfachheit, um Primitivität. Das alles lag schon im Leipziger Pavillon enthalten und hat hier auf die Besucher, ohne daß sie sich der Ursachen klar wurden, sehr tief gewirkt. Aber um vieles bedeutungsvoller und nachdrücklicher spricht sich das Streben Bruno Tauts im Hardenberghaus aus.

Eine neue Gesinnung, ein neues Lebensgefühl liegt in dieser Architektur! Hier ist alles Aeußerliche, aller Putz, alle „Dekoration“ wie mit einem eisernen Besen weggefegt! Wer einen Blick auf die Häuser der Umgebung wirft, atmet, wenn sein Auge zu der Fassade Bruno Tauts zurückkehrt, aus tiefstem Grunde auf. Ein geradezu erlösendes Gefühl der Ruhe überkommt ihn. Es ist, als ob man nach einem vielstimmigen, unklaren, verwirrenden Geräusch einen reinen

Digitized by Google

und vollen Ton vernimmt. Reinheit! Das ist vielleicht das Wort, das am ehesten der Architektur Tauts gerecht wird.

Ich sagte, daß Bruno Taut auf die Urelemente alles Bauens für seine Fassade zurückgegangen ist. Diese Urelemente sind: die Wand und die Oeffnung!

Wo sieht man heute an unseren Häusern etwas von der Wand! Karyatiden, Säulen, Kartuschen, Büsten, Reliefs decken sie zu — obwohl es gegen früher besser geworden ist. Taut zeigt die Wand, die doch der Sinn des ganzen Bauens ist, in aller ungebrochenen Fülle — und Schönheit. Und er nimmt den Fenstern den Charakter des Zufälligen, des Unbezwungenen, den sie fast überall tragen, nimmt sie als das zweite große Hauptmotiv, setzt sie in ihre vollen Rechte ein! Er hat keine Furcht, daß ihm etwa große Fenster die Fassade zerreißen, er macht sie so groß, als irgend möglich, läßt Querholz und Fensterkreuz fallen und gewinnt aus dem Fenster etwas Ausdrucksvolles, das nun im Stande ist, die Wand zu gliedern! Wand und Oeffnung — sie haben nun eine bestimmte Rolle, bedeuten etwas, wirken sich aus!

Was hier geleistet worden ist, das ist endlich wieder einmal etwas Ganzes, etwas Persönliches, etwas Bleibendes. Es ist eine Befreiung der Architektur von der Konvention, ein Besinnen auf das Echte.

Zu den Urelementen des Bauens gehört freilich noch ein Drittes: die Freude am Schmuck. Diese Freude ist bei Bruno Taut sehr stark und lebendig ausgeprägt. Wo es sein muß, baut er so einfach und schlicht, wie kein Zweiter (seine Gartenstadtarchitektur für Falkenberg beweist es), wo aber eine gewisse Repräsentation zum Wesen der Aufgabe gehört, ist er nicht ängstlich! Daß für ein teures Mietshaus in der vornehmen Hardenbergstraße ein Bedürfnis an Schmuck vorliegt, versteht sich von selbst. Taut hat dem gebührend Rechnung getragen und hat auch hier etwas Kühnes und Ungewöhnliches geschaffen, indem er seine Architektur in eine ganz freie Verbindung mit der Plastik brachte! Auch hier ist der Wunsch, etwas Echtes statt einer Mischung zu geben, leitend gewesen. Das Genre der sogenannten dekorativen Architekturplastik ist ja doch eine Mischung, in der die Plastik die Architektur und die Architektur die Plastik stört. Taut zog einen unserer allerbesten Plastiker zur freien Mitarbeit heran. Georg Kolbe hat, nur sehr allgemein an eine Skizze Tauts gehalten, unter dem Dach eine Reihe von schwebenden Frauenakten, fast vollrund, modelliert, die, wundervoll leicht und frei bewegt, dem Hause etwas Lebendiges, Atmendes geben. Falsch wäre es, diesen Figuren gegenüber wiederum, wie bei der Leipziger Goldkugel, nach dem „Zweck" zu fragen! Sie haben keinen anderen als einen innerlich künstlerischen! Wären sie nicht da, so fehlte etwas!

Das ist ja gerade das Schöne, daß Bruno Taut nicht aus dem Intellekte und nicht nach dem „Geschmack" baut, sondern aus der Phantasie!

Adolf Behne

Die Galerie des 19. Jahrhunderts

Zu H. Gottschalks Anmerkungen in Nro. 51 des „März"

Es ist ein weitverbreitetes Vorurteil, daß ein Kunsthistoriker abstrakt sehen müsse, weil er nicht nur das Einzelwerk, sondern auch noch die Entwicklung sieht. Man meint, das einzelne

Digitized by Google

bedeute für ihn nur einen der Bausteine, aus denen er den Bogen der Entwicklung mehr oder weniger fehlerfrei konstruiert. Das Publikum, welches Galerien besucht, will aber nicht sein Wissen um problematische Entwicklungsreihen bereichern, sondern einzelne Kunstwerke genießen. So kann man auf den Gedanken kommen, das historische Prinzip der Hängung in unseren Museen sei überhaupt nur ein Hilfsmittel, um der mangelnden Augensinnlichkeit der Galeriedirektoren als Vorwand und Entschuldigung zu dienen.

Es soll nicht behauptet werden, daß die Leiter unserer Museen alle Menschen von hoher Augenkultur seien. Der Maréessaal der neuen Pinakothek in München ist sicherlich ein schwerer Mißgriff (nicht nur wegen der grünen Wände). Man kann solche einzelne Geschmacklosigkeiten stärker oder schwächer betonen, aber man bekennt eine Lücke in seinem Nachdenken, wenn man die Hängung nach kunsthistorischen Grundsätzen einiger Mißgriffe wegen prinzipiell verwirft. Gewiß ist die Entwicklung als solche etwas nur abstrakt zu fassendes, und etwas, dessen Erkenntnis die Qualität des einzelnen Werkes nicht zu steigern scheint — gerade auf das einzelne Werk kommt es aber an. Die Galerie soll zum Erleben unvergänglicher Werte, nicht zum Studium von Entwicklungslinien da sein. Also, schließt man, rangieren wir nach der Qualität, nach den Bedürfnissen des fühlenden Auges, nicht nach mehr oder weniger willkürlich angenommenen abstrakten Entwicklungszusammenhängen. Fort mit dem Kunsthistoriker. Er soll Bücher schreiben, die wir nicht zu lesen brauchen. Das Bilderhängen soll er dem Maler überlassen.

Wer die Entwicklung für etwas Unsicheres oder Bedeutungsloses hält, ist gewiß kein Kunsthistoriker. Wer die Entwicklung aber für etwas Abstraktes nimmt, der sieht sicher weder Kunstgeschichte noch Kunst. Aufgabe einer Galerie ist es, ein Ganzes zu bilden, jedem Werke seinen Platz anzuweisen, Wirkungen vorzubereiten, zu steigern, zu vertiefen. Dazu sind die Werke derer, die die Großen vorbereiten, nötig. Wer die Bilder der Großen aus der Entwicklung herausreißen will, verfährt ähnlich wie derjenige, der die kleinen Häuser vor den alten Domen niederreißt, um die Türme frei zu legen. Der freigelegte Dom ist nicht schlechter als vorher, aber seine Wirkung ist geringer. Der Schulzusammenhang ist in der Malerei nichts Abstraktes, sondern eine wohltuende optische Realität.

Mehr noch als den Großen kommt die historische Reihung den kleineren Malern zugute. Man kann einen Wilhelm Diez, einen Löfftz oder einen frühen Habermann heute zwar würdigen, aber wie anders versteht man sie, wenn man sie unter den übrigen dunklen Bildern der Münchener Schule hängen sieht. Nicht nur das historische, sondern auch das anschauliche Verständnis wächst, wenn das Werk in der richtigen Umgebung hängt. Wer heute die Aufgabe hat, Bilder des 19. Jahrhunderts zur Schau zu stellen, vermag nur als Historiker dieser Aufgabe gerecht zu werden. Auch der beste Dekorateur kann die Anschauungswerte, die bei der entwicklungsgeschichtlichen Reihung sich ergeben, nicht ersetzen. Alfred Baeumler

Mariano Rampolla

Im Mai 1903 gab der preußische Gesandte beim Vatikan, Baron von Rotenhan, ein Gabelfrühstück; dabei erschienen die drei Kardinäle Gotti, Agliardi und Rampolla als Gäste. Das Mahl schmeckte gut, und der

Digitized by Google

deutsche Kaiser erschien liebenswürdiger denn je. Gleichwohl erhob sich die tafelnde Gesellschaft vorzeitig und in übler Stimmung. Der Staatssekretär und Vertraute Leos XIII., Kardinal Rampolla, war von einem so heftigen Zittern befallen worden, daß er schon beim ersten Gang Messer und Gabel niederlegte. Auf der Heimfahrt versank der sizilianische Edelmann in ein dumpfes Brüten. Zur Unzeit hatte ihm ein zuverlässiger Späher eine bitterböse Geschichte hinterbracht: beim Eintritt des Präfekten der Propaganda Fide, des beschuhten Karmeliters G. Gotti, in den Palast Odescalchi, war der Hausherr hastig auf den Genuesischen Mönch zugeschritten und hatte ihm zugeflüstert: „Eminenz! Sie sind hier als päpstlicher Thronfolger, Kandidat des Dreibunds. Meinen Glückwunsch!"

Das Konklave ließ aber den Kandidaten des Dreibunds nicht die Stimmen führen, sondern Rampolla. Schon funkelte die dreifache Krone Bonifaz VIII. über dem Haupt des Sizilianers, da fällte ihn der Einspruch von Franz Josef. Nie war der Kardinal größer als in diesem Augenblick — er ließ G. Sarto mit 50 Stimmen zum Papst erwählen, während die Kandidatur des Dreibunds mit den restlichen zwei Stimmen der Herren Fischer-Köln und Kopp-Breslau für G. Gotti schon im vierten Wahlgang am Boden lag.

Die Politik Rampollas war allezeit eins gewesen mit der Leos. Sie erstrebte die Wiederherstellung des Kirchenstaates und darum die Bekämpfung des Italiens Integrität verbürgenden Dreibundes. Warum auch nicht? Nur in Deutschland war in allgemeiner Täuschung über den angeblich religiösen Charakter des Papsttums ein Programm unter Zuziehung von Kirchenhistorikern und Staatsrechtslehrern ausgearbeitet worden, welches eine Versöhnung des italienischen Königreiches mit dem Vatikan bezweckte und dem Papste neben vollster Freiheit sogar eine Gebietsabtretung verschaffen sollte. In heftigster Form hat dagegen Leo XIII. in dem Handschreiben vom 8. Oktober 1895 an seinen Staatssekretär protestiert. Der „Drang der germanischen Völker nach Osten", d. h. von Agram und Serajewo nach Saloniki und Konstantinopel wurde von Rampolla nicht gefördert, weil angeblich die geringe Anzahl von Katholiken in der balkanischen Diaspora das Schlagen einer Brücke von der Donau zum Bosporus nicht ermögliche. Das Bündnis des erzkatholischen Hauses Habsburg mit dem vom Freimaurerorden zur Einheit und zur Großmacht empor gehobenen Italien erschien dem 13. Leo noch hinfälliger als die staatliche Konsistenz der Donaumonarchie. Zur Beschleunigung des Zersetzungsprozesses und zur Erhöhung des Sprachenwirrwarrs in der österreichisch-ungarischen Monarchie brach die römische Kurie sogar mit dem Prinzip der sprachlichen Einheit des lateinischen Katholizismus und begünstigte durch die Glagolitische Liturgie die Kroaten

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne. ::
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30.

Digitized by Google

und Serben gegen Dalmatiner und Italiener.

Sechs Wochen nach seiner Thronbesteigung ließ Papst Pius X. seinem Gönner das Staatssekretariat anbieten. Vergebens. Der Freund der deutschen Geschichtsforscher Mommsen und Gregorovius arbeitete an einer Monographie über die ersten christlichen Sarkophage, in jener Uebergangszeit, worin Apoll und Herakles durch Christus, Juno und Demeter durch die Madonna ersetzt wurden, während der ganze heidnische Hofstaat noch intakt geblieben. Dann folgte das Buch über die Heilige Melanie. Auf Grund langjähriger Studien und Vorarbeiten wurden Chor und Krypta der Titulankirche Sta. Cäcilia in Trastevere stilgerecht erneuert und mit Mosaiken geschmückt. Jene wundervollen Restaurationen kosteten 400 000 Lire. Die Ausrüstung des Kapitels von St. Peter mit kirchlichen Gewändern in frühchristlichem Stil 100 000 Frcs., der Marmorbelag in drei Kapellen seiner Peterskirche das Doppelte. Niemals ist ein Architekt oder Bildhauer, Maler, Archäolog oder Gelehrter von dem Grandseigneur der Kirche um den Preis seiner Leistungen oder Bemühungen befragt worden; jede Rechnung wurde augenblicklich beglichen.

Von dem grausamen und ach so kleinlichen Austilgungskrieg wider die Modernisten hielt sich der Freund tiefgehender Studien geflissentlich fern. Mochten die Totenrichter der Indexkongregation Della Volpe und P. Esser, O. P. alle Intelligenzen der katholischen Gelehrtenwelt aus der Kirche hinausdrängen, Rampolla verhinderte das Schlimmste, den Bannfluch gegen Schell und Loisy, gegen Schnitzer und Buonajuti; denn er als Sekretär der heiligen Inquisition rief jene Kongregation über Kapitalstrafen einfach nicht zusammen.

Die Menge der von dem Toten niedergelegten Würden und Bürden ist Legion: Erzpriester vom höchsten Dom der Christenheit, Verwalter vom Kirchenvermögen der sieben Hauptbasiliken Roms, Prior vom souveränen Orden der Maltheser auf dem Aventin, Präfekt der Vatikanischen Bibliothek, Direktor des geheimen Archivs, Vorsitzender der Kardinal-Kommission für die Verwaltung des Gesamtvermögens des Heiligen Stuhles, Sekretär des Heiligen Officium, Präsident der Kommission für die biblischen Studien, Ehrenpräsident der Akademie für die Verteidigung der Heiligen Katholischen Religion, Rektor der römischen Akademie des Heiligen Thomas von Aquin und der Gregorianischen Universität, Protektor der lateranischen Domherren und der Orden der Trappisten, der Missionäre im nahen Orient, der Augustiner und der Weißen Brüder. Die Schultern von sieben Kardinälen reichen nicht aus, die Bürden zu tragen, die dieser Heros der Kirche 26 Jahre lang allein auf sich genommen, dieser unermüdliche Beamte, der in seiner Amtszeit nur auf einen einzigen Tag den Vatikan verlassen hat, um im nahen Frascati die sterbende Mutter zu trösten und eine Stunde nach ihrem Tode auf den Steinfließen eines verlassenen Kapuzinerkirchleins ausgestreckt liegend das „De Profundis" zu schluchzen.

„Der große Kardinal" — hat ihn Pius X. mit stillem Schauder genannt. So tritt der letzte eines aragonischen Geschlechts, dessen Mutter, die Herzogin Lancia, sich der Abstammung aus Deutschlands ältester Fürstenfamilie, dem Wettinerhause des Königreiches Sachsen rühmt, in die Geschichte ein neben einem Gil d'Albornoz, Vitteleschi, Bellarmin und Consalvi.

Spectator alter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Belgiens Stellung zwischen Frankreich und Deutschland

Von Emile Vandervelde,
Mitglied des belgischen Parlaments

Es läßt sich nicht über die geistigen Beziehungen Belgiens zu Frankreich und Deutschland reden, ohne zunächst den flämischen und den wallonischen Teil des Landes scharf zu scheiden. —

Zwischen den wallonischen Provinzen und Frankreich besteht nicht nur sprachliche, sondern auch kulturelle Gemeinschaft: das französisch sprechende Belgien ist eins der besten Absatzgebiete für Pariser Verleger; an der neuen Brüsseler Universität halten allwöchentlich Professoren der Sorbonne Vorträge; in den wichtigsten Städten liest man ebenso viele Pariser wie belgische Zeitungen; und die belgischen Blätter selbst räumen den französischen Angelegenheiten nicht weniger Platz ein als den lokalen oder nationalen Vorgängen.

Gewiß hindert diese Sprach- und Kulturgemeinschaft die Majorität der Belgier — selbst der wallonischen — nicht, an ihrer Nationalität festzuhalten. Aber ihre französischen Sympathien sind umso lebhafter, als sie durch politische Momente verstärkt werden: für den liberalen Bürger wie für den sozialistischen Arbeiter, die sich widerwillig in die Herrschaft der — zumeist flämischen — Klerikalen fügen, ist Frankreich nach wie vor die „große Nation", die Wiege der modernen Demokratie, das Land des allgemeinen Wahlrechts und der Laienschule.

Oft sieht man in Mons oder Charleroi bei Massenkundgebungen und Volksfesten — neben der belgischen oder der roten Fahne — die französischen Trikolore, das Symbol der Demokratie und der Republik, wehen.

Digitized by Google

Damit soll — wie schon bemerkt — nicht gesagt sein, daß die französisch sprechenden Belgier danach verlangten, eines Tages politisch zu Frankreich geschlagen zu werden. Aber die Begeisterung, mit der sie — zumal in jüngster Zeit — der im Verdacht des Pangermanismus stehenden flämischen Bewegung („mouvement flamingant") ihre „Assemblées wallones", ihre „Associations pour la defense de la langue française", oder ihre „Amitiés françaises" entgegenstellen, läßt keinen Zweifel über ihre Gefühle bestehen. Sollte — zum Unglück für Europa und die Welt — ein Krieg zwischen den beiden großen Nationen ausbrechen, die, neben England, die Träger der europäischen Kultur sind, so wären die Sympathien des gesamten wallonischen Belgiens auf französischer Seite.

Ganz anders steht es mit dem flämischen Teil des Landes. Zwar trifft man in den größeren Städten, zumal in Brüssel, viele Bürger (die sogenannten „Fransquillons"), deren Erziehung ganz französisch ist und die für Frankreich eine ebenso ausgesprochene Vorliebe haben wie die Wallonen.

Aber die große Masse der Landbevölkerung und der Arbeiter spricht und zwar ausschließlich, eine germanische Mundart. Ihre Kultur, sofern bei ihnen von Kultur die Rede sein kann, stammt aus den Niederlanden, ist durch die Niederlande vermittelte deutsche Kultur. Mit dem Tage, wo diese Kultur zu wachsen beginnt, und an ihrer Förderung arbeitet ja die ganze „flämische Bewegung", wird der deutsche Einfluß noch fühlbarer werden.

Fernerhin haben auch politische Faktoren lange Zeit in dieser Richtung gearbeitet.

Freilich trug die flämische Bewegung, die ursprünglich ganz das Werk des katholischen Klerus war, einen schroffen Partikularismus zur Schau. Bezeichnend war ihre Devise: „Wir wollen weder französische Sanskülotten, noch holländische Ketzer, noch auch preußische Sklaven sein!"

Trotz alledem hatte man in konservativen Kreisen eine entschiedene Vorliebe für Deutschland, das als das Land der starken

Digitized by Google

Regierung, der königstreuen Gesinnung und der Anhänglichkeit an kirchliche Traditionen galt. Der Hof war deutschgesinnt. Die Regierung und die katholische Partei neigten umsomehr nach derselben Seite hin, als der Antiklerikalismus in Frankreich agressiver wurde — mit M. Combes, den Einziehungen kirchlicher Güter, dem Kampf gegen die Kongregationen, der Trennung von Staat und Kirche.

Kurz, alle Sympathien unserer offiziellen Kreise galten — bis vor einiger Zeit — Deutschland, oder, genauer genommen: der deutschen Regierung.

Aber seit 1912 ist alles anders geworden.

Einerseits haben sich die Beziehungen zwischen der belgischen und der französischen Regierung wesentlich gebessert.

Unsere klerikalen Minister und die letzten Minister des Herrn Poincaré haben sich kennen gelernt. Sie entdeckten ihre nahe seelische Verwandtschaft. Sie sahen im Lauf ihrer intimeren Beziehungen ein, daß — trotz der Verschiedenheit der Marke — ihr beiderseitiger Konservativismus für einander wie geschaffen war und daß es — nach einem Ausspruch des verstorbenen Sir Charles Dilke — nichts Konservativeres gibt als einen französischen Radikalen.

Andererseits ist die Begeisterung unserer Staatsmänner für die deutsche Politik, das Verhalten und die Größe Deutschlands stark abgekühlt, seit die Deutschen die Hand nach dem Kongo ausgestreckt haben.

Zwar berechtigt nichts zu der Annahme, daß die deutsche Politik in Zentralafrika es unbedingt auf eine Eroberung des belgischen Kongo abgesehen habe. Der Vorteil, den ein Zugang zum großen Strom bietet und der Wunsch, aus der in den Berliner Akten festgesetzten Handelsfreiheit wirtschaftlichen Nutzen zu ziehen, erklären zur Genüge die deutsch-französischen Kongo-Abmachungen.

Aber trotzdem hegt man Mißtrauen; man ist allgemein davon überzeugt, daß noch etwas Böses dahintersteckt und daß, im Fall

Digitized by Google

eines Krieges, in dem Deutschland Sieger bliebe, das belgische Kongogebiet eine seiner Trophäen würde.

Zudem schüren französische Zeitungen dieses Mißtrauen nach besten Kräften.

Fast alltäglich bringt der Pariser „Temps" irgend eine mehr oder minder tendenziös gefärbte Notiz über die Kongo-Angelegenheiten.

Vor wenigen Wochen noch befaßte sich der „Temps" mit der Absteckung der deutschen transafrikanischen Bahnlinie, die von Dar-es-Salam ausgehend, sich bei Tanganika gabeln und einen Zweig nach Kamerun, den anderen nach der portugiesischen Lobito-Bucht entsenden wird, und schrieb (am 14. November):

„So wird sich bald eine Art große deutsche Heugabel ergeben, an der der belgische Kongo wie ein Heubündel stecken wird. Nicht als ob man annehmen dürfte, daß Deutschland die Eroberung des äquatorialen Afrikas beabsichtige. Es wird höchstens einen politischen Druck auf Portugal ausüben wollen, dessen Zollrechte, in Angola, für den deutschen Handel sehr störend sind. Aber selbst wenn man den Gedanken an Eroberungspläne ganz beiseite läßt, scheint es offenkundig, daß Deutschland sich als wirtschaftliches Expansionsgebiet den einzigen Fleck des Erdballs ausersehen hat, wo — außer in der asiatischen Türkei — ihm die Wege nicht gesperrt sind."

Kann es einen unter diesen Umständen wunder nehmen, daß 1912, als die belgische Regierung vom Parlament die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und eine beträchtliche Erhöhung des Heeresbudgets forderte, an leitender Stelle die Ueberzeugung herrschte, daß nach einem etwaigen, für Deutschland günstigen Krieg, Belgien zwar vielleicht seine Selbständigkeit bewahren, aber sein Kongogebiet einbüßen würde.

Das war einer der Gründe, die die Militärvorlage herbeiführten; es war nicht der einzige.

Nach der Abstimmung über die deutsche Wehrvorlage vom 14. Juni 1912 legten verschiedene Mächte der belgischen Regierung nahe, daß man sie nicht mehr für fähig halte, im Notfall eine Verletzung der belgischen Neutralität zu hindern. Man gab

Digitized by Google

ihr zu verstehen, daß, infolge unserer Machtlosigkeit, die Deutschen, die an der belgischen Grenze wichtige Vorkehrungen getroffen haben, im Handumdrehen den größten Teil des Landes besetzen könnten. Und man erklärte ihr, daß unter diesen Umständen, aus Furcht vor den Folgen einer solchen Besetzung, andere Mächte, etwa Frankreich oder England, es im Kriegsfall für angezeigt halten könnten, Deutschland zuvorzukommen.

Auf diese Argumente sich stützend, setzte es M. de Brogneville, trotz der antimilitaristischen Tendenzen der Mehrheit, bei eben dieser Mehrheit durch, daß die Kriegsstärke des Heeres etwa verdoppelt und das Heeresbudget um wenigstens 30 Millionen jährlich erhöht wurde.

So ist im ganzen genommen die derzeitige Stimmung des flämischen und wallonischen Belgiens Deutschland und Frankreich gegenüber.

Aber diese kurze Skizze wäre durchaus unvollständig, wenn sie mit keinem Wort den Einfluß erwähnte, den unsere beiden großen Nachbarn auf die soziale Arbeiterbewegung in Belgien ausüben.

Auch hier muß man zwischen Flandern und den wallonischen Provinzen unterscheiden.

In Flandern, zumal in Gent, ihrem Geburtsort, ist die sozialistische Partei unter der unmittelbaren und fast ausschließlichen Einwirkung des deutschen Sozialismus begründet worden.

In den wallonischen Provinzen hingegen stehen ihre Anfänge in ebenso innigem Zusammenhang mit dem französischen Sozialismus; und bis auf den heutigen Tag, besteht ein fortwährender Gedankenaustausch zwischen französischen und wallonischen Sozialisten.

Dessen ungeachtet ist der wirtschaftliche Gegensatz zwischen Frankreich und Belgien zu tief einschneidend, als daß die Methoden der französischen Arbeiterbewegung Aussicht hätten, sich bei uns einzubürgern.

Digitized by Google

Der revolutionäre Syndikalismus der C. G. T hat in belgischen Sozialistenkreisen niemals viele Jünger gefunden, und in den letzten Jahren haben unsere Parteiführer sich je mehr — für Theorie und Praxis — in die Schule der deutschen Sozialdemokratie begeben.

Die marxistischen Bestrebungen haben an Ausdehnung gewonnen. Unsere einst stark lokal oder föderativ gefärbten syndikalen Organisationen haben sich nach Art der deutschen Gewerkschaften zentralisiert, und in dem Maße, wie die Kulturentwicklung des Arbeiterstandes Fortschritte macht, wird der deutsche Sozialismus das Vorbild, dem man nacheifert.

So läßt sich letzten Endes feststellen, daß die zunehmende Entfremdung des belgischen Volkes für die deutsche Regierung zusammenfällt mit dem stets erneuten Streben der belgischen Sozialisten, sich dem demokratischen und sozialistischen Deutschland zu nähern.

(Uebersetzt von L. Rebensburg.)

Der advocatus diaboli

Von Theodor Heuß

Der Leutnant von Forstner hat das persönliche Glück allmählich völlig überflüssig zu werden. Notwendig ist er ja nie gewesen, und man ist sich schließlich auch darüber einig, daß die Unarten eines jungen Menschen, an dem, von seinen geschichtlich gewordenen Militärtorheiten abgesehen, auch sonst nicht viel Angenehmes zu sein scheint, für eine politische Krise einen etwas ungenügenden Unterbau darstellen.

Nun beginnt das Grundsätzliche stärker hervorzutreten. Der Leutnant hat mit seiner Tapsigkeit nur einen Stein ins Rollen gebracht, der vorher schon locker saß. Dieser Steinschlag hat freilich

Digitized by Google

vielerlei kaput gemacht, aber er hat auch die geologische Struktur klar gelegt. Man weiß, wo man dran ist — kein unwesentlicher Gewinn.

Der Berliner Polizeipräsident hat ungebeten den Auftrag übernommen, alles das noch etwas deutlicher zu machen. Er hat sich nicht davor gescheut, vor Europa sein juristisches Doktordiplom zu blamieren, indem er jenes Urteil des Militärgerichtshofes in Straßburg mit Berufung auf (falsch interpretierte) preußische Gesetze angriff — der Sinn für Kompetenzen war bei ihm je und je schwach entwickelt. Er hat auch jene echt preußische Torheit nicht unterlassen, Elsaß-Lothringen, das 1870 teuer genug erkaufte, als „Feindesland" zu bezeichnen, wovon ihn die ungeschickten Waschversuche der Offiziosen, die sogar er fand, nicht rein kriegen. Das sind Wissens- und Taktfragen, die in dem großenteils humoristischen Katalog des Dr iuris Traugott von Jagow eben eine Nummer mehr darstellen.

Wichtiger aber ist die Aufnahme, die das staatsrechtliche Bekenntnis des unzulänglichen Formaljuristen gefunden hat. Nicht daß sich harmlose Bürger davon bluffen ließen, nicht daß eine unüberlegte Presse einen Augenblick auf den Einfall kam, Jagow eine gewisse Autorität in solchen Dingen zuzugestehen — die konservative Presse erkannte diese Kundgebung als ihr Sprachrohr an. Sie verkämpfte sich um Jagow. Sie pries den mutigen Mann, der seine Ueberzeugung gegen eine Welt befriedigter Stimmung stellte. Und auf Jagow folgte der Chor der übrigen: die konservativen Zeitungen hallen wieder von den Klagen der Leute, denen über der Bestrafung eines unreifen Schlagihntot die staatliche Ordnung zusammenbricht, sind ausgefüllt von den verzweifeltsten juristischen Konstruktionen, in denen das normale, biedere Rechtsempfinden geradezu grotesk zusammenbewiesen wird.

So gräbt sich die Zaberner Angelegenheit ihren Weg zur prinzipiellen Fragestellung, die mit Obersten und Leutnants, die mit dem Elsaß fast gar nichts mehr zu tun hat: wo, wie grenzt sich die Gewalt des Staates mit der Sphäre des Rechts? Wer ist

Digitized by Google

der Staat, wie weit reicht seine Autorität, welches sind die Wirkungen und Eigenschaften seiner „Hoheit"? Wir sind mitten in die staatstheoretische Aussprache hineingeworfen, und dafür sind wir Herrn von Jagow dankbar. Dankbar auch für seine unvergeßliche Formel: „Militärische Uebungen sind Akte der Staatshoheit" — Akte der Staatshoheit stehen aber außerhalb der kriminalistischen Verfolgung. Denn nun hat die weitere Verhandlung der Angelegenheit, die uns im neuen Jahr begleiten wird, eine Fragestellung, die über die Lappalien hinaus eine Vertiefung erfahren kann.

Worum es sich handelt, ist, durch diese Diskussion den Staatsbegriff rein durch zu halten — er darf weder durch militärische Ueberheblichkeit noch durch absolutistische Romantik verdorben werden. Man muß ihn, damit er nicht im Herzen des Volkes zu einem Gegenstand der Feindseligkeit werde, gegen die Staatspolitiker dieses Schlages schützen. Der Staat ist der Garant des Rechts, nicht eine Gewalt, die mit irgend einer höheren Rechtfertigung die selbstgesetzten Schranken der bürgerlichen Ordnung durchbrechen darf. Das Militär ist ein Werkzeug des Staates, notwendig zur Wahrung seiner Unabhängigkeit, nimmermehr aber der Träger des Staatsgedankens und der Repräsentant der Staatshoheit. Die Jagowsche Staatshoheit, die den Nachweis ihrer Autorität auf dem Schädel eines armseligen Schustergesellen erbringen will und darf, grenzt an Staatsgefährdung. Aber man begreift nun jenen Jagowschen Erlaß vom August 1911: „Mehrere Vorfälle aus neuester Zeit geben mir Anlaß zu der Bekanntgabe, daß ich fortan jeden Schutzmann, der zu spät von der Waffe Gebrauch macht, bestrafen werde." Die andere Formel für die Stechprämie des Leutnants von Forstner.

Die preußische Staatsregierung hat sich mit der Kundgebung des Herrn v. Jagow beschäftigt oder beabsichtigt sie es wenigstens; die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat es mitgeteilt. Die Freude an diesem mutigen Juristen scheint heute nur gering; Dr Oertel ist umso bestürzter, daß Bethmann das Volk bei seinem

Digitized by Google

Mißvergnügen zusehen läßt. Er möchte die Türe nur ein wenig weiter aufmachen, denn einstweilen weiß man noch nicht, wie weit die Rechtsbelehrung des Polizeipräsidenten gegangen ist.

Der neue, preußische Landtag, der jetzt zusammentritt, hat als eine der ersten Pflichten, den Herrn v. Dallwitz zu einer Meinung zu zwingen über die Korrekturen, die sein lieber Jagow in die deutsche Rechtsprechung hineinbringen möchte. Dann könnte er sich auch darüber aussprechen, wie weit es ein Vorzugsrecht gehobener Beamten ist, sich wirkungsvoll in dem Töpferladen der hohen Politik zu bewegen? Und nach welchen juristischen Examensqualifikationen man in Preußen Carriere macht?

Albanien

Von Albrecht Wirth

Mit weniger als 200 Mann trat Pizarro den dreißigtausend Kriegern des Atahualpa gegenüber, und eroberte Peru, und in der Folge das ganze weite Inkareich, das an die drei Millionen Quadratkilometer groß war. Mit wenig über sechshundert Mann nahmen die Yankees Kalifornien und Nevada; ein Gebiet, fast doppelt so groß wie Deutschland. Unendlich kleine Haufen begründeten normännische Herrschaften in Salerno, in Kalabrien und auf Sizilien. Schon streckten, seit 1080, seit der Landung in Durazzo, die Normannen die Hand nach der Weltherrschaft aus, und eine ihrer Fürstinnen, Konstanza, ward die Mutter des glänzendsten Kaisers des Mittelalters. Kleinheit eines Volkes steht seiner weltgeschichtlichen Bedeutung nicht entgegen; es kommt auf den Willen zur Macht, auf die Zähigkeit sich durchzusetzen an.

Die Albaner belaufen sich nach der geringsten Schätzung auf 900 000, nach der höchsten auf dreieinhalb Millionen Köpfe. Sie sind zersplittert wie die Armenier und Kurden, haben indes gleich

Digitized by Google

ihnen einen Ursitz mit zusammenhängenden Siedlungen, haben eine Heimat, wo sie sich mehr oder weniger frei von fremden Einflüssen entfalten können. Durch mannigfache Schranken sind sie auch dort behindert, und von einander getrennt, durch solche des Glaubens, der Sitte, der Bildung und der Tracht; allein sie sprechen überall so ziemlich dieselbe Sprache, und erkennen einander auch ohne weiteres als Mitglieder desselben Volksstammes, als Brüder, an. Toskisch und Geghisch ist nicht so weit auseinander, wie Platt- und Hochdeutsch. Die Tracht wechselt wohl bei den Weibern von Gau zu Gau, und ist bei Christinnen und Mohammedanerinnen verschieden; dagegen ist die Tracht der Männer verhältnismäßig einheitlich im Gebirge. So ist schon ohne weiteres eine brauchbare Unterlage für einen selbständigen Staat gegeben. Dazu bedenke man die werbende Kraft des Nationalismus, Tschechisch war schon zu einer Sprache der Hausknechte und Viehmägde herabgesunken, und Palacky schrieb den ersten Band seiner böhmischen Geschichte deutsch, als durch die Erschütterung von 1848 eine Flut des erwachenden Volksbewußtseins heraufbrauste, und in einem einzigen Menschenalter alle Dämme überschwemmte. Die Rumänen waren Jahrhunderte lang sogar völlig verschollen; kein Geschichtsschreiber, kein Sänger kündete von ihnen, und dann waren sie plötzlich wieder da, und griffen sofort wie fressend Feuer um sich. Sobald einmal ein albanischer Nationalstaat entstanden ist, werden die Volksgenossen, die draußen in der Zersplitterung, unter fremden Flaggen leben, ebensogut dorthin gravitieren, wie die Serben und die Bulgaren in der Diaspora den Anschluß mit dem volksverwandten Staate ersehnt, und zum Teil erreicht haben. Ich sehe auch nicht ein, warum Albanien seiner Kleinheit halber nicht lebensfähig sein sollte. Es ist ja richtig, daß ungefähr die Hälfte des angestammten Bodens durch die Londoner Beschlüsse den Skipetaren entrissen wurde; allein auch in der jetzigen Gestalt ist das neue Fürstentum noch immer viermal so groß wie das alte Montenegro, das doch seinen Willen und seine Fähigkeit zum Leben glänzend bewiesen hat.

Digitized by Google

Einheitlich ist allerdings das neue Fürstentum nicht. Vor allem sind da die Kutzowlachen. Gerade im Herzen des neuen Fürstentums, zwischen Valona, Durrazzo und Berat ist eine der ausgedehntesten wlachischen Sprachinseln mit Ausläufern nach Tirana, el Basan und Gradiska. Vorläufig jedoch wird das Vorhandensein dieser Kutzowlachen, deren Zahl wohl kaum hunderttausend viel überschreiten dürfte, die Einheitlichkeit der Gesamtschichtung nur wenig stören; vorläufig herrscht im Gegenteil die innigste Freundschaft zwischen Albanern und allen Angehörigen rumänischer Zunge, dank den Griechen, deren törichte und maßlose Gehässigkeit die Wlachen schon seit Jahren an die Seite der Albaner trieb. Von anderen Volksfremden sind nur äußerst wenige vorhanden, meist Italiener und Griechen, dann einige Montenegriner, Oesterreicher und andere in den Küstenstädten. Die Zigeuner spielen keine Rolle. Dergestalt ist das neue Albanien weit einheitlicher, als irgend ein anderer Balkanstaat. Denn nirgends deckt sich bei den anderen Volk und Staat in so hohem Maße, wie in dem jungen Fürstentume; nirgends sinkt, wie dort, die Zahl der Fremden auf weniger als ein Siebtel der Gesamtbevölkerung.

So weit wäre also alles in schönster Ordnung, gäbe es nicht sehr viele und sehr starke Elemente der Uneinigkeit. Katholiken stehen gegen Orthodoxe, und beide gegen die Muhammedaner. An der Küste ist die alte Kultur Venedigs, und der neuzeitliche Geist des Westens, im Innern herrschen Zustände, urtümlicher als bei den Germanen des Tacitus. Dazu tobt unaufhörlicher Zwist unter den Führern. Kein Gau, der nicht seine Stammesfehden aufwiese; kein Staatsmann, der nicht eine ganze Schar unversöhnlicher Feinde auf den Fersen hätte. So sind alle die drei Hauptgruppen in sich zerspalten. Ein Teil der Katholiken folgt dem Erzbischof in Skutari; ein anderer dem Dioskurenpaar Dodschi und Bib Doda. Im Süden gibt es Anhänger der Griechen und Anhänger einer Nationalkirche. Bei den Muhammedanern vollends sind die Vlora gegen die Toptiani, und beide gegen Faik Bey

Digitized by Google

Konitza, und Ali Riza und Hassan Bey vom Stamme der Krasnitschi, und dann wieder sind die Vlora im Schoße der eigenen weitverbreiteten Sippe nicht einig: Ferid Pascha, der frühere Großvezier nennt Ismail Kemal eine Kanaille (übrigens der Lieblingsausdruck albanischer Politiker) und Ekrem Bey zieht noch an einem anderen Strang. Häufig handelt es sich da auch nicht um politische, sondern lediglich um persönliche Streitigkeiten. Bei den Albaniern ist der äußerste Idealismus Trumpf. Berühmt ist das Wort des Franziskaners Georg Fishta geworden: Man kann eher ein Schock Flöhe, als zwei Albaner unter einen Hut bringen. In noch höherem Grade als es bei uns noch zwei Jahrzehnte nach der Reichsgründung Gebrauch war, jeden politisch Andersdenkenden als „Reichsfeind" zu verdammen, so ist für jeden Skipetaren, der Volksgenosse, der in irgend einer mehr oder minder wichtigen Frage einen abweichenden Standpunkt einnimmt, ohne weiteres ein Verruchter, ein Elender. Dabei bleibt es keineswegs bei Gedenken oder Worten; nur zu rasch kommt es zur Tat, und zwar zur Mordtat. So wurde neulich Djedo Zuk, eine Hauptstütze der erzbischöflichen Partei, Kaimakan in Alessio (ich hatte ihn wenige Tage vorher kennen lernen; er war ein kleiner schmächtiger Mensch mit klugen Augen) ermordet; und nichts kennzeichnet die Zerrissenheit der Verhältnisse besser, als daß kein Mensch zwar daran zweifelte, daß der blutigen Tat eine politische Absicht zu Grunde lag, daß aber andererseits kein Mensch eigentlich wußte, wer die verborgene Hand war, die den Zuk gefällt hatte. Die einen rieten auf Essad Pascha, die anderen auf Montenegro; die meisten auf seinen Glaubensgenossen Bib Doda Pascha, dem er bei seinem Streben nach der Fürstenkrone der Mirdita im Wege gestanden habe.

Nicht nur die Uneinigkeit zehrt an dem Volke und besonders seinen Führern, sondern auch die Habsucht. Die meisten Führer nehmen Geld, von wo sie es kriegen können. Wir sprechen da natürlich gleich von Korruption, wir sollten uns jedoch daran erinnern, daß auch die Ubier und Bataver und die Feinde des

Digitized by Google

Arminius im Solde Roms standen, daß die Schweiz ihre Söhne nach Paris und Rom verkaufte, und es dennoch fertig brachte, bei weit schwierigeren Verhältnissen einen dauernden Staat zusammenzuzimmern; endlich, daß deutsche Fürsten noch im 18. Jahrhundert ihre Landeskinder an England verkauften. Es ist kein Zweifel, daß Ismail Kemmal Bey und Issa Boljetin nicht von einer, nein, von einer ganzen Anzahl auswärtiger Regierungen Geld genommen haben. Wenn man es jedoch versucht, sich in die Vorstellungsweise der Skipetaren hinein zu versetzen, so wird man einsehen, daß hier keine Preisgabe für Geld, keine eigentliche Charakterlosigkeit vorliegt. Für einen Albanier ist Geld, das er von irgend woher ohne greifbare Gegenleistung empfängt, lediglich eine Anerkennung für seine persönliche Ueberlegenheit. Er selbst fühlt sich nichts geringes, und findet es nur in der Ordnung, daß man dies Gefühl auch anderwärts teile. Er fühlt sich durch eine solche Ehrenbezeugung, durch ein Geldgeschenk, nicht im mindesten verpflichtet, ja, es fehlt nur wenig, so würde er das Geschenk für einen Tribut erachten, der ihm von rechtswegen zukommt.

Das steht freilich auf einem anderen Blatt, ob die ersten tastenden Anfänge des Fürstentums Albanien gleich zu dauerhaften Bildungen führen werden. Das junge Rumänien wurde erst drei Jahre lang von dem Obersten Cuza geleitet, bevor die Hohenzollern auf den Schild erhoben wurden; in Griechenland gebot Capo d'Istria vor dem König Otto. Wir möchten dem Fürsten Wied sicherlich alles Gute wünschen: darüber, daß er einen schwierigen Posten antrete, ist niemand, und er selbst am wenigsten, im Zweifel. Es ist aber keineswegs notwendig, daß der Fürst Wied dem Beispiel des Battenbergers folge.

Man begegnet oft der Ansicht, und zwar gerade in den Schriften von wirklichen Kennern, daß wirtschaftlich in Albanien nicht viel zu holen sei. Ich habe jedoch den begründeten Argwohn, namentlich in jener bestimmten Richtung, wo bergbaulicher Gewinn lockt, daß die Kenner mit Absicht die Hilfsquellen des Landes „unter-

Digitized by Google

treiben", um die Aufmerksamkeit nicht allzu sehr darauf zu lenken, um einst selbst Erschließungssyndikate zu gründen, und so den Schaum abzuschöpfen. Nach dem, was ich selbst auf fünf Reisen gesehen und erkundet, halte ich Albanien sowohl landwirtschaftlich, als auch bergbaulich, für sehr zukunftsreich. Auf den weiten, oft tischgleichen Ebenen wachsen alle Früchte, die bei uns reifen, und dazu noch Südfrüchte, die wir nicht haben. Im Norden gibt es den trefflichsten Tabak, im Süden Baumwolle und Reis. Wo aber unfruchtbares Gestein den Anbau unmöglich macht, da locken Gold- und Silberadern, da sind Kohlen- und Eisenschätze vergraben. Zur Ausbeutung von alle dem ist vor allem ein neuzeitliches Verkehrswesen nötig. Man bedenke, daß bis zum heutigen Tage Albanien nicht eine Schiene Eisenbahn besitzt. Sobald einmal Eisenbahnen das Land durchziehen, wird sich der Ertrag, und nicht minder der Handel, verzehnfachen.

Vom Leben und Sterben

Eine medizinisch-statistische Betrachtung

von Professor Dr. Hans Hübner in Marburg a. L.

Vor Dir hängt ein Wandkalender. Und mit Einem Blicke überschaust Du die zwölf Monate, die 365 Tage, aus denen sich das Jahr zusammensetzt. Einer dieser Tage ist Dein Geburtstag, ein anderer wird Dein Todestag sein. Fragt sich nur, in welchem Jahr .....

Vorbei ist der Kinderglaube der Menschheit, der eine Parze den Lebensfaden durchschneiden ließ. Wir stellen die ewige und unruhvolle Frage, wie lange wir noch zu leben haben, an die Wissenschaft, die so vieles schon enträtselt hat, und sie gibt uns wirklich hierauf eine Antwort. Die Statistik, die man die Kunst zu lügen genannt hat, und die doch die Kunst des Wahrsagens sein möchte, hat für jedes Lebensjahr bis in die zweite Dezimal-

Digitized by Google

stelle die „Lebenserwartung" ausgerechnet, wenigstens für Leute, die, wie Rosenkranz und Güldenstern als „mittelmäßige Söhne dieser Erde" dahinleben. Wer Glück hat, bekommt noch einige Jahre draufgelegt, wer Pech hat, stirbt früher. Ob man aber solch ein Pechvogel ist oder nicht, das steht leider nicht in der Statistik.

Der Zwanzigjährige — sagt die Statistik — wird noch 42,32 Jahre leben. Genau so viel wurde aber auch — nur — dem Neugebornenen prophezeit. So vorsichtig mußte sein Horoskop gestellt werden, weil die Säuglingszeit in Wahrheit „das gefährliche Alter" ist. Fast ein Fünftel aller Neugeborenen überlebt es in Deutschland nicht, das hierin leider in der Welt voran ist: die Säuglingssterblichkeit ist in fast allen anderen Ländern geringer, am kleinsten in Schweden und in den Balkanstaaten.

Wenn man den Gefahren des ersten Jahres entronnen ist, so steigen die Lebenschancen sofort bedeutend, und den glücklichen Dreijährigen verheißt der Statistiker als Prophet die längste Reihe von Tagen, die er zu vergeben hat: 54,87 Jahre. Und doch muß bekanntlich der 58jährige noch nicht unbedingt sterben: die früher erwähnten Pechvögel, die aller Statistik zum Trotz vorher starben, verbessern seine Lebensaussichten so weit, daß ihm noch 14,47 Jahre in Aussicht gestellt werden können. Und wenn er diese mit 72½ Jahren hinter sich hat, so darf er aus demselben Grunde sogar noch auf 7 weitere Lebensjahre rechnen.

In anderen Zahlen ausgedrückt, lassen sich die Tatsachen so gruppieren: Ein Drittel aller Menschen erreicht das zwanzigste Lebensjahr, das zweite Drittel lebt bis zum 65., und nur das letzte Drittel tritt ins Greisenalter. Und so erfüllt sich das Wort der Bibel: Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig — für die Mehrzahl der Menschen nicht.

Es erhebt sich hier die bange Frage: Leistet die Medizin heute noch nicht mehr, als in den Tagen des Psalmisten? Ja — und nein.

Digitized by Google

Das Kräutlein, das alle Krankheiten heilt, ist immer noch nicht gefunden, und Tag für Tag sehen wir auch heute noch jugendliche Leute ins Grab sinken, deren Körper unter der unheimlichen Minierarbeit giftiger Bazillen zusammenbrach. Gegen manche Krankheiten hat uns die Wissenschaft gute, gegen einzelne sogar sichere Waffen geschmiedet, aber im allgemeinen kann man von gefährlichsten Volkskrankheiten wenigstens, von denen, die die Sterbekurve der Menschheit im wesentlichen festlegen (Cholera, Pest, Pocken), sagen, daß die Chancen, sie zu überstehen für den einzelnen Erkrankten heute noch nicht wesentlich bessere sind, als in früheren Zeiten. Aber daß die Gefahr, an diesen Seuchen, die früher die Völker dezimierten, überhaupt zu erkranken, für uns so außerordentlich viel geringer geworden ist als für unsere Vorfahren, und dies trotz der durch den Weltverkehr so überaus gesteigerten Uebertragungsmöglichkeiten, das ist ein Verdienst der wissenschaftlichen Medizin, das der Laie in seinem ganzen Umfange gar nicht erfassen kann, weil es eben wesentlich negativer Natur ist. Wir kennen ja die Gefahren der Pocken gar nicht mehr: nur dadurch ist es ja zu verstehen, daß gegen das segensreichste Gesetz, das je einem Volke gegeben wurde, das Impfgesetz, noch immer von einer Gruppe fanatischer Laien Sturm gelaufen wird. Wir kennen nicht mehr den Schrecken des Mittelalters, als der schwarze Tod durch das Land zog: aber auf die ärztliche Kunst, die dies erreicht hat, darf heute noch jeder Pfuscher ungestraft schimpfen.

Als die Mannschaft des Kolumbus aus Amerika zurückkehrte, brachte sie eine wahre Büchse der Pandora, die Syphilis, nach Europa, und in kurzer Zeit verbreitete sich von diesen wenigen Menschen aus die unheilvolle Krankheit über den ganzen Erdteil aus: heute kommen fortwährend in unseren größten Häfen Schiffe aus Indien an, die Pestratten an Bord haben, und von jedem dieser Dampfer würden völkermordende Epidemien ausgehen, wenn wir es nicht verständen, die Keime dieser Krankheit zu finden und zu vernichten. So würde die Kultur zur Feindin des Menschen werden, sie würde uns, die sie geschaffen haben, ver-

Digitized by Google

nichten, könnten wir nicht die ungeheuren gesundheitlichen Gefahren, die von ihr ausgehen, paralysieren. Wenn bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein nur ganz wenige Gemeinwesen sich zu volkreichen Großstädten entwickeln konnten, was heute manchem Dorfe gelingt, so lag das ganz sicher nicht an einer geringeren Fruchtbarkeit ihrer Bewohner — diese ist jedenfalls größer gewesen als die der heutigen Generation —, sondern in erster Linie daran, daß die ansteckenden Krankheiten, Typhus, Blattern u. s. w., das Anwachsen der Bevölkerung verhinderten.

Und jetzt erleben wir das Wunderbarste: Krankheiten, an denen früher die Menschen starben, sterben jetzt am Menschen.

Den ersten großen Erfolg dieser Art verdanken wir sogar noch dem Mittelalter: Wenn Deutschland heute so gut wie frei von der Lepra ist, so müssen wir dies auf die rigorosen Absperrmaßregeln zurückführen, mit denen man die Leprösen schon damals in den Spitälern zusammentrieb. Dort starb schließlich die Krankheit zusammen mit ihren Opfern aus.

Die Neuzeit hat dann einen ähnlichen Triumph gegenüber einer anderen mörderischen Krankheit erzielt: Deutschland ist pockenfrei geworden durch die gesetzlich garantierte Durchführung der Jennerschen Schutzimpfung. Und auch vor einer anderen furchtbaren Krankheit brauchen wir in Deutschland keine Angst mehr zu haben: vor der durch Tiere übertragbaren Tollwut. Die auf Grund des Reichsviehseuchengesetzes durchgeführte Bekämpfung hat es dahin gebracht, daß von den 60 Millionen Deutschen jährlich kaum 5—6 dieser Krankheit erliegen. Sie kommt nur noch in den Grenzprovinzen vor, wo tolle Hunde über die Grenze wechseln können.

In unseren Tagen haben wir es dann noch erlebt, daß eine Krankheit durch ein neu gefundenes Mittel mit völliger Sicherheit geheilt werden kann: es ist dies die Framboesie, eine tropische, der Syphilis nahestehenden Infektionskrankheit, die durch das Ehrlich'sche Mittel mit solcher Sicherheit geheilt werden kann, daß ganze Spitäler, die nur für diese Krankheit errichtet waren,

Digitized by Google

nach Heilung des letzten Patienten einfach geschlossen werden konnten.

Seinen Schrecken verloren hat nach Einführung der Serumbehandlung der frühere Würgengel der Kinder, die Diphtherie. Starben früher von 10 000 Kindern bis zu 15 Jahren jährlich 37 an dieser Krankheit, so ist jetzt diese Zahl auf 9,8, d. h. auf den dritten Teil also gesunken. Der geniale Entdecker der Serumtherapie, v. Behring, arbeitet übrigens zur Zeit an einer weiteren Verbesserung seines Mittels, die dem letzteren größere prophylaktische Wirkungen verleihen soll. Durch Schutzimpfung gefährdeter Schulkinder u. s. w. könnte dann auch dieser Krankheit mehr und mehr der Boden abgegraben werden.

Die größten Anstrengungen macht unsere Medizinalverwaltung zur Zeit bei der Bekämpfung der Tuberkulose und des Typhus. Wenn auch die Wissenschaft kein direktes Heilmittel gegen diese beiden Krankheiten gefunden hat, so kennen wir doch jetzt die Wege, auf denen die Ansteckung erfolgt. Die Typhusbazillen kommen hauptsächlich mit den Nahrungsmitteln in den Körper: es ist daher unter allen Umständen zu vermeiden, daß die letzteren durch die Hände von Personen gehen, die Typhusbazillen beherbergen. Es hat sich nun gezeigt, daß es sogenannte Dauertyphusbazillen-Ausscheider gibt, Personen, die den Typhus durchgemacht haben, und die Bazillen immer noch ausscheiden, obwohl sie selbst längst gesund sind. Diese Schuldlos-schuldigen können, wenn sie in der Küche, einer Meierei oder einem anderen Nahrungsmittelbetriebe beschäftigt werden, die Ursache zu großen Typhusepidemien werden. Diese Typhusausscheider herauszufinden und in Kontrolle zu behalten, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Typhusbekämpfung. Daß diese auf dem rechten Wege ist, zeigt der Abfall der Typhussterbekurve: Im Jahre 1877 starben von 10 000 Einwohnern in Deutschland noch 4 am Typhus, 1905 nur noch einer.

Das schwierigste Problem stellt uns noch immer die Tuberkulose. Zwar ist auch bei ihr in den letzten Jahren ein deutliches

Digitized by Google

Abfallen der Sterbeziffer zu konstatieren, aber es ist noch sehr zweifelhaft, ob wir hierin einen Erfolg der mit so großen Mitteln in Deutschland in Szene gesetzten Heilstättenbehandlung zu sehen haben. Mehr und mehr bricht sich vielmehr die zunächst paradox klingende Anschauung Bahn, daß heute nur deshalb weniger Menschen an Tuberkulose sterben, weil mehr an ihr erkranken. Untersuchungen der letzten Jahre haben nämlich unwiderleglich gezeigt, daß so gut wie jeder Erwachsene mit Tuberkulose infiziert ist, d. h. bereits in seinen Kinderjahren eine Infektion mit Tuberkelbazillen durchgemacht hat. Diese gar nicht mehr abzuleugnende Tatsache verliert ihren Schrecken, wenn man erfährt, daß eine solche schwache Kindheitsinfektion gegen eine spätere stärkere einen, wenn auch nicht absoluten, so aber doch einen relativen Schutz verleiht. An der Schwindsucht stirbt viel eher, wer aus der Kindheit tuberkulosefrei hervorgegangen ist. Daher erliegen ihr so leicht die gesunden Angehörigen der Naturvölker, der Neger u. s. w., wenn sie in unsere tuberkuloseverseuchten Städte kommen. Gelegenheit zu einer solchen „massigen" Infektion mit Tuberkelbazillen, denen auch ein halbwegs immunisierter Organismus erliegen kann, geben nun aber nur zu leicht die licht- und luftlosen Wohnungen der Großstädte; dort vegetieren die Krankheitskeime, die ein Tuberkulöser ausgehustet hat, im Dunkel und im Schmutz ungestört weiter fort, wirbeln mit dem Staube auf und werden eingeatmet. Man hat die Tuberkulose daher eine Wohnungskrankheit genannt; die Bemühungen, diese mörderischste aller Krankheiten einzudämmen, müssen daher die Assanierung der tuberkuloseverseuchten Wohnungen zum Ziele sich setzen. Die hustenden, Tuberkelbazillen auswerfenden Schwindsüchtigen müssen aus ihnen hinausgebracht, und Luft und Licht hineingebracht werden.

Hier steht die Hygiene noch vor einer großen Aufgabe. Aber sie wird sie lösen. Wenn der illustre Leiter des preußischen Medizinalwesens, Geheimrat Kirchner, den Abfall der Tuberkulosesterblichkeit in den letzten 30 Jahren von 340 auf 141 (auf 10 000 Lebende

Digitized by Google

berechnet) kürzlich als „erbärmlich gering" bezeichnete, so spricht daraus das Vertrauen zu der Kraft seiner Organisation, die in Zukunft noch mehr leisten wird.

Erstaunliches ist bereits geschehen. Der Rückgang der allgemeinen Sterblichkeit ist viel größer als der vielbeklagte Geburtenrückgang und läßt die Volkszahl, trotz des letzteren, mehr und mehr anschwellen. Wer will den Segen ermessen, der sich darin ausspricht, daß nicht mehr 270 Menschen von 10 000 (wie im Jahre 1877), sondern nur noch (1905) 186 sterben.

Und doch kann es dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß sich den Bemühungen, die Sterblichkeit mehr und mehr herabzudrücken, irgendwo eine Kraft entgegenstemmt: Von einigen Krankheiten hört man heute viel häufiger sprechen als früher. Ich denke hier weniger an die Blinddarmentzündung, die wohl jetzt kaum häufiger vorkommt, als früher, sondern nur besser erkannt wird, ich denke vielmehr an jene schweren Nervenkrankheiten, die man mit Recht als eine Folge der wachsenden „Zivilisation und Syphilisation" der Bevölkerung angesprochen hat. Mit dem rapiden Anwachsen der Großstädte muß auch die Zahl der Opfer dieser Großstadtkrankheit und der nervenzerrüttenden Unrast der Städte zunehmen. Dem still dahinlebenden Kleinasiaten verwirrt die Syphilis nicht das Nervensystem; aber wenn dieses in dem aufreibenden Kampfe ums Dasein schon „einen Knacks wegbekommen" hat, dann kann ihm die Syphilis den Rest geben.

Zwar nicht auf der Grundlage der Syphilis, aber doch auch durch die „im Zeitalter der Maschinen und des Verkehrs ungeheuren Zermürbung des Nervensystems" entsteht nach Magnus-Levy die Zuckerkrankheit, und auch sie ist nach der Ansicht dieses Autors in einer erschreckenden Zunahme, besonders bei der reicheren, städtischen Bevölkerung begriffen. Ist doch die Zahl aller in den öffentlichen Krankenanstalten Deutschlands behandelten Kranken in den letzten 30 Jahren um das 3,3fache, die der Zuckerkranken um das 19fache gestiegen.

Digitized by Google

Und noch unheimlicher erscheint auf den ersten Blick die durch die Statistik erwiesene Zunahme der Todesfälle an bösartigen Geschwülsten, unheimlich, weil wir über ihre Entstehungsursache noch so gut wie gar nichts wissen. Nur so viel ist bekannt, daß sie hauptsächlich im höheren Alter auftreten, und hierin scheint der Grund für ihr vermehrtes Vorkommen in den letzten Jahrzehnten zum Teil schon zu liegen: Das durchschnittliche Lebensalter nimmt zu. Zwei scheinbar so heterogene Dinge, wie die Vermehrung der Krebssterblichkeit und die Verringerung der Geburtenzahl — letztere zu einem Teile wenigstens — haben die gleiche Ursache: die Bevölkerung tritt mehr und mehr aus dem fortpflanzungsfähigen in das „krebsfähige" Alter.

Und hier zeigt sich, noch in der Ferne, der Punkt, über den die Kraft der Medizin nicht hinwegkommt. Ihr Kampf gegen die Krankheiten gleicht in letzter Linie dem gegen die Hydra, der immer ebensoviele Köpfe von neuem wieder wuchsen, als ihr abgeschlagen wurden. Der Gedanke, daß die Medizin die Krankheiten einst ganz aus der Welt schaffen könnte, daß der Tod an Altersschwäche der einzig natürliche sein würde, er wird ewig ein Traum bleiben, und, möchte man mit Moltke sagen, nicht einmal ein schöner. Eine mildere, nur die Greise treffende Absterbeordnung würde mehr und mehr die zeugende, Kinder, Kraft, Kultur schaffende Schicht der Menschheit auf Kosten der älteren, ruhenden, genießenden zurückdrängen. Das eiserne Naturgesetz, das stets die Gattung schützt und gegen das Einzelindividuum grausam ist, will es anders. Ihm kann und soll die Medizin, die schönste Blüte der Naturwissenschaften, nicht entgegenarbeiten. Ihre Aufgabe ist es nicht, uns ein möglichst langes, sondern ein möglichst gesundes, schaffensfrohes Leben zu geben.

Digitized by Google

Die Haarnadel

Von Catherina Godwin

Eine junge Frau ging manchmal zu einem jungen Manne, denn sie liebte ihn.

Sie liebte ihn sehr —

Jedoch sie trafen sich nur etwa alle acht Tage für ein paar Stunden, er hatte nämlich sehr viel zu tun, sehr viel gesellschaftliche Verpflichtungen und Rücksichten gegen seine Familie zu nehmen.

Eigentlich lebte sie nur noch für den Moment, wo sie bei ihm sein durfte, in der Zwischenzeit wartete sie —

Ich bin sehr glücklich — dachte sie oft und weinte dabei.

Ihr Glück konzentrierte sich hauptsächlich in einer Ecke seines großen Ateliers, wo auf breiter Ottomane viele weiche seidene bunte Kissen, gegen die türkische Verkleidung der Mauer ruhten.

Da sagte er oft flüsternd schöne kurze Sätze zu ihr: Z. B. .... nur Du — — — Besondere..... Wenn Du fort bist, atme ich sehnsuchtsvoll den Duft Deines Körpers aus diesen Kissen..... wir gehören zusammen.....

....Meine Welt bist Du....

Es lag ein seltener Klang von Wahrheit und Ueberzeugung in seiner Stimme.

Und sie glaubte ihm —

* * *

Einmal — als sie von ihm kam — bemerkte sie, daß ihr Perlenhalsband fehlte. Sie ging sogleich wieder zurück, schellte — aber es machte niemand auf.

Dann läutete sie bei der Hausmeisterin, die das Aufräumen seiner Wohnung besorgte.

Digitized by Google

Die Hausmeisterin hörte mit diskret-verständnisinnigem Kopfnicken zu und geleitete die Dame hinauf in seine Wohnung.

Die breite Ottomane wurde zur Seite geschoben, der türkische Teppich ausgeschüttelt — die vielen bunten weichen Seidenkissen durchstöbert.

Es fand sich aber nichts.

Nur ganz versteckt unter den untersten Kissen, lagen zwei Haarnadeln.

Die eine war solch glatte schwarze Stahlnadel, wie die junge Frau sie immer trug, die andere war eine etwas größere mit einem gewellten Einbug in der Mitte, wie die junge Frau sie niemals trug —

—

Darauf vergaß sie plötzlich ihr Perlenkollier, gab der diskret-verständnisinnigen Hausmeisterin 3 Mark, die: — aber nein doch, aber nein doch — sagte und das Geld einsteckte, während die junge Frau, — die beiden Haarnadeln krampfhaft in der Hand haltend — mit bebenden Knieen die Treppen hinabschritt.

* * *

Während sechs Tagen saß sie fast immer bei der fremden Haarnadel.

Saß still trauernd davor, wie vor einem Grabe.

Hörte das Grammophon seiner Worte dauernd in ihrem Hirn: .... nur Du .... Besondere .... wenn Du fort bist, atme ich den Duft Deines Körpers .....

— Es ist die große Lüge — fühlte sie.

— — Es ist nun alles anders — alles aus —

— —

Ich werde nie mehr zu ihm gehen.

Digitized by Google

Ich werde nie mehr auf ihn warten — — nie mehr — ich werde — nie — mehr — seiner Lüge, lauschen —

—

Es ist nun alles tot —

—

Aber am siebenten Tage kam ein Brief von ihm, darin stand: Ich erwarte Dich heute Abend 8½ Uhr, Du Einzige —

P.S. — Dein Perlenkollier hat sich hier gefunden.

Sie zerriß das Schreiben. Ging zum Schreibtisch — las nochmals seine vielen Briefe und verbrannte sie.

Ihr schien, als versänke ihr Leben ohne Ziel und Zweck.

— Es ist nun alles aus, wiederholte sie matt.

Doch als es langsam dunkelte — dachte sie in plötzlichem Schrecken:

Wieso ist denn alles aus?

? Warum?

Was ist aus? und was ist anders?

— es hat sich ja nichts geändert — nichts — — es war aus — schon zuvor — vielleicht schon lange zuvor — vielleicht schon immer — nur ich wußte es nicht.

Es ist ja alles wie bisher! — — es kann alles bleiben wie bisher!! — ich brauche ihn jetzt nicht zu verlieren, denn ich habe ihn ja schon längst verloren — —

— er darf nur nicht ahnen, daß ich es weiß.

— Sie kleidete sich in hastiger Erregung an, kämmte sich sehr schön und befestigte die fremde gewellte Haarnadel in ihrer eigenen Frisur.

Später beim matten Scheine der Ampel schob sie heimlich die fremde Nadel wieder unter das unterste Seidenkissen der breiten Ottomane. —

Digitized by Google

Der weiße Schlaf

Von Hans Harbeck

rat man aus der notdürftig erwärmten Wachtstube hinaus ins Freie, so fiel einen die Winterkälte mit scharfen Zähnen an. Unwillkürlich blieb man einen Augenblick stehen, zog die Kapuze noch einmal fest über die Ohren und stapfte dann mit ingrimmigem Trotz durch den fußhohen Schnee.

Es war eine halbe Stunde vor Mitternacht. Ich pfiff die Melodie „Siehste woll, da kimmt er", und der Posten, den ich ablösen sollte, stolperte durch die Dunkelheit auf mich zu. Ich merkte seinen eiligen und gleichzeitig stockenden und unregelmäßigen Schritten an, daß ihm die Kälte bis in die Eingeweide gedrungen war.

„Auf Posten nichts Neues", murmelte er im Vorbeilaufen und begab sich dann schnell und geräuschvoll in die Wachtstube.

„Tod und Teufel!" sagte ich zu meinem Gewehr, das mir in der Einsamkeit der Winternacht als ein treuer Freund erschien, „jetzt heißt es, tapfer sein!"

Mein Gewehr schmiegte sich enger an meinen Arm, als ob es mich trösten und ermutigen wollte.

Langsam schritt ich die schmalen Fußsteige entlang.

Ueber der Landschaft hing träg und traurig ein bleifarbener Himmel. Ein paar Sterne leuchteten ohne Lust. Die Felder ringsum glitzerten weiß, aber das Tannengehölz im Westen lag da wie ein Aschenhaufen. Eine Windmühle hielt ihre Holzarme wie im Schmerz erstarrt in die Luft. Sie war wie ein flehentliches Gebet. Und im Osten, eingebettet in das Tal, schlief die Stadt. Ein paar Kirchtürme standen schattenhaft und gespenstisch gegen den Nachthimmel. Ein paar zuckende Lichter, letzte schwache Ausstrahlungen der Lebensenergie, deuteten ungewiß den Rand der Stadt an.

Eine weiße Einöde waren die Felder rundherum. Nur mühsam unterschied das Auge in südlicher Richtung ein von Bäumen umstandenes Gehöft.

Die Stille war vollkommen. Ich lehnte mich an die nach Norden gerichtete Mauer des Pulverhauses und lauschte gierig in die Nacht hinaus. Meine Ohren lechzten nach irgendwelchen Geräuschen....

Warum heulte nicht irgendwo ein hungriger Wolf? Warum krächzte nicht irgend ein heiserer Rabe? Warum, zum Donnerwetter, bellte nicht wenigstens irgend ein ganz gewöhnlicher Köter?!

Ich ballte die Faust, soweit meine dicken schwarzen Handschuhe das zuließen, und war erbittert über das starrsinnige Schweigen der Natur.

Digitized by Google

Eine romantische Anwandlung kam über mich. Ich nahm mein Gewehr, legte den Kolben an die Backe und zielte — auf das Himmelsgewölbe.

Ich wollte einen Alarmschuß abgeben und die Welt aus ihrem Todesschlaf aufscheuchen.

„Wach auf!" rief ich —

Der Klang meiner Stimme, der mir unheimlich nah und zugleich unheimlich fern schien, brachte mich jählings zur Besinnung.

Nach zwei Stunden wurde ich abgelöst. Schleunigst verfügte ich mich in die Wachtstube, schüttelte die Kälte aus meinem Mantel und sog die Ofenwärme wie eine Arznei in mich hinein.

Meine beiden Wachtkameraden, ein pfiffiger kleiner Buchdruckergehilfe und ein grobknochiger Pferdeknecht, lagen eng nebeneinander auf der Holzpritsche und schnarchten aus Leibeskräften. Die Petroleumhängelampe, deren Zylinder vom Rauch geschwärzt war, verbreitete einen kümmerlichen Lichtschein. Die leeren Bierflaschen, der abgenützte Würfelbecher und das abgegriffene Wachtbuch auf dem Tisch bildeten ein melancholisches Stilleben.

Zunächst versuchte ich auch zu schlafen. Aber mich fror jämmerlich. Da sprang ich auf, zündete mir eine Zigarre an und holte aus meinem Tornister ein kleines graues Buch. Das hieß „Der weiße Schlaf" und war von dem deutschen Dichter Max Dauthendey.

Ich bin heute nicht mehr imstande, über die Wirkung, die dieses merkwürdige Buch auf mich ausübte, genaue Rechenschaft zu geben. Es war, im Bilde gesprochen, ungefähr so, daß ich grätschbeinig auf dem Rücken des Buches saß, die Beine bequem und vergnügt pendeln ließ und wie auf einem verzauberten Rößlein durch die Landschaft trabte. Ich spürte die Kälte nicht mehr und hörte kaum, daß der Ostwind an den Fensterläden rüttelte. Ich vergaß die Wirklichkeit....

Die kahlen Wände der Wachtstube bevölkerten sich mit den Visionen des Dichters.

Schneeflocken fallen vom Himmel wie weiße Nullen mit rundem Leib, lebendig wie Bienen und Fliegen. Am Schneeberg sitzen Raben in Hungerscharen und ducken sich fröstelnd und mißtrauisch in ihre schwarzen Flügeldecken. Der Nachtwind trägt Gewimmer durch die Gassen und jagt mit Sprüngen zwischen die Sterne. Eisschollen drücken den Fluß wie gefrorene Sorgen. Die Nachtstürme reiten die Bäume krumm und machen aus dem Haus eine schrille Flöte und wehen Dächer auf wie Deckel von einem Buch.

„Die Geliebte ging weit in den Nebel fort...." Der Dichter fühlt sich wie kahle Winterberge mager und spürt den Frost noch im geheizten Zimmer. Die Trennung macht ihm das Blut dürr. Wie ein Storch geht

Digitized by Google

er auf seinen langen Gedanken und ist der Sehnsucht und der Oede Beute
Fragt er nach der Liebsten,

„da hängen sich als Antwort still
nur Tränen an die beiden Wangen."

Aber — da hört er bekannte Schritte nahen, und alle Winterfurcht ist vergessen, und das Herz brennt gleich lichterloh.

„Seh' ich von fern deine Schläfen, dran sich die Härlein zart krausen,
springt mir zur totkalten Wange herzhaft der röteste Saft."

Und

„Ich küsse meine Geliebte, sie kann meine Gedanken auftauen."

Ganz leise sprach ich diesen Vers vor mich hin, und wie Diebe eilten meine Gedanken in die Stadt, in eine bestimmte Straße, in ein bestimmtes Haus, in ein bestimmtes Zimmer....

Vor dein Bett, Geliebte, kniete ich hin, legte zitternd meine ganz kalte Hand auf deine ganz warme Hand und nannte zärtlich wie im Traum deinen Namen.

Da öffneten sich zwei Augen und waren gar nicht erschreckt.

Und ich hob die Arme, und mir war, als ginge ich mitten in ein rosenrotes Feuer hinein und wüßte nichts mehr von Leben und Tod....

Nach dem Fest

Von Hermann Hesse

Von der Tafel rinnt der Wein,
Alle Kerzen flackern trüber,
Wieder bin ich denn allein,
Wieder ist ein Fest vorüber.

Traurig lösch ich Licht um Licht
In den still geword'nen Räumen,
Nur der Wind im Garten spricht
Aengstlich mit den schwarzen Bäumen.

Ach wenn dieser Trost nicht wär,
Müde Augen zuzumachen.....!
Und ich fühle kein Begehr
Jemals wieder aufzuwachen.

Digitized by Google

Oesterreichisches Schicksal

Am 30. Dezember schossen die Wiener Wachleute wie Besessene von Café zu Café. In voller, silberknopfglänzender Uniform stellten sie sich vor die zuvorkommenden Markör, wiesen einen amtlichen Zettel vor und begehrten energisch die No. 52 des „März".

„Was ist denn konfisziert?" tuschelten die im Caféhaus Ansässigen, und von Tisch zu Tisch, von Café zu Café schwirrte die Nachricht, daß der Aufsatz über den österreichischen Thronfolger vom Staatsanwalt erwischt und zur Vernichtung bestimmt sei.

Die silberknopfglänzenden Wachleute mußten lange im Trubel der Zivilisten ausharren, denn der „März" wanderte noch von Tisch zu Tisch, von Hand zu Hand, wenigstens hineingucken wollte man noch. Zur Erleichterung hatte man die kleine Biographie mit Ausrufzeichen und Unterstreichungen der bedenklichen Stellen ausgestattet.

Endlich wurde der Polizist ungeduldig und ging selbst auf die Suche und das Heft ward jählings der Zirkulation entrissen.

Abends kam ich nach Hause und erwartete irgend eine Verständigung. Der Staatsanwalt hatte meine Arbeit angefaßt und vernichtet, er mußte mich das doch irgendwie wissen lassen! Ich habe den Thronfolgeraufsatz mit dem Bild einer besetzten Geschworenenbank vor Augen niedergeschrieben, zu jedem Satz hatte ich schon das dazu gehörige Gerichtsverhör vorausgesehen. Bedenkt man, wie absurd die jämmerlichen Hymnen klangen, die in Wien an jenem 50. Geburtstag erschollen, so wird man mein Bedürfnis begreifen, jeden Satz dieser knappen Biographie zu erläutern und zu erhärten.

Törichte Ausmalung! Es fällt dem österreichischen Staatsanwalt längst nicht mehr ein, einen Schriftsteller für sein geschriebenes Wort verantwortlich zu machen. Er begnügt sich mit dem „objektiven Verfahren". Das heißt: Er sagt der Arbeit nach, daß in ihr und durch sie so und so viel Verbrechen gegen das Strafgesetz begangen werden, er vernichtet die Arbeit, so weit er kann, aber den Verbrecher selbst, den Erzeuger der sträflichen Arbeit, läßt er ungeschoren, weil dies Verfahren vor die Geschworenen käme, und wie ausgesiebt die Männer aus dem wohlhabenderen Volk auch sein mögen, es ist doch denkbar, daß sie Ohren hätten für die Verantwortung eines Schriftstellers, der sein unbeirrtes Auge nicht plötzlich zum Rosaroten drillen kann.

Aber wie korrumpierend wirkt diese „objektive" Verfolgung ohne „subjektives" Nachspiel! Ich übe mein Handwerk mit einer ganz anderen Selbstzucht, wenn ich dafür verantwortlich sein muß! Weiß ich, daß der Staatsanwalt sich nicht an mich heranwagt, an was Alles werde ich mich dann heranwagen!.... Das objektive Verfahren korrumpiert nicht nur die Justiz, die das „Verbrechen" verfolgt und den „Verbrecher" unbehelligt läßt, es korrumpiert auch den Schriftsteller, der es verlernt, für sein Wort einzustehen. Der Staatsanwalt konfisziert ohne Verantwortungsgefühl, was Wunder, wenn ich von morgen an ohne Verantwortungsgefühl schreibe! Wir treiben von nun an beide unseren Beruf unernster und zynischer!

Das ist ein österreichisches Schicksal: Man verlernt es „subjektiv" für das einzustehen, was man „objektiv" tut, der Staatsanwalt und dann ich!

So werden hier die ernsthaftesten Kämpfe pure Parodie.

Digitized by Google

Das Leben besteht hier nicht aus Kämpfen, sondern aus — Schlauheiten, und die Staatsanwälte besorgen die Erziehung zum Zynismus!

Stefan Grossmann

Aerztliches Arbeitsrecht

Die wissenschaftliche Heilkunst war früher gewiß ein Monopol der wohlhabenden Leute. Die Zahl der Väter, die einen Sohn Medizin studieren lassen konnten, war so gering, daß von einem wesentlichen Wettbewerb zwischen Aerzten unterhalb einer verhältnismäßig hohen Einkommensgrenze nicht geredet werden konnte. Verschwunden ist dieses Monopol noch nicht, aber die Zahl der Nutznießer hat sich stark vergrößert, und der Anteil des einzelnen an dem Gesamtmehrwert ist infolgedessen immer kleiner geworden. Welche Wandlungen sich in dieser Beziehung vollziehen, erhellt aus folgenden Ziffern: Die Zahl der Medizinstudierenden ist von 6032 im Jahre 1905 auf 13 904 im Jahre 1912 gestiegen. In dem Zeitraum 1911 bis 1912 betrug die Zahl der Neuapprobationen 1232 (gegen 553 im Jahre 1906—1907). Auch die Zahl der Aerztinnen und Spezialisten hat sich erheblich gesteigert. Dazu haben sich die sozialen Bedingungen für die Ausnützung des Monopoles verschlechtert.

Der Arzt galt einst den breiten Massen und selbst der größten Zahl der Gebildeten als eine Art Magier, dessen Wirken Zauberkraft innewohne. Noch heute ist dieser Wunderglaube weit verbreitet. Selbst Aerzte, die keinen Hehl daraus machen, daß sie nur Handlanger der heilenden Natur sind, müssen oft noch jenem Wunderglauben Konzessionen machen, müssen dem Kranken etwas „verschreiben", ohne daß es völlig nötig wäre, weil die Vorenthaltung des Medikamentes den Kranken ängstigen und seinen Zustand dadurch verschlimmern würde.

Die wichtigste Aenderung in dem ärztlichen Monopol hat die Organisierung der Patienten gebracht. So kann man die Krankenkassen auffassen. Streng wirtschaftlich gesprochen, stehen sich im Arzt und seinem Patienten eine Art Produzent und eine Art Konsument gegenüber. Man geht zum Arzt, damit er möglichst die Ursache einer Störung in den Funktionen des eigenen Organismus beseitige, wie man zum Uhrmacher geht, damit er das gestörte Gehwerk einer Uhr wieder ordne. Die Tätigkeit des Arztes ist wirtschaftlich sehr fruchtbar; denn sie macht lahmgelegte Arbeitskräfte wieder zu schaffenden Mitgliedern der Wirtschaftsgesellschaft. Die wirtschaftlichen Werte nun, die der Arzt hervorbringt, liefert, werden dem Patienten dargebracht; er ist der Empfänger und Verbraucher, Konsument. Krankenkassen sind also mit Konsumvereinen verwandt. Die Größe der Gegenleistungen der Mitglideer für die Dienste der Organisation entsprechen bei den Krankenkassen freilich nicht dem in jedem Falle befriedigten Bedürfnisse, sondern dem Durchschnitt des auf den Einzelnen entfallenden Maßes an Diensten.

Wird nun der Konsument ärztlicher Hilfe in den obligatorischen Krankenkassen auch noch zum Teil bevormundet, so wird doch seine Stellung gegenüber dem Arzt durch die Organisationen bedeutend gehoben. Er kann ihn auch in Fällen in Anspruch nehmen, in denen er früher zumeist seiner Hilfe aus Mangel an Mitteln entbehren mußte und er ist immerhin beteiligt an einer Organisation, die

Digitized by Google

heute die ärztliche Praxis fast monopolisiert und dadurch die Aerzte wirtschaftlich von sich abhängig gemacht hat.

Um nicht ganz zu einfachen Arbeitnehmern gegenüber den Großbetrieben der Krankenkassen herabgedrückt zu werden, haben sich die Aerzte gewerkschaftlich organisiert und heftige soziale Kämpfe führen müssen. Mit knapper Not haben sich Aerzte und Kassen unter der vermittelnden Beihilfe von Vertretern des Staates für einen Zeitraum von 10 Jahren nach dem 1. Januar, wo die meisten laufenden Kassenarztverträge erlöschen, über eine allgemeine Form des Zusammenarbeitens verständigt. Ohne daß sich die an den Einigungsverhandlungen Beteiligten wohl dessen bewußt gewesen sind, ist man zu einem Ergebnis gekommen, das für die Aerzte als Arbeitnehmer im Dienste der Kassen viele der Forderungen nach einem Arbeitsrecht erfüllt, das die kühnsten Sozialpolitiker für die gesamte Arbeiterschaft verwirklicht sehen möchten. Der volksparteiliche Abgeordnete Dr. K. Flesch hat einmal im „März" die Beziehungen, die heute noch in der Regel zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern bestehen, in folgende Sätze zu fassen gesucht:

1. Unvermögende, die den Unterhalt nicht in ihrer Familie oder aus Mitteln der Privatwohltätigkeit erhalten, müssen in ein Arbeitsverhältnis zu jemanden treten, der über Arbeitsgelegenheit verfügt.

2. Wer über Arbeitsgelegenheit verfügt, erlangt die tatsächliche Gewalt über denjenigen, der zu ihm in ein Arbeitsverhältnis treten muß.

3. Wer über Arbeitsgelegenheit oder über Arbeitskraft verfügt, darf dadurch, daß er ablehnt Arbeitsverträge einzugehen, oder weiterzuführen, nicht nur demjenigen Schaden zufügen, der auf das Arbeitsverhältnis angewiesen ist, sondern jedem beliebigen Dritten, und der gesamten Staats- und Rechtsordnung.

Der letzte dieser Sätze bezieht sich auf die sogenannten Streik- und Aussperrungsrechte, die in Wirklichkeit Unrechte sind, Maßnahmen, die ein Kriegszustand bedingt bei dem immer Gewalt vor Recht geht. Es ist töricht, der einen Berufsart ein „Streikrecht" zuzuerkennen, und der anderen nicht, soweit es dabei nicht auf eine bewußte Uebertölpelung abgesehen ist, denn jede Gruppe im Wirtschaftsleben, die sich ihrer Verantwortlichkeit für das eigene dauernde Wohlergehen bewußt ist, wird es sich nicht nehmen lassen, Gewalt mit Gewalt zu beantworten, wenn Leute, von denen sie wirtschaftlich abhängen, ihre Macht mißbrauchen.

Die Bestimmungen des Friedens, der am 23. Dezember zwischen Vertretern der Aerzteorganisationen und der Krankenkassen abgeschlossen worden ist, schützt die Aerzte in ziemlich großem Umfange vor der Willkür der Kassenverwaltungen als Arbeitgeber. „Der Kassenarzt als Arbeitnehmer hat auf seinem Gebiete gewissermaßen das „konstitutionelle Fabriksystem" durchgesetzt. Er hat in allen wichtigen Fragen des Betriebes und der Verwaltung der Kassen mitzureden. Die Anstellung der Aerzte wird bestimmten objektiven Normen unterworfen. Die Auswahl der Zuzulassenden soll von Fall zu Fall „durch Verständigung der Vertreter der Kassen und der Vertreter der im Aerzteregister eingetragenen Aerzte nach Maßgabe vorher vereinbarter, im Einvernehmen mit dem Oberversicherungsamt festzustellenden Regeln" erfolgen. Weiter ist vorgesehen, daß, soweit nicht bei einer Kasse oder einem Kassenverband grundsätzlich alle im Arztregister eingetragenen

Digitized by Google

Aerzte zur Kassenpraxis zugelassen sind, soviel Aerzte angestellt werden sollen, daß mindestens auf je 1350 Versicherte, bei Familienbehandlung auf je 1000 Versicherte, ein Arzt entfällt. Man erkennt hier ohne Schwierigkeiten die Anfänge eines Systmes, das unter der Spitzmarke „numerus clausus" heute von vielen akademischen Berufen angestrebt wird, obgleich es sich für die Aerzte vorläufig noch mehr darum handelt, einer größeren, nicht einer geringeren Zahl von Aerzten die Kassenpraxis zugänglich zu machen als bisher dafür verwandt wurden. Auch in der Honorarfrage ist künftig der Willkür der Kassenverwaltungen ein Riegel vorgeschoben. Die Vergütungen sollen „angemessen" sein, was im einzelnen Falle so zu gelten habe, ist Einzelverträgen überlassen; kommt es aber zu keiner Verständigung, so soll ein paritätisches Schiedsamt mit beamtetem Vorsitzenden die Entscheidung fällen.

Die Aerzte, die auf die Kassenpraxis angewiesen sind, können zwar nicht mehr als Angehörige eines „freien" Berufes im alten Sinne gelten, aber sie verfügen über ein soziales Arbeitsrecht, das zwar noch weit davon entfernt ist, einen dauernden sozialen Frieden in den Beziehungen zwischen Kassen und Aerzten zu gewährleisten, mit dem sie aber vor allen anderen wirtschaftlich abhängigen Gruppen bei uns in der sozialen Bewegung einen großen Vorsprung erlangt haben.

Otto Corbach

Wie wär's?

Sind zwei oder drei in einer Sache beisammen und vermeinen sie obendrein, Grund zum Klagen zu haben, so fassen sie eine Resolution. Natürlich: eine geharnischte, gesalzene, gepfefferte.. „Die hierorts stattgefundene (!) Zusammenkunft der Totengräberuntergehilfen des Amtsbezirks Unterwaldmichelbronnhausen protestiert auf das allerentschiedenste gegen die unerhörte skandalöse Behandlung, die.....

Die Versammelten müssen es aufs allerlebhafteste bedauern, daß..... und fordern aufs allerdringlichste, daß.. und hoffen aufs allerbestimmteste, daß...." Am Sonntag fassen die Totengräberuntergehilfen des Amtsbezirks Unterwaldmichelbronnhausen ihre Resolution. Am Montag Abend ist sie im Amtsverkündiger, im nichtamtlichen Teil, zu lesen. Fettdruck! Gesperrt!: versteht sich. Potzblitz, sind das Kerle, unsere Totengräberuntergehilfen, denken und sagen die Leser des „Boten von Unterwaldmichelbronnhausen" und ihre Gemüter geraten durch die fett- und gesperrt gedruckte Resolution in eine kleine Revolution. Auch „höheren Orts", im Amthaus des Bezirks Unterwaldmichelbronnhausen, schenkt man dem wilden Aufschrei der Totengräberuntergehilfen weitgehende Beachtung: man besorgt sich ein besonderes Exemplar der Nummer des „Boten von Unterwaldmichelbronnhausen", in der die Resolution der.... in Betreff..... erschienen ist, und — heftet sie in die „diesbezüglichen" Akten. Faszikel: E. III. b. .... Nach zweieindeinhalb Tagen denkt im Amtsbezirk Unterwaldmichelbronnhausen kein Mensch mehr an die Resolution. Und es ist alles wieder, wie es g'wesen ist, und es ist alles wieder, wie es war.....!

Im nächsten Jahr, auf ihrer Hauptversammlung fassen die Totengräberuntergehilfen genannten Bezirkes wieder „ihre" Resolution, die auch diesmal eine geradezu phänomenale Wirkung auslöst....

Digitized by Google

Bitte, lachen Sie nicht! Stimmen nicht auch Sie jeden dritten Tag irgendeiner Resolution zu, in der Sie auf das allerlebhafteste bedauern und auf das allerentschiedenste fordern und auf das allerbestimmteste hoffen? Oder sind die Resolutionen, denen Sie beipflichten, mit denen Sie vor die Oeffentlichkeit hintreten, erfolgreicher als die der Unterwaldmichelbronnhausener Totengräberuntergehilfen? Die Resolutionitis erfaßt alle. Hat alle am Kragen. Die Richter, die Advokaten, die Krämer, die Fabrikanten, die Lohnkutscher, die Dichter, die Hebammen, die Nachtwächter, die Lokomotivführer, die Schauspieler, die Maler, die Musikanten, die Postleute .... Alle fabrizieren sie Resolutionen und stimmen ihnen „aufs allernachdrücklichste" zu. Ein Kongreß ohne Resolution ist kein ordentlicher Kongreß. Und wird einmal auf einer Hauptversammlung keine Resolution gefaßt, so geht es doch nicht ohne eine — Entschließung ab. Ja, selbst die Redakteure können das „Resolutionieren" nicht lassen, die Redakteure, die schwer seufzen unter der Last der — Resolutionen, die jeder Tag — „zur gefälligen Aufnahme in Ihrem wertgeschätzten Blatte an auffallender Stelle!" — ihnen auf den Arbeitstisch legt.

Und immer ist es dasselbe Lied. Die Resolutionen werden gefaßt, gedruckt, gelesen, bestaunt, kritisiert .... Höheren Orts heftet man sie zu den diesbezüglichen Akten. Faszikel .... Und dann ist alles wieder, wie es g'wesen ist, und dann ist alles wieder, wie es war! Ganz wie in Unterwaldmichel u. s. w.

Wie wär's?

Wie wär's, wenn wir im Jahr ein paar Resolutionen weniger faßten? Wie wär's, wenn wir bisweilen, anstatt eine gesalzene und gepfefferte Resolution zu fassen, „aufs allerenergischeste" zugriffen, ans Werk gingen, uns auf die Hinterfüße stellten? Wie wär's, wenn wir gelegentlich auf eine Entschließung verzichteten und dafür zur rechten Zeit und am rechten Ort etwas mehr Entschlossenheit zeigten. Verehrte und wohlgeachtete Zeitgenossen!, wie wär's? Wagen wir einmal einen Versuch, probieren wir's einmal, ohne daß wir „diesbezüglich" vorher eine Resolution gefaßt haben?

Jodokus Vydt

Der Heiratsvermittler

Ein Heiratsvermittler stand in Berlin vor Gericht und er hat die Genugtuung erlebt, freigesprochen zu werden: „Weil nicht festgestellt werden konnte, daß er etwas Falsches vorgespiegelt habe." In Parenthese: der Staatsanwalt hatte fünf Monate beantragt. Hören wir doch gefälligst: was hatte der Heirats-Partienhändler vorgespiegelt? Er verhieß im Inseratenteil „eine heiratslustige Dame, die über eine Barmitgift von 100 000 ℳ verfügt und eine Erbschaft in gleicher Höhe zu erwarten hat". Und der Erfolg? Ueber tausend Herren aus allen Schichten des deutschen Volkes traten an, schrieben Briefe, frisierten darin ihre zahllosen Tugenden und begannen den Wettlauf. Man bemerkte in dem Schwarm: Offiziere, höhere, mittlere und untere Beamte, Hausdiener, Volkserzieher, Trainer, Musiklehrer, Bäckergesellen, Straßenbahnkondukteure, Buchhalter, Zigarrenhändler, Oberkellner, und ein Generaldirektor konkurrierte mit einem taubstummen Pferdeknecht. Siebzehn- und Siebzigjährige waren durchaus bereit, sich an den 100 000 Emm zu beteiligen und die Erbschaft in gleicher Höhe an-

Digitized by Google

zutreten. Jeder schickte dreizehn Mark fünfzig an das treffliche Heiratsbureau und erhielt dafür die Photographie einer Dame, in altmodischem Kostüm, von der der Staatsanwalt behauptete, daß sie vor mindestens zwanzig Jahren auf einem Jahrmarkt fabriziert sei. Worauf sich der Verteidiger erbot, den Beweis zu liefern, daß die Dame tatsächlich existiere: tief drinnen im weiten Ungarlande.

Das Heiratsbureau ist seinerzeit polizeilich geschlossen worden, aber es wird — so Gott will — neu erstehen. Denn wer erinnerte sich an die Heiligkeit der Ehe, wenn kesse Heiratsvermittler in ihren Inseraten nicht immer wieder von Neuem nachdrücklich darauf hinwiesen? Was sollten wir mit all den windigen Kavalieren und Wechselrittmeistern aufangen, wenn die berufsmäßigen Manager der Liebe keine reichen Damen, des Alleinseins müde, auf Lager hätten? Es wäre direkt traurig, wenn es kein „Bureau für erstklassige Ehevermittlung" gäbe oder wenn plötzlich Inserate fehlen würden wie z. B. dieses hier:

Dame, ev., 26 J., 50 000 ℳ Vermögen,
Dame, freid., 40erin, 12 000 ℳ Rente,
Dame, mos., 23 J., 75 000 ℳ Vermög.,
Dame, 60 000 Mark Vermögen,
suchen Heirat.

Da liegt die Zukunft sofort klar vorgezeichnet und die Liebe weiß, wo sie hinzufallen hat. Jedes Genre ist da: freidenk., evang. und mos.; auch kath., infolge großer Nachfrage zeitweise vergriffen, wird sich beschaffen lassen, da Inhaber bestrebt ist, allen Wünschen des p. t. Publikums nach jeder Richtung hin Rechnung zu tragen ..... streng reelle Bedienung zusichernd ... gerade jetzt beste Zeit .... Weihnachtswunsch .... frische Sendungen ... kein Ramsch, keine Schleuderware ... Tausende von Dankschreiben ....

Nicht eher ruht er, als bis sie sich als Verlobte empfehlen. Und eine große Berliner Tageszeitung, die ganz genau weiß, was sie tut, veröffentlicht diese Anzeigen gleich im Handelsteil, sodaß jeder weiß, wie die Aktien stehen.

Feingebildete Damen, musikalisch, dabei häuslich erzogen, mit groß. Vermögen, verwandeln sich über Nacht in Bräute. Gesetzte Fünfziger, von stattl. Aeußern, weitgereist, von vorn. Charakt., sehnen sich nach gemütl. Heim und wünschen Briefverkehr mit reicher Dame zw. Heirat, kinderl. Witwe nicht ausgeschl. Die gefl. Offerten regnen nur so ins Haus, und das Heiratsbureau entbindet den lieben Gott von der Pflicht, die Vorsehung zu spielen. Jetzt will man diesen Mittelsmännern, diesen Grossisten des Lebensglücks, diesen Ehestands-Tietzen, die so Manchen, der jetzt im rosigen Lichte wandelt, vor dem Offenbarungseid bewahrt und ihn vor Wechselprozessen und andern Mißhelligkeiten dieses Daseins gerettet haben, das Gewerbe erschweren, indem man sie vor den Richter schleppt?! Für 13 Mark und 50 eine Mitgift von 100 000 ℳ zu heuern, das würde dem taubstummen Pferdeknecht schon passen. So leicht geht das aber nicht. Auch im Heiratsbureau muß sich Herz zum Herzen finden, bevor die Glocken läuten dürfen. Man lasse diese wackeren Herolde der Neigungsheiraten in Frieden und gönne ihnen die Vorschüsse, auf denen sich ihre Existenz aufbaut. Sie haben schon viele gerettet und manchem die Frau beschert, die er reichlich verdient hat.

Hermann Bagusche

Parsifal fürs Volk

Parsifal ist ein schweres Stück. Es gibt Dinge darin, die sogar über den

Digitized by Google

Horizont des deutschen Zeitungslesers hinausgehen. Selbst der Wagnerianer stößt hier auf Mysterien. Was tun, um das religiöse und musikalische Geheimnis dem Gefühl und Verstand der Leser der Ullsteinbücher nahe zu bringen? Denn wie dürfte heute ein Kunstwerk der Masse vorenthalten werden? Es gibt kein Erlebnis, keine Form mehr, die vor der Masse bewahrt werden dürfte. Das beste ist für die Menge höchstens gut genug. Als ob es nicht Dinge gäbe, die der großen Zahl ewig unzugänglich sein müssen, und als ob das dieser Menge irgend einen Schaden täte!

Auch der Armseligste des Geistes muß heute seinen Anteil am Parsifal haben. Wir erleben den höchsten Triumph der sozialen Gerechtigkeit. Es gibt keine prinzipielle Scheidung mehr zwischen dem, der ein Kunstwerk in seiner ganzen selbständigen Würde auffaßt, und dem, der irgend einen Spektakel dabei erblickt.

Wie bereiten wir aber die Masse auf den Anblick des Parsifal vor? Nichts ist einfacher. Wir photographieren eine Aufführung. Was vermöchte das Verständnis besser vorzubereiten, als die symbolischen Gestalten des Musikers in leibhafter Wirklichkeit zu erblicken? Von der Bühne her muß das Verständnis kommen. Parsifal in der Photographie — da haben wir den Weg, auf dem der Gral ins Volk dringen wird.

Und welchen Vorgang wählen wir? Er muß verständlich sein, und womöglich auch etwas reizendes haben. Es kann kein Zweifel sein, daß der zweite Akt diesen Anforderungen am meisten entspricht. Die Szene der Blumenmädchen — etwas Verständlicheres hat Wagner nie geschrieben. Also bringen wir die Blumenmädchenszene. Der reine Tor, umringt von den verführerischen Mädchen, die er verschmäht — welch entzückendes Bild. Und darunter steht: Wagners Parsifal, der am ersten Januar frei wird ....

So erleben wir, daß Hunderttausende deutsche Leser, ohne zu erröten, das Bild eines fetten Tenors betrachten, der mit scheinheilig-entrüsteter Miene zu einer Schar ihn umdrängender Balleteusen sagt: Kinder, ich kann euch im Augenblick nicht brauchen, ich mime den Parsifal.

So wird ums Jahr 1914 das deutsche Volk zu Wagner erzogen.

Alfred Baeumler

Vorsicht!

Deutsche Dichter in Frankreich!

Bei Eugène Figuière in Paris ist eine dicke „Anthologie des Lyriques allemands contemporains depuis Nietzsche" erschienen. Ein einziger Mann, Herr Henri Guilbeaux, hat die Sammlung eingeleitet, die Dichter beschrieben und die Gedichte übersetzt. Vielleicht hat er sich für die schwerste Arbeit, die Uebersetzungen, sogar ein ganzes Jahr Zeit genommen.

Die deutschen Dichter, die ja nicht verwöhnt sind, werden ihm für so viel Fleiß dankbar sein, und es wäre grausam und unvernünftig, sich nicht Verhaeren anzuschließen, der dem Verfasser in einem als Vorwort dienenden Brief alles Glück wünscht in seinen völkerversöhnenden Bemühungen.

Leider hat sich Henri Guilbeaux gerade über die deutsche Lyrik hergemacht, ein schwieriges Gebiet, auf das die Franzosen ihm gewiß zu allerletzt folgen werden. Diejenigen aber, die sich dazu bereit fänden, brauchten nur auf die Uebersetzungen dieser Anthologie zu stoßen, damit sie, mit allen Anzeichen des Entsetzens, von der weiteren Verfolgung ihres Planes abständen.

Digitized by Google

Ist schon die Prosa des Uebersetzers ziemlich minderwertig, so übersteigt seine rhythmische Unfähigkeit im Vers selbst für fremde Ohren das Maß des Erträglichen. Er hat sich bemüht, schreibt er im Vorwort, den Rhythmus des Originals beizubehalten — „den Rhythmus, ohne den es keine eigentliche Poesie gibt", oder, wie er in seiner Kolonialsprache sagt: „Le rythme sans quoi il n'est pas des poésie à proprement parler."

Ich gebe zwei Beispiele:
„Die Rosen leuchten immer noch,
die dunkeln Blätter zittern sacht;
ich bin im Grase aufgewacht,
o kämst du doch,
es ist so tiefe Mitternacht."

Das ist von Dehmel. Guilbeaux übersetzt:

„Or les roses brillent encore.
Les feuilles sombres frémissent doucement;
Je suis éveillé sur l'herbe.
Oh! viens-tu donc!
Minuit est si profond."

Zudem ist „Je suis éveillé sur l'herbe" vielleicht belgisch, aber ganz gewiß nicht französisch. Auch auf belgisch dürfte es kaum heißen: „Ich bin .... aufgewacht."

Eines der rhythmisch faßlichsten Gedichte von Hoffmannsthal beginnt:

„Es läuft der Frühlingswind
durch kahle Alleen,
seltsame Dinge sind
in seinem Wehn.

Er hat sich gewiegt,
wo Weinen war,
und hat sich geschmiegt
in zerrüttetes Haar."

Guilbeaux übersetzt:

„Le vent du printemps court
à travers les allées chauves,
il y a des choses étranges
dans son haleine.

Il s'est bercé
là où était des pleurs,
et il s'est courbé
dans des cheveux en désordre...

Guilbeaux hat weder deutsches, noch französisches Sprachgefühl, das eine oder das andere hätte die Dichter vor den barbarischen Totschlägen seiner Uebersetzungskunst bewahren müssen.

Paul Block ist schuld. Er hat uns diesen Kulturvermittler an seinen Rockschößen aus Paris mitgebracht und läßt ihn seitdem im Feuilleton des „Berliner Tageblatts" spuken als „ein erfreuliches Zeichen, daß es doch auch Franzosen gibt, die ...." Gnädigster Himmel! Ja, so merkwürdig es klingt, es gibt trotz allem auch Franzosen, die weder deutsch, noch französisch können. Aber dann — achten Sie einmal darauf, lieber Herr Block, — dann sind es sicher Brüsseler Literaten. René Schickele

Münchener Hoftheater

Das Damenpersonal unseres Hoftheaterschauspiels ist quantitativ mit einem Luxus bestellt, wie vielleicht nur noch dasjenige des Wiener Hofburgtheaters. Mit Ausnahme der vortrefflichen Frau Conrad Namlo und weniger jüngerer Kräfte aber verbleibt ein Rest, für dessen Qualitätsniveau der Theaterjargon sich des Ausdrucks „Provinz" zu bedienen pflegt. Speziell bei den Aufführungen klassischer Werke werden die Lücken am stärksten empfunden. Fräulein Neuhoff, eine Gartenlaube-Sentimentale, soll uns Lina Lossen vergessen lassen, deren adelige Kunst als etwas einsam Dastehendes auf deutschen Bühnen auch von der Berliner Kritik bezeichnet wurde. In

Digitized by Google

Ermangelung einer interessanten jugendlichen Heroine spielt das brave Fräulein Berndl (seit 17 Jahren ein Liebling der Abonnenten) Penthesilea und Lady Macbeth. Immerhin ist sie in ihrer bürgerlichen Wohlerzogenheit und Temperamentlosigkeit um einige Grade sympathischer und vornehmer als Fräulein Glenk, die man nur engagierte, um sie als — unbrauchbar spazieren gehen zu lassen.

Intendant Baron von Frankenstein sucht, langsam vorgehend, das Ensemble aufzufrischen. Seiner Initiative verdanken wir das Engagement von Helene Ritscher, die bei ihrem Probegastspiel von der Münchener Kritik schroff abgelehnt wurde. Gegen die bekannte Macht der Presse wird der aber noch nicht fest im Sattel sitzende Leiter der Hofbühne nicht in jedem Falle ankämpfen wollen, obwohl in diesen Preßstimmen sehr häufig nichts anderes zu suchen ist, als der Widerhall von Strömungen, die das Hoftheaterpersonal in zwei feindliche Lager teilt, Strömungen, die das rein künstlerische Gebiet verlassen haben und in Parteiinteressen münden.

Ein kürzlich stattgefundenes Gastspiel einer Frau Ida Brünar als Lady Macbeth und Rebekka West konnte nachdenklich stimmen, da hier wieder einmal ein ungewöhnliches Talent der Voreingenommenheit der Presse ausgeliefert wurde. Baron Frankenstein selbst war der Entdecker dieser Darstellerin, die als Lady Macbeth auch in Berlin Aufsehen erregte. Eine hoch aufgeschossene, gelenkige Gestalt, dunkel exotischer Typus, mußte sofort interessieren. Der Eigenart des Aeußeren entspricht eine individuelle künstlerische Diktion, die von einem wundervoll baritonal gefärbten Organ getragen wird. Die Darstellerin erstrebt den großen, abstrakten Heroinenstil durch moderne Ausdrucksformen zu beleben. Sie ist auf dem Wege, das zu finden, was wir bei den nur modernen Heroinen vermissen: den großen Stil auf einer großen Linie. Darauf allein kommt es an, und nicht auf schlecht artikulierte Konsonanten, die bei dem Kritiker der „Neuesten Nachrichten" z. B. so sehr Anstoß erregten, daß er es als fast frivol bezeichnet, eine noch im Stadium der Bildung befindliche Darstellerin einem so „verwöhnten" Publikum vorzuführen. Um sich zu überzeugen, wie verwöhnt das Publikum ist, brauchte man nur eine der Klassiker-Aufführungen dieser Saison, z. B. Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen" beizuwohnen.

Vielleicht ist es aber gar nicht das Publikum, das so verwöhnt ist, sondern die maßgebende Münchener Kritik, die sich selbst verwöhnt und bei den vielfältigen Beziehungen und Verbindungen unserer lieben Stadt München hauptsächlich bedacht bleibt, keinen Anstoß zu erregen. Alfred Mayer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — **Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27**
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne. ::
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30

Unter dem Fallbeil des § 14

Von Engelbert Pernerstorfer,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

Das Ausland weiß wenig von den österreichischen Gesetzen. Aber ein Paragraph hat sozusagen Weltruf errungen, der vielzitierte § 14. Man weiß auch nichts näheres über ihn, nur so viel ist allgemein bekannt, daß er immer erscheint, wenn das Abgeordnetenhaus in seiner regelmäßigen Tätigkeit versagt, d. h. wenn irgend eine Obstruktion die Erledigung der sogenannten Staatsnotwendigkeiten (hauptsächlich des Budgets und des jährlichen Rekrutenkontingentes) hindert. Dann vertagt oder schließt die Regierung das Parlament, stützt sich auf den § 14 des Gesetzes vom 21. Dezember des Jahres 1867 und verkündet durch kaiserliche Verordnung die betreffenden Gesetze, die als solche volle Gesetzeskraft haben.

Da lohnt es sich doch wohl, einmal auch den vollen Wortlaut des vielgenannten Paragraphen anzuführen:

„Wenn sich die dringende Notwendigkeit solcher Anordnungen, zu welchen verfassungsmäßig die Zustimmung des Reichsrates erforderlich ist, zu einer Zeit herausstellt, wo dieser nicht versammelt ist, so können dieselben unter Verantwortung des Gesamtministeriums durch kaiserliche Verordnung erlassen werden, insoferne solche keine Abänderung des Staatsgrundgesetzes bezwecken, keine dauernde Belastung des Staatsschatzes und keine Veräußerung von Staatsgut betreffen. Solche Verordnungen haben provisorische Gesetzeskraft, wenn sie von sämtlichen Ministern unterzeichnet sind und mit ausdrücklicher Beziehung auf diese Bestimmung des Staatsgrundgesetzes kundgemacht werden.

Die Gesetzeskraft dieser Verordnungen erlischt, wenn die Regierung unterlassen hat, dieselben dem nächsten nach deren Kundmachung zusammentretenden Reichsrate, und zwar zuvörderst dem Hause der Abgeordneten

Digitized by Google

binnen vier Wochen nach dessen Zusammentritte zur Genehmigung vorzulegen, oder wenn dieselben die Genehmigung eines der beiden Häuser des Reichsrates nicht erhalten.

Das Gesamtministerium ist dafür verantwortlich, daß solche Verordnungen, sobald sie ihre provisorische Gesetzeskraft verloren haben, sofort außer Wirksamkeit gesetzt werden."

Was der Gesetzgeber mit dieser Bestimmung wollte, ist keinem Zweifel unterworfen. Der Wortlaut ist klar und unmißverständlich. Verordnungen werden von den verschiedenen Ministern jedes Jahr eine Menge kundgemacht. Sie betreffen ministerielle Bestimmungen über die Art der Durchführung der bestehenden Gesetze. Sie haben keine Gesetzeskraft und unterliegen der Beurteilung der ordentlichen Gerichte. Der Gesetzgeber wollte aber für völlig unvorhergesehene und nicht vorherzusehende Fälle die Regierung mit außerordentlichen Vollmachten ausstatten. Er knüpfte die Berechtigung der Regierung an zwei positive Bedingungen: 1) muß eine dringende Notwendigkeit vorhanden sein, 2) muß diese Notwendigkeit sich zu einer Zeit herausstellen, in der das Abgeordnetenhaus nicht versammelt ist. Ferner werden ausdrücklich drei Fälle angeführt, bezüglich derer solche § 14 Verordnungen ausgeschlossen sind. Endlich wird ihre Geltungsdauer an bestimmte Bedingungen geknüpft. Man kann also wohl sagen, daß der Paragraph nicht unklar und daß seine Auslegung nicht zweifelhaft ist.

Aber selten ist mit einer völlig eindeutigen Gesetzesbestimmung so viel Schindluder getrieben worden als in Oesterreich mit diesem § 14. Wohl hielten sich die Regierungen noch einigermaßen an die erste Bedingung: es mußte eine dringende Notwendigkeit vorhanden sein. Zum Beispiel: es kam der 1. Januar und das Budget war vom Hause noch nicht bewilligt. Aber auf die zweite Bedingung wurde schon nicht mehr geachtet. Denn die Notwendigkeit der Budget- oder Rekrutenbewilligung stellte sich häufig — ja in der Regel — schon zu einer Zeit heraus, in der das Abgeordnetenhaus noch versammelt war. Ja nicht selten wurde knapp

Digitized by Google

vor dem Zeitpunkt der Notwendigkeit das Parlament vertagt oder geschlossen, damit wenigstens formell der Bestimmung des § 14 Genüge getan war. Aber man ging weiter. Man setzte sich über die im § 14 ausdrücklich festgesetzten Ausnahmen hinweg und verkündete mit Berufung auf ihn Notgesetze, die z. B. „dauernde Belastungen des Staatsschatzes" zum Inhalte hatten. Es bleibt nur noch übrig, daß man auf Grund des § 14 Gesetze erläßt, die eine „Abänderung der Staatsgrundgesetze bezwecken". Sogar der österreich-ungarische Ausgleich, der alle zehn Jahre neu beschlossen werden muß und der aus einer ganzen Reihe von Gesetzen besteht, ist schon einmal auf Grund des § 14 abgeschlossen worden. Freilich sind die Regierungen diesen Weg, je länger je mehr umso sorgloser gegangen, weil der Reichsrat nie die nötige Nackensteife gefunden hat, eine dieser Notverordnungen, die ja schockweise erflossen sind, durch einfachen Beschluß außer Kraft zu setzen.

Nun standen wir wieder vor der Gefahr des § 14. Seit Jahren geht durch das ganze Reich eine starke Bewegung der Staatsbeamten, deren Gehaltsverhältnisse seit den 60er Jahren kaum eine Aenderung erfahren haben. Inzwischen ist der Geldwert enorm gesunken. Unsere Beamtenschaft ist gänzlich verschuldet. Die Bewegung nahm nach und nach stürmische Formen an. Die Regierungen trauten sich nicht, die Koalitionsfreiheit der staatlichen Beamten einzuschränken. Wohl machte sie wiederholt Versuche in dieser Richtung. Aber wohl oder übel mußten sich die Abgeordneten hinter die Beamten stellen und die Regierungen blieben einer Organisation und Agitation gegenüber ohnmächtig, die nicht selten revolutionäre Formen annahm. Außerdem war sie innerlich so gerechtfertigt, daß sie die ganze öffentliche Meinung hinter sich hatte. Gegenüber den gerechten Forderungen der Beamten- und Lehrerschaft blieb schließlich auch den Regierungen nichts übrig, als auf ihre Erfüllung zu sinnen. Sie erklärten sich bereit, der Beamtenschaft entgegenzukommen. Aber das sei nur möglich, wenn das Haus neue Steuerquellen erschlösse. Es wurde

Digitized by Google

ein Finanzplan vorgelegt. Es dauerte überaus lange, bis ihn der Ausschuß beschloß. Die neuen Finanzgesetze werden Steuern in der Höhe von 150 Millionen bringen. Natürlich drängten die Beamten, daß dieser, der sogenannte kleine Finanzplan, baldigst im Hause beraten werde. Nicht ohne schwere Mitschuld der Regierung verzögerte sich der Beginn der Beratung von Monat zu Monat. Endlich fing die zweite Lesung im Hause Ende Oktober an. So umfänglich und kompliziert diese Gesetze auch sind, so hätte doch die zweite Lesung nicht so lange gedauert, wenn nicht neue Schwierigkeiten eingetreten wären. Diese Schwierigkeiten waren aber vorauszusehen und hätten die Regierung veranlassen sollen, das Tempo der Beratungen des Finanzplans im Hause zu beschleunigen, statt zu verschleppen.

Die Landtagswahlen in Galizien, die im Juni stattfanden, waren für die Ruthenen sehr günstig ausgefallen. Da aber die heutige Landtagswahlordnung die Ruthenen grundsätzlich zu einer hoffnungslosen Minderheit verurteilt, fordern sie eine halbwegs gerechte Wahlrechtsreform. Auch in polnischen Kreisen gibt es Gruppen, die die heutigen Zustände für unhaltbar erklären und die den Ruthenen entgegenkommen wollen. Die Verhandlungen zwischen Vertretern der beiden Völker waren im lebhaftesten Zuge. Da die Ruthenen schon oft getäuscht worden waren und diesmal so viel für sich herausschlagen wollten als nur möglich, erklärten sie, daß sie die Steuervorlagen im Abgeordnetenhause so lange nicht durchzulassen entschlossen seien, bis nicht der ruthenisch-galizische Ausgleich fertiggestellt sei. In endlosen Verhandlungen ist es aber bis heute nicht zu einer Einigung gekommen. Die Steuergesetze sind zwar im Abgeordnetenhause völlig zum Ende beraten. Sie wurden in den letzten Tagen des Dezembers in dritter Lesung angenommen. Nun aber beschloß das Herrenhaus Aenderungen an dem Gesetze, denen das Abgeordnetenhaus nur zum Teile beitrat. Es kommt also zu einer Beratung einer aus beiden Häusern gewählten Konferenz, der die Einigung hoffentlich gelingt.

Digitized by Google

Bezüglich des Budget, das nicht einmal in erster Lesung noch in Angriff genommen ist, hat sich die Regierung entschlossen, nicht den § 14 anzuwenden, sondern für kurze Zeit einen sogenannten Ex-lex-Zustand eintreten zu lassen. Falls aber, wie es schon verlautet hat, diesmal die Tschechischradikalen bei der Budgetberatung obstruieren würden, so träte unzweifelhaft eine Vertagung des Reichsrates ein und das Budgetgesetz würde mit § 14 „verordnet" werden.

Die letzten Tage des Jahres waren voll von Erörterungen über den § 14. Jedermann glaubte an seine Anwendung sowohl bezüglich der Steuergesetze als des Budgets. Zum ersten Male wurde von mehreren Seiten zugleich auf den Unfug hingewiesen, der bisher immer mit diesem Paragraph getrieben wurde. So ist es sehr beachtenswert, daß ein Mann von dem wissenschaftlichen Rufe des Hofrats Dr. Edmund Bernatzik, Professors für Staats- und Verwaltungsrecht an der Wiener Universität und Mitglied des Reichsgerichtes in der „Neuen Freien Presse" vom 25. Dezember sich dahin ausspricht, daß in dem jetzigen Falle die Berufung des § 14 durchaus verfehlt, seine Anwendung direkt gesetzwidrig wäre. Er weist auch in dem Artikel in dankenswerter Weise darauf hin, daß der § 14 wiederholt mißbräuchlich angewendet worden sei. Er tritt dafür ein, daß in Fällen, wie der gegenwärtige, die Regierung gesetzliche Verfügungen, soweit sie sie für notwendig hält, erläßt, aber sich dabei nicht auf den § 14 beruft. Diese Berufung gebe der im Wesen gesetzwidrigen Verfügung den Schein der Gesetzlichkeit. Finde die Regierung eine gesetzgeberische Notwendigkeit als vorhanden bestehend, so erlasse sie Gesetze, wie ja auch die Einsetzung eines kaiserlichen Kommissärs in Böhmen, der die Verwaltung mit Ausschluß der einzigen gesetzlichen Einrichtungen, des Landtages und des Landesausschusses, eine offenbare Notwendigkeit gewesen sei, die gesetzlich nicht zu rechtfertigen sei. Sie berufe sich aber nicht auf den § 14. Sie riskiere die Ministeranklage und das Urteil des Staatsgerichtshofes. Uebrigens hat es ja das Abge-

Digitized by Google

ordnetenhaus in der Hand, das Ministerium zu entfernen. Freilich sagt Bernatzik nicht, wie die Sache zu lösen sei, wenn das Haus gegen ein solches Gesetz sich entscheidet. Es bliebe so lange Gesetz, bis es durch eine positive Handlung der gesetzgebenden Faktoren (Reichsrat und Krone) derogiert würde.

Der sonderbare Ausweg Bernatziks hat nur einen Vorzug, den der Offenheit. Von diesem Gesichtspunkte aus könnte er für die Zukunft, falls ihn die Regierung akzeptiert, als Heil- und Weckmittel wirken. Ob es aber noch etwas zu wecken und zu heilen gibt? Das freilich möchte nicht leicht jemand so ohne weiteres bejahen.

Die „Wilson-Doktrin"

Von Dr. N. Hansen-Berlin

Die ursprüngliche Monroedoktrin genügt den Anforderungen der heutigen Politik der Vereinigten Staaten nicht mehr. Wilson und Bryan gehen weiter, denn sie beanspruchen im Interesse der lateinamerikanischen Republiken das Aufsichtsrecht über deren Regierungen bei Erteilung von Konzessionen an europäische Finanz- und Handelshäuser. Diese weltpolitisch bedeutsamen Worte sind am 6. Dezember 1913 von dem amerikanischen Botschafter Pages anläßlich einer Tischrede, die er im Savoye-Klub in London hielt, offen ausgesprochen worden. Sie sind im Hinblick auf die englisch-amerikanische Oel-Konzessions-Rivalität in Mexiko, Kolumbien, Ekuador und die neuen Protektoratsbestrebungen über Nicaragua, wo Pearson gleichfalls Oelkonzessionen nachsuchte, zur Zeit doppelt bedeutsam und beachtenswert.

Als am 2. Dezember 1823 der Präsident Monroe in seiner siebenten Jahresbotschaft an den Kongreß der Vereinigten Staaten im Hinblick auf die russischen Territorialbestrebungen an der Nordwestküste von Amerika und ferner auf Grund von Befürchtungen,

Digitized by Google

eine Allianz europäischer Mächte könne gewaltsam in die Geschicke der jungen amerikanischen Republiken eingreifen, die sogenannte Monroedoktrin prägte, trug sie einen durchaus politischen Charakter. Sie stellte im wesentlichen den Grundsatz der politischen Isolation Amerikas auf, wenn ihr Kernsatz forderte, „daß die amerikanischen Kontinente zufolge der freien und unabhängigen Stellung, die sie errungen haben und behaupten, fürderhin nicht mehr als Gegenstände für zukünftige Kolonisation durch irgendwelche europäischen Mächte anzusehen sind.“ Es war lediglich eine völkerdrohende Notiz, wenn es an einer anderen Stelle der Botschaft hieß: „Wir würden jedweden Versuch der europäischen Mächte, ihr System auf irgendwelchem Teil dieser Hemisphäre auszudehnen als gefährlich für unseren Frieden und unsere Sicherheit ansehen. Einen Eingriff seitens einer europäischen Macht in die Regierungen, die ihre Selbständigkeit erklärt haben, zum Zwecke sie zu unterdrücken, oder in irgend einer Weise ihr Schicksal zu bestimmen, könnten wir in keinem anderen Lichte, denn als Kundgebung eines unfreundlichen Verhaltens gegenüber den Vereinigten Staaten ansehen.“

Am 28. Oktober 1913 hat der Präsident Wilson auf der „Commercial-Convention“ in Mobile eine Programmrede über die Monroedoktrin gehalten, die im Gegensatz zur ursprünglichen Monroedoktrin den Grundsatz der wirtschaftlichen Isolation Amerikas in den Vordergrund stellte.“ „Wir werden nie versuchen, einen Fuß Erde durch Eroberungen zu gewinnen, aber dafür sorgen, daß keine andere Nation dies in dieser Hemisphäre tut.“ So lautete damals der Kernsatz der Rede, die naturgemäß in der nordamerikanischen und englischen Presse sehr eifrig erörtert wurde. Jedoch besagen diese Worte sehr wenig, wenn sie ohne die folgenden Auslassungen zitiert werden, welche Wilson damals ebenfalls machte, und die praktisch ein energisches Veto gegen die Konzessions-Jägerei der europäischen Finanz- und Handelshäuser in Zentral- und Südamerika bedeuten. Wilsons Gegnerschaft gegen die Verleihung

Digitized by Google

von Konzessionen an europäische Unternehmer durch die Regierungen der latein-amerikanischen Republiken wurde damals ähnlich wie einen Monat später in der Dezember-Botschaft an den nordamerikanischen Kongreß folgendermaßen begründet:

1. Die Konzessionserteilung stellt eine Ungerechtigkeit gegen die Völker dar, die davon unmittelbar betroffen werden, denn in erster Linie werden die jeweilig leitenden Beamten dadurch in die Lage versetzt, sich selbst auf Kosten der Allgemeinheit zu bereichern. Sie bleiben meist nur so lange am Ruder, als sie ihren Geldgebern zu Willen sind. Wenn sie nicht mehr parieren, so werden statt ihrer andere Persönlichkeiten, die es besser verstehen, auf diese Staatsposten gesetzt.
2. Enthält die Konzessionserteilung an nichtamerikanische Staaten eine Bedrohung der Souveränität und eine Kontrolle über die schwachen Regierungen Latein-Amerikas durch fremde Finanzleute, denen durch ihre jeweiligen Regierungen der Rücken gedeckt wird. Beides steht in direktem Gegensatz zu den Grundsätzen der Monroedoktrin.
3. Die Konzessionen gefährden die vitalsten nationalen Verteidigungsinteressen der Vereinigten Staaten im Sinne der Lodge-Resolution, die lautet: „Die Vereinigten Staaten können nicht ohne die ernstesten Bedenken zusehen, wenn eine nichtamerikanische Nation einen Hafenplatz oder sonst einen Platz auf dem amerikanischen Kontinent in Besitz nimmt, sei es mit Hilfe einer Gesellschaft, eines Finanz-Konzerns 2c.; denn sie sehen sich dadurch bedroht in der Sicherheit und Verteidigung des Landes, zumal es den Regierungen der nichtamerikanischen Länder auf diese Weise möglich wird, die Kontrolle für militärische und Schiffahrtszwecke in die Hände zu bekommen."

Ein Vergleich der Erklärungen beider Präsidenten, die neunzig Jahre auseinander liegen, zeigt in der Tat die völlige Umwandlung der völkerdrohenden politischen Notiz in eine heute vorwiegend wirtschaftliche programmatische Kundgebung, die jedoch

Digitized by Google

keinen Völkerrechtsgrundsatz darstellt. Nunmehr wird man es auch eher erklärlich finden, daß die Cowdray'schen Oelkonzessionen in Kolumbien, Nicaragua und Ekuador, und die von Porfirio Diaz an Lord Cowdrays El Aguila Oel-Gesellschaft in Mexiko gewährte Konzession in ihrer Rechtsgiltigkeit von Wilson so heftig angefochten worden sind. Wilsons Opposition geht nämlich von der Ueberzeugung aus, daß die Cowdray'schen Konzessionen alle drei obigen Momente enthalten. Es liegt nach seiner Auffassung in dem Wesen von Monopolen, wie sie der Pearson-Konzern anstrebt, begründet, daß die Rechte der Bewohner Kolumbiens, Ekuadors, Nicaraguas und Mexikos vernichtet werden, und sie legen weiter die Möglichkeit nahe, daß die englische Regierung in diesen Ländern einen maßgebenden Einfluß gewinnt, wodurch die Monroedoktrin bedroht werde. Weiter aber erhalten die Engländer bei Erlangung so großer Konzessionen die Kontrolle über südamerikanische Häfen (Buen Aventura und Cartagena, Kolumbien) in der Nähe des Panamakanals. Sie geraten damit in einen direkten Konflikt mit dem Sinne der Lodge-Resolution und verletzen die nordamerikanischen Kräfte der Selbstverteidigung. — Aber Wilson geht in seiner Auffassung über die Oel-Konzessionen noch weiter. Das Oel ist nach seiner Ansicht das Heizmaterial der Zukunft für Kriegsschiffe. Würden die schwachen Staaten Latein-Amerikas es unter Umständen nicht zulassen müssen, daß die Türen nur dem englischen Kapital geöffnet wären, besonders in den Nachbarstaaten des Panamakanals? So fragt er sich. Eine Monopolisierung der großen Oelgebiete von Mexiko, Kolumbien, Nicaragua und Ekuador durch englisches Kapital würde, wie ein Blick auf die Landkarte zeigt, leicht eine militärische Bedrohung des Panamakanals und der Vereinigten Staaten bedeuten, und man hat sich stets zu vergegenwärtigen, daß ein Oelhafen bald einen Ersatz für eine Kohlenstation darstellen wird. Ein englischer Oelhafen im Caraibischen Meerbusen würde einen glatten Zusammenbruch der erst ein Jahr alten Lodge-Resolution bedeuten.

Digitized by Google

Es ist bekannt, daß die amerikanische Diplomatie in der kolumbischen Oel-Konzessionsfrage unbedingt über die englische gesiegt hat. Die Firma Pearson und Sons Ltd. hat ihren Vertrag, der unbedingt viele Millionen Aufträge dem englischen Unternehmertum durch Anlage von Wasserleitungen, Röhrenleitungen, elektrischen Kraft-Zentralen, elektrischen Bahnen, Telephon- und Telegraphenleitungen, Eisenbahnen, Kai- und Hafenbauten 2c. eingebracht hätte, kurz von Beratungen im Kolumbischen Parlament zurückgezogen. Und bereits jetzt bemühen sich zahlreiche amerikanische Geschäftsleute in Kolumbien um ähnliche Bauten und Aufträge. Die „Wilson-Doktrin" ist schon jetzt entschieden von hoher weltwirtschaftlicher Tragweite, und die kolumbische Niederlage der englischen Firma Pearson hat ihre große prinzipielle Bedeutung auch für die Zukunftsarbeit des deutschen Kapital- und Unternehmertums. Die kolumbische Episode zeigt übrigens zum ersten Male deutlich, daß die mexikanische Frage nur einen Teil der schwebenden englisch-amerikanischen Rivalitäten darstellt, und daß die Vereinigten Staaten und speziell Wilson und Bryan sich stark genug fühlen, unter dem Deckmantel altruistischer Bestrebungen statt die Monroedoktrin in ihrer Interpretation zu beschränken, sie ganz wesentlich durch ihre Stellungnahme zum Konzessions-Verleihungssystem der latein-amerikanischen Staaten erweitert zu haben.

Tand um Tango

Von Paul Barchan

Mit dem Tango verhält es sich so:

Die Frau tanzt gegen den Mann einen Ringkampf. Der rechte Arm des Weibes kämpft gegen den linken des Mannes. Sie dringt auf ihn ein, während er sich bald nach rechts, bald links wirft. Frau Potiphar sucht den ewigen Joseph zu erringen, nachdem sie ihn vielleicht

Digitized by Google

geheiratet. Und wenn sie denkt, sie hat ihn, beginnt er sich zu winden, um sich zu entwinden. Doch sie umkreist ihn. Der Mann denkt, nun wird sie müde, bei dem engen Rock! Das aber fällt ihr nicht ein. Der Rock, der ist hinten geschlitzt, damit der Dritte das Vergnügen hat, der Eigene aber gar nichts merkt. Höchstens die Arbeit. Manchmal beginnt die Frau allerlei Windungen und Reckungen zu vollziehen, während der Mann stille hält und so tut wie ein Insekt, das, des Selbstschutzes halber, sich totstellt. Dann aber sieht er, die Frau gibt nicht klein, und es geht wieder los. Die Devise könnte heißen: „Mensch heirate, du lachst dich tot!" Der Möglichkeit sind viele. Man kann machen was man will. Die Hauptsache ist, daß man mit der Musik, etwa der öffentlichen Meinung, nicht in Konflikt gerät.

Eine frühere Generation tanzte, innig und sinnig, den Walzer. Man ließ sich Zeit und floß dahin; es ging „in der schönsten Harmonie" und man sagte, das ist Gemüt. In epischer Breite und stubenreiner Lyrik zog Verliebtheit über das Gesicht und lernte beizeiten sich bescheiden. Dann kam der Umschwung, man nannte es Aufschwung, und es erscholl der Schrei nach Offenheit. Zu welchem Zwecke man die Seelen dekolletierte. Und es war wie immer mit dem Dekolletierten: so lange es bedeckt war, ahnte man gründlicher und Gründigeres. Im Grunde, es blieb nur der Schrei. (Wache Seelen brauchen keinen Schrei.) Man „wackelte" und „schob", bis alles gesagt war. Für solche gewagte Tänzchen gab es englische Namen, da man es als Sport betrachtet sehen wollte und Gesundungssymptome. Doch mißzuverstehen war es nicht. Man pochte auf seine Rechte, setzte sich durch und war rücksichtslos. Doch nimmer schamlos. Wo es eine Strömung, eine Tendenz, eine Forderung gilt, ob ideal, ob amoralisch, gleichviel, wo es ergo nicht individualistisch ist, da kann es auch nicht schamlos heißen. Um diese Zeit wurden auch die Kleider so: die Frucht ist zum Platzen reif. Ja, das Pralle ist kein leerer Wahn. Jetzt wieder, die gerafften Kleider, sind wie Orientierungspläne. Man könnte auch sagen: „Führer durch meine Frau."

Digitized by Google

Was will uns der Tango? Scheinbar geht es einen Schritt vorwärts ins Zeitgenössische. Das Gesicht bleibt abwehrend und unbeteiligt, während der Körper ahnt und weiß. Ein Triumph der Technik soll es auch sein und eine Anleitung zur Verdummung. Es soll nach dem Schweiß der Arbeit riechen, wie das gegenwärtige Leben, das Gehirn einengen und einschläfern und auf das Gesicht als „Blasiertheit" sich niederlegen. Das, glaubt man, ist die Aristokratisierung des jetzigen Menschen. Die Kämpfe und die Schreie, die der Seele und die des Leibes, liegen zurück. Man soll nichts mehr davon merken.

„Die Seele tut mir gar nicht weh,
Sie ist ganz unbeteiligt,
Nackt liegt sie auf dem Kanapee
Und durch sich selbst geheiligt."

Nun wieder vom Tango. Daß man es noch nicht gelernt hat, den Unterschied zwischen einem Salontanz und einem Kunst-(Schein-)tanz zu empfinden. Figurenreiche Tänze sind heutzutage ein Unding wie Krenolinen. Sie gehören nur auf die Bühne. Dieser durchgearbeitete, schwierige Tango wird mit einer schülerhaften Stümperei getanzt, daß es genant wirkt. Und müßte stets so getanzt werden, wenn er nicht sehr bald wieder verschwinden würde. Und das wird er. Salontänze (Walzer, Onestep, Twostep, am idealsten Boston) sollten ganz ohne Zuschauer getanzt werden, ohne, wie ehemals, Herumsitzende, und ohne, wie jetzt, Herumstehende, zum eigenen und der Partnerin Vergnügen. Keineswegs aber, um Eitelkeit zu kultivieren, um Mustertänzer zu züchten. Diese Tugenden des Männchens, des Hahnes, sucht die gegenwärtige Zeit zu markieren. Früher sprach die ganze Selbstgefälligkeit des Mannes naiv und freimütig aus der Aeußerung seines Aeußeren: Das gewellte, in der Mitte gelockte Haar, der gezwirbelte Schnurrbart, ja, der Vollbart — das Symbol. Und die Kleidung, versüßlicht, immer etwas extra. Welche kindische Selbstzufriedenheit — ein Springwalzer ehemals. Die neue Zeit will den Mann disziplinieren, daß er seine Hauptschwäche, die Eitelkeit, unterdrückt:

Digitized by Google

das Aeußere nivellieren, nach Art der Engländer oder Amerikaner, das Gesicht glatt, abweisend, das Gefühl und das Hahn-Selbstgefühl eine häusliche Angelegenheit. Die Kleidung — keine psychische Offenbarung; streng, daß kein grämlicher Rivale sein Mütchen kühlen kann. Die Tänze unauffällig, geometrisch, kein Spielraum, jeder konzentriert für sich — nur nicht auffallen.

Doch der Hahn im Manne ist nicht totzukriegen. (Die Kleidung macht schon auch Miene „das Haupt zu erheben".) Es sondern sich die „guten Tänzer" ab. Mitten unter allen — das ist keine Sache für sie. Sie ziehen sich in eine Ecke zurück, auf daß sich bald, wie um den Mond der Regenbogen, ein Kreis um sie bilde. Und dann beginnen sie „gut zu tanzen". Uh, wieviel unnahbare Selbstgefälligkeit atmen nun diese Schultern!

Wieviel Vordringlichkeit, welche Selbstproklamierung. El stylo alphonso. Von großer Wichtigkeit ist es nicht nur, daß man gut tanzt, auch daß man gut getanzt hat!

Von dieser Qualität ist unser Tango. Und daher ist er unerträglich.

Nachdem er zwei Monate geübt worden, ist er schon veraltet, verstaubt und schal geworden. Das ist die Probe. Man ist schon darüber hinweg. Wie lange noch, und man tanzt wieder Polka und Springwalzer.

Der rote Halbmond

Erzählung aus dem Balkankrieg

Von Otto Rung (Kopenhagen)

Doktor Rogert, ein junger deutscher Arzt, war mit der ägyptischen Ambulanz-Mission auf den Kriegsschauplatz bei Tschadaldscha entsendet worden. Er hatte lange Zeit als Epidemiearzt in Alexandria gewirkt, und als die großen Kontingente, die das Konsulat seines Landes dort gesammelt hatte, n einem sanitären Hilfskorps vereinigt wurden, meldete er sich zum Dienst und wurde Chef einer Abteilung von vier Krankenpflegerinnen und einem Stab arabischer Träger.

Digitized by Google

In Stambul mußte er die Kontore des Kriegsministeriums tagelang belagern, um Instruktionen zu erhalten. Ueberall begegnete er lächelnd der Höflichkeit und schlecht verhehltem Erstaunen: man war gar wenig darauf gefaßt, sich mit Ambulanzfragen zu beschäftigen. Es war in den ersten Novembertagen und die politischen Konspirationen legten stark Beschlag auf die Offiziere des Ministeriums. Man riet dem Missionskorps, sich an den Generalstab zu wenden, dessen Hauptquartier aber nach Tschadaldscha verlegt worden war, und zeigte sich im übrigen nicht sehr eifrig, Passierscheine auszustellen. Man erklärte, die Unsicherheit an der Front sei zu groß, daß man die Verantwortung für das Leben von Ausländern nicht übernehmen wolle. Hierauf gab es Zigarettenrauchen, Kaffeetrinken und Komplimente über die vorzügliche Haltung der freundschaftlichen Großmächte, nebst einer Menge Einladungen zu offiziellen Mittagstafeln.

So begab sich denn Doktor Rogert, nachdem er einen Teil des Gepäcks, einige Hundert Kolli Verbandstoffe und Hospitalrequisiten, auf Ochsenkarren geladen, auf eigene Hand an die Front. Er ritt durch Stambuls tote Straßen, in denen jeder Wagenverkehr eingestellt war, da die Pferde in der Schlachtlinie standen, vorbei an dem Wirrwarr des Adrianoplertors, an schlendernden Schutzmännern, an flüchtenden Einwohnern und Soldatenweibern, die, vor dem Militärpostamt geschart, Nachrichten über ihre Männer zu erhalten suchten.

Einige Stunden später meldete er sich bei einem Stabsoffizier, der in einem Bauernhaus sein Quartier aufgeschlagen hatte, mit blank geputzten Stiefeln auf einem aufgemachten Bett hockte und den Rapport durchlas.

Der Offizier schüttelte den Kopf. „Wir haben gar nichts. Keine Baracken, keine Zelte, kein Brot. Seit drei Wochen haben wir keine Intendantur gesehen. Es wird uns schwer genug, die gesunde Mannschaft auf dem Damm zu halten. Anfänglich kamen die Händler aus Stambul heraus an die Linie. Aber die Leute fielen über sie her, nahmen ihnen, was sie hatten, und bezahlten mit Kolben und Bajonett. Was sollen wir tun? In Stambul gibt es Proviant genug. Zu Tausenden ist das Vieh von den Flüchtenden hineingetrieben worden. Dort können Sie ein Schaf um zwei Franks kaufen! Aber zu uns heraus kommt nichts mehr. Wir sind allein, wir sind verlassen oder vergessen oder verraten von der verfluchten Regierung! Kommen Sie, setzen Sie sich! Sie werden doch eine Tasse Kaffee trinken! Später — des Abends, können Sie, wenn Sie wollen, ein paar Verwundete oder Kranke draußen auf den Feldern auflesen. Sie kommen im Lauf des Tages herein. Die, die gestern kamen, müssen heute schon tot sein. Gottes Wille geschehe!“

Digitized by Google

Doktor Rogert errichtete eine provisorische Baracke und ein paar Zelte. Dann führte er selbst die Träger hinaus über das Terrain.

Die Front lag eine Meile entfernt und hinter Höhenzügen verborgen. Ein leises, dumpfgestimmtes Brummen kam von dort her — und in Intervallen das kurze trockene Knallen der Haubitzen, regelmäßig wie eine Kontrolluhr. Die Felder lagen schwarz und naß da, lange, träge Rücken, mit mißfarbigem Gras bekleidet. Da und dort grinsten runde fahlgelbe Kleye schmutzigen Schnees. Die Niederungen waren Pfuhle lehmigen Wassers, die Wege schwarze Pfützen; die tiefen Furchen der Kanonenräder zogen ihre Spuren aufwärts gegen die westlichen Hügel. Hier war alles ruhig. Fernher von Stambuls Friedhöfen kam der tägliche Zug kohlschwarzer Raben, anzusehen wie ein flatterndes Leichentuch, die Tschadaldscha zustrebten. Begegneten sie den stummen Männern, die zwei zu zwei einherschritten, durch eine leere Bahre vereinigt, so gaben sie in einem tausendstimmigen Gelächter Signal und schwenkten jäh gegen Westen ab.

Einer der arabischen Krankenwärter blieb bei einem Graben stehen und wandte sein von einem ängstlichen Grinsen verzerrtes Gesicht den Anderen zu. „Da liegt einer!" sagte er, sich niederkauernd; aus dem Schlamm des Grabens ragte eine geballte Faust und eine Stiefel.

„Vorwärts!" kommandierte der Doktor. Und weiter stampften sie über das Feld, das schlammig wie lebendes Fleisch unter ihnen schaukelte, — sie, die einzigen Lebenden auf diesem ungeheuren Terrain von Sumpf und Stein, zehn Männer in Khaki und Fez und mit dem blutroten Halbmond auf der weißen Armbinde. Fernab lag die Tschadaldschastraße mit ihrer ewigen Doppelfährte von Stafetten und Trains, die der Front, und von Flüchtlingen, die der Stadt zustrebten: verwundeten Offizieren auf mageren Eseln, fliehenden Bauern mit Bündeln und ratternden Karren — der ganze Verkehrsbetrieb dieses unglücklichen Krieges. Sie selbst befanden sich auf der Ablagerungsstätte des Schlachtfeldes, im düsteren Hinterland — an einer öden Küste, an die die Dünungen des Kampfes nur Tag um Tag ihre Verwundeten, ihre Marodeure und Cholerakranken in weitverstreuten Tausenden spülten.

Sie fanden diese vom Kriege angeschwemmten Leichen meist einzeln über das große Terrain verteilt — längs der Wege und Stege, die sie selbst, einer in des anderen Spur, in das Brachland getreten hatten. Da lagen oder saßen diese Toten in allen möglichen Stellungen, zusammengekauert oder ausgestreckt, selig entschlummert in den Eisschlaf der Frostnächte, einen Sack um den Kopf gewunden, die blauen nackten Füße von den Leichenräubern, die ihnen Stiefel und Waffen genommen, gen Mekka gekehrt.

Digitized by Google

Andere knieend hinter Hecken und Gräben, die Nägel in die klitschige Erde gebohrt, wie um sich eine Höhle gegen den beißenden Wind zu graben; dann und wann auch zwei Gefährten dicht aneinander geschmiegt, um sich zu erwärmen. Wieder andere auf dem Boden kauernd, steif unter den Krämpfen der Cholera. Hier führten Fußabdrücke zu einem Gebüsch und endeten bei einem Toten, der an dieser Stelle in der letzten Fußspur seines Lebens zusammengebrochen war und auf dem Rücken dalag mit aufgerissenen Kleidern und zwischen Rock und Hosenriemen hervorgequollenem blutigem Hemde. Eine Wolke von Raben flog von ihm auf und sammelte sich über ihm wie ein gen Himmel geworfener schwarzer Schlagschatten des Toten. Tag um Tag waren sie so von den blutigen Schanzen da draußen hereingeträufelt, wie eine von einer gewaltigen Hand langsam über diese öden Felder ausgeschüttete Drachensaat. Keiner hatte sich um sie gekümmert, wenn sie sich erst aus Laufgräben und Biwaken gestohlen, leise aus den vorrückenden Reihen geschlichen hatten oder in der Schützenlinie liegen geblieben und mühselig rücklings gekrochen waren — tief geduckt vor den Kolbenstößen und Fußtritten der Korporale, in den Gräben Zuflucht suchend vor den krachenden Rädern der Stückwagen, im Schlammwasser der Pfützen fieberkrank ihre zerschmetterten Gliedmaßen wälzend — durch Gürtel von Schrapnellgeschossen und den Feuerregen der Maschinengeschütze zurück über dies weglose Land — nur zurück aus dieser brüllenden Hölle von Stahl und Blei — fort — bloß fort, wenn auch von Hunger entkräftet, mit Typhus im Blut und dem kalten Brand in den Wunden — nur fort — nur nicht mehr da draußen! — Weiter, weiter, bis sie dahinsanken, liegen blieben und sich langsam mit der Erde vereinigten. —

Zwei Tage lang suchte Doktor Rogert mit seiner Ambulanz den ganzen Distrikt ab, ohne auch nur einen einzigen Lebenden heimzubringen. Er war noch immer ohne Instruktionen und der Stabsoffizier, der sich's mit seinem halb aufgelösten Kontor von Adjutanten und Schreibern in dem Bauernhof bequem gemacht hatte, zuckte die Achseln. „In der Front braucht man kein Lazarett", sagte er, „Das macht die Leute nur mutlos." Er hob den Kopf in plötzlichem kaltem Trotz. „Der türkische Soldat wird nicht verwundet. Er schlägt sich oder er stirbt!"

Allmählich erkannten sie ihre Toten wieder, wenn sie an ihnen vorbeikamen. Aber seit dem ersten Abend waren neue hinzugekommen — — die Nacht hatte sie getötet. Ihre Ambulanz war hier die einzige. Sie fand nur ihre eigenen Fußspuren und die der Toten. — Vom Hauptquartier hatte man ganz kurz und entschieden abgelehnt, sie näher an die Gefechtslinie heranrücken zu lassen. Da draußen, hieß es, habe man alle Hilfe, deren

Digitized by Google

man bedurfte! — Ebenso wenig wurde ihnen selbst irgend ein Beistand bewilligt. Sie seien ohne Mandat, sagte man ihnen. Sie müßten Order abwarten!

Am dritten Tage suchten sie einen türkischen Friedhof in der Nähe eines abgebrannten Dorfes ab, dessen verkohlte Mauern wie schwarze Zahnstümpfe aus der Erde ragten.

Zwischen den gestürzten Grabsteinen fanden sie zwei Männer. Der eine lag auf der Seite, halb im Morast versunken, der um ihn festgefroren war. In der Erde zeichnete sich der genaue Abdruck seines Profils und die abwärts gewandte Seite seines Gesichts war blauschwarz. Sie ließen ihn dort liegen. Der andere war ein junger stark gebauter Soldat in Infanterieuniform, mit dicken Wollstrümpfen über den Stiefeln und dem Mützenschirm tief im Gesicht. Der Doktor wandte ihn um. Er war kalt. Aber es war ein Pulsschlag zu spüren.

„Hebt ihn auf!" befahl er. Er lüftete die Mütze von dem Gesicht des Soldaten und betrachtete die eingefallenen Züge. „Hungertyphus!" sagte er.

Sie legten ihn auf die Bahre und trugen ihn nach der Baracke. Er war der einzige Patient in dem großen Raum mit den elf neuen Patentbetten. Er war immer noch bewußtlos, reagierte fast nicht, hatte eine Fleischwunde im linken Arm, in der bereits der kalte Brand eingetreten war. Außerdem Typhus. —

Erst nach drei Tagen gab er eigentliche Lebenszeichen von sich. Dann stieg die Temperatur mit einem Male heftig und er begann zu stöhnen.

Doktor Rogert sah jede Stunde nach ihm, reinigte die Wunde und behandelte die unzähligen Hautabschürfungen, die sich zu entzünden drohten. Er empfand eine ganz eigentümliche Fürsorge und Verantwortung für diesen Mann, seinem einzigen Geretteten aus dieser Todesgegend. Er hatte Wachtposten aussetzen lassen. Aber jede Nacht waren neue Todesgezeichnete hereingekrochen gekommen, ohne daß jemand sie gesehen hatte, und des Morgens lagen sie erfroren als Leichen längs der Hecken. —

Der Stabsoffizier brach kurz darauf sein Quartier ab. Die Linien verschoben sich. Man wußte voraus zu sagen, daß die Granaten der Bulgaren in einigen Tagen bis hierher reichen würden. — Gleichzeitig empfing aber Doktor Rogert von dem Sanitätskommando eine Zuschrift. Das Schreiben setzte voraus, daß die Ambulanz immer noch in Stambul liege, um Ordre abzuwarten; denn — hieß es — in der Front gäbe es ein hinlänglich großes Korps von Aerzten. Man dankte der ägyptischen Ambulanzmission für allen Opferwillen und Diensteifer und verständigte sie hiermit, daß sie dem in der Agia Sophia neu errichteten Lazarett angeschlossen sei. Die

Digitized by Google

Ordonnanz, die das Schreiben brachte, übermittelte ferner die Ordre des Generalkommandos, das Terrain augenblicklich zu räumen — aus strategischen Gründen.

Doktor Rogert hatte keine Wahl. Er brach die Baracke ab und begab sich noch am selben Tage nach der Tschadalschastraße, wo er sogleich in ein ungeheures Gedränge geriet: Trains, Kavallerie und die traurigen Verwundetentransporte, ein jammernder, stöhnender Zug von Ochsenkarren mit blutigem Stroh, auf dem verstümmelte Menschen sich wälzten. Erst jetzt hörte er von den letzten fürchterlichen Zusammenstößen, die auch seinem Distrikt ihren Zuschuß an Toten geliefert hatten.

Unterwegs füllte sich der Krankenwagen der Abteilung, in welchem sie den türkischen Infanteristen mit sich führten, mit Verwundeten, die zu Fuß der Stadt zugestrebt, auf der Wanderung aber zusammengebrochen waren. Als der Transport das Lazarett erreicht hatte, schied Rogert die anderen aus und nahm in seine Abteilung nur diesen einen Mann, den er in besonderem Grade als seinen Patienten betrachtete.

In dem großen vergitterten Hof vor der Sophia-Moschee um den kuppelförmigen Reinigungsbrunnen und bis hinein in den vordersten Narthex standen Hunderte von Bahren mit Kranken und Verwundeten. Ueberall türmten sich Haufen von Stroh, Verbänden, blutigen Soldatenmützen, zerrissenen Stiefeln. In der mächtigen Vorhalle war die erste Station errichtet, welche alle Bahren passieren mußten, eine Kommission sortierender Aerzte, die durch Nummern die Krankheiten und Wunden nach Art und Gattung sonderten. Rogert stellte sich vor und brachte seinen Mann in der Abteilung für typhöse Krankheiten unter. In dem durch spanische Wände abgeteilten Areal der Moschee hatte er nahe der Gebetnische, dem mosaikeingelegten Mihrab, zwanzig Betten unter seiner Aufsicht, alle neu, weiß lackiert nach modernem Hospitalmuster, aber die Hälfte ohne Matratzen. Viele der Kranken lagen bloß in ihre blutbefleckten Mäntel gewickelt. Hier fand die Ambulanz für ihre zweihundert Kolli endlich Verwendung. Der türkische Infanterist wurde gebadet, neu verbunden und seine Nummer festgestellt. Er gehörte einem Regiment an, das, wie es hieß, gesprengt, vernichtet war. Aber bald zeigte sich, daß einer der Kranken in derselben Abteilung, ein aufgeweckter junger arabischer Rekrut, der sich nach einem Typhus auf dem Wege der Besserung befand, ihn kannte. Er reckte von seinem Bette her den Hals nach ihm und begann zu lächeln. Auf Rogerts Aufforderung näherte er sich und beugte sich über den Bewußtlosen.

„Ich kenne ihn!“ sagte er. „Er ist aus meinem Dorfe, aus Baraschin in Syrien, zwei Tage Wagenreise von Damaskus. Ja, ich kenne ihn! Es ist

Digitized by Google

Jussuf Ibn Ali!" Er schüttelte den braunen Kopf, legte den Mund an des Kranken Ohr und rief: „Ismak! — Wie heißt du?" Und er wiederholte den Namen: „Jussuf! Ich bin Ibrahim! Du kennst mich ja! — Er hört nicht! Er stirbt! Asebi! Gottes Wille geschehe!"

„Wir nannten ihn im Dorfe Jussuf den Unglücklichen", fügte er hinzu. Und auf des Doktors Frage erzählte er, wie Jussufs Schicksal diesen Beinamen zur Wahrheit gemacht hatte, so wie ja Allah alles vorher im Schicksalsbuch bestimmt hat.

Jussuf war in dem kleinen Dorfe an der Wüstengrenze aufgewachsen. Er entstammte einer der reichsten arabischen Familien, die sich hier, an dem einzigen Wasserlaufe innerhalb Hunderter von Meilen niedergelassen hatten, und war der Aelteste von zwanzig Geschwistern. Als aber nach des Vaters Tode das Erbe zu teilen war, meldeten sich zwei Vetter von mütterlicher Seite des Verstorbenen mit falschen Schuld- und Schenkungsbriefen. Sie waren aus Damaskus, wo sie Wucher in großem Stil betrieben. Die Sache kam vor einen Kadi, der in einer anderen Stadt lebte. Jussuf bezahlte, was er konnte, um ein günstiges Urteil zu erlangen, und der Kadi nahm das Geld schweigend in Empfang; aber die Onkel bezahlten mehr und das Urteil sprach ihnen vier Fünftel von Jussufs Landbesitz zu.

„Bei Allah, dem Barmherzigen!" erzählte Jussufs Kamerad weiter. „Von dieser Stunde an verfolgte ihn das Unglück. Aber er war kein kluger Mann und wir lachten ihn aus. Er war furchtsam und wich allem Streit aus. Und in unserem Dorf gibt es viel Streit.

El kisb milh er — ridsjal wa — 'aib 'ala man jasduy: Wenn selbst die Därme in unserem Leib sich streiten, wie sollten wir da Frieden halten können! Sogar die Franken da draußen an der Front streiten mit einander, Bulgaren mit Griechen. Jussuf hatte keine Freunde, weil er fürchtete, sich Feinde zu machen. Wenn die Ernte kam und die Nachbarn einander nachts die Dreschplätze plünderten, hielt Jussuf sich zurück; er bestahl niemanden, selbst die nicht, die ihn bestahlen. So unklug war er. „Nu bibja jin ma bisàil" sagt man bei uns: Der Dieb, den niemand sieht, ist kein Dieb! Und wenn der Regen ausblieb, küßte Jussuf sich die Hand und sagte: Asebi! — wie Gott will! Dann kam der Regen, aber mit ihm die Heuschrecken, die seine Ernte verzehrten. Er aber sagte bloß: Bin ich Gott? Was vermag ich gegen mein Schicksal?

Wir daheim berechnen das Vermögen eines Mannes danach, wie viele Stunden er das Recht hat, Wasser aus dem Fluß zu schöpfen. Denn sommerüber ist der Fluß ausgetrocknet, aber im Winter dürfen wir sein Wasser unter uns teilen. Und als wir sahen, ein wie wenig fürsorglicher

Digitized by Google

Mann Jussuf war, weigerten wir ihm die Wasserstunden, die sein Recht waren, und verjagten seine Weiber und Kinder mit Steinen.

Und als die Beduinen von den Bergen herabkamen mit ihren Herden von Hunderttausenden Kameelen, wiesen wir ihnen Jussufs Wiesen als Weide, um uns selbst loszukaufen. Aber Jussuf küßte bloß seine Hand. So war es eben bestimmt in Allahs Buch! Und er hatte Recht! Nichts können wir ändern! Denn sagt nicht unser Sprichwort die Wahrheit: Ein zwölfjähriger Knabe stirbt nicht mit elf?

Dann kam die Pest und viele im Dorfe starben. Jussufs älteste Tochter wurde krank. Aber Jussuf hatte von einem Kaufmann in Damaskus Geld entliehen und mußte ihm mit seiner Ernte bezahlen. So kam es, daß er gegen Winter fünf türkische Pfund in einem Tonkrug unter seinem Fußboden verwahrt hielt. Die Nachbarn hatten aber das Geld gesehen und brachten es der Obrigkeit zu Ohren.

Kurz darauf starb Jussufs Tochter. Als das Mädchen am nächsten Tage begraben war, kam der Wali mit vier Männern in Uniform und mit Karabinern angeritten. Als wir hörten, die Polizei käme, versteckten wir uns alle, aber der Wali ritt geradenwegs auf Jussufs Haus zu und Jussuf versteckte sich nicht. Der Wali trat mit seinen vier Soldaten in den Hof und da saß Jussuf.

„Jussuf ibn Ali!" sagte der Wali. „Warum hast du deine Tochter getötet?" Jussuf warf sich ihm zu Füßen und schwor, daß seine Tochter Assissa an der Pest gestorben sei. Aber der Wali lachte. „Du hast deine Tochter durch Gift aus dem Leben geschafft! Das Dach soll von deinem Hause gerissen, deiner Tochter Leiche aber ausgegraben werden, damit ein Hakim untersuchen kann, ob in ihren Eingeweiden Gift sei. Dich aber nehmen wir mit uns nach Damaskus!"

Da nahm Jussuf ein türkisches Pfund, legte es vor des Wali Füßen und bat ihn fortzureiten. Der Wali aber schlug ihn mit der Reitpeitsche und fragte, ob er es wage, der hohen Obrigkeit ein Bakschisch zu bieten! Da holte Jussuf noch ein türkisches Pfund. Aber der Wali erboste sich noch mehr. „Willst du es noch weiter treiben?" Jussuf weinte. Denn schon bereiteten sich die Soldaten, das Grab der Tochter zu entweihen und Jussuf und sein Haus unrein zu machen. Da holte er den Tonkrug mit den vier Pfund und schwor, daß es sein Letztes sei. Der Wali nahm ihn und ritt fort. —

Hierauf verkaufte der Kaufmann aus Damaskus Jussufs Land an uns andere. Jussuf schlug seine Wohnstatt in einem verlassenen Stall auf und nahm Dienst bei uns anderen, um seinen Kindern Brot zu schaffen. Vor

Digitized by Google

drei Monaten aber kamen die Batschibozouken, um Soldaten auszuheben, Sie fielen über uns her und schleppten uns fort. Kein einziger entging ihnen außer jenen, die sogleich nach Ausbruch des Krieges in das Land weit jenseits des großen Wassers gereist waren. In zehn Tagemärschen erreichten wir Damaskus, und unsere Frauen und Kinder folgten uns klagend wie die Neddabehs bei unseren Leichenzügen, und viele blieben in der Wüste liegen. Viele andere kamen mit uns hierher. Wo sind sie jetzt? Wir aber sind hier! Wir haben so viel gelitten! Aber jetzt sind wir im Lazarett, und unser Hakim ist gut und gerecht!" —

Doktor Rogert horchte still. Er sah bei diesen Worten den ungeheuren Zug anatolischer und syrischer Rekruten vor sich, die mit dem schweren Gepäck von Gewehr und Kochgeschirr auf den des Tragens ungewohnten Rücken unter Peitschenschlägen über Kleinasiens Bergwüste getrieben wurden — der todgeweihte Marsch Zehntausender dem unbekannten Meere zu, mit den Herden ihrer aufgelösten Familien als heulenden Nachtrab hinter sich, ein Weiber- und Kinderheer aus allem Elend und Jammer Asiens; ein Zug Verurteilter, die, den Hunger als einzigen Führer, die tötliche Nachtkälte als Peitsche über den nackten Rücken, in dem Schmutz ihrer Kleider und in ihren vergifteten Organen wie eine Rache ihres Volkes an Europa, den großen ewigen Wanderer mit sich führten: asiatische Cholera!

Er betrachtete Jussuf den Unglücklichen, der hier auf der neuen Lazarettmatratze seinen schweren Schlaf schlief — auf der ersten ruhigen Station, dem ersten sicheren Biwak seines Lebensmarsches. Und sein Mitgefühl mit diesem einzigen Lebenden, den er von da draußen hereingebracht, stieg zu einer seltsam erdrückenden Empfindung von Verantwortlichkeit für das, was da alltäglich an den Armen und Kleinen jedes Landes gesündigt wird. Es dämmerte ihm wie eine Möglichkeit, an diesem unbedeutenden, bescheidenen Leben gutzumachen, was andere verbrochen hatten. Und mit einem Male erschien Jussuf ihm als sein Patient, sein Auserwählter unter all den anderen; dieser armselige Araber, dieser Sohn der abgeschiedensten Wüste der Welt, dieses Kind der Dürre und Entbehrung und Sklaverei, dünkte ihm ein Schicksalszeichen für sein Lebenswerk. Ihn mußte er retten, wenn sein Wirken und Schaffen weiterhin Sinn für ihn behalten sollte.

In der folgenden Woche brach die Cholera aus. Sie zeigte sich zuerst bei einem anatolischen Trainkutscher, der Rekonvaleszent war und zu Krankenwärterdiensten verwendet wurde. Nach zwei Stunden war er tot und jeder Mann seiner Abteilung angesteckt. Der infizierte Teil wurde sogleich geräumt, aber die durch Trinkgefässe und Entleerungen übertragene Krankheit griff über. Am Abend des nächsten Tages gab es zwanzig Tote

Digitized by Google

und vierzig Erkrankte. Im Hof der Moschee wurde eine Baracke erbaut, aber schon war es zu spät, die Seuche zu begrenzen. Die europäischen Aerzte vermochten nichts gegen die Langsamkeit der türkischen Leitung und die vollkommene Passivität der Patienten.

Und so begannen die Schreckenstage in der Sophia-Moschee, in diesen uralten Wölbungen mit ihrer gigantischen Kuppel, die wie ein umgekehrter Krater das Jammern der Verwundeten, den Schrei der Fieberkranken, das Röcheln der Sterbenden gleich einem brüllenden Echo zurückspie. Ein Nebel von Staub, von dampfenden Decken, ein Gestank von Chlor und Exkrementen erfüllte die Luft. Auf dem Kalkgrund der Wände aber, hinter persischen Teppichen und grünen Schildern mit gemalten Koransprüchen verborgen, hinter der gemalten Leinwand der Chorrundung verhüllt, harrten sie immer noch ihrer Befreiung, alle die Heiligen dieser byzantinischen Basilika und er selbst, der im Morgenland geborene Erlöser des Westens. Und da draußen, jenseits des Doppelgürtels fliegender Schrapnells, lagen nun die Franken und lauerten begehrlich auf dies mächtige Bet- und Bußhaus, diesen blutgetränkten Tempel, in welchem vor vier Jahrhunderten Mahmud, der Eroberer auf seinem arabischen Streithengst über Haufen vieler Tausender niedergesäbelter Frauen und Kinder eingeritten war, auf diesen Augapfel der östlichen Kultur. Darum hießen die Belagerten die Cholera willkommen als Kampfgenossen, als Besudler der Stätte, die ein neues oströmisches Zarenreich sich als Krönungsdom ausersehen hatte.

Drinnen aber in der Agia Sophia gingen Aerzte und Pflegerinnen umher, ruhig, hurtig, schlaflos wie Löschmannschaft bei einem Steppenbrand, überall beschwichtigend, dämpfend und isolierend, wo die Seuche sich durchfraß. In karbolgetränkte Säcke eingenäht, wurden die Toten hinausgetragen — zu Dutzenden, zu Hunderten, Nacht um Nacht. In den Vorhöfen flammten die Feuerstöße der infizierten Bettücher und Uniformen, und in dem blutroten Schein der Brände jagten fürchterliche Schlagschatten über die Wölbungen der Moschee dahin wie ein kohlschwarzer Zug von Reitern — ein fliegender Ritt der enteilenden Toten.

In einem Sprung setzte die Cholera mitten in Doktor Rogerts Abteilung über. Ibrahim, Jussufs Kamerad, wurde um die Mittagszeit ergriffen und lag vor Einbruch des Abends in seinem Grabgehäuse aus gelöschtem Kalk. Doktor Rogert nahm den Kampf auf; in seinem langen Wachstuchkittel hielt er Tag und Nacht seinen Platz, schied aus und entfernte resolut, was nicht zu retten war. Er verteidigte seine Abteilung bis zum letzten Mann, und dieser letzte war der Araber Jussuf.

Digitized by Google

Er war jetzt wach, sprach aber nicht. Nur seine weit offenen Augen folgten aufmerksam dem Schaffen der Aerzte und den Trägern, die rasch die langen Segeltuchbündel forttrugen — bald von diesem Bett, bald von jenem, bald von dem Lager neben ihm.

Er selbst aber wurde nicht krank. Doktor Rogert wachte mehr über ihn als über jedem anderen, ließ ihm sogar Essen aus der Aerztemesse bringen. Als Jussuf von der Ambulanz aufgefunden worden, hatte er in der Tasche seines Mantels eine Handvoll halbverfaulten Mais übrig. Es war die Wochenration für den an der Front kämpfenden türkischen Soldaten. Und geschah es in der Geschäftigkeit, daß ein Mann des Lazaretts einen Tag bei der Brotverteilung übergangen wurde, so murrte er nicht, sondern schwieg in dem Glauben, daß an diesem Tage eben gehungert werden sollte. Starb aber einer der Kranken, so sprangen die kräftigeren Patienten rasch hinzu, um das Brot zu retten, das der Tote als letzte, nun überflüssige Ration unter seinem Kopfkissen verwahrt hielt.

Jussufs Zustand besserte sich immer mehr. Aber er sprach noch immer nicht, lag, ohne sich zu rühren; nur die Augen verrieten eine ewig wache und unlösliche Angst, als erwarte er jede Sekunde neue Zeichen seiner Schicksalsgesetze zu entdecken. Vielleicht erschien seinem bedrückten Gemüt selbst die Pflege und Sorgfalt, die man ihm hier gönnte, nur als Vorbereitung, als grausam berechnete Einweihung zu neuer namenloser Qual.

In diesen Tagen inspizierte das türkische Sessionskomitee das Lazarett, um die Genesenen zu neuem Dienst an der Front auszuheben. Doktor Rogerts Abteilung war neuerdings voll belegt. Während die vier Offiziere nach vorangegangener äußerst höflicher Vorstellung in der Aerztemesse, bei der das unvermeidliche Zigarettenrauchen nicht fehlte, die Betten abschritten, um an Hand der mitgebrachten Krankenliste Musterung über die Patienten zu halten, behielt Doktor Rogert sie scharf im Auge. Als er sie bei Jussufs Bett stehen sah, näherte er sich resolut.

„Ein großer, starker Bursche das!" bemerkte der Sessionschef. „Ist seit sechs Wochen hier. Das mag für ihn genügen!" Er wandte sich an den Doktor. „Wir können ihn doch mitnehmen?" Der Bleistift setzte schon ein Kreuz neben die Nummer der Liste.

Doktor Rogert furchte die Brauen — bedachte sich ein wenig. „Nein!" sagte er dann. „Diesen Mann kann ich noch nicht ausschreiben. Es ist noch Fieber vorhanden. Und die Herzfunktion ist geschwächt."

Der Offizier blickte ihm kurz in die Augen, verbeugte sich ernst und ging weiter. Der Doktor sah ihm verstohlen nach. Wohin er kam, krochen die Kranken unter ihren Decken zusammen. Aber ein- ums andere mal be-

Digitized by Google

zeichnete seine ruhig deutende Hand ein Lager, und ein Mann erhob sich mit geducktem Nacken von der Matratze und schlüpfte langsam in seine Beinkleider. Der syrische Arzt von der Nebenabteilung zeigte sich, lächelnd, aufgeräumt. „Es leert sich!" sagte er. „Gottlob!"

Jussuf war stumm auf dem Rücken liegen geblieben. Aus seinem Blick aber sprach ein wildes, unverhohlenes Entsetzen: Was hatte man mit ihm vor? Zu welchem Zweck hielt man ihn zurück, sparte man ihn auf?

Der Arme zitterte unter Krämpfen. Doktor Rogert untersuchte ihn. Der Herzschlag war fast unhörbar. Von Typhus aber keine Spur mehr. Die Temperatur ganz normal. Es war nichts als eine augenblickliche Nervenkrise, eine seelische Erschütterung nach der Krankheit, hervorgerufen von der Furcht vor neuer Aushebung, eine allgemeine Schwäche, die es ratsam machte, ihn noch zu behalten.

Nein, dachte Doktor Rogert in trotziger Entschlossenheit. Nein, du sollst nicht nach Tschadaldscha. Du sollst nicht wieder hinaus in diese Blutgruft mit ihren hagelnden Stahlprojektilen.

Er hatte des Vormittags die neu organisierte Kolonne der Geheilten vom Kriegsministerium langsam der Tauben-Moschee zutreiben gesehen, wo sie gezählt und vorläufig wie Schlachtvieh eingesperrt gehalten werden sollten: ein Todesregiment von hohläugigen Menschen mit leberkranker Hautfarbe, gehüllt in chlorstinkende, dünn gewetzte Uniformfetzen. Aus dem Portal der Moschee entfloh der Taubenschwarm in wildflatternder Panik. —

Nein! dachte er wiederum. Du sollst nicht hinaus. Du bist mein — mein Mann, mein Leibeigener! Mit meinem Willen sollst du weder Bakterien- noch Kanonenfutter werden!

Ueber dem Kopfkissen der Patienten war eine Schiefertafel mit der Temperaturangabe angebracht. Er zeichnete die Fieberkurve einige Grade über das Normale. Die deutsche Rote-Kreuz-Schwester sah ihm zu und sein Blick begegnete ihren ruhig verständnisvollen Augen.

„Es scheint", sagte er, „daß man diesen Ort als Reparaturwerkstätte für beschädigte Schießscheiben betrachtet — und nicht als ein Spital für kranke Mitmenschen!"

Aber am nächsten Tag kam das Sessionskomitee wieder, geführt von demselben jungen Oberst mit dem weichen schwarzen Spitzbart und den ernsten, fast traurigen Augen. Er ging langsam durch den Saal und suchte einzelne heraus, während sein Blick über die Betten vorauseilte. Wieder stand er mit seinem Stab bei Jussufs Bett. Der Arzt wies stumm auf die Tafel mit der Fieberkurve.

Digitized by Google

Der Oberst hielt seinen Blick fest, verbeugte sich jedoch höflich. „Verzeihen Sie, daß wir uns hier eindrängen," sagte er. „Aber wir brauchen Mannschaft. Das Heer kann sich keine Rekonvaleszenten leisten." Er blickte kalt hinab auf den Patienten, dessen kreideweißes Gesicht auf den gelbgefleckten Kissen ruhte. Und die Session ging langsam und wortkarg weiter.

Aber von nun an kam der brünette Offizier täglich wieder und jedes Mal blieb er einen Augenblick beim Bette Jussufs des Unglücklichen stehen.

Doktor Rogert gab sich nicht verloren, ließ seinen Patienten nicht fahren. Ein stummes Einverständnis zwischen Arzt und Krankem war entstanden. Wie eine Wache stand der Doktor bei Jussufs Kopfkissen, als Schutz und Wehr gegen das Unglück, das mit seinen schweren Schritten suchend zwischen den Betten einherzog. Zweifellos wußte der Bedrohte, was es gelte. Wenn die Visitation kam, schloß er die Augen wie in tiefem Leiden, die Züge fielen ein, die Lippen standen weit offen, trocken und rissig. War aber die Session vorüber, so löste sich sein Ausdruck in Ruhe, fast in ein Lächeln.

So rangen sie, Tage, Wochen. Ruhig hielt der Arzt dem forschenden Blick des Sessionschefs Stand. Er wußte, daß der Mann, der als sein Patient galt, längst von seinen Wunden geheilt und genügend kräftig war, um die gesetzliche Beute der bulgarischen Granaten zu werden. Aber dennoch gab er ihn nicht frei. Er unterließ es, die Temperaturkurve zu verändern. Sie blieb stehen, wie sie stand. Die Krankenpflegerin betrachtete ihn unruhig, wagte aber nicht, Einwendungen zu machen. Die täglichen, höflich betonten, aber eigentümlich mahnenden Fragen des Sessionschefs beantwortete er kurz, fast schroff: Der Mann sei noch zu krank, um ausgeschrieben u werden.

„Sie wissen", sagte der Offizier, „daß wir Leute brauchen. Es geht hart zu da draußen. Mein Land hat Bedarf für alle seine Söhne!" Und er ging schwer und mit gebücktem Kopfe weiter.

Was soll ich tun? dachte der Arzt. Der Waffenstillstand, mit dem er gerechnet hatte, war gebrochen, der Londoner Kongreß gesprengt. Der Friede kam nicht! Und draußen an der Front raste das Gemetzel wie zuvor ..... Hunderte von Wagenladungen zerrissener Menschenleiber leerten sich täglich in die überfüllten Lazarette. Und hier kämpften Arzt und Offizier ihren maskierten Kampf um diesen einen Mann.

Jussuf, der Unglückliche, aber lag da wie ihrer Beider Gefangener, in Angst und Qual und verzehrender Geduld, mit kräftigen Gliedern, mit Fäusten, die stark genug waren, ein Gewehr zu umklammern, aber mit dämmerndem Wahnwitz im Hirn, mit erliegenden Nerven, krank im Herz

Digitized by Google

vom Warten — und vom Nichtswissen und Nichtsverstehen: was sie eigentlich mit ihm wollten, warum sie um ihn kämpften!

Eines Tages aber erschien die Session mit mehr Autorität, in entschlossener Haltung als bisher im Krankensaal und mit ihnen war ein großer, starker Mann mit breiten Distinktionen und dem roten Halbmond auf der Armbinde: es war der Oberarzt eines türkischen Regiments. Langsam schritten sie von Bett zu Bett. Doktor Rogert erbleichte vor Zorn, zugleich auch vor Scham. Nun war die Sache wohl hoffnungslos!

Und sowohl Arzt wie Patient folgten mit ihren Blicken dem unabwendbar nahenden Schicksal. Zum ersten Mal erhob Jussuf, der Unglückliche, sich auf den Ellbogen. Er stöhnte. Der türkische Oberarzt näherte sich langsam. Der junge Offizier schielte hastig nach dem deutschen Arzt hinüber, der mit gekreuzten Armen bei dem Bette seines Patienten stand. Und Doktor Rogert fühlte wie in einem Stich den Triumph in des Anderen Augen.

Was soll ich tun? dachte er ratlos. Ich hätte ihm Morphium geben sollen! Er soll nicht dort hinaus! Ich habe sein Leben gerettet! Ich dulde nicht, daß sie es ihm wieder nehmen!

Der türkische Arzt begrüßte seinen deutschen Kollegen, sah aber sogleich wieder von ihm fort. Er beugte sich über Jussufs Bett.

„Dieser hier" — sagte er — —

In diesem Augenblick erhob Jussuf sich, beide Fäuste an die Brust gepreßt, in den Hüften. Ein Ausdruck von Schreck, von Verklärung, von wildem Sieg weitete seine Pupillen. Er stieß einen heiseren Schrei aus, sein Atem erstickte in Röcheln, er fiel zurück, sank zusammen. Ein leichtes Zucken durchfuhr seine Brust. Dann lag er still, mit einem Mal wachsgelb — tot. —

Der Oberarzt beugte sich tiefer über ihn. „Mors!" sagte er und fügte auf französisch hinzu: „Nervenkrise, Herzschlag".

Der türkische Offizier wandte sich Rogert zu. „Wahrhaftig, Sie hatten Recht!" sagte er mit einem Blick, der halb Erstaunen, halb Respekt ausdrückte. Und mit unverkennbarer Geringschätzung im Ton: „Diesen Mann hätten wir nicht brauchen können!"

(Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen vom Emilie Stein.)

Digitized by Google

Die Zaberner Schüssel

Von Zeit zu Zeit muß man an den kleinen unwesentlichen Leutnant denken, der mit einer ungenügenden Reinlichkeit und mangelhaftem Takt die deutsche Welt erschüttert hat. Wenn wir den Abstand dazu gewonnen, ein Lustspielmotiv, möglich nur auf dem Untergrund der deutschen Militärbewertung, der militärischen Selbstbewertung, die im gegebenen Fall ihre Grotesken gebiert.

Sie erheben sich alle und wandern an einem Idol vorbei, mit Reverenzen. Vom Reichskanzler an über den Dr. jur. v. Jagow bis zum Reporter, der in dem Straßburger Prozeß sich durch die militärische „Schneidigkeit" sein einfaches Rechtsgefühl wegimponieren ließ. Sie finden es etwa in der Ordnung, wenn der Oberst einen Zivilisten, der ihn nicht kennt und den Hut auf dem Kopf läßt, einen „Lumpen" anschreit. Es ist der bedingungslose Glaube an den Soldaten.

In dem Reuterprozeß ist ja das schlechte Verhältnis zwischen dem Militär und dem Landgericht besonders auffällig gewesen, zwei Instanzen, die in keinerlei Machtkonkurrenz mit einander standen. Der Oberst glaubte und erhob den Vorwurf gegen die Staatsanwaltschaft, daß sie die Soldaten besonders herb bestrafe. In einem Brief des Staatsanwalts Krause hieß es: „Die Ansicht des Regiments, daß Unteroffizieren im allgemeinen ein Diebstahl weniger zuzutrauen wäre wie anderen Menschen des gleichen Niveaus, teile ich nicht. Eine Ausnahme mit dem Pfalzburger Unteroffizierskorps zu machen, liegt keine Veranlassung vor, zumal mir dessen schlechter Ruf bekannt war." Ein solcher Satz „genügt", um den Riß zu vertiefen, denn auch der Unteroffizier ist heilig.

Der Oberst v. Reuter ist ein entschlossener Mann. Er läßt sich nicht imponieren, so wenig von einer Zivilverwaltung wie von der Gerichtsbehörde. Er steht da im Dienst der Autorität, handelt nicht fahrlässig, sondern sieht sich in den preußischen Militärverordnungen um, und bereitet sich vor, mit Seitengewehr und Maschinengewehr den Frauen, Kindern und Lausbuben den Respekt vor dem Leutnant Forstner beizubringen. Er riecht die Revolution, die Schatten der Kämpfe um das Elsaß versammeln sich um ihn, er übernimmt vor dem Vaterland die Aufgabe, den eroberten Boden zu verteidigen; die „Feigheit" der Leute, die vor den Bajonetten davonlaufen, verdirbt ein wenig das strategische Konzept, denn nun wäre es, um wirklich Sieger und Stütze zu sein, ein „Glück, wenn Blut fließe." Hochfliegenden Sinns lehnt der Oberst alle Belehrung, allen Zuspruch der Behörden ab, denen die Wahrung der öffentlichen Ordnung zusteht: „Mars regiert die Stunde!" „Ein rechter deutscher Mann" sagt die Frau Evers, die Zigarren verkauft und für den Oberst schwärmt; sie ist mit einem Oberlehrer gemeinsam das Instrument der Entlastung.

Der Oberst war vor Gericht offen, konsequent, eine geschlossene Erscheinung; die sentimentalen Herzen haben ihm darum schon abgebeten, daß sie mit seinem Namen einen gewalttätigen Rechtsbruch verbanden und machen sich bereit, den Empfindungen der Frau Evers nachzufolgen. Auch der Anklagevertreter ging ganz auf dieser Linie, und er hat damit, daß er dem Oberst zuerkannte, daß er das Gefühl der Rechtswidrigkeit nicht besessen, die

Digitized by Google

Würdigung des objektiven Tatbestands ganz wesentlich verschoben.

Die Abwesenheit des Gefühls der Rechtswidrigkeit ist für die Urteilsfindung ein etwas peinlicher Nebenweg, nachdem der Oberst selber vorher nach juristischen Hilfskonstruktionen herumgesucht hatte und nachdem ihm die Verwaltungsbehörde wiederholt bedeutet hatte, daß er seine Kompetenzen überschreite. Es sollte etwas geschehen. Der Oberst sagt selber, daß jetzt Blut das richtige gewesen sei. Nachher meint er freilich, das Einsperren im Pandurenkeller sei ein Zeichen seiner Menschlichkeit, denn dadurch sei Blutfließen verhindert worden. D. h.: er hat sich selber vor dem Befehl zum Schießen geschützt.

*

Daß Militär und bürgerliche Verwaltung sich mit Mißtrauen, ja heimlichem Haß gegenüber standen, ist jetzt noch einmal zeugeneidlich nachgewiesen worden. Zabern ist nur ein Symptom, und die Reden des Herrn Zorn von Bulach im elsässischen Landtag über die nicht vorhandene Nebenregierung sind nur Redensarten. Sie fühlen sich ja als Rivalen. Der Oberst geht nicht zum Kreisdirektor, weil der im Rang der Räte zwei weiter unten steht, und der Kreisdirektor geht nicht zum Oberst, weil er sich sagt, wenn ein Leutnant Dummheiten macht, braucht die Zivilbehörde nicht auf dem Kasernenhof anzutreten. Angeschnauzt wurde sie eh' schon — derweilen frißt sich das Feuer weiter. Herr Mahl sitzt in Straßburg beim Unterstaatssekretär und erfreut seinen Magen —, man alarmiert ihn, Herr Mandel befiehlt, zu bleiben und der „Krieg von Zabern" bildet das Dinergespräch bei Kognak und Zigarre — derweilen schlägt die Flamme über das Dach empor. In der Bevölkerung aber vertieft sich das Gefühl, welche Sorgfalt und Mühe bei den leitenden Stellen auf Erhaltung eines normalen Rechtsbodens gelegt wird.

Nun aber ist das Schönste, wie die Anklagevertretung die Aussagen der Zaberner Gerichtsherren gewürdigt hat. Kein Wunder, daß die Zeugenbekundungen sich widersprechen; das ist das natürliche Ergebnis von Aufregung und Suggestion. Die Militärpersonen sahen und hörten fünfmal so viel als die anderen; denn dem Talent ihres Kameraden von Forstner verdankten die Jüngeren ärgerliche Wochen. Aber die Richter und Staatsanwälte bekunden gerade das Gegenteil. Sie, deren Handwerk es ist, Zeugenaussagen sorgfältig zu bewerten, finden nun, daß man sie selber zum Zeugnis kaum zuläßt (sie müssen sich erst dazu melden) und daß ihre Aussagen einigermaßen nebensächlich behandelt werden. Das Kriegsgericht mißt aufgeregten Offizieren ein größeres Maß von objektiver Glaubwürdigkeit bei als älteren Juristen, die selber zum Teil Reserveoffiziere sind. Das ist die Lehre für Staatsanwälte und Juristen.

*

Der Kronprinz hat dem Oberst v. Reuter und dem General v. Deimling Ermunterungsdepeschen geschickt. Ihr Wortlaut steht nicht fest; die veröffentlichte Fassung erfuhr ein verklausuliertes Dementi, eine nähere Mitteilung blieb jedoch aus. Man darf sich den Inhalt aber nach der üblichen Kronprinzenstilistik zusammenraten. Der Kronprinz läßt es entrüstet ablehnen, daß er in ein schwebendes Verfahren eingegriffen habe und daß er ungesetzliche Gewalt begünstige. Es genügt, seine Aktion politisch zu werten, gleichgiltig ob man sich über den privaten oder öffentlichen Charakter

Digitized by Google

dieser Stellungnahme ausläßt. Das Talent zu ungeschickten und überflüssigen Depeschen hat der Thronfolger nicht gestohlen; es liegt im Blut. Er kann daher bei der Beurteilung mit mildernden Umständen rechnen. Jedoch muß er wissen, daß seine Unbesonnenheiten vielleicht Beifall in Garde-Kasinos finden, im übrigen aber Faustschläge für jene Autorität von Staat, Militär, Monarchie sind, die in Zabern eine so einleuchtende Vertretung gefunden haben.

Theodor Heuss

Die Fürsten bei der Arbeit

So traten wir denn, mit recht gemischten Gefühlen, aus dem Erinnerungsjahr in ein neues, mit weniger Feieranlässen belastetes, wenn nicht in gekrönten Herzen die Sehnsucht erwacht, die hundertjährige Wiederkehr des Wiener Kongresses zu feiern, als der letzten Gelegenheit, diplomatisch mit Ländern und Untertanen zu schachern. In Schönbrunn wäre wenigstens der Kelheimer Hopfenhändler nicht nötig und es könnte die immerhin peinliche Zusammenstellung vermieden werden, daß ein König von Sachsen auf die Erfolge der Gegenseite in der Leipziger Schlacht toasten muß. Beim Klang des Namens Metternich würde sowieso jedes Fürstenherz sehnsüchtig schlagen.

Eine gewisse Ermüdung des patriotischen Gefühls machte sich, wie leider festgestellt werden muß, gegen Ende des Jahres 1913 geltend. Zwischenfälle, wie sie unvermeidbar sind, wenn man sein Schwert scharf und sein Pulver trocken hält, wuchsen sich zu einem frischen, fröhlichen Kriegsspiel aus. Der vornehmste Beruf trat in so enge Fühlung mit dem Bürgerpack, daß dieses auf einmal Löcher in den Köpfen hatte. Leute, die gerade in heller Begeisterung ihren Wehrbeitrag ausrechneten, wurden in den Pandurenkeller geschleppt, damit sie auch wüßten, welch schlagfertiges Heer sie zu unterhalten gewürdigt werden. Schon glaubte man, entsprechend der Mehrheit im Reichstag, das Volk mißbillige solchen Anschauungsunterricht, als die „Kreuzzeitung" zur rechten Zeit die Beschlüsse zweier Kriegervereine und die Zuschriften dreier Majors a. D. veröffentlichte und dadurch die wahre Stimmung des Volks zum Ausdruck brachte. Als gar Herr von Jagow eine polizeiliche Verfügung an das Kriegsgericht erließ und damit eine neue Aera im Elsaß einleitete, waren es nur noch die notorischen Vaterlandsfeinde, die am Buchstaben der Gesetze klebten und in den Darm- und Armfunktionen des Herrn von Forstner keine Akte der Staatshoheit sehen wollten.

Angesichts all dieser Nörgeleien ist es mir eine Freude, dem Jahr 1914 ein wesentlich besseres Horoskop stellen zu können. Die zwei Tatsachen, auf die ich meine Zuversicht stütze, haben bis heute in der Oeffentlichkeit nicht die nötige Würdigung ihrer symptomatischen Bedeutung gefunden. Beide entstammen, leider, nicht dem Volksganzen, sondern sind auf die Initiative des Fürstenhauses zurückzuführen, unter dessen hochseligen Vorfahren Gott sei Dank nur einer den merkwürdigen Geschmack besaß, sich den ersten Diener des Staats zu nennen. Die Hohenzollern haben sich entschlossen, wieder einmal für die Größe des Reichs einzutreten und das ist ihnen, bei Gott, gelungen.

Unser Kronprinz ist in den Großen Generalstab versetzt worden. Wer jemals Gelegenheit hatte, sein taktisches

Digitized by Google

Talent vor einem kurbelnden Kinematographen-Operateur zu bewundern, wie er da die richtige Mischung von Gottesgnadentum und Militärhumoreske fand, dem wird klar sein, daß der hochgemute Kaisersohn jetzt am rechten Platz ist. Die besten Vorbedingungen für den künftigen Heerführer, der in der Vorrede zu „Deutschland in Waffen" so trefflich die Einwirkung eines Sektfrühstücks im Kasino auf den Heldengeist des jungen Offiziers geschildert hat, sind aber in dem Milieu gegeben, in dem er künftig arbeiten wird. Er hat nämlich das Zimmer des Generalfeldmarschalls Grafen Helmut Moltke erhalten und, so jubelt der Telegraph, an der Einrichtung des Zimmers, in dem der große Stratege zu arbeiten pflegte, wird nichts geändert werden! Wenn das nichts hilft, dann kann der Thronerbe seine Hände in Unschuld waschen. Mehr kann er nicht tun, es sei denn, er verspräche sich vom Arbeitszimmer des Herrn von Falkenhayn zeitgemäßere Wirkungen. Aber es wird schon werden, liegt ihm doch die Begabung auf strategischem Gebiet im Blut. Sein Vater hat auf dem Manöverfeld schon in so überraschendem Maße gesiegt, daß Kenner aus dem Lachen nicht mehr herausgekommen sind und dabei hatte er in seiner Jugend, wie männiglich bekannt, nicht den Vorzug, das Milieu des großen Schweigers auf sich einwirken zu lassen.

Dafür aber, was er bei seinem Berliner Umgang leicht hat, das Milieu der strebsamen Familien, die ihrem neuen Adel und Christentum schon bei Lebzeiten wappentrotzige Sippengrüfte errichten, vermittelst eines genealogischen Scheinwerfers im Dunkel ihrer Vergangenheit eine veritable Ahnenkette aufleuchten lassen und frei nach Nestroy erst das Portefeuille und dann den Rock über den roten Adlern lüften: „Den Namen Eures Wohltäters werdet Ihr nie erfahren, Ich bin der Kaiser Franz!" Oder sollte ihm nicht aus der geschmackvollen Reklamekunst, die in diesen Kreisen neben den christlichen Heilslehren heimisch ist, der schlichte Gedanke angeflogen sein, sich selbst einen Kaiser-Wilhelmsturm in Kadinen zu errichten, zum ewigen Gedächtnis seines fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläums? Natürlich errichtet nicht er ihn, sondern sein famoser Generalbevollmächtigter, Herr von Etzdorf, wie ja auch in den erwähnten Kreisen nicht der frisch gestrichene Baron selbst, sondern der Prokurist die überraschende Ehrung für den neuen Edelmann improvisiert. Wilhelm II. kann sich von dem Jahr, in dem sein Hofzug den ganzen Fahrplan um mindestens zehn Seiten und sein beredter Mund den ganzen Reichstag um zwanzig Reden geschlagen hat, nicht trennen, ehe er sein erstes Vierteljahrhundert nicht durch einen Markstein bezeichnet hat, dessen Tendenz und Geschmack selbst er nicht mehr überbieten können wird. Fünfundzwanzig Jahre, so jubelt der Monarch .... pardon: Herr von Etzdorf, unter dem Scepter dieses herrlichen, genialen, zielbewußten Herrschers .... des Deutschen Reiches Steuermann .... Preußenaar .... Zollernsproß .... oberster Kriegsherr .... oberster Jagdherr .... Friedensfürst .... von Gottes Gnaden .... Liebling des Volks zu sein ... Heil Kaiser Dir!

Der Turm der Selbstberäucherung ragt in das neue Jahr und der Kronprinz läßt sich in der Einrichtung des Zimmers, in dem der große Stratege zu arbeiten pflegte, und an der nichts geändert werden soll, filmen. Bisher hatte der Selbstherrscher aller Preußen seine Leute (oder unsere Leut'), wenn

Digitized by Google

er ein Weihrauchdampfbad nehmen wollte. Jetzt legt er selbst Hand an, um den Beinamen „Der Große" in seiner Familie epidemisch zu machen. Der Kronprinz rückt vor der Unsterblichkeit versendenden Linse die Knochen à la Moltke zurecht und der Kaiser macht in zäsarischen Schulerinnerungen: aere perennius, wobei ich, unter Zuhilfenahme meiner ganzen Loyalität, dahingestellt sein lasse, in welcher Eigenschaft der Kaiserturm sich wirklich als perennius beweisen wird. Der Sohn maskiert sich als Moltke und der Vater als Cäsar Imperator. Ich will nicht biblisch werden, obwohl man über diese Zeit und diese ihre Paradeführer alttestamentarisch Wehe rufen sollte. Ich will nicht den Turmbau zu Babel zitieren und nicht den Koloß mit den (Kadinen-) tönernen Füßen. Wenn ein frischgeadelter Kommerzienrat (man kommt von diesem preußischen Hof-Gleichnis nicht weg, wenn man von den Fürsten bei der Arbeit spricht) sich ein Schloß kauft und sein Arbeitszimmer und dessen Einrichtung genau so läßt, wie es an jenem Tag war, als (in grauer Vorzeit) Wilhelm mit der großen Lippe dort in geheimer Sitzung sein Mittagschläfchen hielt; oder wenn besagter Kommerzienrat auf seinem Fideikommiß ein Baudenkmal errichtet mit der Inschrift: „Dem ersten Freiherrn von Robes-Dentelles" — dann lacht Ihr!

Die Schrift sagt: Gehet hin und tut desgleichen. Lachend schlägt sichs am besten drein!

Ulrich Rauscher

Dem Verdienste seine Grafenkrone

Manchen ist die Geschichte zu schnell gegangen und sie stellen sich mit vorwurfsvoller Miene vor Ludwig III.: wie lange haben Freilitzsch, Crailsheim, Podewils bayrische Politik betrieben, bevor sie eins vorloziert wurden — und dieser hat noch keine zwei Jahre das klerikale Führeramt mit dem Ministerhut gewechselt und schon ist ein Graf aus ihm geworden.

Ich finde das ganz in der Ordnung. Luitpold ist zweieinhalb Jahrzehnte Prinzregent gewesen und hat auf ein Avancement mit Bedacht verzichtet. Ludwig ist nach einem Jahr König geworden. Das Tempo hat in Bayern gewechselt, seit der bewegliche und ehrgeizige kleine Mann die Regie übernommen hat.

Wir wissen freilich, was für ein Regisseur er gelegentlich sein kann, und die Kulissen haben Löcher, daß man fast den Theaterarbeitern seines Ruhmes zugucken mag. Aber er holt alle Requisiten, Möbelstücke, Chaisen, Fräcke und Quasten auf die Bühne, stellt die Welt damit voll und etabliert mit dem nüchternen, geschäftsklaren, ein wenig ehrgeizigen Fürsten ein Königtum lauter Dekoration, organisierter Begeisterung. Die Welt hat sich fast ein bischen gedreht, es gibt Betrieb, Besuch, Empfang; Wolff und Hoffmann bekommen Arbeit und die Wittelsbacher werden durch Hertling ein Gegenstand der Reportage nach großpreußischem Muster.

Das macht Arbeit! Da sammeln sich die Verdienste. Und Hertling hat den bayrischen Namen wieder in Deutschland und Europa bekannt gemacht: Interpretation von Reichsgesetzen, Königsproklamation, Kelheimer Festkosten. Vor allem: eine mühsame Königswürde ist mit einem kostenlosen Grafentitel halbwegs ausgeglichen.

Nichts ist so billig als die Dankbarkeit der Monarchen, denn ein Teil von Illusionen und Würden sind nicht

Digitized by Google

börsenmäßig notiert. Man verfügt über sie ariffrei und bedarf keines großen Nachdenkens. Manche Dinge entwickeln sich mit der ihnen eigentümlichen Notwendigkeit. So wuchsen jetzt in Bayern Adlige, Grafen, Fürsten, weil der Regent König und sein Einkommen erhöht worden war; die illustrierten Wochenschriften erhielten Bildermaterial und die Mitwelt freute sich, wie sehr der König seine neue Würde als den Ertrag sauren Denkschweißes begriffen hat. Denn unbefangener konnte er nicht drauflos danken.

Fridolin

Der Unterhaltungsteil

Das Parteileben besteht aus zwei Spielarten: der Interessenpolitik und der Prinzipienpolitik. Sie unterscheiden sich dadurch, daß die eine mehr schamlos und die andere mehr hirnlos betrieben wird.

Mit der Interessenpolitik kann man sich abfinden. Sie ist verhältnismäßig aufrichtig (eben weil sie schamlos ist), zahlt bar und verlangt kein Glaubensbekenntnis. Das grimmige, geistverwüstende Elend fängt erst bei der „Weltanschauung" an. Eine solche muß jeder Mitarbeiter einer Tageszeitung haben; es ist nicht anders. „Weltanschauung" das heißt im Sinne dieser Blätter: ein Mittelding zwischen Partei-Reglement und Instinkt, ein Zwitter von angeborenem und freiwilligem Vorurteil, der systematische Verzicht auf Anschauung der Welt. Wie weit es ist, das lernte, wer's noch nicht wußte, aus einer Papierkomödie der letzten Wochen: dem Kampf um den Unterhaltungsteil.

Begonnen ward er unter dem Strich, fortgeführt weiter oben: er war eine Frage der Weltanschauung geworden. Wie kam es? Doktor Grabowsky, der Herold des Kultur-Konservatismus, hatte mit freundschaftlicher Besorgnis feststellen müssen, der Unterhaltungsteil konservativer Blätter lasse zu wünschen übrig. Was dort „für Geist und Herz" geboten wird, schien dem Doktor mehr gutgesinnt als bedeutend; „kultur-konservativ", mußte er sich gestehen, durfte immer noch nicht ohne Bindestrich geschrieben werden..... Natürlich hatte der Kritiker recht; natürlich geriet er unter die Traufe. Die konservativen Blätter hatten nicht die geringste Lust, sich von einem Außenseiter kultivieren zu lassen: sie sind mit ihrem Bestand an Kultur vollkommen zufrieden. Und vor allem: Sie haben den Maßstab für das, was Kultur ist. Denn sie haben die Weltanschauung.

Guter Doktor Grabowsky! Haben Sie das nicht gewußt? Daß es bei uns nicht möglich ist, für den lückenlosen Zolltarif einzutreten, ohne zugleich an die Heilswunder und an das Uebermenschentum der blonden Rasse zu glauben? Unmöglich, einen Dichter zu rühmen oder abzulehnen, ohne Rücksicht auf sein soziales Bekenntnis? Was wäre denn damit gewonnen, wenn wirklich die konservativen Blätter einige etwas hellere belletristische Lichter aufsetzten? Nicht darauf kommt es an, wer zu dem Elend des „Unterhaltungsteils" (schon dies Wort sagt alles) das Meiste und Schlimmste beiträgt; nicht darauf, ob die rechte oder linke Presse bei ihrer Dichterauslese die zufällig besseren Körner aufpickt. Sondern darauf: daß die geistige Welt dort eine Stätte überhaupt nicht hat; daß es Zufall ist, wenn einem Wertvollen seine parteipolitische Brauchbarkeit einen Platz unter dem Strich verschafft. So rettungslos sind die Zeitungen

Digitized by Google

dem Parteigeist verfallen, daß sie ihn gar nicht mehr bemerken. Selbst das Gefühl ging verloren für den Wahnwitz eines Einteilungsprinzips, das innerliche Welten nur noch in Zusammenhang mit dem Fraktionsschema begreift und es möglich findet, zwischen liberaler und konservativer Dichtung zu unterscheiden. Diese Monomanie stellt ahnungslos fest, daß „der Liberalismus" Gerhart Hauptmann erst verhöhnt und dann gepriesen habe; und muß sich, naturgemäß, antworten lassen, daß „der Konservatismus" geistige Potenzen für sich erst in Anspruch nimmt, wenn sie seit einigen Jahrzehnten tot und nicht mehr umkämpft sind. Als ob ein einziger, Dichter, Künstler oder Philosoph, jemals einem der Ismen, die über dem Strich regieren, zuliebe oder zuleide gelebt hätte! als ob sein Wesen, wenn man es dennoch auf Parteihorizonte bezog, eine andere Wirkung gehabt hätte als die: es mit allen zu verderben.

Gibt es aus diesem Elend eine Rettung? Vielleicht. Wenn die Zeitungen sich so vertrusten, daß ein und derselbe Verleger Blätter aller Parteien in der Hand hat und den Teil unter dem Strich aus einer Zentrale versorgt. Wie die politischen Weltanschauer eine solche Aussicht beurteilen werden, weiß ich, und will die Kennworte gleich hierhersetzen: Aesthetizismus, Gleichgültigkeit, Feilheit, Artlosigkeit, Gesinnungsmanscherei. Schön. Sie können nicht anders. Sie wissen nicht, daß ihre Art, Menschen einzuordnen, der Frage gleichkommt (nach Fichtes Bild) ob ein Dreieck rot oder grün sei. Sie wissen nicht, daß die „Gesinnungslosigkeit" ihres Wortschatzes dem Gestaltenden (der Dichtung wie des Gedankens) Natur und Pflicht ist.

Hermann Friedemann

Die beiden Groß.

I.

Am neunten November hat der Grazer Professor Hans Groß seinen Sohn, den Psychoanalytiker Dr. Otto Groß in seiner Wohnung in Berlin von drei Männern gewaltsam aufheben, über die Grenze schaffen und in ein „Sanatorium" sperren lassen.

Ich habe von dem Professor Groß auf die Anfrage, wo sein Sohn sich befinde, keine Antwort erhalten.

Ich bekomme von der Berliner Polizei die Nachricht, Dr. Otto Groß sei auf Wunsch des Vaters wegen übermäßigen Morphiumgenusses ausgewiesen worden.

Ausweisen eines Ausländers ist ein politischer Akt.

Ich bin der Meinung: rauche ich, so ist das nicht meine Sache allein: ich übe eine soziale Funktion aus, indem ich die Mitwelt anblase. Noch ist niemand wegen Rauchens ausgewiesen worden.

Ich bin der Meinung: nimmt einer Morphium, so ist das ganz allein seine Sache. Er wird seine Gründe dafür haben. Er schadet sich, nicht anderen. Man hat einen Morphinisten ausgewiesen? Die preußische Polizei? Will sie sanitär wirken? Gedenkt sie vielleicht demnächst an die Luetiker heranzutreten?

Die preußische Polizei hat einen Morphium brauchenden Arzt, ehemaligen Privatdozenten, exzellenten Analytiker, originär und konsequent theoretisierenden Philosophen ausgewiesen, dessen Vater ein hoher österreichischer Polizeibeamter ist.

Dem Vater paßt der Verkehr des Sohnes nicht; also läßt er ihn einsperren. In Oesterreich mag das gehen.

Digitized by Google

Der Vater haßt den Sohn. Es gibt einen Haß, der sich als Liebe geriert. Der Sohn ist etwa 35 Jahre alt, und erwachsen.

Der Fall ist dem Staatsanwalt mitgeteilt worden. Noch ist keine Antwort da. Warten wir ab, ob politische Akte zur Ordnung familiärer Angelegenheiten der Polizei in Deutschland erlaubt sind.

II.

Ich bin ein radikaler Gegner des Theoretikers Otto Groß. Ich gedenke hier keine Darstellung seiner Gedanken über Kultur zu geben, noch auch eine der meinen. Genug sei, daß ich keine einzige seiner Folgerungen und Einstellungen annehmen könnte; daß ich auch glaube, ihnen logisch widerlegend und psychologisch deutend zu Leibe rücken zu können. Aber wenn man jemanden als Gegner empfindet, so grüßt man in ihm das Niveau, das unerläßliche, ohne das man jedem Aeußerer den Rücken weist mit den höflichen Worten: „Mein Herr, Sie haben ganz recht."

Aber ich bin ein unbedingter Bewunderer des Arztes Otto Groß. Ich habe ihn aus der Nähe arbeiten sehen; habe ihn einen unendlich verletzlichen, dabei geistig völlig überlegenen Menschen heilen sehen, dessen schwere Neurose vier Jahre lang von Autoritäten vergeblich und ahnungslos bespöttelt worden war; habe gesehen, wie dieser fremde Mensch, Dr. Groß, das Mißtrauen, den Widerstand, die Abwehr des Kranken durch seine tiefe Güte, durch sein herrliches Wissen um Leid, durch seine fühlende, tastende, divinatorisch offene Seele in Mitarbeit verwandelte; habe einen Menschen, der Arzt ist, einem Menschen, der krank ist, helfen sehen — und ich empfand, was ich hier schreibe und ohne jeden Zwang, — weil es sich um ein privates Gefühl handelt — nie gesagt hätte: ich empfand das Genie.

Ich pflege mit diesem Worte sparsam umzugehen.

III.

Ich kenne Otto Groß nicht sehr lange, auch sind wir nicht befreundet; die Verschiedenheit der Typen bringt das mit. Ich weiß aber von ihm, daß er eine Witterung für alles hat, was in der gebrechlichen Einrichtung der Welt an Vergewaltigung des Zarten, des Hilflosen, des Edlen und Feinen vorgeht; es ist nicht eben wenig in dieser barbarischen und bürokratischen Zeit. An dieser Vergewaltigung und Schändung irgend eines beliebigen aber erlesenen Wesens, und wenn es ein Hund wäre, entflammte sich diese Seele in Mitleiden und Helfen-müssen; er ist Arzt.

Dieser Mensch ist jetzt selbst anheimgefallen der Vergewaltigung und Schändung, preisgegeben der Willkür und Dummheit, abgesperrt von jedem Trost; er ist kindlich wehrlos gegen das Brutale und, innerlich ganz gelähmt von schwerem Erlebnis, unfähig zu praktischer Selbsthilfe.

Man hat ihn im Viehwagen nach Oesterreich geschleppt.

IV.

Heute gibt es nur einen Menschen, der ergrimmen kann wider fremde Gewalt und für fremdes Geschick: den Literaten. Er ist der am wenigsten sattgefressene Europäer und noch immer das Gewissen der Zeit.

Es ist der Fluch des Literaten, daß seine Tat sich als geschriebenes Wort vollendet, wenn es nicht in andern Tat entzündet. Zeit und Sache machen jede Tat unmöglich. Uns bleibt, wo wir schlagen möchten, nur das Elend des Protestierens.

Arnold Zweig

Digitized by Google

Josef Giampietro

In dieser Stimme, die nicht mehr klingen soll, dröhnte oft ein Rollen und Grollen, das leise bange machte und zuletzt doch erschütternd komisch wirkte. Wenn Jahre vergehen, man vergißt es nicht. (Dabei war die Umgebung meist so unsagbar albern.)

Im Grunde war es wohl nur die Stimme der alten Komödianten, der Abenteurer und Weltmenschen. Man hatte manchmal das Gefühl, Macbeth und Lear hätten sich verirrt und trieben Allotria. „Weil ja alles so gleichgültig ist."

Es schien auch, als sei die „alte Schule" endlich am Variété gelandet, und mache sich ihr letzter „Sproß" über die „Ahnen" lustig. Die Helden waren gestorben, die Narren trieben Possen. Er hatte dieselben Mittel, sie leuchteten nur in anderen Farben und anderen Stimmungen. Wer sagt denn, daß die Helden besser sind, die mit dem Leben nicht fertig werden?

Er litt nicht mehr. Er war fertig. Und er schien kaum noch zu arbeiten, weil er etwas konnte. Das war das Wunderbare. Seine Kräfte wären unerschöpflich gewesen, und er hätte nie versagt.

Er hatte eine seltene Freiheit und Ungebundenheit, eine wunderbare Grandezza und doch eine verhaltene Wildheit, die gefährlich werden konnte. Aber noch dem Niedrigsten gab er Klang, Reiz, Schwungkraft und Melodie. Es ist schwer, Schlagwörter wie „Suggestion" und „Souveränität" nicht auszusprechen.

Diese Kraft der Beherrschung und Ueberlegenheit wirkte oft so, daß man glaubte, für diesen Mann ist das Ganze nur noch ein Hokuspokus.

In großen, aber doch gebrochenen Linien, um die stets ironisch Lichter flackerten, gab er seine Karikaturen. Er selber blieb wohl meist unberührt. Man lachte nicht über ihn, sondern über das, was er darstellte. (Bei Thielscher ist es umgekehrt.)

In ihm waren die ganze Triebkraft des Geschlechts, aber auch die Zivilisation einer hochstehenden Rasse, er war umstrahlt von der Sieghaftigkeit, Sorglosigkeit und Helle dieser zivilisierten Abenteurer, denen „das höchste Gut" das Leben bedeutet.

Dies alles ist jäh vorbei —.

Kurt Kersten

Frau Beate und ihr Sohn.

Ich hatte diese jüngste Novelle Arthur Schnitzlers neulich einer jungen Frau geliehen und fragte ein paar Tage später nach dem Eindruck, den das Buch auf sie gemacht habe. — Es hat mich erschreckt, sagte sie, — es hat mich erschauern gemacht. Und als ich sie überrascht und ein wenig verständnislos ansah, setzte sie hinzu: — Es ist schrecklich, Dinge, Regungen, die in Einem leben, ohne daß man je wagen würde, sich das einzugestehen, plötzlich von einem Anderen, einem Fremden erkannt, hervorgeholt, besprochenz u sehen — — man kommt sich belauscht, ertappt vor.... Nun verstand ich; und entsann mich eines ganz ähnlichen Geständnisses, das mir einst eine Dame machte, als sie „Frau Berta Garlan" gelesen hatte. Gewiß sind solche Geständnisse keine Kritik. Allein mich dünkt, sie berühren dennoch das Wesentliche der Frauennovellen Schnitzlers. Er macht die Frauen erschauern — so sehr kennt er sie. Er fühlt und ahnt die letzten, die geheimsten, die lichtscheusten Schwingungen ihrer Seele, die Vorgänge der tiefsten Schächte des Unterbewußtseins. Und, was mehr, er weiß diese Dinge, die sonst weit hinter allen Möglichkeiten des Wortes liegen, zu gestalten.

Digitized by Google

Diese Frau Beate Heinold ist eine Verwandte von Frau Berta Garlan. Auch ihr wird nach Jahren keuscher Witwenschaft das erste erotische Erlebnis verhängnisvoll. Frau Beate will ihren fast erwachsenen Sohn vor einer Abenteurerin schützen, an die er seine Reinheit nicht wegwerfen soll. Sie selbst spricht mit dieser hemmungslosen Dame, bittet sie, den Jungen abzuweisen. Dieser Besuch, dieser flüchtige Einblick in eine Welt unbedenklichen Genießens, die ständige Vorstellung von Situationen, vor denen sie den Sohn bewahren möchte, vielleicht auch das begehrliche Werben fast aller Herren in dem Sommernest stört die bisherige Sicherheit der noch jungen Frau mehr und mehr und eines Abends wird sie selbst die Beute einer Knabenleidenschaft, gleich der, die sie in ihrem Sohne ersticken wollte. Der Höhepunkt dieser Novelle ist es nun, wie dieses plötzliche Aufflammen der lange verhaltenen Sinnlichkeit alles vergangene erotische Erleben Beatens neu und anders beleuchtet, als bisher die pietätvolle Erinnerung. Wie da plötzlich ein besseres, feineres Verstehen und der unbewußte Wunsch nach Rechtfertigung das Andenken an den Gatten umwandelt, wie aus dem großen Mimen, in dem Beate bald Hamlet, bald Cyrano zu umarmen wähnte, ein frivoler Komödiant wird, der sie mit hundert Weibern betrog ... Dies alles ist meisterlich entwickelt und gestaltet. Dann belauscht Beate, wie ihr junger Galan sich brüstet; sie kommt sich beschmutzt, geschändet vor und als endlich gar ihr Sohn in roher Weise über das Treiben der Mutter aufgeklärt wird und sie dies erkennt, nimmt sie ihn mit sich in den Tod. An diesem Punkte meldet sich im Leser ein leiser, bei Schnitzler seltener, Widerstand. Dieser Abschluß hat wenig Ueberzeugendes, nichts Zwingendes. Und er vereitelt überdies die Entwicklung des interessantesten und fruchtbarsten Motives dieses Buches, das nur flüchtig angeschlagen wird: das der Unfähigkeit aller Kinder, selbst der zur Liebe schon reifen, die eigenen Eltern als Geschlechtswesen zu begreifen, ohne den Glauben an sie zu verlieren.

Ernst Coth

Bayreuther Schleudertage

Preis notierend, Kurse brüllend,
„Bühnenweitend! Abendfüllend!"
Zieht der Direktorenhaufe
Zum Bayreuther Ausverkaufe.

„Tristan fest! Isolde willig!
Billig! Billig! Billig! Billig!
Meistersinger stark gehandelt!
Alles, alles wird vertandelt!"

Und die Ritterschaft beim Grale
Protestiert zum Xten Male;
Jedes Wort ein dicker Knüppel!
Das Genie selbst wird zum Rüppel!

Aber ohne Treu und Glaube
Fängt man sich des Grales Taube
Und schmeißt mit des Meisters Leyer
Gratis nach dem Pleitegeier.

Absalon

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. — März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Scheil'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterläßt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne. ::

Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.

Das Herrenhaus

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

n der Erscheinungen Flucht ist sonst das Herrenhaus der ruhende Pol. Am 10. Januar 1914 ist auch das preußische Herrenhaus in die Schlachtreihe getreten, die immer kompakter in Erscheinung tritt. Ich hatte im alten Jahr geschrieben, „die Reihe Forstner, Reuter, Deimling, Falkenhayn, Jagow scheine unendlicher Fortsetzung fähig zu sein". Sie ist vierzehn Tage hernach um den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und den Grafen York von Wartenburg verlängert. Die Kette scheint sich mit Herrn v. Oldenburg-Januschau zu schließen, dessen Silhouette im Hintergrund nicht fehlen durfte. Herr v. Oldenburg hat von dem Kriegsgerichtsvorsitzenden den Freispruch Reuter-Forstner als erster telegraphiert erhalten und war in der Lage, die frohe Botschaft sofort dem Kronprinzen weitergeben zu können, dessen Freundschaft er sich rühmen darf und dessen Husarenabschiedsrede die Sehnsucht nach Krieg offen ausspricht.

All das ist so überaus charakteristisch, daß man keiner dieser Züge vermissen möchte. Aber die Herrenhausaktion an sich nur ein Zwischenakt in dem verfassungsrechtlichen Drama, läßt einen Einblick in das Schnurgerüste tun.

Die Niederlage der Konservativen und der Regierung im Reichstag und die Enthüllung des Militärgeists von Zabern hatte die Adelspartei in gewaltige Erregung versetzt. Diese zittert so stark nach, daß sie sich nicht bloß in Depeschen Luft machen kann. Es ist eine „Aktion" nötig. Herr v. Heydebrand überlegte sich, wie es mit dem Abgeordnetenhaus wäre, aber dort ist Widerrede und keine sichere Mehrheit, da Zentrum und Nationalliberale im Reichstag die Gefolgschaft versagt hatten. Also mußte die

Digitized by Google

Aktion in das Hinterhaus verlegt werden, das den zweckentsprechenden Namen „Herren"-Haus führt. Graf York von Wartenburg war für die Begründung geeignet und sagte zu.

Nun kam es auf den Antrag an, der bei jedem Prozeß die Hauptüberlegung erfordert. Man konnte leider nicht beantragen: der Reichstag soll von der Reichsregierung brüskiert werden, oder die preußische Regierung solle sich vom Bundesrat einen Konflikt mit dem Reichstag genehmigen lassen, auch nicht, man solle die elsässische Verfassung in Scherben schlagen und einen Vogt im Helm einsetzen, dem Reverenz zu erweisen sei.

Dieses reaktionäre Gelüste nistet im Adelsparlament der Wilhelmsstraße, aber es würde das Herrenhaus auch in Preußen sofort isolieren. Man pfeift dort auf die öffentliche Meinung, wenn man sie nicht hat, aber man versucht sie zu fangen. Diesem Versuch sollte ein Appell an das Preußentum dienen. Die Reaktion glaubt mit den schwarz-weißen Farben ihre Blößen vor einem Teil der dortigen Bevölkerung decken und diesen irreführen zu können.

So entstand der Antrag: die preußische Regierung soll dahin wirken, daß „der Stellung Preußens Abbruch geschehe durch die Verschiebung der staatsrechtlichen Verhältnisse". Man erhob Klage und Anklage, Preußen werde vergewaltigt! Das arme Preußen — zu Gunsten wessen? des Reichs, dessen Politik fast ausschließlich von Preußen vorgeschrieben wird und von wem? vom Reichstag, dessen übergroße Mehrheit aus Preußen besteht, vom Reichstag, der so wenig Macht hat, der die verfassungsmäßige Macht so zaghaft anwendet, und der häufig leider dem Lamm gleicht, das das Wasser getrübt haben soll. „Die Verhandlungen des Reichstags ergeben für das Herrenhaus die Notwendigkeit, zu der angeregten Frage Stellung zu nehmen."

Also das Mißtrauensvotum der 293 Abgeordneten, denen nur 54 konservative gegenüberstanden, hat dem Herrenhaus den großen Schreck eingejagt: „Der Reichstag hatte aus-

Digitized by Google

gesprochen, die Haltung des staatsrechtlichen verantwortlich Ministers entspreche nicht seiner Anschauung". Das nötigt nach seiner eigenen schriftlichen Begründung das Herrenhaus zu seinem Weh und Ach.

Was aber tut das Herrenhaus? Es fordert die Regierung auf, „dahin zu wirken", und erhebt in der Begründung den Vorwurf, daß die Regierung nicht dahin gewirkt habe —. Es spricht also selbst aus, die Haltung der Regierung entspreche nicht der Auffassung des Herrenhauses. Genau das, was das Herrenhaus dem Reichstag verbieten will, tut es selbst. Dieses Schauspiel ist grotesk und lächerlich. Diese politische Schulmeisterei ist innerlich eine Unwahrheit und äußerlich eine Ueberhebung. Aber schlimmer noch ist die Unwahrheit, Preußen und der Preußenadel habe zu wenig Macht in Deutschland. Ein römischer Adelsanhänger sang:

„Wer ertrüge die Gracchen, die über Krach sich beschweren!"

Heute kann man ausrufen:

Wer ertrüge wohl die Granden,
Die begehrlich aufbegehren,
Daß in preußisch-deutschen Landen
Sie zu klein und machtlos wären!

In Wahrheit ist die staatsrechtliche und tatsächliche hegemonistische Präponderanz seines Staats, seines Königs, seines Ministerpräsidenten, seiner Verwaltungen, seiner Beamten, seiner Armee, seiner Offiziere und seiner Institute politisch und sachlich eine so außerordentlich große, daß es in der Tat der Gipfel ist, über Verkürzung aufzubegehren. Preußen erdrückt die übrigen deutschen Einzelstaaten auf vielen Gebieten. Die Stellung dieser Staaten, ihrer Monarchen, ihrer Regierungen, ihrer Parlamente, in allgemeinen Angelegenheiten ist eine so bescheidene, gemessen an der preußischen Riesenmacht, daß es von dem Grafen York wie eine höhnische Herausforderung klingt, wenn er von der Gefahr einer „Mediatisierung der Einzelstaaten" spricht. Wenn diese Gefahr besteht, so besteht sie, weil im Bundesrat neben den preußischen

Digitized by Google

Anträgen, die weitgehend den Charakter von Weisungen haben, nur noch ein ganz schmaler Raum der Betätigung vorhanden und nur ein ganz stilles Verhalten geduldet wird. Wer anders behauptet, ist blind oder ein Schönfärber.

Der Graf hat verblüffend offenherzig ausgesprochen: „Preußen kann nur unitarisch sein, wenn diese Bestrebungen von hegemonistischer Bedeutung sind." Du sagst's Rabbi.

Gerade unter diesem Hegemoniehunger hat Preußen dem Unitarismus in den letzten 25 Jahren Vorschub geleistet und sich noch mehr gestärkt; was Kaiser, Kanzler und Bundesrat an sich zog, bedeutet eine Machterweiterung der durch Personalunion verbundenen Instanzen — Kaiser, König — Kanzler, Ministerpräsident — Bundesrat, Preußen. Ueber die staatsrechtlich unvermeidliche Nebenwirkung, daß nebenbei das Geld von dem Reichstag als dem verfassungsmäßigen Vertreter der Volksgemeinschaft und der Steuerzähler verlangt werden muß, ist das preußische Herrenhaus ungehalten. Sein Redner erklärt verweisend, daß der Reichstag nur das Recht, von der Tätigkeit der Regierungsorgane des Reichs Kenntnis zu erlangen, habe, hiemit erschöpfen sich nach Laband die parlamentarischen Befugnisse des Reichstags; — als ob der Geldbewilliger gehindert werden könnte, die nach seiner Ueberzeugung zweckmäßigen Modalitäten der Geldverwendung zu bezeichnen und sich von ihrer Einhaltung zu vergewissern, ganz abgesehen von seinem Gesetzgebungsrecht, und seinem Steuerrecht. Die grobe Ungehörigkeit des Grafen York, dem Reichstag und der Mehrheit, die die letzten Steuern bewilligt haben, „die nationale Gesinnung" abzusprechen, ist vom Reichstagspräsidenten Kämpf niedriger gehängt worden. Aber gerade diese Steuer zeigt den unentrinnbaren Kreis der Entwicklung. Der preußische Generalstab verlangt vom Reich Riesensummen für Militärvermehrung mit der Nebenwirkung der Avancementsverbesserung. Der Reichstag prüft, gibt das Ergebnis seiner Prüfung kund, arbeitet den Steuerplan nach seiner

Digitized by Google

eigenen Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse durch, bewilligt und wird vom preußischen Herrenhaus darüber auch noch geschmäht. Ebenso im Elsaß. Preußen hat 40 Jahre lang dort geschaltet. Sein System hat Schiffbruch gelitten und die Herzen entfremdet. Eine Verfassung wird von allen staatlichen Faktoren Preußens und des Reichs erteilt und jetzt hat preußischer Adels- und Militärgeist einen Riesenskandal in Zabern heraufbeschworen und zertritt die Saat der Verfassung und des Vertrauens. Im Reichsland steht preußischer Junkergeist vor dem Bankerott seiner Politik und in der Wut über diese Erkenntnis wird die Taktik der Elefanten im Porzellanladen nachgeahmt. Kurzsichtiger, preußischer Adelsgeist hat auch die großen Fehler und Schädigungen der auswärtigen Politik durch falsche Einflüsterungen auf dem Gewissen.

Das ist die Wahrheit, die der zum Opfer ausersehene Kanzler dem Herrenhaus nicht vorhalten konnte. Die Bürger von Preußen und von Deutschland dürfen es nicht unterlassen. „Ich bin nicht partikularistisch, aber ich bin ein Preuße in erster Linie!" hat Graf York ausgerufen. Hier liegt der innere Widerspruch, der zu einer blinden Beurteilung der natürlichen Entwicklung und ihrer Notwendigkeiten führen muß.

Man hat Grund, dem Herrenhaus dankbar zu sein. Wenn die Gegner solche Fahnenträger voransenden, dann erkennt man, wohin der Marsch gehen soll. Herrenhaus contra Volkshaus, Herren contra Volk, das ist eine klare Scheidung und bereitet die Geister auf die Kämpfe vor, die durch die gewaltigen Erregungen verblüffender Tatsachen unausweichlich sind und fortwirken werden bis zur nächsten Reichstagswahl.

Digitized by Google

Zaberner Schlacht

Von Ulrich Rauscher

Eine politische Aktion, die nicht lächerlich wirken soll, ist nur bei einem langen Atem möglich. Wenn es noch des Beweises bedurft hätte, daß der unseren Liberalen großenteils fehlt, so hat die Zaberner Affäre ihn erbracht. Von allen Ecken und Enden bemühen sich vor allem die Nationalliberalen den Beweis zu erbringen, daß es ihnen mit ihren politischen Aktionen gar nicht ernst sei, daß sie vielmehr in geradezu lächerlicher Verblendung ihre gesellschaftlichen Beziehungen zu den besten Kreisen durch das Mißtrauensvotum aufs Spiel gesetzt hätten. Seit ihr Führer Bassermann erklärt hat, Herr von Bethmann regiere eigentlich nationalliberal, können wir über diese Politik der Mitte zwischen Unfähigkeit und Angst unser Urteil abschließen. Wenn Bethmann .... aber Bassermanns Kennzeichnung seiner Partei genügt uns.

Am 5. Dezember faßte der Reichstag von Fehrenbach bis Frank den Entschluß, dem Kanzler zu mißtrauen. Der prägte das Wort vom sogenannten Mißtrauensvotum und strapazierte den Rock des Königs, bis er vor den Augen der Mehrheit Löcher bekam. Am 5. Januar stand Herr von Reuter, der unbestrittene Sieger von Zabern, vor dem Kriegsgericht. Dazwischen hatten einige Kriegervereine, ein Kriegsgerichtsrat a. D. und der klassenbewußte Herr von Jagow die Verurteilung des Leutnants von Forstner als demokratische Anmaßung gebrandmarkt und einige nationalliberale Blätter hatten erklärt, unbekümmert um Verhetzungen, der Sache auf den Grund gehen zu wollen. Dann erfolgte der Freispruch Reuters und des kleinen Schad, was von den 60 Millionen Deutschen zuerst Herr von Jagow und Herr von Oldenburg-Januschau erfuhren. Die diesbezüglichen Depeschen gab zufällig nicht der Kronprinz, sondern ein Offiziersbursche auf,

Digitized by Google

der den Auftrag vom Vorsitzenden des Kriegsgerichts von Pelet-Narbonne hatte. Seit dem Urteil wird der Vorschlag Oldenburgs, den Reichstag durch einen Leutnant mit zehn Mann aufzuheben, auf Grund der Kabinettsorder von 1820 ernstlich erwogen. Die Nationalliberalen hoffen sich dabei auszuzeichnen. Sie wollen, wie anno 1814, den Siegern als Festjungfrauen entgegenziehen. Herr Fuhrmann mit Gedicht und Knix und Blumenstrauß.

Drei Zeugen nannte der Vertreter der Anklage inhaltsschwer: einen Oberlehrer, eine Witts- und eine Wirtsfrau. Nicht geladen hatte er eine Anzahl der Juristen, die in Zabern mitverhaftet worden waren. Die Wirtsfrau nannte er treffend. Mit Recht, denn sie sagte aus: „Der Oberst von Reuter ist ein herzensguter Mann. Ein Milchmann in Zabern, der früher in Köln bei ihm gedient hatte, stellte sich ihm auf der Straße einmal vor und der Oberst hat seine Freude darüber ausgesprochen, ihn auf der Straße ein Stück begleitet und als dem Milchmann ein Kind starb, hat der Herr Oberst einen sehr schönen Kranz geschickt und einen rührenden Brief." Dem konnte der Anklagevertreter nicht widerstehen. Wer gegen solch trefflichen Mann (Oberst .... rührender Brief: rauhe Schale, zarter Kern) aussagte, konnte kein Herz, keinen Kinderglauben, keine Glaubwürdigkeit besitzen. Die Zaberner waren Pack und die Gäste des Pandurenkellers (sekundierte der Verteidiger) „werden schon viel länger hinter einer Mauer gesessen haben, so daß sie eine Nacht wohl aushalten konnten. Es ist wirklich kein Verbrechen, wenn diese Schreier ...." Also: Körperverletzung, Hausfriedensbruch, Anmaßung öffentlicher Gewalt, Freiheitsberaubung, vielfache Beleidigung; ferner: Beschimpfung einer Regierung, einer Justiz, eines Volks, vollendete Diskreditierung des eigenen Vaterlands und Erregung schwerster innerer Kämpfe — alles straflos! Dafür Bestrafung einiger Rekruten (Dienstzeit: sechs Wochen), wegen eines unbedachten Worts! Ich sage, mit allem Ernst und allem Verantwortungsgefühl: es gibt kein intaktes Recht mehr in Deutschland!

Digitized by Google

Alles, was nationalliberal empfindet, hat vor dem sympathischen Obersten von Reuter kapituliert. So offen, so frei, so aus einem Guß! Erlaubt: Sternickel war auch aus einem Guß! Das mag gefallen, fällt aber hier unter die Kategorie: Wahnsinn, doch Methode! Und offen, frei! Er nahm alle Augenblick jede Verantwortung auf sich, aber auf die entscheidende Frage: Glaubten Sie an die Gültigkeit der Kabinettsorder? antwortet er: Ich dachte, ich bin preußischer Soldat und was der König sagt, das gilt für mich! Ihr nennt das Disziplin, ich nenn' es Feigheit. Das heißt für mich, sich hinter dem obersten Kriegsherrn verstecken, ihm die Verantwortung zuschieben, sich altpreußisch unter der luft- und gedankendichten Haube der Disziplin verschwinden lassen. Einer versteckt sich im andern, wie die chinesischen Pappewürfel, der Leutnant im Oberst, der Musketier im Leutnant, bis schließlich nur der eine, böse Stein des Anstoßes klotzig vor dem Beurteiler liegt: die kaiserliche Kommandogewalt.

Alle wollen sie an ihr festhalten, wenn der nationale Sankt Nicklas sie stellt. Und alle sollten sie vor allem gegen diese kaiserliche Kommandogewalt kämpfen! Ein Bürger kriegt eine über den Schädel. Zu unrecht, sagt er. Er klagt. Der Leutnant behauptet, in Ausübung des königlichen Dienstes! Armer Bürger, er hat nur das Recht, der Leutnant aber den obersten Kriegsherrn für sich! Die kaiserliche Kommandogewalt ist einer der Komplexe, die die Verfassung zur Lüge machen. Unter den Begriff der Unverletzlichkeit des Landesherrn ist eine Riesenarmee geschmuggelt, die ebenso unverletzlich, ebenso unverantwortlich ist, wie der Fürst selbst. Kriegsminister? Eine Lächerlichkeit! Auf Fragen des Volks gibt er keine Antwort, sondern verschanzt sich hinter sein Königsgnadentum. Heeresvermehrungen kann, in Deutschland, auch ein Automat entgegennehmen. Sonst tut er nichts, als sich den Diener Seiner Majestät zu nennen. Das Volk zahlt und der Kriegsherr läßt Geld und Söhne des Volkes im Volk „Ordnung machen". Sein getreuer Knecht läßt scharfschießen, wenn noch jemand lacht, der mithilft seiner Majestät Epauletten zu

Digitized by Google

zahlen. Die oberste Kommandogewalt ist mit einer wahrhaften Verfassung unvereinbar, weil sie auf Befehl diese Verfassung aufhebt.

Sie statuiert einen Staat im Staat mit eigenen Gerichten, eigener Ehre, eigener Rechtsauffassung. Das ist das zweite: So lange wir Berufssoldaten, Prätorianer, haben, müssen die besonderen, die Kriegsgerichte, fallen. Der Spruch in Straßburg ist ein Fehlspruch, nicht, weil Ankläger und Richter das Recht beugten, sondern weil es ihrer inneren Konstruktion nach unmöglich war, daß sie in den Taten des von Reuter Untaten sahen. Da waren Geschehnisse, die sie aus ihrer gesellschaftlichen, dienstlichen, gedanklichen Welt gut hießen — und sollten sie mit Strafe belegen? Standesgenossen urteilten über Standesgenossen, Leute, die tausend Mal mit dem Gedanken, forsch drauflos zu gehen, gespielt hatten, über einen, der diesen Gedanken in die Tat umsetzte. Und sollten ihn verurteilen? Lest ihre Presse! Ein Mann, der allein unter Welschlingen den Rock des Kaisers, Deutschtum, Ansehen des Reichs schützte, der Heldenmut vor dem Feind (eine Kompanie, zwei Maschinengewehre, 40 000 Patronen gegen, nach Reuter, 40, 50 oder 100 Menschen, meist Halbwüchsige) zeigte, ein Mann! Sie sprachen ihn frei, nach einem Plaidoyer, das wohl das Tollste an verteidigender Anklageschrift darstellt, was man mit dem Begriff: Recht verbinden kann. Ein Offiziersgericht kann über spezifische Offiziersverbrechen nicht urteilen, Ueberspannung des Ehrbegriffs, Uebertreibung der militärischen Gewalt, zwiefarbigen Wahnsinn, Prätorianertum. Vor allem dann nicht, wenn die Richter alles andere als unabhängig sind. Das ist in sich eine Farce. Daß ein Ankläger die bona fides bei einem Manne annahm, dem von Juristen seine rechtswidrige Handlung vorgehalten wurde, das ist.... Hier beginnt das Strafgesetzbuch.

Seht Euch einmal den Obersten von Reuter an! Die Staatsanwaltschaft von Zabern, der Oberstaatsanwalt von Colmar, die Postbehörde, der Bürgermeister, alle sind, so registriert sein

Digitized by Google

Hirn, gegen ihn und das Militär verschworen. Die Regierung, so sagt der Angeklagte, läßt die Zügel schleifen, die Zivilbehörden hatten sich ihm zu fügen, bis er („hoffentlich kommts zum Blutvergießen!") die Ruhe wieder hergestellt hat. Ja, sieht denn hier niemand das Krankheitsbild? Der Mann ist verfolgungswahnsinnig, das schreit doch jedes Wort seiner Verteidigung, ob er sagt, ein Verhafteter sei so langsam in den Haftkeller gestiegen, als wolle er sagen: Mir ist alles wurscht! oder einen anderen, ein Arbeiter, anschreit: Sie Lump, können Sie nicht stramm stehen! Ein Verfolgungswahnsinniger hat seine Offiziere vor ein Ehrengericht zu stellen gedroht, wenn sie das Zivilpack zu zahm anfassen würden und hat schließlich 40, 50 oder 100 Waffenlosen eine Schlacht geliefert, bei der das Deutschtum auf Jahre hinaus verlor. Ob der Wahnsinn sein Privatdefekt, ob er, und so ist es, der allgemeine Verfolgungswahn einer in eine Gottähnlichkeit, wie in einen Gradhalter eingeschnürten Kaste ist: das Straßburger Kriegsgericht hat die Berufskrankheit als nationale Errungenschaft erklärt.

Versteht man jetzt, warum es nicht auf Gültigkeit oder Ungültigkeit einer Kabinettsorder aus der Blütezeit der Karlsbader Beschlüsse ankommt, (die Autoritäten für mehr als ungültig erklärten)? Ebenso wenig wie auf den Kreisdirektor Mahl (dessen Anordnungen, wenn sie überwacht worden seien, mein Gott, welcher Ausweg!, als ausreichend anerkannt wurden). Juristen haben nichts von einem Aufruhr gesehen und selbst die Zeugen des Herrn Anklägers mußten zugeben, die wilde See habe bald da, bald dort gerast, war also sicherlich eine „Staatsgefahr". Aber all das ist gleichgültig: ein Mann glaubt sich berechtigt, kunterbunt alles verhaften zu dürfen, einsperren zu dürfen, beschimpfen zu dürfen und ein Gericht seiner Kaste spricht ihn frei und ein mythologisches Gespenst, die kaiserliche Kommandogewalt, deckt ihn. Und das nennen Nationalliberale „Sühne"! Wenn des Kaisers Rock solche Exzesse verursacht, möge man ihn mit einem Volksrock vertauschen.

Digitized by Google

Die Armee muß intakt bleiben! Sie ist der Schutz unseres Volkstums! Zum Teufel, erst muß etwas zu schützen sein! Wenn das in Zabern eine Probe dieses Schutzes war, dann sind Zuchthausmauern, die wenigstens nicht zuschlagen können, vorzuziehen. Vorerst müssen wir uns vor dem Schutz schützen. Eine gute Armee ist eine schöne Sache, aber das Recht ist eine Lebensnotwendigkeit. Sicher zu leben, ist für ein Volk auch möglich, wenn es, geknechtet und entrechtet, hinter einer Kriegerkaste kauert. Frei und rechtvoll zu leben, das erst schafft seinen Wert, schafft einen Wert, der des Schutzes würdig ist. Laßt die Gutgesinnten schreien, weil wir in Musketierfäusten nicht den Griff von 1870 spüren wollen! Laßt auch diesmal der Krone witzigen Erben: Superbe! rufen, laßt die Post an den Telegrammen urdeutscher Knechtseligkeit an den Oberst was verdienen. Es ist der ewige Kampf zwischen national Denkenden und national Gedankenlosen.

Entscheidungen nahen. Wer auf die Integrität seines Schädels, wer auf die Vorherrschaft der Gesunden, Schaffenden, Wertgebenden hält, der steht neben uns! Der läßt sich durch die Schönheit des Krankheitsbildes nicht bestricken. Ueberall ist Zabern (das Elsässische hat längst nichts mehr damit zu tun), überall wird nach diesem Urteil ein Reuter sein: aber wir auch, die wir glauben, daß Uhlands königliches Wort von dem Tropfen demokratischen Oels von unseren Köpfen gilt und nicht von „national“ blackenden Tranfunzeln!

Digitized by Google

Fichtes national-politische Tätigkeit

Zur 100. Wiederkehr des Todestages am 29. Januar

Von Professor Dr. Fritz Medicus in Zürich

Fichte ist ein in bescheidenen Verhältnissen lebender Professor der Philosophie gewesen. Was er an Geld und Gut dem Vaterland freiwillig geleistet hat, ging zwar bis an die Grenze des ihm Möglichen, aber es konnte nur wenig sein. Seine patriotischen Taten waren Worte, gesprochene und geschriebene. Aber waren seine Worte auch wirkliche Taten? Oder waren sie Träume? Er hat zweimal, 1806 und 1813, der preußischen Heeresleitung das Anerbieten gemacht, als Redner mit ins Feld zu ziehen, um „die Kriegführer in Gott einzutauchen"; beide Male wurde sein Antrag abgelehnt. Am 19. Februar 1813 hat er seine Vorlesungen über die Wissenschaftslehre abgebrochen und seine waffenfähigen Zuhörer in der Abschiedsrede zum Eintritt in das Heer angefeuert; doch war es nur eine kleine Schar, an die sich jene Worte wandten, und aus ein paar erhalten gebliebenen Ueberlieferungen geht überdies hervor, daß Fichtes Zuhörer nicht reifer geurteilt und gehandelt haben als andere begeisterte junge Männer. Fichte hat in den Reden an die deutsche Nation die Forderung erhoben, der Staat solle sich durch vollkommene Umgestaltung des Erziehungswesens von innen heraus erneuern: ohne Verzug solle er in Anknüpfung an die Leistungen Pestalozzis Erziehungsanstalten gründen, in die alle Kinder zu bringen seien: „In der Berührung mit uns müssen sie verderben, dies ist unvermeidlich; haben wir einen Funken Liebe für sie, so müssen wir sie entfernen aus unserem verpestenden Dunstkreise und einen reineren Aufenthalt für sie errichten." Ein paar junge Leute wurden allerdings auf die Anregung der Fichtischen Reden hin von der preußischen

Digitized by Google

Regierung nach Yverdon geschickt, um Pestalozzis Erziehungssystem kennen zu lernen, aber an eine Verwirklichung des radikalen Planes hat kein Staatsmann gedacht.

Fichtes Begriff des Staates war im tiefsten Wesen pädagogisch: der allgemeinste, zu aller Zeit geltende Zweck eines jeden Staates ist „Volkserziehung zur Einsicht in das Recht." Der Staat ist ein Erziehungsinstitut, dessen Zwangsmittel ihren Sinn darin haben, den Zwang entbehrlich zu machen: nicht „Untertanen" kennt der wahrhafte Staat, sondern „Bürger". Der Untertan ist dem Gesetze als einer „über ihm brütenden Gewalt" unterworfen. Der Bürger ist nur durch das Recht gebunden, das in ihm zum Selbstbewußtsein gekommen ist. Der staatliche Zwang zum Recht muß darum die nachmalige Einsicht bezwecken, daß der dem Recht Gehorchende nur sich selbst gehorcht. Fichte hatte einmal Gelegenheit, dieser seiner Ueberzeugung, daß der Staat ein Erziehungsinstitut sei, einen offiziellen Ausdruck zu geben: es war, als er im September 1807 den Auftrag erhielt, einen Plan für die Einrichtung der in Berlin neu zu gründenden Universität auszuarbeiten. Er griff die Aufgabe mit tiefem Ernste an und reichte dem Ministerium eine ausführliche Denkschrift ein. Als aber die neue Hochschule ihre Organisation erhielt, ließ Wilhelm von Humboldt, der die Angelegenheit zu leiten hatte, Fichtes deduzierten Plan einer Kunstschule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauches auf sich beruhen und schuf die Universität Berlin nach dem Vorbild der alten Universitäten. Fichtes Plan war von zwei Voraussetzungen ausgegangen, dem Zweck der Hochschulen und dem wissenschaftlichen Zustande der Zeit; gegen die an den alten Universitäten bestehenden Verhältnisse war er rücksichtslos. Im Jahre 1811 wurde Fichte Rektor der neuen Hochschule: seine Rektoratsrede war ein kräftiger Angriff gegen die an den alten Universitäten vielverbreitete Auffassung von der akademischen Freiheit als einem Privileg zur Bummelei und zu jeder Art von grobem Unfug. An einer nach seinen Vorschlägen gestalteten Universität wäre „jene be-

Digitized by Google

kannte Menschenart" unmöglich gewesen, in Berlin konnte sie nicht ausbleiben. Infolgedessen war Fichtes kurzes Rektorat erfüllt von Zusammenstößen mit dem leichtfertigen „undeutschen Rittergeist", der sich in Duellen und Verrufserklärungen an den Tag legt:

„Der Geist der Ritterschaft besteht darin, daß sie ihre Edel- und Großtaten sich selbst macht, meist nach historischen Vorbildern, und die Gelegenheit aufsucht, solche zu verüben, weil sie keinen Beruf und keine Pflicht anerkennt, welche ihr immerfort vollauf zu tun geben würden. Der deutsche Geist aber besteht in der Anerkennung eines solchen Berufs. Der point d'honneur, der immer aufmerkt, was andere zu ihm denken und sagen, zeigt, daß er bloß zum Scheine und um des Scheins willen lebt. Der deutsche Sinn geht aus auf Sein und ist unbekümmert um den Schein."

Fichte hatte mit seiner Auffassung ungefähr alle Kollegen und Ministerialräte gegen sich; nach etwa fünf Monaten reichte er, des vergeblichen Kämpfens müde, das Gesuch um Enthebung vom Amte ein. Also nicht einmal in der engsten und eigensten Sphäre politischer Wirksamkeit, die es für einen Hochschullehrer gibt, in der Hochschulpolitik, hat es Fichte vermocht, den „deutschen Geist", an den er glaubte, zur Anerkennung zu bringen! Waren nicht seine Worte bloße Träume? Oder waren sie dennoch Taten?

Warum hatte Fichte mit seinen politischen Ratschlägen und Unternehmungen allenthalben Mißerfolge? Weil er radikal war. Und er war radikal, weil er es nicht als seine Sache betrachtete, zwischen vernunftnotwendiger Forderung und tatsächlicher Unvernunft zu vermitteln, sondern die vernunftnotwendige Forderung in ihrer Reinheit auszusprechen. Im Frühling 1813 plante er eine politische Schrift; für die Vorrede notierte er folgende Sätze:

„Es ist mir mit gegenwärtiger Schrift gar nicht zu tun um irgend einen unmittelbaren Erfolg in der wirklichen Welt. Es ist mir nur zu tun um Klarheit der Einsicht; dazu will ich den Moment benutzen, der zum Ernste mahnt und zur Wahrheit gegen sich selbst. Wann diese Klarheit Kraft in der Sinnenwelt gewinnen möge, geht mich durchaus nichts an. Nur jene Klarheit zu wecken, fühle ich mich berufen .... Was also will ich? Das Volk anfeuern durch die vorausgesetzte Belohnung, politisch sich frei zu machen? Es will nicht frei sein, es versteht noch nichts von der Freiheit. — Die Großen erschüttern? Dies wäre unpolitisch im gegenwärtigen Momente. Aber die Gebildeten, bis zur Idee der Freiheit Entwickelten auffordern, daß sie die Gelegenheit brauchen, um wenigstens theoretisch ihr

Digitized by Google

Recht geltend zu machen und auf die Zukunft zu weisen. — Der Stil des Ganzen ist deliberativ zu halten; die höchste lebendige Klarheit, nicht etwa bewegend, noch weniger aufreizend."

In ganz dieselbe Beziehung auf die politische Wirklichkeit hatte sich schon im Jahre 1800 das Buch über den geschlossenen Handelsstaat gestellt: Fichte hatte dort die Forderung erhoben, der Staat solle sich wirtschaftlich unabhängig machen, den Handelsverkehr mit dem Auslande abschneiden und das ganze Erwerbsleben unter eigene Regelung nehmen. Fichte war sich darüber klar gewesen, daß er mit solchen Vorschlägen auf „Erfolg in der wirklichen Welt" zunächst nicht rechnen konnte. Gleichwohl war er davon durchdrungen, daß seine Arbeit nicht vergeblich sein würde. Wer das Vernunftnotwendige mit Klarheit ausspricht, hat in der Tiefe eines jeden menschlichen Selbstbewußtseins einen Bundesgenossen. Mag immerhin der Mensch zu schwach sein, um sich den tausend teufelgewollten Abhängigkeiten, in die er verstrickt ist, zu entziehen: in seinem Innersten hat die Vernunftnotwendigkeit dennoch Widerhall geweckt, und er hat nun in seinem Selbstbewußtsein eine Position, über die er sich nicht mehr mit freiem Gewissen hinwegzusetzen vermag. Diese Position der Vernunft zu stärken, ist die Aufgabe, die sich Fichte gestellt hat. Auf greifbare Erfolge tut er Verzicht: die Freiheit, für die er eintritt, — denn diese Freiheit ist nichts anderes als Macht der Vernunft — wird von einem in Knechtschaft jeder Art versunkenen Geschlecht nicht mit Einem Male erobert. Aber es ist darum nicht umsonst, ihr Bild zu zeichnen und zu zeigen: dem, der es gesehen hat, ist in der letzten Tiefe seines Wesens eine Sehnsucht erweckt worden, die ihn hinanzuziehen strebt, heraus aus allen Abhängigkeiten, die ihn fesseln, empor zu jenem Leben, das Menschen und Dinge als das behandelt, was sie in Wahrheit sind. Und wenn nun die Position der Vernunft in den Menschen immer wieder wachgerufen und genährt wird, wenn die Gewissen immer lauter gegen die Fesseln revoltieren, die es uns unmöglich machen wollen, die Welt als das zu nehmen, was sie in Wahrheit ist: dann müssen schließlich die dumpfen Nichtigkeiten dahinsinken, dann muß die

Digitized by Google

in den Tiefen alles Seins lebende Vernunft hervortreten und die menschlichen Lebensbeziehungen zu klarer Besonnenheit erhöhen.

Die schwerste und allgemeinste Fessel, die uns bedrückt, ist die Selbstsucht. Selbstsucht sieht in der Menschheit ein Aggregat von Individuen: in Wahrheit ist sie ein organisches Ganzes. Wo Selbstsucht die Individuen auseinanderhält, sorgt im Staate „jeder für sich, und obwohl sie alle unter Polizeigesetzen stehen und dem Landesherrn steuern müssen, so ist doch ihr Privatbesitz und dessen Sicherung Höchstes und letzter Zweck des Staates"; wo die Selbstsucht überwunden ist, „ist die Nation, die Gemeinschaft und ihre Zwecke, das Höchste, und Alles entsteht hier lediglich aus dem Begriffe der Gegenseitigkeit der Leistungen." „Des Menschen Leben ist die Gesellschaft, und sein Recht die vollkommenste Gesellschaft, die er denken kann. Ich will Mensch sein: — dies Recht ihm völlig zu verschaffen, ist Zweck des Reiches." Von hier aus ergibt sich der pädagogische Charakter des Staates: der Staat ist da, das Volk zur Freiheit zu erziehen. Frei aber ist niemals der einzelne als einzelner; denn als einzelner ist er selbstsüchtig, mithin Sklave seiner Naturtriebe. Frei ist er nur als Glied der Gemeinschaft. Der wahre Staat (das Reich, wie Fichte gerne sagt) ist Gemeinschaft; er verlangt von allen, daß sie in der organischen Einheit seines Daseins aufgehen als deren Glieder: nicht für sich (und folglich in Unfreiheit) sollen sie existieren, sondern eine „Gemeinde der Freiheit" sollen sie bilden, „die da wie ein lebendiger Körper ihre besonderen Organe, ihr leitendes Auge, ihre Hände und Füße habe." Dazu ist erforderlich, daß die Masse des Volkes von der Erziehung völlig durchdrungen sei: denn die Gemeinde der Freiheit unterscheidet sich darin von einem Organismus der Natur, daß das die Glieder wechselseitig aufeinander beziehende Leben in ihnen allen selbstbewußt ist. „Durch die allgemeine Erziehung muß jeder hindurch. So wird ein organisches Ganzes gebildet, in welchem jeder frei ist und aus sich selbst geworden, was er werden kann." Indem der einzelne ganz für

Digitized by Google

die „allumfassende Einheit des Staates" und gar nicht mehr für einen Privatzweck da ist (alle Privatzwecke sind untergeordnet unter den Zweck des Staates und dienen ihm), gewinnt sein Leben die Freiheit, das echte Menschentum zum Inhalt.

Solche Sätze lauten weltfremd und absurd, so lange man an die historisch wirklichen Staaten denkt. Aber eine Notiz Fichtes über das philosophische Staatsrecht, das das Aufgehen aller im Staate fordert, gibt den Gesichtspunkt:

„Da ich selbst einer von denen bin, die daran mitgearbeitet, so weiß ich auch recht gut zu sagen, wie es gemeint ist. Es gilt vom Reiche, nicht von ihren Lumpenstaaten. Sie sind Vertragskönige und haben darum kein Recht, die Adelsprivilegien aufzuheben, allgemeine Volksbewaffnung einzuführen u. s. w. — Im Vernunftreiche reden wir nicht mit ihnen; da sind sie selber nicht."

Mit anderen Worten: So wenig Fichte in der Illusion lebt, daß die Formulierung vernunftnotwendiger Forderungen alsbald zu greifbaren Erfolgen treiben könne, so wenig denkt er daran, von seinen Mitbürgern zu verlangen, daß sie sich mit ihrem ganzen Sein den Staaten der Gegenwart hingäben. Diese Staaten sind nicht wahre Gemeinschaften, sie können darum auch nicht volle Freiheit geben, sie haben keinen Anspruch, als „allumfassende Einheiten" gewertet und behandelt zu werden. Auf der anderen Seite aber ist Fichte ebensoweit davon entfernt, eine tatenlose Verachtung der „Lumpenstaaten" gutzuheißen. Sein persönliches Beispiel redet deutlich genug. Fichte will, daß ein jeder im gegenwärtigen Staat den nach Entfaltung drängenden Vernunftstaat anerkenne: jeder soll dem Staate gegenüber opferwillig sein bis aufs äußerste: nur so kann er das Seinige tun, damit der Staat seinem großen Zwecke näher komme. Und auf solche Art ist er frei als Glied des ewig lebendigen und auch im gegenwärtigen Staat vorhandenen, wenn auch versteckten, Vernunftstaates. Dem gegenwärtigen Staat gehört er nur bedingt; denn darüber kann kein Zweifel sein, daß ihn sein ewiges Bürgerrecht auch in Gegensatz zu den Forderungen bringen kann, die der historische Staat an ihn stellen mag. In einer Aufzeichnung

Digitized by Google

aus dem Jahr 1813 sagt Fichte, die Identifizierung des Rechtes mit dem Willen des Fürsten sei „des Teufels positiver Wille; Gottes nur zulassender, damit wir uns befreien".

Wie weit Fichte von dem Patriotismus entfernt war, der sich in der bedingungslosen Bejahung der jeweiligen Regierungsweisheit betätigt, zeigt am klarsten die im Winter 1806 07 zu Königsberg (also in einer Lage, in die er nur infolge seines ganz außerordentlichen Opfermutes gekommen war) verfaßte „Episode über unser Zeitalter, aus einem republikanischen Schriftsteller": Fichte schildert hier seine Zeit, indem er aus einer sehr reifen Epoche auf sie zurückzublicken scheint. Er spricht von den Fürsten, die nichts davon wußten und erfuhren, „daß sie ganz ebenso ihrer Nation angehörten, als diese ihnen"; er charakterisiert die „Diplomatik", die „ihrem feinsten Wesen nach in der Kunst bestand: durch Zweideutigkeiten und auf Schrauben gestellte Erklärungen die Notwendigkeit eines entscheidenden Entschlusses so weit hinauszuschieben als irgend möglich, in der Hoffnung, daß unterdessen vielleicht ein Zufall statt unserer wählen und uns des harten Zwanges, selber zu denken und zu wollen, überheben werde." Völlig verborgen war den Ministern, „daß die Erziehung des Volkes zur Religiosität und Sittlichkeit die Grundlage aller Regierung sei. Zwar wollten sie wohl, daß unter dem gemeinen Manne Religion sei; da sie aber durchaus nicht wußten, was dies sei, so entging ihnen auch gänzlich die Kenntnis der Mittel, diesen Zweck zu befördern .... Wenn man ihnen anmutete, etwas für die Erziehung des Volkes, die über allen Glauben elend war, zu tun, so entschuldigten sie sich damit, daß sie dazu kein Geld hätten." Die Offiziere, meist Adelige, „vermieden nichts angelegentlicher als den Anschein einer feineren Erziehung oder einer wissenschaftlicher Bildung. Ohne freches und rohes Dahintreten und hochmütigen Trotz gegen alle anderen Stände, nebst eigenst angewöhnten Fehlern in der Aussprache und Sprachschnitzern, glaubten sie, könne man gar nicht für einen braven Offizier gelten." — Die Zeit, in der Fichte diese Sätze schrieb,

Digitized by Google

war genau dieselbe, in der die leitenden Ideen der Reden an die deutsche Nation entworfen wurden. Für Fichte war Patriotismus nicht sklavische Gebundenheit unter eine Autorität, sondern Freiheit; denn der Gegenstand seines Patriotismus, das Vaterland, das er liebte, war die „Gemeinde der Freiheit": kein metaphysisches Jenseits, aber auch nicht das arme Diesseits des Polizeistaates, sondern das Ewige, das im Gegenwärtigen enthalten ist als dessen vorwärtsdrängendes und zu immer vollerer Entfaltung tre bendes Lebensprinzip.

Fichte hat Deutschlands Unglück für selbstverschuldet angesehen; aber seine Liebe zur deutschen Nation hat nicht darunter gelitten:

„Schlaffheit, Feigheit, Unfähigkeit, Opfer zu bringen, zu wagen, — Gut und Leben an die Ehre zu setzen; lieber zu dulden und langsam in immer tiefere Schmach sich stürzen zu lassen, dies war der bisherige Charakter der Zeit und ihrer Politik. Dies ist das Hängen am Staube, das jede Erhebung darüber für Exaltation hält, sogar sie lächerlich findet. — Nur über den Tod hinweg, mit einem Willen, den nichts, auch der Tod nicht, beugt und abschreckt, taugt der Mensch etwas. Die Exaltation ist das einzige Ehrwürdige, wahrhaft Menschliche."

Fichte hat das Aeußerste versucht und getan, dieses „wahrhaft Menschliche" zu fördern. Er glaubte an die im deutschen Volke schlummernden Energien. „Es ist Göttliches in ihm erschienen, — es wird darum auch ferner Göttliches aus ihm hervorbrechen." Jedes Volk ist bestimmt, das Göttliche in besonderer Gestalt zu offenbaren: „Die Volksform ist von der Natur oder Gott: eine gewisse hoch individuelle Weise, den Vernunftzweck zu befördern. Völker sind Individualitäten, mit eigentümlicher Begabung und Rolle dafür."

In der deutschen Nation nun fand Fichte „die meiste Kraft, in sich selbst sich zurückzuziehen und still auf sich selber zu ruhen": andere Völker sind von dem Drange beherrscht, „vorzüglich nach außen hin zu leben"; „sobald sie nur irgend einen dürftigen Teil von Bildung erreicht, verraten sie sogleich das Bestreben nach äußerem Einfluß". Die Deutschen stehen in der Mitte zwischen solchen Völkern „als ein Damm gegen jene unzeitige Zudringlichkeit, und um nicht nur sich, sondern auch allen anderen

Digitized by Google

europäischen Völkern die Garantie zu leisten, daß sie auf ihre eigene Weise laufen könnten zu dem gemeinsamen Ziele". Also ein tieferer Respekt vor der Freiheit der anderen, gegründet auf das tiefere Erleben des unendlichen Wertes der eigenen Freiheit: das ist — meint Fichte — das Eigentümliche der deutschen Nation. Und indem er zugleich das Wesen des Christentums in der frei machenden Wahrheit — und das heißt: in der die universale Gemeinschaft gründenden Wahrheit — erkennt, schließen sich ihm diese beiden Gedankenkreise zusammen, und er lehrt: „Die Deutschen sind das volkische Element zu den im Christentume gefundenen Prinzipien: nur durch sie ist der Staat des Christentums möglich, und ihn hervorzubringen ihre Aufgabe in der Geschichte." In seinen Anfängen hat das Christentum den Schutz des alten Staates nötig gehabt: aber seine volle Entfaltung findet es erst, indem es „den Vernunftstaat aus sich aufbaut". „Es muß einen Zeitpunkt geben, wo die Kirche aufhört, etwas für sich zu sein, und aufgenommen wird in den Staat"; „das Christentum muß sich zum Staate gestalten, alle seine Gesetze und Institute durchdringen mit seinem Geiste". Der Anfang dieser Epoche ist die Reformation. Luthers Wirken und die Aufnahme, die es im deutschen Volke gefunden hat, gehören zu den reinsten Manifestationen der „Eigentümlichkeit des deutschen Volkes".

Fichte knüpft die größten Menschheitshoffnungen an das deutsche Wesen. Ebendeshalb aber würde er der Nation nicht das Recht zugestehen, ihre Existenz auf krummen Wegen zu erkaufen. In der trübsten Zeit freilich, als er sich mit dem preußischen Hauptquartier in Königsberg befand, während sich in Berlin die Franzosen eingerichtet hatten, schrieb er, um beim König starke Impulse zum Handeln wachzurufen, eine glänzende Verteidigung Machiavells, dessen Buch vom Fürsten „ein Not- und Hilfsbuch für jeden Fürsten sein sollte". Aber später hat er sich selbst diese Stellungnahme verübelt und seine schon 1799 geprägte Formel, daß man niemals glauben dürfe, man könne Böses tun, damit Gutes

Digitized by Google

daraus entstehe, ausdrücklich auch auf die Politik ausgedehnt. Eine Aufzeichnung aus dem Frühjahre 1813 lautet: „Preußens Staat wäre zugrunde gegangen, wenn wir damals (1807) die französische Allianz nicht geschlossen hätten. Nach strenger Moral war dies (der Abschluß der Allianz) durchaus verboten, dem Könige wie seinem Volke. Er spielte eine falsche Rolle, und dies mit ihm. Siegen oder sterben, wie jetzt, sollte er, und zu der Schlechtigkeit sollte niemand ihm die Hand leihen!" Hier redet der ganze Fichte, der den wirklichen Staat so weit achtet, als er Realisation des „Reiches" ist, der sittlichen Gemeinschaft. Wie er über diejenigen geurteilt hätte, deren „nationale" Gesinnung das Wort „right or wrong — my country" zum Leitsatz hat, ist nicht schwer zu sagen. Aber Fichte lebte im Glauben, daß aus dem Königreich Preußen das „Reich", der christliche Staat, hervorgehen werde: „Der Geist seiner bisherigen Geschichte zwingt Preußen, fortzuschreiten in der Freiheit, in den Schritten zum Reiche; nur so kann es fortexistieren. Sonst geht es zugrunde."

Kleine Sachen

Von Robert Walser

Das Kätzchen

Ich kam nur eben vom Berg herab in eine kleine, nette, altertümliche Vorstadt hinein. Ein Haus stand da, das war so zart, als blinzle es mit seinen Augen, will sagen, mit seinen Fenstern. Eine alte Frau stand an der Straße und streckte ihren Kopf in eines der Fenster, sie führte wohl ein gehäkeltes Gespräch mit einer Nachbarin. Aber die Hauptsache ist: ich sah vor dem Haus eine Katze, nein, keine Katze, sondern ein junges Kätzchen, gelb und schneeweiß von Farbe. Durchs Fenster, welches geschlossen war, sah ich eine gute alte Frau an der Nähmaschine sitzen und fleißig

Digitized by Google

nähen. Ganz entzückt von dem lieben kleinen Kätzchen blieb ich stehen, um das Tier sorgfältig zu betrachten, welches da ganz still saß, den Schwanz zwischen die Vorderpfoten geringelt. Die Frau sah, daß da ein fremder Mann so still stand, sie trat ans andere Fenster, das offen war, und schaute zu mir heraus mit freundlichen Augen. „Ach so", sagte sie, „Sie schauen sich wohl die Katze an". „Ja", sagte ich. Das Kätzchen schaute zu der Frau hinauf und ließ ein kleines, feines, süßes Miauen vernehmen, wobei es die Zähnchen zeigte. Ich grüßte die Frau und ging weiter. Noch aber bog ich mich einmal zurück und sah, wie das Kätzchen nach einem dürren Blatt haschte. Wie der Wind wirbelte das liebe muntere Tier herum. Wirklich wehte auch gerade der Seewind. Ich kam durch die Stadt, die nur eine einzige, dafür aber breite Straße besitzt. Nun, und da kugelten zwei Jungen am Boden, zwei drollige Jungen, noch nicht einmal für die Schule reif. Was vermag ich noch beizufügen.? Nicht sonderlich viel. Ein großes altersgraues Schloß war da, und daneben floß ein Strom. Ich ging heim, und während ich so heimwärtsging, hatte ich immer noch in Gedanken mit dem gelben und weißen Kätzchen zu tun. Wie man doch nur achten mag auf so kleinliche Dinge.

Tannenzweig, Taschentuch und Käppchen

An einem Vormittag stieg ich den waldbesetzten, steilen Berg hinauf. Es war heißes Wetter, und der Aufstieg kostete mich manchen Schweißtropfen. Der grüne Wald glich an Helligkeit und Schönheit einem Lied. Wie ich oben auf der Höhe ankam, konnte ich so recht frei in die weiße schimmernde Tiefe blicken. Das tat ich, und ich konnte mich an der herrlichen Aussicht gar nicht satt schauen. Wie schön, wie wohltuend ist eine Aussicht von einem hohen Berge. Der Blick schweift in die weite, umflorte, helle Ferne und steigt nieder in die wohllüstige, göttlichschöne Tiefe. Wundersames Blau war im Himmel. Der Himmel zerfloß in süßem Blau, war ganz getränkt von Blau. Blau und grün und die goldene Sonne stimmen wunderbar zusammen,

Digitized by Google

gleich einem süßen, milden, dreistimmigen, freundlichen Lied, wo jede Stimme sich um die andere schlängelt, wo jede Stimme die andere liebkost und küßt, wo alle drei seligen, glücklichen Stimmen einander umwinden und umschlingen. Ich kam nachher zu einer Bank mitten im kühlen, grünen, hohen Tannenwald gelegen, und was sah ich darauf liegen? Einen Tannenzweig, ein Taschentüchelchen und ein Puppenkäppchen. Wie stimmte mich nun wieder dieser neue Anblick fröhlich, wo mich vorher der Anblick der Naturhöhe und -tiefe beglückt, berauscht und erheitert hatte. „Ein Kind muß hier gewesen sein und hat diese lieben Zaubersachen hier liegen lassen", sagte ich, indem mich ein Lächeln ankam, zu mir selber. Der grüne Tannenzweig lag auf dem kindlich weißen, zarten und blassen Taschentuch so weich, und das Käppchen, wie lächelte es den aufmerksamen Beschauer so freundlich, so naiv an. „O Gott, o Gott", rief es in mir, „wie ist die Welt durch das Dasein süßer, lieber, unschuldiger Kinder schön und ewig, ewig wieder gut. Daß man doch nie aufhöre und immer wieder von neuem anfange, an die Güte, an die Schönheit, an das Glück, an die Größe und an die Liebe der Welt zu glauben." Noch warf ich auf Tannenzweig, Taschentuch und Käppchen rasch einen Blick und eilte weiter, denn es ging gegen Mittag, und ich wollte punkt zwölf beim Mittagessen sein.

Der Mann.

Einmal saß ich in einem Restaurant am Viehmarktplatz. Es sitzen dort mitunter sehr feine Herren, doch von den feinen Herren will ich nicht reden. Feine Herren bieten gar wenig Interessantes dar. Wollen unterhalten sein, sind selber absolut nicht unterhaltend. Ein Mann saß in einer Ecke, der hatte einen heiteren, gütigen, freien Blick. Seine Augen ruhten wie in unabsehbaren Fernen, in Ländern, die mit der Erde nichts zu tun haben. Der spielte alsogleich auf einer Art von Flöte, daß alle die, die im vornehmen Restaurant saßen, die Augen auf ihn richteten und auf seine Musik lauschten. Wie ein großes, gut gelauntes, starkes Kind saß der

Digitized by Google

Mann da mit seinen sonnigen Augen. Nachdem das Flötenkonzert vorbei war, kam ein Klarinett an die Reihe, welches er nicht minder vortrefflich spielte und handhabte wie die Flöte. Er spielte sehr einfache Weisen, aber er spielte sie vorzüglich. Hierauf krähte er wie ein Hahn, bellte er wie ein Hund, miaute er wie eine Katze und machte er mu! wie eine Kuh. Er hatte sichtlich seine eigene Freude über die verschiedenen Töne, die er zum Besten gab, doch das Beste kam hintendrein, denn jetzt zog er aus einem Henkelkorb, den er unter dem Tisch stehen hatte, eine Ratte hervor und spielte liebes Kindchen mit ihr. Er gab der Ratte von seinem Bier zu trinken, und es zeigte sich deutlich, daß Ratten sehr gerne Bier trinken. Ferner steckte er das Tier, vor dem alle vernünftigen Menschen einen so entschiedenen Abscheu haben, in die Rocktasche, und zu guter letzt küßte er es auf sein spitziges Maul, wobei er fröhlich vor sich hin lachte. Eigentümlich war der Mann mit dem versonnenen, verlorenen Ausdruck in den glänzend-klaren Augen. Ein Freund der Musik und ein Freund der Tiere war er. Sehr sonderbar war er. Er machte auf mich einen tiefen, zum mindesten doch nachhaltigen Eindruck. Ueberdies sprach er sehr gut französisch.

Das Pferd und die Frau.

Daß ich zwei kleine Erinnerungen aus der Großstadt doch nicht vergesse niederzuschreiben. Die eine betrifft einen Pferdekopf, die andere eine alte arme Streichholzverkäuferin. Um beide Dinge, um das Pferd sowohl wie um die Frau ist es Nacht. In einer Nacht, wie in so vielen anderen Nächten, die bereits verbummelt und in das Vergessen hinabgeschüttet waren, zog ich im eleganten, gleichwohl aber nur geliehenen Ueberzieher durch die Straße, als ich an einer der belebtesten Stellen ein Pferd, das vor ein schweres Fuhrwerk gespannt war, erblickte. Das Pferd stand still da im undeutlichen Dunkel, und viele, viele Menschen eilten an dem schönen Tier vorüber, ohne ihm eine Spur von Aufmerksamkeit zu schenken. Auch ich eilte, ich hatte es sehr eilig. Ein Mensch, der bestrebt ist, sich amüsieren zu gehen, hat es stets furcht-

Digitized by Google

bar eilig. Doch betroffen durch den wunderbaren Anblick des weißen Pferdes in der schwarzen Nacht blieb ich stehen. Die langen Strähnen hingen dem Tier herab bis zu den großen Augen, aus denen eine unnennbare Trauer schaute. Unbeweglich, als sei es eine weiße Geistererscheinung, aus dem Grab herausgestiegen, stand das Pferd da, mit einer Ergebenheit und Duldung, die an Majestät mahnte. Doch weiter riß es mich, denn ich wollte mich ja amüsieren. Auch in einer anderen Nacht war ich auf dem Sprung in das nichtswürdige Vergnügen. Allerlei Lokale hatte ich bereits durchstreift, da bog ich in eine finstere Straße hinein, und da rief's mich aus dem Dunkel an: „Streichhölzchen, mein junger Herr." Eine alte arme Frau hatte dermaßen gerufen. Ich blieb stehen, denn ich war gerade voll herzlich guter Laune, griff in die Westentasche nach einem Geldstück und gab es der Frau, ohne ihr von ihrer Ware etwas abzunehmen. Wie sie mir da dankte und mir Glück in die dunkle Zukunft wünschte. Und wie sie mir ihre alte, kalte, magere Hand darreichte! Ich ergriff die Hand und drückte sie, und froh über das kleine Erlebnis lief ich meinen Weg weiter.

Die Handharfe.

Ich stand in der finsteren, sternenlosen Nacht an einer Straße, die hinauf in's Gebirge führt. Da kamen mit Musik und lustigem Gespräche drei Knechte oder Burschen an mir vorüber und gingen im kecken Taktschritt weiter. Bald umfing sie die Finsternis, und ich sah schon nichts mehr von ihnen, aber die Handharfe, welche einer von den dreien kunstgerecht spielte, drang zurück aus dem Dunkel und bezauberte mein Ohr. Im Spiel der Handharfe sind bisweilen simple junge Leute große Meister. Dieses Instrument bedarf einer starken, festen Faust, und hieran lassen es Burschen aus den Bergen gewiß nicht fehlen. So stand ich denn und lauschte. Der prächtige, königliche Ton, sanft, groß und warm, ging mit den Burschen in immer weitere Ferne. Sie mochten jetzt im Walde angelangt sein, der Ton wurde weicher und leiser, in Wellen stieg

Digitized by Google

er auf und nieder. Ich dachte über einen Vergleich nach und verglich den Klang mit einem Schwane, der tönend durch die Finsternis gleite. Bald war alles still. In den Berggegenden ziehen die Knechte gerne handharfespielend vor die Häuser, in denen ihre Mädchen wohnen. Auch die drei Burschen gingen zu einem Mädchen.

1913

Von Alfons Goldschmidt

Der Jammercharakter ist nicht wegzuleugnen. Man mag sich streiten ob es eine Krise war oder nicht. Das hängt vom Niedergangstempo und Niedergangswinkel ab, die der Wirtschaftskritiker zur Erfüllung des Krisenbegriffes verlangt. Von Firma zu Firma schreitet oder läuft natürlich die Krise nicht. Sie überschlägt, sie umgeht. Ganze Komplexe werden von ihr geschont oder gar gefördert. Doch kommt es auf das Vorherrschende an. Ein Zweifel, daß Absatzängste, Geldnöte und Produktion ins Ungewisse vorherrschten, wird aber nicht bestehen. Nur Danebenminister, faule Effektenstimulierer mit Federgefolge erklärten und erklären sich befriedigt. Dann sind da die üblichen eiertänzelnden Alternativisten, die immer, genau verteilt, auf zwei Backen sitzen. „Es ist nicht zu verkennen, daß .... andererseits jedoch ....“ Konstatieren wir getrost: 1913 war ein Krisenjahr. Gehen wir an die Motive.

Zunächst eine Lieblichkeit. Die Schwerindustrie stahlknüppelt mal wieder auf die Sozialpolitik. Im Jahresbericht der Handelskammer für die Kreise Essen, Mülheim (Ruhr) und Oberhausen steht: „Daß unsere steuerliche und sozialpolitische Entwicklung der letzten Jahre mit der Notwendigkeit, die Kapitalbildung zu fördern, immer in Einklang gestanden hätte, wird man nicht gerade behaupten können. Es erscheint daher begreiflich, daß in Industrie, Handwerk und Handel, in Groß-, Mittel- und Kleingewerbe, kurz, in allen Kreisen unserer Gewerbetätigkeit, der Wunsch besteht, daß man, statt in überstürzter Weise weiter Lasten auf Lasten zu häufen, doch die Verhältnisse sich erst einmal wieder festigen, daß man die Gewerbetätigkeit wieder einmal zu Atem kommen lassen möge. Es ist gewiß nicht Mangel an Opferwilligkeit für staatliche und soziale Zwecke, wenn dieser Wunsch in unserer Gewerbetätigkeit laut wird, es ist nicht engherzige und kurzsichtige Verkennung der Notwendigkeit und Bedeutung einer weitgehen-

Digitized by Google

den sozialen Fürsorge für unser gesamtes volkliches und staatliches Gedeihen — wie das von voreingenommenen oder schwärmerisch veranlagten Leuten so oft dargestellt wird — sondern es ist die aus der Erfahrung des praktischen Lebens geschöpfte Ueberzeugung, daß schon die heutigen Lasten durchweg nur in geschäftlich günstigen Zeitläuften getragen werden können, daß dagegen bei einem länger andauernden wirtschaftlichen Niedergange wie die 70er und 80er Jahre ihn mit sich brachten, diese Lasten in vielen Fällen zum Siechtum und Verfall von weniger gut fundierten Unternehmungen führen müssen. Darüber hilft keine Theorie und kein Idealismus hinweg. Und wenn wir heute, angesichts eines Rückschlages, im Hinblick auf die organisatorische Grundlage gewisser Hauptindustriezweige, im Hinblick auf die günstige Entwicklung unseres Auslandsgeschäftes und im Hinblick insbesondere auf die starke Stütze, die dem Inlandsmarkte auch in diesem Jahre eine gute Ernte bietet, die Hoffnung hegen dürfen, daß die Zeit des Niederganges bald überwunden werden wird, so wollen wir doch nicht vergessen, daß es auch einmal wieder anders kommen kann, daß wieder Zeitläufte eintreten können, in denen Jahre hindurch ungünstige Geschäftsverhältnisse obwalten."

Selbsterkenntnis wird man von den Herren ja nicht verlangen, aber die Sozialpolitik zum Krisenschuldbock zu machen, das ist denn doch eine Kühnheit, die nicht mehr übertroffen werden kann. Was allerdings soll man von einer Handelskammer verlangen, in deren Bezirk sich unsere Rüstungsriesen mästen und die dennoch über ungleiche Verteilung des Wehrbeitrags klagt? Diese Leute sehen nicht einmal die krassesten Widersprüche. Sie loben den deutschen Produktionsaufschwung über den grünen Klee, sie weisen stolz auf die Erzeugungs- und Absatzerfolge und jammern, wenn ihnen ein Quotchen von dem Riesennetto für Arbeitnehmer-Versicherungen entzogen wird. Solche Begründungen können uns nicht überzeugen. Auch nicht die schon zum Gähnen langweilige Vorführung der „Balkanwirren", der „angespannten Lage des Geldmarktes", der „Teuerung der Lebenshaltung" und noch etlicher Phrasen. Das mögen Beschleunigungs- und Verschärfungsursachen gewesen sein, aber der wirkliche Abwärtsgrund ist gerade in dem zu suchen, worauf sich die Unternehmer so viel zu gute tun. Die Quantität allein macht es nicht, nicht das Absatzforcieren, das Schleudern, die Nachfrage muß der Kapazität entsprechen und die Preise müssen profitabel sein. Wenn man aber seit 1910 Milliarden und Milliarden investiert hat, wenn die Banken als Emissionseinheizer niemals zu viel Zwischengewinne raffen konnten, wenn man wie wahnsinnig drauf los gebaut, gegründet und angegliedert hat, so darf man sich nicht wundern, daß eines Tages Stagnation und Abflauen da sind. Weiß man gar nichts mehr, so macht man den Baumarkt

Digitized by Google

verantwortlich, aber man fragt nicht, weshalb denn das Immobile nicht mehr mobil werden wollte. Nein, der böse Balkankrieg wars keineswegs alleine, es war mehr noch die Expansionsunvernunft, das über die Absatzgrenzen Hinwegkalkulieren. Die Kirdorfe mögen ihre Ohren fassen, mögen sie zausen und bekennen: hätten wir nicht geludert, hätten wir nicht künstlich ungesund und vorübergehend die Arbeitsgelegenheiten vermehrt, so hätten wir jetzt nicht die vielen Entlassungen, die Gehalts- und Lohnreduktionen auf dem Gewissen. Das rationelle Verkaufsberechnen gehört nämlich auch zur Sozialpolitik. Wohl wäre auch eine normal entwickelte Volkswirtschaft durch den Balkankrieg geschädigt worden, aber bei weitem nicht in dem Maße wie es leider in Deutschland der Fall war. Die Richtigkeit dieser These beweisen die Wirtschaften anderer Länder. Es war wohl eine Welterschütterung, aber keine Weltkrise. Deutschland jedoch hatte und hat eine Krise und diese Krise war und ist keine Kriegskrise, keine Angstkrise, sie war und ist eine Produktionskrise. Hätte die Vernunft geherrscht, so wäre das verrückte Absatz- und Preisschleudern nicht nötig gewesen. Man hätte sich angepaßt und damit gut. Jeder Jahresbericht bringt nun dieselbe Dummheit, jeder erzählt uns von Mars und seinen Untaten und nur selten bemüht sich ein Mensch, die eigentliche Triebkraft zu eruieren. Erzieherisch wird 1913 kaum wirken. Sobald ein frischerer Wind weht, wird das Emittieren wieder los gehen. Und wenn eine neue Krise kommt, wenn, was verhütet werden möge, neue force majeure-Erschütterungen kommen, werden wir wieder alle die Ekelhaftigkeiten erleben. Wieder wird man die Kurse purzeln lassen und nachher den Börsenretter spielen, wieder wird man das Bestreben, armen und produktiven Menschen Lebenssicherungen zu geben, anklagen, wieder wird man knebelnde Konventionen schließen, den Monopolamerikanismus noch mehr als bisher auf Deutschland übertragen, sich aus patriarchalischen Bequemlichkeiten und Willkürgründen gegen eine Arbeitslosen-Versicherung sträuben, tüchtigen und anständigen Leuten die Kredite entziehen und nachher sagen, der deutsche Geldmarkt habe sich bewährt, wieder wird man nach China und wer weiß wohin Milliarden schmeißen, während bei uns ängstliche Kaufleute mit undiskontierbaren Wechseln herumlaufen, die Kleinen, die jetzt vor Wut heulen und schwören, jeden Großbankagenten rauszuschmeißen, werden wieder heulen, es wird alles so gewesen sein und so sein wie es immer war und ist. Noch allerdings ist die Volkswirtschaft schachmatt, die Krise hat sich ins neue Jahr hineingeschleppt und keiner weiß, wann es wieder kräftigende Nahrung gibt. Inzwischen wird vertuscht und irregeführt, damit die Neunmalgesiebten im Augenblick der Konzeptionsfähigkeit mit dem bekannten Segen den Boden der Volkswirtschaft befruchten können.

Digitized by Google

Das Dreyfusgespenst

Ein glühender Dreifuß tut dir endlich kund,
Du seist im tiefsten, allertiefsten Grund ....

Man sollte, um triviale Sprichwörter zu vermeiden, Ursachen und Wirkungen überhaupt nicht vergleichen. In den Dingen gibt es nicht einmal Zusammenhänge, geschweige denn Folgen. — Für uns aber unterscheiden sich „Ursachen" und „Wirkungen" so: daß ein bis dahin unsichtbares Geschehen sichtbar wird.

Sichtbar — daher benennbar — ist in Deutschland der Zwiespalt geworden, der unter dem Stichwort „Zabern" geht. Der Gegensatz war da, er ist sogar sehr alt: jetzt aber ist die Zeit gekommen, die ihn auskämpfen muß.

Nichts kann ihr davon helfen: denn die beiden Parteien sind mobilisiert. Das Militär steht gegen das Zivil, der Staat gegen die Kaste, der staatlich gebundene Einzelne gegen die Korporation. Was trennt die beiden? so gründlich, daß sie sich überhaupt nicht mehr verstehen? Wenn der Sprachgebrauch des deutschen Mittelalters eine menschliche Gesamtheit mit zwei Grundformen bezeichnen wollte, so sprach er von „Pfaffen und Laien"; unsere Formel lautet: Zivil und Militär. Nichts kennzeichnet den geistigen Zustand besser als dies: daß wir für die Seltsamkeit solcher Rubrizierung kaum ein Gefühl mehr haben. Ein Beruf unter unzähligen, eine Gruppe, der vorübergehend ein Prozent, dauernd ein Fünftelprozent der Bevölkerung angehört, grenzt sich mit solcher Selbstverständlichkeit ab, daß für die Gesamtheit der übrigen Berufe ein besonderes Wort nötig wird: „Zivil".

Das Wort ist auch durchaus nicht überflüssig: der äußeren Bezeichnung entspricht die innere Struktur. Der deutsche „Militär" braucht weder überheblich noch kastenstolz oder autokratisch zu sein: er wird sich dennoch von der Volksgemeinschaft bis zur Verständnislosigkeit absondern. Woran liegt das? Daran: Der Berufssoldat ist außer stande, sich als Einzelnen, und außerstande, sich als Staatsbürger zu empfinden. Er fühlt, spricht, handelt unter allen Umständen solidarisch; die beiden beherrschenden Mächte unseres Lebens, Individualismus und Sozialismus haben ihn nicht berührt. Das ist das schlechthin Trennende. Ist der Gedankengang des Leutnants, der einen Staatsanwalt wegen „herausfordernder Haltung" verhaften .... muß, des Obersten, der die Autorität des Heeres, des Reichskanzlers, der das „Ansehen der Uniform" schützen .... muß, denn so neu? Wir hatten ihn, als Offiziere leidenschaftlich forderten, einer der ihren, der gemordet hatte, solle sich töten, ehe das Gericht ihn verurteile. Denn sonst .... Ja, was denn sonst? Sonst wäre das ganze Offizierkorps wegen Mordes verurteilt. Sie können nicht anders. Und die übrigen Korporationen machen es ihnen nach.

Vielleicht muß das so sein. Vielleicht ist Soldatengeist ohne diese innere Unterordnung, ohne diese Preisgabe des Selbst nicht denkbar. Der Zwang zum Widerstand aber beginnt, wo der Soldat für diesen seinen Berufsgeist Allgemeingültigkeit fordert; wenn er vom Staate verlangt, er solle mit seinen, des Soldaten, Maßstäben messen. Der Staat aber hat es mit einzelnen Menschen zu tun, nicht mit „—schaften". Er kann nicht das Streikpostenstehen verbieten und gleichzeitig der „Uniform" erlauben, ihn für jeden Schnitzer solidarisch verantwortlich zu machen.

Digitized by Google

Versucht wird es. Wenn der angeklagte Oberst fragt, wie um Himmelswillen „das Militär" sich gegen Beleidigungen (einzelner seiner Angehörigen) schützen solle, ist er von der unwiderlegbaren Logik seiner Worte überzeugt: so selbstverständlich ist ihm die Vorstellung, daß in dem einen alle beleidigt sind. Ob man sich denn Schimpfworte ruhig solle gefallen lassen? Nein: wenn man den Schimpfer feststellen kann. Wird ein Schneider beleidigt, so darf er klagen oder, falls er den Täter nicht findet, nach Hause gehen. Selbst eine rasche Handgreiflichkeit wird man ihm nicht übelnehmen. Nur das darf er nicht verlangen: daß in seiner Person das „Schneidertum" Alldeutschlands gerächt wird.

Wir haben eine Gesinnungsfront: sie geht vom Leutnant über den Obersten und Polizeipräsidenten bis zum Kriegsminister und dem Kronprinzen des deutschen Reiches. Und ein Schatten steigt auf, aus dem Westen: Dreyfus. Auch bei uns wird prozessiert, wie vor fünfzehn Jahren in Frankreich: unter leidenschaftlicher Teilnahme aller Parteien, und mit dem Gefühl: daß es um Wichtigeres geht als um die Personen der Angeklagten. Nicht Antimilitaristen kämpfen bei uns gegen das Heer, nicht einmal Demokraten gegen Autokraten oder Fortschrittler gegen Konservative: sondern es geht um die Frage, ob der Waffendienst ein Beruf wie andere Berufe und ob der Offizier ein Staatsbürger wie andere Staatsbürger ist. Und ob es angeht, die Staatsmacht in die Hand einer — Gewerkschaft zu legen. In Frankreich begann es mit Dreyfus. In Deutschland wird es mit der Erledigung der Zabernprozesse nicht enden.

Hermann Friedemann

Alfred Lichtwark

Der Leiter der Hamburger Kunsthalle gehörte zu jener Generation gläubiger Optimisten, die etwas fertig bringen; die die Fähigkeit besaßen, ihren Ehrgeiz und ihr Wollen zu konzentrieren, und einen erzieherischen Nationalismus, der ihnen mehr wert war als wissenschaftliche Akribie.

Völlig im Lokalen verankert schuf er den Hamburgern eine Galerie, die vorbildlich ist. Es gibt viele bedeutende Künstler, die nicht in ihr vertreten sind; denn der Ehrgeiz dieses Mannes zielte nicht darauf, einen durch die Zufälligkeiten immer ungenügenden Abriß der Kunstgeschichte herzustellen. Aber es gibt auch eine Anzahl, die man fast nur in Hamburg richtig kennen lernt und würdigen kann. Die Einseitigkeit entspricht freilich Lichtwarks persönlichem Geschmack — aber dieser war diszipliniert und frei von jener Unruhe und Hastigkeit unsicherer Leute, die unter dem Eindruck von Feuilletons die Sommeraktualitäten in Museen unterbringen.

Lichtwark war vor allem und in erster Linie eine pädagogische Natur. Seine zahlreichen Schriften, klar, einfach, eindringlich, nicht sehr geistreich, umsomehr zutreffend, sind dafür die Belege. Aber das Geheimnis seiner größten Leistung, den Hamburgern das Gefühl einer Kunstverpflichtung und Kunsttradition beizubringen, steht auf demselben Bogen. Zuerst entdeckte er einmal, so zu sagen im Nebenberuf, ein paar alte Hamburger Meister, dann die ganze Gruppe jener Schleswig-Holsteiner aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, die nun „Bestandteil" der Kunstgeschichte geworden sind. Mit großem Stöbertalent hat er das zusammengebracht. Hamburg gab er damit eine Tradition.

Digitized by Google

Dann aber faßte er zweierlei unmittelbar ins Auge: eine Hamburger Porträtgalerie und eine Hamburger Landschaftssammlung. Man weiß, daß für jene alles nicht nach Wunsch ging, weil Nebenwirkungen zu stark waren. Um so einheitlicher und gelungener ist die Sammlung der Landschaften, die von Liebermann, Kalkreuth, Grethe u. a. stammen. Was ist der leicht betonte Sinn dieser Veranstaltung? Die Hamburger daran zu gewöhnen, ihre Stadt, ihre Umgebung, Elbe, Ufer, Meer, Heide mit aufmerksamen Augen zu betrachten. Dies ist der Pädagoge. Er verzichtet auf eine Landschaftsmalerei, die den Geographieunterricht angrenzt, und lenkt den Beschauer ganz leise, ohne Aufdringlichkeit, zu der Frage, wie das Bild der Wirklichkeit durch Gesinnung und Handwerk des Schaffenden sich in Kunst verwandelt.

Theodor Heuss

Arthur Schurig's Mozartwerk

Ueber Mozart, den größten und geliebtesten deutschen Musiker, wissen wir eigentlich sehr wenig, und das ist vielleicht ganz gut. Wir wissen vor allem, daß er so ziemlich sein ganzes kurzes Leben lang, von den Kinderjahren an, ununterbrochen fleißig gewesen ist! Sonst wissen wir wenig von ihm, als was in seinen Briefen und in seiner Musik steht. Die Briefe sind zumeist aus seiner Jugendzeit und zeigen einen lieben, munteren, lustigen Kerl, den man gern hat, ohne daß er einem sehr imponierte. Die Musik hingegen umfaßt alle Register der Seele, sie geht von kleinen Serenaden und galanten Tändeleien bis zum Requiem und von Drehorgelstückchen bis zum Don Giovanni. Und hinter ihr müssen wir einen Menschen ahnen, einen Menschen mit Hoffnungen, Bedürfnissen, Räuschen, Leiden, Enttäuschungen ohne Gleichen, einen Menschen voll unbegreiflicher Einsamkeit, denn wir kennen kaum eine Klage, kaum einen Seufzer von ihm, und doch muß er tief gelitten haben. Hat seine Seele immer diese kristallene süße Helligkeit geatmet, die aus seiner Musik strömt; oder floh sie in diese Traumschönheit nur aus tiefer Not und Lebensunfähigkeit?

Wir sähen es gerne und wären dankbar dafür, wenn wieder einmal ein Mann, der Mozart liebt und kennt, uns sein Bild neu zeichnen würde, ganz persönlich und meinetwegen subjektiv-romantisch, meinetwegen auch ganz dichterisch wie Mörike in seiner Novelle, (welcher Oskar Bie in seinem übrigens prachtvollen Buch über die Oper nicht gerecht wird). Von Mozart zu hören werden wir nie müde, wir würden eine schöne neue Melodie zum Liede vom strahlenden Götterliebling nicht zurückweisen, aber auch für einen neuen Mozart dankbar sein, für einen dunklen, geheimnisvollen, leidenden, aus dämonischen Quellen Gespeisten.

Einen Versuch dazu hat Schurig in seinem großen Mozartwerk gemacht, das in zwei starken Bänden beim Inselverlag erschienen ist. Er verspricht Neues und er rechnet von Anfang an mit den früheren Biographen, vor allem mit dem für klassisch geltenden Jahn, so schneidig ab, daß unsere Erwartungen gespannt sind.

Pietätlosigkeit ist eine herrliche Tugend, wenn sie naiv geübt wird. Als Absicht, als Programm aber wirkt sie verstimmend, und so tut sie es auch in Schurigs Buch. Der Autor geht von der Ueberzeugung aus, daß durch Jahn und andere viel Falsches über Mozarts Leben in Umlauf gekommen

Digitized by Google

sei; namentlich denkt er sehr schlecht über Mozarts Vater, seine Schwester, seine Frau. Er hat vor allem den Willen, Legenden zu zerstören, und das ist eigentlich das Einzige, worin ich nicht mit ihm einig bin; denn ich halte zwar das Zerstören von Legenden unter Umständen für notwendig, als treibende Kraft in einer großen Biographie jedoch sehe ich lieber den Willen zum Aufbauen.

Mag Mozarts Vater kein Genie gewesen sein (wer verlangt es von ihm?), so ließ sich das rasch und einfach abtun, und einen guten Witz über die Verehrung früherer Mozartianer für diesen Vater hätte niemand übel genommen. Statt dessen sehen wir den armen Salzburger Musikanten, der sich immerhin mit seinem Söhnchen eine gewaltige Mühe gegeben hat, durch das ganze Buch hindurch mit einer Konsequenz und Bissigkeit verfolgt, die uns nur stutzig macht. Ebenso ist Mozarts Frau Konstanze dem Biographen ein Dorn im Auge, und er mag auch hier Recht haben, aber auch hier kommt es gelegentlich zu wenig sympathischen Kritteleien. Zum Beispiel, als Konstanze 1789 krank ist und eine Kur in Baden machen soll, zu der aber das Geld schwer aufzubringen ist, sagt Schurig: „Ob diese kostspielige Sommerfrische in Anbetracht der schlimmen Geldverhältnisse ihres Mannes unbedingt erforderlich war, läßt sich nicht feststellen. Man darf es bezweifeln." Kleinlicher ist auch der von Schurig weit über Gebühr angegriffene Biograph Jahn nirgends gewesen.

Im Musikalischen schließt sich Schurig vollkommen an das epochemachende Mozartwerk von Th. von Wyzewa und G. von Saint-Foix an, so vollständig, daß er so ziemlich alle musikalisch-technischen Analysen, Vergleiche und Urteile direkt aus Wyzewa übersetzt und sich begnügt, für die rein musikalische Beurteilung sich als Anhänger zu dem französischen Werk zu bekennen. Dafür geht Schurig desto eifriger der Darstellung des Menschen Mozart nach; das ist es auch, was wir von ihm erhofften, und hier gibt er Vieles, was unseren Dank verdient. Vor allem die letzten Kapitel, über Mozarts Kranksein und Tod, die Abschnitte über „Mozart-Anekdoten" und „Mozart als Mensch und Künstler" bringen sehr viel Schönes und Echtes. Auch wird das ganze Schurig'sche Werk durch seine schöne Lesbarkeit und durch die reiche, sehr gut eingeordnete Auswahl aus den Familienbriefen gewiß Vielen lieb und wichtig werden. Aber noch schöner, scheint mir, wäre es gewesen, wenn der Autor den Mut gehabt hätte, auf alle Briefe, Zitate und zeitgeschichtliche Dokumente sowie auf das rein Musikgeschichtliche (worin er ohnehin von Wyzewa abhängt) ganz zu verzichten, allerdings auch auf sein Programm der beständigen Polemik gegen Werke und Meinungen seiner Vorgänger. Er hätte uns in direkter, ununterbrochener Darstellung ein Bild des Meisters geben können, einen modern gesehenen Mozart. Damit tue ich seinem Werk Unrecht, das eine Menge von redlicher und schwerer Arbeit umschließt, aber ich tue dem Autor die Ehre an, daß ich ihm zutraue, er hätte statt eines historisch-kritischen Wälzers auch ein frisches, ganz und gar anschauliches Buch geben können. Ich schließe das aus mancher lieben, beseelten Stelle des großen Werkes.

Was dieses sonst bietet, sei herzlich willkommen geheißen. Die Quellen sind gut benützt, die Anwendung der Lehren Wyzewa's ist reinlich durchgeführt, manche Kapitel sind erzählerisch

Digitized by Google

voll Reiz, und wertvoll ist auch die Sammlung von Bildnissen, in welche nur erweisbar echte aufgenommen wurden. Eine spätere Auflage müßte vielleicht gar nicht so gar viel ändern, um dem Ganzen den Zug von polemischer Voreingenommenheit zu nehmen. Es müßte nur hie und da die Entrüstung durch Humor ersetzt werden, und von der Liebe, mit welcher der Salzburger Brotherr und Quäler Mozarts gerechtfertigt wird, müßte ein Hauch auch für den armen Vater und die Familie des Meisters abfallen, denn schließlich hat Mozart selber alle diese Leute doch auch nicht bloß ertragen, sondern sie herzlich geliebt.

Hermann Hesse

Münchener Hoftheater

Herr Alfred Mayer hat an dieser Stelle Klage geführt über die Münchner Kritik und das Münchner Hoftheater, weil eine Frau Brünnar, deren Spiel er für hohe Kunst auf hoher Linie hält, nicht engagiert worden ist.

Handelte es sich bloß um eine persönliche Meinung, so könnte sie passieren, wie so manche andere Verstiegenheit, mit der uns die Gegenwart beschenkt.

Aber, wer die Verhältnisse kennt, weiß recht gut, daß hinter dem Herrn Mayer ein Kreis von Interessenten steht, deren Bestrebungen dem Münchner Theater gefährlich werden könnten.

Die Gastspiele auf Engagement werden als Kraft- und Machtproben einer Partei oder einer Richtung angesehen, die sich auf Kosten aller Anderen, sogar der Besten durchsetzen will. Und man kann dem Herrn Baron von Frankenstein dafür dankbar sein, daß er ohne Rücksicht auf solche Wünsche eine Dame, deren Können ihm nicht genügte, ablehnte. Das verstände sich eigentlich von selbst, aber der Intendant sieht sich dabei immer einem Enthusiasmus gegenübergestellt, der keinen Widerspruch gelten lassen will.

Vielleicht sind seine Träger so auf eine Manier eingeschworen, daß sie für die notwendigsten Bedingungen der Bühnenkunst kein Verständnis mehr haben.

Wenn sie ihren Willen durch begeisterte Kritiker durchdrücken wollen, muß ihnen öffentlich entgegengetreten werden, und wenn der Versuch hier im März unternommen wurde, fühle ich mich genötigt, Stellung zu nehmen.

Wir können dem Münchner Hoftheater wirklich etwas anderes wünschen, als das Engagement einer mit der deutschen Sprache nicht vertrauten Künstlerin.

In der süddeutschen Hauptstadt darf — nicht im kampflustigen Gegensatz zu Berlin — aber frei von Berliner Manieren und Unmanieren süddeutsche — die letzten zwei Silben betont — Kunst gepflegt werden.

Wir haben einige Ursache, hier nach Selbständigkeit zu ringen, und reiche Möglichkeiten, die sich dazu bieten, zu benützen.

Man konnte einmal von Brahm lernen, und man kann heute noch vor Reinhardt Respekt haben, aber ihn oder gar andere kopieren, das wäre heute mehr als je von Uebel.

Heute hoffen Viele vertrauensvoll, daß es Baron Frankenstein gelingen wird, und das geht nicht von einem Tag auf den andern, eine rassige, süddeutsche Bühnenkunst wieder herzustellen.

Dann werden den Führern auf anderen künstlerischen Gebieten wohl ebenfalls die Augen aufgehen und wir können doch einmal von der Herrschaft der Mode, der Todfeindin jeder persönlichen Kunst, befreit werden.

Ludwig Thoma

Digitized by Google

Herr Dr. Ludwig Thoma bezeichnet mich im Anschluß an die Glosse „Münchner Hoftheater", die ich in Nr. 2 Ihrer Wochenschrift veröffentlichen durfte, in einer Zuschrift an die „Münchner Neueste Nachrichten" als Sprachrohr einer Clique, die er „Theaterverein Torggelstubia" tauft.

Die Anklage gipfelt in dem Vorwurf, daß ich gezwungen sei, über jede Rixdorferei (id est für Dr. Thoma das † † † Berlin) Entzücken aufzubringen. Herrn Dr. Ludwig Thoma's Abneigung gegen norddeutsches Wesen ist bekannt und wird in München und allen süddeutschen Gauen gebührend geschätzt: Sein Eifer führt ihn, wenn ich mich unterstehen darf, das an dieser Stelle zu äußern (mildernder Umstand: ich bin ä Frankforder) ein wenig zu weit.

Die in Frage stehende Dame kommt ja gar nicht aus Rixdorf, sondern aus der süddeutschen Kaiserstadt Wien.

Auf die schweren Vorwürfe, die Herr Dr. Thoma gegen mich erhebt, möchte ich nur Folgendes erwidern:

Ich bin kein Sprachrohr, jedenfalls nicht mehr als Herr Dr. Thoma Sprachrohr jener Kreise, die für das Münchner Hoftheater in einer „rassigen süddeutschen" Bühnenkunst das Heil erblicken.

Man wird über Schauspieler verschieden urteilen können. Herr Dr. Thoma verlangt völkische Eigenart in seiner süddeutschen Hauptstadt München. Aus seinen Ausführungen tönt somit als Forderung des Tages „das preußenreine Theater der echt bayrischen Leute."

Daß Herr Dr. Thoma solche Anschauungen nicht mehr kaschiert, sondern offen ausspricht erscheint mir besonders wertvoll, denn meine Ausführungen im „März" liefen ja gerade auf die Behauptung hinaus, daß auch außerkünstlerische Momente bei der Beurteilung schauspielerischer Leistungen eine Rolle spielen. — In überraschend schlagender Weise wird meine Behauptung durch die Forderungen des Herrn Dr. Thoma bewiesen. So ist denn meine Glosse trotz aller bedauerlicher Mißdeutungen nicht ganz wirkungslos geblieben.

Alfred Mayer

*

Herr Mayer, Sie haben es nicht erfaßt, aber ich wundere mich nicht darüber, daß sie die simple Erklärung in meinem „süddeutschen Partikularismus" finden, denn die schwamm auf der Oberfläche und lag am nächsten.

Ich will Ihnen beiläufig verraten, daß ich für gutes Norddeutschland eine recht tief sitzende Liebe hege, und daß mir das wirkliche norddeutsche Wesen außerordentlich sympathisch ist. Ich glaube sogar, daß ich mit einigen Norddeutschen, als zum Beispiel mit Raabe, Reuter, Fontane, Storm oder Mommsen oder manchem Andern besser vertraut bin, als verschiedene Mitglieder der Torggelstubia, und Sie können mir mein Urteil über Land und Leute und Kunst und alles andere nördlich des Maines ruhig lassen, auch wenn Sie es nicht verstehen.

Das haben die schlimmsten Preußen nicht verdient, daß Alfred Mayer als ihr Vorkämpfer auf den Plan tritt, aber ich finde es herzig, daß Sie vom „preußenreinen Theater der echt bayrischen Leute" schreiben. Das ist so absolut Schmock, so zusammengekratzter Journalismus, daß es einem wirklich Spaß macht. Indessen: Mayer, Sie werden es nie erfassen.

Daß man in München mit norddeutschen und österreichischen Schau-

Digitized by Google

spielern eine der Münchener Tradition und dem süddeutschen Wesen entsprechende Bühnenkunst pflegen kann, das geht nicht in Sie hinein.

Wir hatten sie, Mayer, und das Hoftheater war nicht „preußenrein", aber es war „manierenrein" und nicht jedes Regiemätzchen, das auf Kurfürstendämmler berechnet war, wurde uns aus zweiter Hand vorgelegt.

Wir wollen nicht geistige Provinz sein, der man morgen vorsetzt, was vorgestern in Berlin Mode war; wir nehmen uns sogar heraus, das zu verschmähen, was dort vielleicht heute Mode ist.

Wir wollen keinen Abklatsch und keine Copie, sondern selbständige, dazu wohl auch bodenständige Kunst.

Das Theater der „echt bayrischen Leute" kann nur in Ihrer Phantasie — wenn man so sagen darf, Herr Mayer — existieren. Sie betrachten es als den Erfolg Ihrer Glosse, daß ich meine Anschauungen nicht mehr kaschiere.

Mayer, Sie sind fürchterlich, aber wenn es Sie glücklich macht, sollen Sie es glauben, wie ich auch Anderen erlaube, mich für „vorsichtig" zu halten.

Noch eins: Woher die „in Frage stehende Dame kam", ist wurst mir und egal; Manier war Nixdorf und Ihre Bewunderung war Torggelstubia.

Aber Sie werden es nicht erfassen.

Ludwig Thoma

Akt drei, Szene fünf

Julia-Hertling:

Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war mein Cassel-, nicht dein Bassermann,
Der eben jetzt dein banges Ohr durchdrang.
Er singt sein Lied auf der Tribüne dort.
Glaub, Lieber, mir: es war mein Casselmann.

Romeo-Bethmann:

Es war mein Bassermann, der Tagverkünder,
Nicht Casselmann; oh sieh den roten Streif,
Der kühn des Demagogen Mund verrät.
Wie nach bewährtem Muster seine Zung
Den hehren Hort des hohen Reichsgedankens,
Das militär'sche Wechselbälglein streichelt,
Indeß sein Bürgerzahn es schon zerfleischt —
Nur Eile rettet mich, Verzug ist Tod.

Julia-Hertling:

Trau nur, das Rot ist nicht des Tages Rot,
Es ist ein Strahl nur aus der Nachtlaterne
Der biedern Pickelhaubenfrömmigkeit,
Dein Fackelträger in der Nacht zu sein,
Dir auf dem Wege nach Klein-Oels zu leuchten.
Drum bleibe noch: zu gehn ist noch nicht Not!

Romeo-Bethmann:

Laß sie mich greifen, ja, laß sie mich töten!
Ich gebe gern mich drein, wenn du es willst.
Nein, jenes Rot ist nicht des Morgens Röte,
Der bleiche Abglanz nur des Hosenstreifens
Von einem strammgesinnten General.
Das ist der Bassermann auch nicht, deß Stimm'
Mißtrauen fordernd in die Urne fällt.
Ich bleibe gern, zum Geh'n bin ich verdrossen. —
Nun Herz? Noch tagt es nicht, noch plaudern wir.

Digitized by Google

Julia-Hertling:

Du siehst es selbst, der Tag läßt sich verscheuchen.
Wie kann erschrecken uns ein Morgenlied,
Da hinterm Laden der Philosophie
Die schwarze Nacht, so lang du willst, uns birgt?
Sei es dein Basser-, sei's mein Casselmann —
Uns bleibt es stets ein nächtlich Wächterlied,
Sei es mein Cassel-, sei's dein Bassermann —
Hört jeder nur den Vogel, den er liebt.

Hermann Gottschalk

Der Lauscher

Unter den Brücken lauscht Er hervor, wenn unsere Schritte durch die Nacht hallen: immer lugen uns Augen nach. Aus nächtigen Winkeln haucht uns kalt sein Atem an. Und an den Straßenecken, wo milchig das Mondlicht herabwacht, wandelt Er sich in unseren Schatten.

Wir wollen entrinnen und flüchten ins Freie. Auf weitem Felde springt Er vor, gleitet vor uns her, verbirgt sich hinter dem nächsten Baum, schwingt sich in seine Zweige und läßt sich auf uns herabfallen, wenn wir vorüberschreiten, — wir Zögernde, Erschrockene, Entfremdete.

In unseren Nacken hockt Er sich fest und treibt uns vor sich her über die bleichen Felder, die schwarzen Flüsse entlang, die kalt durch die Nacht rauschen.

Schwerer und schwerer wird seine Last. Er legt seine Hände um unsere Kehle und würgt uns. Wir hören uns schreien. Wir brechen zusammen.

Dann gibt Er uns frei. Und eilt uns voraus in die Straßen der Stadt. Aus einem dunkeln Winkel haucht uns kalt sein Atem an.

Und wenn wir um die Ecke biegen, wo milchig das Mondlicht herabwacht, wandelt Er sich in unseren Schatten.

Bruno Goetz

Berichtigung

Henri Guilbeaux, dessen Uebersetzung deutscher Lyriker ins Französische in Nr. 1 des „März" von René Schickele kritisiert wurde, bittet uns festzustellen, daß er nicht, wie in jener Glosse gesagt war, Belgier, sondern daß er Franzose ist.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt der Name „Matheus Müller" für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit.
Müller Extra

Digitized by Google

Rüstungsindustrie

Ein Beitrag zur Enquete der Rüstungskommission

Von Felix Pinner (Berlin)

Im Anschluß an die Krupp-Affäre ist von manchen Seiten der Ruf nach Verstaatlichung der Waffenindustrie mit verstärktem Nachdruck erhoben worden. Und wenn man wirtschaftliche Dinge mit politischen Augen ansieht, wird man — stehe man auch sonst zu dem großen Problem der Vergesellschaftung der Produktionsmittel wie man wolle — in diesem Falle versucht sein, zu sagen: Verstaatlichung der Waffenindustrie? — Nichts natürlicher und nichts leichter. Der staatssozialistisch gerichtete Wirtschaftspolitiker wird natürlich mit beiden Händen nach diesem „Vorschuß" greifen. Ihm ist jedes Beispiel, jedes Experiment für die Durchsetzung seiner wirtschaftlichen Weltanschauung recht und dieses natürlich ganz besonders. Aber auch der wirtschaftlich Liberale, der Mann der Gewerbe-, Bergbau- und sonstigen Freiheiten wird sagen: Hier ist ein Ausnahmefall. Wir sind für Freiheit, auch für die Freiheit des Verdienens. An der Rüstung des Staates, an den Opfern des Volkes aber soll niemand als der Staat, als die Gesamtheit verdienen. Keinem Privaten darf die Möglichkeit gegeben werden, die Opfer des Volkes zu „bewuchern". Wie sehr sie auch politisch recht haben mögen, die so sprechen, es ist nur ein Schlagwort, das sie brauchen, wenn auch ein schön klingendes.

Die Bedingungen der Waffenindustrie dürfen natürlich nicht rein politisch, sie müssen wirtschaftlich und technisch betrachtet werden, wie die Bedingungen jeder anderen Industrie auch und vielleicht noch mehr als die jeder anderen Industrie. Denn jede andere Industrie eines Landes braucht nicht unbedingt auf der vollen Höhe der jeweiligen technischen Leistungs-

Digitized by Google

fähigkeit zu sein, ein Minus bei ihr kann in der Oekonomie der Gesamtwirtschaft durch ein Plus an anderer Stelle ausgeglichen werden, ohne daß die wirtschaftliche Gesamtsumme des Landes dadurch beeinträchtigt zu werden braucht. Jede andere Industrie kann im Notfalle, selbst wenn sie schwächer und leistungsunfähiger ist, als eine ausländische Konkurrenzindustrie, durch natürliche oder künstliche Distanzierungen (Frachten, Schutzzölle 2c.) „gehandikapt" werden. Das Schlimmste wäre da eben, daß der Inlandsmarkt auf ein paar der allermodernsten Errungenschaften verzichten müßte. Bei der Waffenindustrie ist das unmöglich. Hier ist das Beste gerade gut genug, und der ganze ungeheure Rüstungsaufwand, den unser Volk auf sich nehmen muß, wäre nutzlos vertan, unser Vaterland würde den schwersten Gefahren ausgesetzt, wenn sein Waffenmaterial in wichtiger Hinsicht nicht auf der Höhe der jeweiligen Leistungsfähigkeit stünde. Diese Gesichtspunkte muß man anerkennen, oder vielmehr man kann ihnen nur mit Argumenten beikommen, die in einem prinzipiellen Antimilitarismus wurzeln. Gewiß werden es nicht nur konsequente Friedensapostel sein, die da meinen, etwas Stagnation in der Waffentechnik könne letzten Endes nicht schaden, aber derartigen theoretischen Argumenten würde man den praktischen Gesichtspunkt entgegenstellen müssen, daß dann die Stagnation international sein und bewußt auf die technisch-industriellen Möglichkeiten, auf das „Wettrüsten" verzichten müßte. Wir, die wir das Problem praktisch und innerhalb unserer militaristischen Staatsordnung erörtern wollen, tun am besten daran, wenn wir militär-ethische Gesichtspunkte außer acht lassen, und uns Sehnsuchtsblicke in eine „andere Welt" nach Möglichkeit versagen.

Nehmen wir also als den Ausgangspunkt und Grundpunkt unserer Betrachtungen, daß in unserem „leider" militaristischen Staat die Rüstungsindustrie nach der technisch-möglichsten Leistungsfähigkeit streben muß, so haben wir zu fragen, ob die Privatindustrie, oder ob der monopolistische Staatsbetrieb besser in der Lage ist, diese höchste Leistungsfähigkeit herbeizuführen. Die Ant-

Digitized by Google

wort kann nach allen Erfahrungen, die wir nach zwei Jahrzehnten kostspieliger, staatsindustrieller Experimente gemacht haben, nicht zweifelhaft sein. Die Privatindustrie mit ihrer Beweglichkeit, ihrer Initiative, ihrem technisch stärkeren Kopf- und Methodenmaterial, ihren internationalen Konkurrenzausgleichungen vermag technische Neuerungen besser und vor allem schneller herbeizuführen. Dazu braucht man nicht auf das Beispiel anderer industrieller Gebiete zu verweisen, in der Waffenindustrie *selbst* verfügen wir über ausreichende und absolut beweiskräftige Erfahrungen. Wir haben in Deutschland und anderswo umfangreiche Staatsbetriebe, in denen Handfeuerwaffen hergestellt werden, wir haben in Deutschland mehrere Staatswerften, in denen Kriegsschiffe gebaut werden. Die bahnbrechenden Neuerungen technischer Art sind dort von dem militärischen Bürokratismus nicht geschaffen worden, sie sind fast durchweg von der Privatindustrie konstruktiv bewältigt und von den Staatsbetrieben übernommen worden. Also z. B.: Die private Waffenindustrie, Mauser oder die Deutschen Waffenfabriken, haben ein neues Gewehrmodell konstruiert. Der Staat hat am Anfang eine Anzahl Gewehre bei diesen Fabriken gekauft, hat ihnen auch vielleicht später noch einige laufende Anstands-Lieferungen zugewendet. Nachdem er aber die Modelle in seinen eigenen Werkstätten mehr oder weniger genau kopiert hatte, stellte er sich das Gros seines Bedarfes im eigenen Hause her. Daß die Staatsbetriebe sich dabei selbst ihren Bedarf wesentlich billiger zu fabrizieren vermögen, als ihn die Privatindustrie trotz des von ihr kalkulierten Gewinnaufschlages zu liefern vermochte, braucht bei der teureren Produktionsweise des Staates nicht angenommen zu werden; aber dennoch hatten die Staatsbetriebe einen großen Wert für den Staat. Sie ermöglichten ihm — und das wurde besonders praktisch im Kriegsschiffbau, bei dem der weitaus größte Teil der Bauten noch immer den Privatwerften in Auftrag gegeben werden muß — wenigstens eine ungefähre *Kontrolle der Betriebskosten* und der angemessenen Preise. Nur auf

Digitized by Google

Grund der „Kontrollbauten" in den Reichswerften vermochte der Staatssekretär des Reichsmarineamts Tirpitz den Privatwerften ihre Selbstkosten nachzukalkulieren und ihnen ihre Preise so zu drücken, daß in diesem Teile der Rüstungsindustrie von Uebervorteilung des Reichs schon lange nicht mehr die Rede sein kann. Das Facit ist ein doppeltes, nützliches und kaum zu entbehrendes Kontrollsystem, das durch eine radikale Verstaatlichung der Rüstungsindustrie zerstört werden müßte: Durch die technische Kontrolle der Privatindustrie über die staatliche Waffenindustrie wird diese vor dem Erstarren und Veralten bewahrt, durch die ökonomische Kontrolle der Staatsindustrie über die private Rüstungsindustrie schützten sich die Militärverwaltungen vor einer Ueberteuerung.

Dieses doppelte Kontrollsystem, das sich in einigen (wenn auch nicht in allen Zweigen) der Kriegsmaterial-Industrie und zwar im großen und ganzen zweckmäßig durchgebildet hat, mußte natürlich das Bestreben vieler deutscher Kriegsmaterialfabriken, einen Teil ihrer Produktion nach dem Ausland abzusetzen, so verstärken, daß bei vielen dieser Unternehmungen der Schwerpunkt in den Auslandsabsatz gelegt wurde. Wenn der Heimatsstaat sie nur zum Teil beschäftigt, ihnen viel abzugucken und wenig abzunehmen sucht, bleibt ihnen nichts anderes übrig, als mit dem Ueberschuß ihrer Produktion nach dem Ausland zu gehen. Mit diesem Export deutscher Waffenfabriken, der z. B. bei den Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken fast 80% ihrer Gesamtproduktion ausmacht, muß natürlich bei der Frage einer Verstaatlichung der Waffenindustrie auch gerechnet werden. Man könnte allerdings, wenn man die ganze Frage wieder nur politisch betrachtete, zu dem Resultat kommen: Es ist unklug, oder gar unmoralisch, dem Auslande die Errungenschaften unserer Waffentechnik zugänglich zu machen, ihm die Waffen zu liefern, mit denen es uns möglicherweise bekämpfen wird. Aber derartige Argumente, wie man sie nicht selten zu hören bekommt, würden doch wieder nur im Theoretischen stecken bleiben. Denn die Länder, mit denen

Digitized by Google

wir eventuell einmal in einen Krieg verwickelt werden können, kommen für unsere Waffenindustrie als Abnehmer kaum in Betracht, und diejenigen Länder, die von der deutschen Waffenindustrie beziehen, wie z. B. die Türkei, Rumänien, Brasilien, Mexiko, China und andere mehr sind uns gegenüber militärisch ziemlich indifferent. Ein Kriegsmaterial-Export aber, der uns häufig industriell so wertvoll erscheint, daß wir sogar den Abschluß von Auslandsanleihen von Waffenbestellungen abhängig machen, kann naturgemäß nur von der Privatindustrie, nicht von einem staatlichen Waffenmonopol bewerkstelligt werden, und die bedauerliche Konsequenz eines Staatsmonopols würde neben dem Verzicht auf die technische Kontrolle durch die Privatindustrie auch der Verzicht auf den Waffenexport sein; es sei denn, daß man Waffenfabriken lediglich für den Export bestehen lassen wollte.

Ich habe bisher absichtlich nur von Handfeuerwaffen und Kriegsschiffen, nicht von Kanonen und Panzerplatten gesprochen. Bei diesen Zweigen der Rüstungsindustrie haben sich die Verhältnisse praktisch nämlich etwas anders herausgebildet, als bei den übrigen, trotzdem die Situation an und für sich für sie fast genau die gleiche ist.

Kanonen und Panzerplatten hat der Staat bis jetzt nicht selber hergestellt wie Kriegsschiffe, Handfeuerwaffen und Munition. Hier ist er ganz von der Privatindustrie abhängig und verzichtet auf die ökonomische Kontrolle, die er sich in den anderen Zweigen der Waffenindustrie durch Errichtung eigener Staatswerkstätten geschaffen hat. Liegt hier nun etwa ein technischer oder wirtschaftlicher Grund vor, aus dem es dem Staat unmöglich oder unzweckmäßig erscheint, sich auf dieses schwierige Gebiet der „schweren" Waffentechnik zu begeben? Oder hat nur die Rücksicht auf das große und verdienstvolle deutsche Unternehmen, das auf diesem Gebiet lange Zeit ein Monopol besaß und noch heute auf ihm ein erdrückendes Uebergewicht besitzt, hat nur die Rücksicht auf Krupp und seine traditionellen Beziehungen zu der deutschen Militärverwaltung und den deutschen Kaisern es bisher verhindert, daß

Digitized by Google

sich das deutsche Reich auch auf diesem Gebiete „selbständig" machte? — Es liegt nicht im Rahmen dieses Artikels, speziell der zuletzt aufgeworfenen Frage nachzugehen. Wir würden wieder auf Gebiete geraten, auf denen unsere rein technischen Gesichtspunkte nicht mehr ausreichten und die einfache Logik der von uns versuchten Beweisführung durch allerlei von außen her herübergreifende Argumente irritiert würde. Umso entschiedener kann gesagt werden, daß nichts dagegen spricht, die auf den anderen Gebieten der Waffenindustrie mit Erfolg angewendete Methode der doppelten Kontrolle auch auf dieses Gebiet zu übertragen. Es kann sogar weiter gesagt werden, daß die Mehrzahl der Uebelstände, die bei den Lieferungen Krupps für das Reich seit langer Zeit herrschen, und die jetzt, wo sie zu Tage zu treten beginnen, vielleicht bereits wesentlich gemildert sind, einfach darauf zurückgeführt werden müssen, daß man Krupp gegenüber auf diese sonst fast überall angewendete ökonomische Kontrolle verzichten zu können glaubte. Wollte man doch nicht einmal eine privatindustrielle Konkurrenz für Krupp, hat es doch Jahrzehnte gedauert, ehe Krupps einziger, aber hartnäckiger deutscher Konkurrent, die Ehrhardt'sche Rheinische Metallwarenfabrik, auch nur zum Wettbewerb zugelassen wurde. War doch erst ein schlagender Ehrhardt'scher Konstruktionserfolg, der gleichbedeutend mit der Widerlegung eines der eigensinnigsten Kruppschen Dogmen war, notwendig, um eine Bresche in den Ring zu legen.

Daß auch in der schweren Waffenmaterial-Industrie das System der doppelten Kontrolle eingeführt werden muß, ist unzweifelhaft. Die große Frage ist nur, wie dies geschehen soll. Die radikale Anschauung verlangt die Verstaatlichung von Krupp. Wer die Krupp'schen Werke, ihren Aufbau in Produktion und Absatz kennt, weiß, daß dies durchaus unzweckmäßig, vielleicht unmöglich ist. Neben dem großen Auslandsabsatz Krupps, der bei einer Verstaatlichung völlig verloren gehen müßte, ohne den aber die Rentengrundlage des doch zu seinem heutigen Rentenwerte, oder sogar über seinem heutigen Rentenwerte zu bezahlen-

Digitized by Google

den Unternehmens völlig verändert, d. h. verschlechtert werden würde, steht einer derartigen Verstaatlichung die Tatsache entgegen, daß Krupp doch nur zum Teil Kriegsmaterialfabrik ist. Außer den Anlagen, die diesem Zweck dienen, besitzt Krupp große Kohlenbergwerke, Erzbergwerke, (darunter solche in Spanien, Schweden u. s. w.), Hochöfen, Stahlwerke, Walzwerke 2c., und diese Betriebe nehmen in der Oekonomie des Gesamtunternehmens dem Kapital und der Produktion nach ungleich mehr Platz ein, als die Kriegsmaterialfabriken. Ist doch Krupp der größte Halbzeugfabrikant und der größte Schienenfabrikant Deutschlands. Sollen nun alle diese Betriebe mit vom Staate übernommen, oder sollen nur die Kriegsmaterialbetriebe herausgenommen werden, das andere aber der Aktiengesellschaft verbleiben? — Das erste Verfahren würde dem Staate bei einer Gesellschaft, die ein 14% Dividende erbringendes Kapital von 180 Millionen Mark und Obligationsschulden von etwa 60 Millionen Mark besitzt, weit mehr als 500 Millionen kosten, ihn mit einer Reihe von Betrieben belasten, mit denen er nichts rechtes anfangen könnte; das zweite Verfahren würde die Organik des großen Unternehmens zerreißen und beide Teile, die vom Reiche übernommenen Kriegsmaterialfabriken wie die im Privatbesitz verbleibenden Werke in ihrer Grundrente beeinträchtigen. Daneben sprechen auch noch technische Gründe gegen eine Verstaatlichung der Kruppschen Waffenfabriken. Es gibt neben Krupp keine genügend große und kapitalistisch leistungsfähige Geschützfabrik in Deutschland, die in der Lage wäre, gegenüber einem verstaatlichten, d. h. bürokratisierten Krupp die dringend notwendige technische Kontrolle auszuüben. Die Rheinische Metallwarenfabrik, die sich schon dem Privatunternehmen Krupp gegenüber nur mit äußerster Kraftanstrengung behaupten kann, hätte in der Konkurrenz gegen das übermächtige Staatswerk eine nahezu verlorene Position.

Krupp braucht und soll nicht verstaatlicht werden. Aber die Vorteile einer Verstaatlichung der Rheinischen Metallwarenfabrik springen so überzeugend in die

Digitized by Google

Augen, fügen sich so selbstverständlich dem System der wechselseitigen Kontrolle staatlicher und privater Waffenindustrie ein, daß nur voreingenommene Augen sie nicht sehen, nur durch und durch unsachliche Hemmungen sich ihrer Verwirklichung entgegenstellen können. Damit sollte es jetzt ein Ende haben. Eine Verstaatlichung oder auch nur eine Majoritätskontrolle des Reiches über die Rheinische Metallwarenfabrik kann nicht als eine unfreundliche Handlung gegen Krupp ausgelegt werden, und wenn sie so ausgelegt würde, dürfte auch dies nicht ausschlaggebend sein. In der Rheinischen Metallwarenfabrik bietet sich dem Reich ein technisch auf voller Höhe stehendes, außerordentlich entwicklungsfähiges, überdies auf das Gebiet der Waffenfabrikation beschränktes Unternehmen, das mit 25 oder allerhöchstens 25 Millionen Mark zu kaufen ist. Ein Unternehmen, das heute schon als Privatwerk durch seine technische Leistung das Krupp'sche Monopol unter Druck halten kann, und dem nur der finanzielle Fundus, der autoritative Rückhalt fehlt, um die Krupp'sche Preisstellung jederzeit kontrollieren zu können. Alles, was ihm fehlt, würde ihm die Verstaatlichung oder die Staatsbeteiligung mit einem Schlage gewähren. Auf der anderen Seite dürfen wir uns keine Minute länger darüber täuschen, daß die Rheinische Metallwarenfabrik, auf sich selbst angewiesen, dem kapitalistischen Uebergewicht Krupps auf die Dauer nicht widerstehen könnte. Schon heute hat Krupp im geheimen seine Hände nach der unbequemen Konkurrenz ausgestreckt, und sich einen Aktienbesitz gesichert, der ausreicht, jede stärkere Expansion der Rheinischen Metallwarenfabrik zu hintertreiben. In der vorletzten Generalversammlung, deren Vorgänge viel zu wenig beachtet worden sind, trat die unterirdische Geschäftigkeit einen Augenblick zu Tage. Dieser Augenblick genügte, um Klarheit zu schaffen. Wir wissen jetzt, wo die Minen gelegt sind. Ahnungslosigkeit ist kein Entschuldigungsgrund mehr. Will unsere Regierung sehenden Auges warten, bis Krupp die vollständige Umklammerung des Nebenbuhlers gelungen ist?

Digitized by Google

Der St. Gillamoosbauer

Von Seraphicus

Es war eine erlauchte Tafelrunde, die in den ersten Tagen des neuen Jahres dem Bahnhofrestaurateur und seiner ganzen Bedienungsmannschaft im Wartesaal II. Klasse zu Regensburg die tiefsten Komplimente pflichtgemäß abnötigte. Man hatte heute einen der Ihrigen bestattet, einen Grafen Lerchenfeld. Es waren höchste und allerhöchste Herrschaften, Sprossen des bayerischen Uradels und des gepelzten bayerischen Adels, die hier versammelt waren, die körperliche und geistige Creme des bayerischen Adels, sogar Trauervertreter von allerhöchsten Herrschaften und Exzellenzen. Ist doch ein Graf Lerchenfeld Bayerischer Gesandter in Berlin, auf einem überaus anstrengenden Posten; der Herr Gesandte war selbstverständlich persönlich erschienen. Exzellenz und Ehrendoktor, Minister Freiherr von Soden-Fraunhofen war auch körperlich anwesend.

Auch in diesen Kreisen ist man auf den Werdegang von „unseren Lait" stolz, wenn dieser Werdegang auch viel leichter und selbstverständlicher, sozusagen konzeptionell selbstverständlicher ist, als bei den Antipoden mit den blumenreichen Namen.

Den sie heute beerdigt hatten, war also ein Lerchenfeld, aber er war nicht ein Lerchenfeld von der theosophischen Richtung, die auf dem Fideikommisgut Köfering bei Regensburg haust, sondern den sie heute beerdigt hatten, das war der Gillamoosbauer oder, wie er im Bauernmund auch allgemein geheißen hat, der Froschlackenbauer. Diesen Namen hatte er daher, weil sein Ansitz St. Gilla zwischen Moosham und Langenerling bei Regensburg von einem Froschweiher umgeben ist. Sein offizieller Name aber war Graf Lerchenfeld—St. Gilla.

Digitized by Google

Wäre er nur der Froschlackenbauer z. B. des Namens Maier gewesen, so wären sicher heute keine Minister-Exzellenzen und nicht der ganze Hochadel im Bahnhofrestaurant zu Regensburg zum Leichenschmaus versammelt, dann hätte auch sicher die Presse nicht die großen Berichte über die Leichenfeierlichkeiten gebracht; denn der Froschlackenbauer hatte gerade keine besonderen Verdienste um Staat und Allgemeinheit, sodaß hohe Würdenträger des Staates und des Hofes andernfalls kaum erschienen wären. Dagegen hatte der Froschlackenbauer vorzüglich verstanden zu verdienen. Insofern hat er „Verdienste", wenn auch nur für seine eigene Person.

Er hat es unseres Wissens zum Oberleutnant bei den Schweren Reitern gebracht. Die Waffengattung ist mit Bestimmtheit nicht festzustellen. Der St. Gillamoosbauer war wohl hie und da bei festlichen Veranlassungen in seiner Uniform erschienen; aber es war nie zu unterscheiden, ob die Uniform blau, rot oder grün war. Seine Sparsamkeit hatte ihm nicht erlaubt, diese Uniform im Lauf der Jahrzehnte zu erneuern.

Der Gillamoosbauer war überaus sparsam und war deswegen in und um Regensburg bekannt. Er war aber trotzdem seines Adels sich wohl bewußt, und er hielt es für selbstverständlich, daß die Kgl. Bayer. Staatseisenbahn einen Sproß so erlauchten Adels mit einem III. Klaß-Billet in II. Klasse befördern müßte.

Er konnte es auch nicht begreifen, daß in der neueren Zeit das Kgl. Bayer. Rentamt so respektswidrig selbst von einem Grafen Lerchenfeld die Steuern einforderte. Das war aber immer mit Schwierigkeiten verbunden; denn mehr wie einmal mußten bei dem millionenreichen Grafen Lerchenfeld—St. Gilla die Steuern durch Androhung der Exekution beigetrieben werden. Mehr wie einmal wurden dem armen Grafen Lerchenfeld die Steuern vom K. Rentamt Regensburg auf Ansuchen gestundet; denn es bestehen Bestimmungen darüber, daß solche Steuerpflichtige, die durch mißliche Umstände nicht in der Lage sind, ihre Steuerpflicht zu erfüllen, Stundung erhalten müßten und dem Froschlacken-

Digitized by Google

bauer, der nach seinem äußern Auftreten allerdings konstant in mißlicher Lage war, konnte doch keine Kgl. Bayer. Behörde ein solches Ansuchen abschlägig verbescheiden!

Der Gillamoosbauer kannte keinen Luxus. Seine Lebenshaltung war wirklich diejenige eines Mannes in sehr mißlicher Lage. Wie er sich mit der Reichsfinanzreform von 1910 abgefunden hat, kann nicht genau festgestellt werden. So viel ist sicher, daß er vor der Reichsfinanzreform nur 5 Pfennig-Zigarren geraucht hat. Die Reichsfinanzreform vom Jahre 1912 mit der Vermögensabgabe und ihre bittere Wirkung hat er überwunden.

Vom Zahlen war er kein Freund. Das wußte nicht nur das Rentamt, sondern das wußten auch Private.

Vor ungefähr 20 Jahren hat er an die Einsicht der Kgl. Bayer. Staatsregierung mit einem Bittgesuch appelliert und als Reichsdoppelwaise, da sein Vater hoher Funktionär des Staates war, um eine Pension nachgesucht. Damals hat sich die unverschämte bürgerliche bayerische Presse hierüber in respektloser Weise aufgehalten. Ob er aus Unterstützungsfonds, die ja für solche hohe Herren immer vorhanden sind, Unterstützungen erhalten hat, entzieht sich unserer Kenntnis.

So viel ist aber sicher, daß er einmal Kandidat bei einer Reichstagswahl gewesen ist und zwar Kandidat des Bauernbundes für den Reichstagswahlkreis Regensburg, nicht als ob er ein Bauernbündler gewesen wäre; der Froschlackenbauer rechnete damals mit den Diäten des Reichstags. Er hat einmal das geflügelte Wort gesprochen: „Man findet mich immer, bloß da, wo es etwas trägt, findet man den Gillamoosbauer nicht!“ —

Diese Kandidatur zum Reichstag hatte ein lustiges Nachspiel. Er erhielt bei der Wahl 90 Stimmen und sollte alsdann nach der Wahl 400 ℳ Wahlunkosten zahlen. ℳ 4.40 für eine Stimme erschien dem Grafen exorbitant — und er zahlte nicht. Für andere ein teuerer Jux!

In der Stadt Regensburg war der Gillamoosbauer eine bekannte Persönlichkeit. Man konnte ihn im Sommer im Pelz-

Digitized by Google

mantel und im Winter im Sommergewand sehen. Dabei war er aber immer sehr schlau im Vermeiden von unnötigen Unkosten und einem Lerchenfeld stehen ja alle Türen offen. Er machte mit Vorliebe kurz vor 12 Uhr Besuche, z. B. beim hochwürdigsten Herrn Bischof von Regensburg, mit der klug berechnenden und auch wirklich eintreffenden Wirkung, daß er zu Tisch geladen werde.

So konnte es nicht ausbleiben, daß der Gillamoosbauer, dem einmal vor Jahren eine Geldstrafe von 150 ℳ gestundet wurde, die ihm dann gelegentlich einer allgemeinen Amnestie erlassen wurde, ein riesiges Vermögen hinterläßt.

Es gibt eine kitzliche und in diesem Falle ganz besonders mißliche Arbeit für die Kgl. Bayer. Steuerbehörde. Die Anwendung des Artikels 73 des zur Zeit geltenden Einkommensteuergesetzes ist bei solchen Hinterbliebenen und Erben keine einfache Sache. Man darf aber die Beruhigung haben, daß die Anwendung eine möglichst schonende und diskrete sein wird. Handelt es sich doch, wie Reichstagsabgeordneter Freiherr von Hertling, nicht der Graf und Ministerpräsident, am 24. Juni 1909 bei Beratung der Reichserbschaftssteuer ausführte, um eine „Attacke gegen den Familiensinn", um „die altdeutsche, in unserm Volk tief eingewurzelte Anschauung, daß das Eigentum ja Familieneigentum sei."

Nach dem zitierten Artikel ist das Rentamt befugt, dem Testamentsvollstrecker die Auflage zu machen, innerhalb eines Monats dem Rentamt Anzeige über das Nachlaßvermögen und die Einkünfte hieraus zu erstatten, sowie ein Verzeichnis der Nachlaßgegenstände vorzulegen, insbesondere über die zum Nachlaß gehörigen Einkünfte aus Kapitalvermögen. Die Frist kann auf Ansuchen verlängert werden. Da der Verstorbene ein sehr großer Freund von Fristenverlängerung und Stundung war, wird man, was bei einem Adeligen ja selbstverständlich ist, auf die Tradition Rücksicht zu nehmen haben. Adel hat Anrecht auf Tradition!

Das Rentamt ist ferner befugt, von den Erben und deren gesetzlichen Vertretern die gleichen Angaben zu verlangen. Das Rentamt kann sogar Zeugen eidlich vernehmen und dem Nachlaßpfleger

Digitized by Google

und Testamentsvollstrecker sowie den Erben die Versicherung an Eidesstatt auferlegen. Also an Hilfsmitteln zur Klarstellung, ob aus allen Millionen des Gillamoosbauern das Einkommen versteuert wurde, fehlt es den Kgl. Bayer. Steuerbehörden nicht.

Der Anspruch auf Nachzahlung kann auf 20 Jahre zurückverfolgt werden, wenn die Absicht der Steuerhinterziehung erwiesen wird. Für die Hinterziehung sind Geldstrafen im 5—10fachen Betrag der Jahressteuer im Artikel 74 vorgesehen.

Es könnte einen „Fall Clemm" in 2. Auflage geben, nur mit dem Unterschied, daß es sich hier um Geburtsadel und nicht um Verdienstadel handelt. Der Geburtsadel läßt sich eben nie aus seiner Position drängen.

Der verstorbene Steuerpflichtige war ein guter Patriot; er wurde nur zu spät geboren, in einer Zeit, die kein Verständnis für seine Auffassung von Patriotismus hatte. Für ihn war es außer Zweifel, daß einer von seinem Geschlecht, das dem bayerischen Staat schon so große Dienste erwiesen hat, eben auch hinsichtlich des Steuerzahlens eine Ausnahme macht. Nachdem aber einmal die Welt so tief gesunken ist, daß sie für dieses adelige Privileg des Nicht-Steuer-Zahlens kein Verständnis hat, so zahlte er eben so wenig wie möglich.

Im übrigen war der Verstorbene ein guter Mensch, mehr Bauer als Graf, und wäre er nur der Gillamoosbauer gewesen und nicht ein Lerchenfeld, so wären höchstens die Nachbarn mit seiner Leiche gegangen. So aber war er ein Lerchenfeld und Kaiser und Fürsten sandten ihre Trauervertreter, Exzellenzen umstanden das Grab und auch hier wieder zeigt es sich, wie unrecht der Dichter hat, wenn er sagt, der Name sei ein leerer Schall.

Mein naiver Nachbar meinte: Was kann sich nur einer alles leisten und wie herzlich unbedeutend darf er im übrigen sein, wenn er nur einen klangvollen Namen hat! — und ich möchte beifügen: — in unserer demokratischen Zeit!

„Und fragst du mich: Warum? Warum? —
Das kommt vom Privilegium!"

Digitized by Google

Operetten

Von Kurt Tucholsky

Ein Rudolf Wilkescher Strolch hinter dem Bretterzaun: „In dem Roman jibt es nur Jrafens und Barone. Das jefällt mir. Man amüsiert sich und ist doch in juter Jesellschaft."

Bei Millionärs ist Schuhr: es sind viele Gäste da; die Herren haben Pfannkuchengesichter und die Augen der Damen sind schwarz unterstrichen, damit man sie besser sieht. Alle stehen in lieblich geöffnetem Halbkreis um den Souffleurkasten, schwingen Sektgläser und singen ein Lied mit untergelegtem Text, den man aber nicht genau versteht, weil noch viele Leute zu spät kommen und mit den Sesseln klappen. Endlich hat sich das Parkett ausgeräuspert, -gescharrt, zurechtgesetzt, oben verlaufen sich die Damen und Herren der Gesellschaft, nur Lizzie und Fred bleiben zurück. Im Sprechton: „Gestatten Sie, mein sehr verehrtes gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen mein Kompliment für Ihr außerordentlich poesiereiches und romantisches und gelungenes und wahrhaft vornehmes Fest mir zu machen erlaube." Sie, flötend, gespitzten Mundes: „Ich weiß nicht, Herr Baron, welche Ursache Sie hätten, gerade mir diese zarte Liebenswürdigkeit entgegenzubringen, denn ich habe Ihnen doch wahrhaftig (Blick in die Logen) keine Veranlassung gegeben ..." Das geht eine ganze Weile so, bis sich der Kapellmeister zurechtrückt, das Fagott aufwacht und die komische Figur auf die Bühne torkelt: ein stotternder Verehrer, eine umfangreiche Schwiegermama, ein lockiger Bösewicht. Auftrittslied, das Publikum lacht. Während sie nun vorne noch Wortspiele deichseln, schiebt der Regisseur von hinten die dämonische Ehefrau eines andern herein. Das wird böse Verwicklungen geben! Auch der

Digitized by Google

Millionärpapa erscheint. Die Ehefrau-Schlange zischt, der Millionärpapa erlaubt irgendetwas nicht, weil ... weil die Familientradition dawider ist, oder weil er schlecht gefrühstückt hat oder weil ihm Fred überhaupt nicht paßt. Die Vereinigung der Liebenden ist aufs höchste bedroht. Die Gäste kommen dazu, Fred (ab). Geschrei, Verzweiflung, Finale. Zweiter Akt. Dieser zweite Aufzug atmet stets Leidenschaft, immerhin gemessen, verhalten, Liebe mit dem Monocle, Seelenemotion mit zwei Dienern und einem Haushofmeister. Man weiß, was sich schickt, man ist upperten schließlich. Das Liebespaar heult sich an: der Komponist gibt hier sein Feinstes, wie es nachher in den Kritiken heißt, und wenn man es noch nicht gewußt hat, daß er früher Militärkapellmeister oder Klavierspieler in einem Vorstadt-Variété war: jetzt weiß man es. Ein Rezitativ ertönt: „Liebst du mich?" — „Ich liebe Dich." — „Wir lieben uns." — „Ach ja, die Liebe" ... und da steht, bei Gott, der Kapellmeister auf, breitet die Arme wie ein Flügelpaar auseinander, schüttelt die Mähne, hebt ermuntert den Kopf und was kommt nun? Der Schlager kommt nun. Der Schlager, das sind vier Zeilen, bei unerschöpflicher Phantasie acht, die im Lieben auf und ab und unter Zuhilfenahme eines kitzelnden Septimenakkordes dem Hörer mit Pauken und Trompeten suggeriert wird. Die Geigen wimmern, der Cellist maut wie ein Kater und wenn oben die Wogen der Gefühle über dem gut angezogenen Paar zusammenschlagen, quetschen sich die Posaunen laute Töne der Verzweiflung und noch einmal den Schlager fortissimo ab. Das Finale des zweiten Aktes ist immer schrecklich laut (manche sagen, das sei Instrumentation, aber das ist nicht wahr). Während der Pause ißt man Butterbröte und weiß garnicht, wie es ausgehen wird. Es geht aber aus, im dritten Akt nämlich. Da erscheint noch einmal die komische Figur, noch einmal Herren und Damen in der Gesellschaft in einem herzbrechend vornehmen Miljöh, wieder tritt niemand ein, ohne vorher ein Stück Pappe vom Diener auf einer Silberplatte haben hereintragen zu lassen, noch einmal läutet man dem Stubenmädchen, läßt hinter der

Digitized by Google

Szene eine Automobilhuppe ertönen und hat überhaupt bereits in den Windeln im Frack gelegen. Das Ganze spielt etwa in einer Schiffskabine erster Klasse oder in einem Millionenpark oder (sehr beliebt) auf einer Gartenterrasse, Ausblick auf das unendliche Meer oder so. Die Monocles blitzen, die Paukenschlägel hüpfen im Zweivierteltakt, sie kriegen sich, Gruppe, Trauung, Segen, Schlußgeschrei.

*

Warum sehen sich das die Leute an? Warum halten dabei Tausende aus, ohne mit der Wimper, geschweige denn mit den Händen zu zucken? Sie zucken nur, um zu klatschen.

Weil sie ihre Ideale in strahlenloser Reinheit lebend bewundern dürfen. Weil sie sich selbst gesteigert sehen. Denn diese Grafens und Barone sind keine Adligen, sondern es sind vornehme Leute, wie sie in der Vorstellung kleiner Nähmädchen leben. Darum halten sie auch so auf Vornehmheit, betonen stets ihr hohes Niveau und sind natürlich ein Opfer ihrer reichen Umgebung. Ich werde nie vergessen, wie eine solche adlige Mama einmal zu ihrem Kind sagte: „Aber ich bitte Dich, Elvira! Wo bleibt da der Noblessoblisch?" — Die Operette hat recht, weil sie in innigem Kontakt mit dem Parkett steht, nur ist sie drei Stufen höher. Die Technik hat sich entwickelt, die Industrie ist da. Bis auf die Silbenzahl des Titels haben diese österreichischen Musikmacher ihre eigenen Gesetze: und was den Schlager angeht, so muß sein Text harmlos blöd sein, aber immer irgendeine erotische Ausdeutung zulassen. Um diesen Schlager wird die Operette gebaut, wölbt sie sich, wie die Glasglocke um den Kuhkäse.

Und das geht nun schon zehn Jahre so, und es ist nur ein Abflauen, aber kein Ende zu sehen. Kommt schon einmal einer wie Claude Terrasse, der witzige belgische Musiker, der den Franc Nohain komponiert hat, mit dem „Kongreß von Sevilla", dann zieht das nicht mehr, weil sich die Leute an das aufgeblasene Gehudel Wiener commis voyageurs gewöhnt haben. Offenbach? Du lieber Gott, man ist schon zufrieden, wenn uns eine gracile, leichte Musik,

Digitized by Google

sauber gemacht und hübsch gesetzt, nur einen Abend unterhalten würde, wenn uns nette Liederchen und auch einmal ein schmiegsamer Tanz das Blut schneller pulsieren machte: jawohl! Der Herr Léhar wird Dir was! Und die ganz widerliche Berliner Manier, am Anfang der Wintersaison der Einwohnerschaft drei, vier Gassenlieder aufzuoktroyieren, die sie zu singen, zu pfeifen, zu leiern, zu trommeln haben, greift über auf das Reich: das Niederwalddenkmal streckt segnend seine Hand aus über die gröhlenden Opfer fetter Operettenagenten, über ein Volk, das keine lustigen Musikpossen, keine kleinen Spielopern, keine Operchen, keine Operetten mehr hat, sondern nur noch Grammophonwalzen, musikalische Apfelstrudel, „Schlager", und das von Eros und den drei Grazien und den neun Musen nicht mehr wissen will, weil Dreizehn eine Unglückszahl ist.

Schin Tan

Von Norbert Jacques

Wir waren einen Monat in Tschunking. Dann wurde das Hausboot, das in der ganzen Zeit im Kiating, dem Nebenfluß des Jangtse, inmitten eines Rudels ruhender Schiffe festgelegt war, in Ordnung gebracht, und eines Morgens begann die Talfahrt. Sie wurde ein nachtragendes Neuerleben der Bergfahrt und ein freudiges und heftiges Erneuern einer Freundschaft.

Die erste Hälfte des Rückwegs ging rasch und glatt. Der Mast war abgenommen und an der Seite festgebunden worden. Es wurde nur gerudert. Die alten Kulis, mit denen wir die lange Fahrt den Jangtsekiang herauf gemacht hatten, waren nicht mehr da. Die neuen Ruderer schienen nicht so gut, es waren zu junge Knaben und zu alte Männer und Faulpelze dabei. Sie waren nur mehr zu zwölf. Bei der Bergfahrt hatten wir 24 gehabt.

Digitized by Google

Der Laopan (Kapitän), wollte Geld schinden. Er bezahlte jedem Kuli für die ganze Reise zu Tal etwa anderthalb Mark. Es kam ihm teuer zu stehen.

Am sechsten Tag der Reise hatten wir schon weit über die Hälfte des Wegs hinter uns, und wir dachten, in drei Tagen in Itschang sein zu können. Da kam aber auf einmal Sturm den Strom herauf. Die Talenge faßte den Wind heftig zusammen und er schlug wie durch ein enges Rohr eingepreßt auf uns. Die Ruderer setzten sich bald nicht mehr durch gegen ihn. Der Wind trieb das Schiff langsam immer nur wieder von einem Ufer zum anderen, die Leute mochten sich in die Ruder werfen, wie sie wollten. Wir lagen halbe Tage lang am Ufer. Ich schoß Wildenten und Reiher, die in großen Trupps von Ufer zu Ufer flogen, und wir gingen, die Flinte auf dem Rücken, zu den Bauerhöfen in die Berge und in die vereinsamten Bergbefestigungen hinauf. Verwilderte Orangen hingen golden an den grünen Bäumen in der grauen harten Luft und die winterliche Ackererde war unter den Schritten weich und zäh wie Teig.

Aber die Ruderer gewöhnten sich rasch an dieses träge Leben. Als am zehnten Tag der Wind schwächer wurde und wir auf die Weiterreise drangen, ruderten sie so faul, daß das Schiff nicht voran kam. Rundum uns gingen die Dschunken zu Tal. Ich zeigte auf sie. Die Kulis sagten, sie kämen nicht weiter, weil das Schiff zu wenig beladen sei und im Wasser keinen Widerstand gegen den Wind habe. Da ließ ich Steine aufladen. Diese Arbeit ging ihnen wider den Strich. Sie warfen ein paar Steine auf, fuhren weiter und ruderten bald wieder an Land. Sie gingen gleich zu einem Haus hinauf, in dem sie sich zum Teetrinken und Plaudern niederließen. Bei diesem Haus stand ein Bambusbusch. Ich schnitt zwei feste Stecken und besuchte damit die Teetrinker. Sie waren im Nu auf dem Schiff. Wir kamen gegen den Wind an.

Ein roter Engländer, Jonny Nußknacker, der zufällig zugleich mit uns von Tschunking weggefahren war, und der auch nach Itschang wollte, ließ uns nicht locker. Er fuhr in einem kleinen

Digitized by Google

mit Matten eingedeckten Wupan mit drei Ruderern. Es regnete hinein und die Wellen spritzten sein Bett mit Wasser voll. Infolgedessen hielt er sich mit Vorliebe auf unserer trockenen und und gewärmten Kwatze auf.

Unsere Ruderer waren jetzt fleißig. Sie ruderten und sangen dazu. Einer sang vor. Das war der Kuli Nr. 1. Er war einer jener großen ungeschlachten Ssetschuanesen, die die gewaltsame Brutalität der Tartaren in ihrem Aeußeren bewahrt hatten. Er war ein Hunne, ein Menschenschlächter, so wie er aussah. Und er war doch vielleicht ein liebenswürdiger und gutmütiger Mann. Die Ohrfeigen, die unser kleiner Diener ihm schenkte, weil er einmal kein Badewasser für uns warm gemacht hatte, steckte er jedenfalls als wohlverdient ein, obschon er den Boy mit einem Schlag seines breiten Kinns von oben herab hätte zermalmen können.

Dieser gutmütige Hunne sang also vor und die anderen holten jedesmal mit „Hejo, haija .... haija, haija!" ab und ließen die zwei großen Wriggruder im Takt dieses Refrains gehen, während ihre blauen Lumpen um die Körper tanzten. Der Singkuli sang:

Der Mandarin aus dem Tugendland und seine Frau fahren drinnen sehr warm und haben gut zu essen.

Und die anderen riefen singend im Chor: Hejo, haija .... haija, haija!

Die Kwatze geht schnell. Sie kommt von Tschunking und hatte fünf Tage Wind. Wenn der Wind aufhört, sind wir in zwei Tagen in Itsang.

Hejo, haija .... haija, haija!

Unsere Kwatze ist schön. Aber der Wupan, in dem der andere fremde Mandarin fährt, ist schlecht.

Hejo, haija .... haija, haija!

Der fremde Mandarin im Wupan ist schäbig. Aber unserer ist reich. Er hat uns heut mit dem Bambus geschlagen. Wir waren faul und verdienten die Schläge wohl.

Hejo, haija .... haija, haija!

Digitized by Google

Der im Wupan hat rote Borsten auf dem Kopf, wie die hellen Schweine. Die Frau unseres Mandarins hat ein schmales Gesicht und ein schönes kleines Kinn wie eine Kastanie. Sie ist schön und gibt uns Apfelsinen und Medizin. Ihre Nase ist so schmal wie ein Sonnenblumenkern.

Hejo, haija .... haija, haija!

Schnell, schnell, wir wollen uns von den Dschunken nicht überholen lassen und der fremde große Herr will bald in Itsang sein. Der fremde Mandarin ist so dick wie ein Gott aus Gold.

Hejo, haija .... haija, haija!

Der Vogel fliegt mit uns und will Fische fangen. Der fremde Mandarin hat ein Bumbum und kann ihn töten.

Hejo, haija .... haija, haija!

Weshalb tötet er ihn nicht? Er gäbe uns den Leib und wir könnten das Fleisch in unserem Reis kochen.

Hejo, haija .... haija, haija!

Unser fremder Mandarin ißt nur den Leib der Wildenten und reißt den Reihern die Federn aus der Brust. Wir essen alles im Reis, Weih und Reiher. Es ist gut.

Hejo, haija .... haija, haija!

Es wird Abend. Schnell Ruderer, wir legen an und bekommen Reis!

Hejo, haija .... haija, haija!

Es ist wohl zu erwarten, daß der fremde große Herr uns etwas gibt in Itsang. Vielleicht 2000 Käsch. Dann bekommt jeder 150 Käsch. Dann geh ich zu den Mädchen. Aber der Huang muß nach Haus. Ihn holt seine Frau ab.

Hejo, haija .... haija, haija! brüllten alle lachend dem Huang zu. Huang war mindestens 60 Jahr alt.

Der Mond scheint. Wir rudern durch sein Licht. Die Mädchen von Kweitsou fu werden heute Nacht schimpfen. Sie kommen in Kähnen. Aber der Mandarin nimmt sich kein Mädchen. Er reist mit seiner schönen jungen Frau.

Digitized by Google

Hejo, haija .... haija, haija!

Nur der Rotborstige bleibt den Mädchen von Kweitsou fu.

Hejo, haija .... haija, haija!

Der Rotborstige ist aber ein Geizhals. Er fährt in einem Wupan für 18 Tael und als es gestern regnete wurde sein Bett naß .... Schnell, schnell! sagte er auf einmal, wie von außen einen Riegel vorschiebend. Er war schon etwas zerstreut. Denn der Reis duftete aus dem Kübel. Auch der Chor sang nur mehr zum Teil: Hejo, haija. Viele drehten sich oft am Ruder um, und steckten die Nase in den Geruch, der aus dem Kochloch heraufkam. Plötzlich hielten sie mit Rudern ein und stürzten sich über das Reisfaß, das der Koch im selben Augenblick vom Herde hob.

Eines Tags kamen die Schnellen. Wir flogen eine nach der anderen hinab. Es war ein sausendes Zutal-Schaukeln. Die Kwatze war noch fester als sonst in das Stoßen der erregten Ruder gespannt. Der vordere Steuerbaum flog hin und her. Der Laopan schrie erregt am Hintersteuer unter dem niederen Dach über das Schiff hinweg. Es war immer alles auf dem Spiel: Schiff und Leben. Ein Boot, das im Zutalgehen in der Schnelle scheiterte, war rettungslos und ganz verloren. Die Landschaft strudelte um uns auf, wild und stark wie die Schnellen.

Eines Morgens kamen wir an den Schintan. Der schmale Durchlaß einer wütenden Schlucht türmt sich über den Strom auf, dunkel und rauh. Er engt ihn ein. Der Fluß wird hart und verwegen wie die Landschaft. Am linken Ufer unterhalb des grauen Städtchens, das droben auf Mauern und Pfählen steht, lag eine lange Reihe von Dschunken. Ein großer Zug von Kulis trug ihre Ladung am felsigen Ufer hinab und stapelte sie weit unterhalb der Schnelle im Sand auf. Dort nahmen die Schiffe sie wieder ein, wenn die Durchfahrt durch die Schnelle geglückt war. Einige kleinere Schiffe kamen an diesem Ufer den strudelnden Fluß herauf. Die Schnelle war wie ein Wasserfall. Man sah die

Digitized by Google

heraufkommenden Schiffe nur, bis wo der Mast ins Dach ging. Das sah so aus, als ob sie gesunken wären.

Am anderen Ufer standen einige Häuschen auf einer langen Plattform. Es schallte Musik von dort herüber und die Plattform wimmelte von Menschen, wie ein Fliegenglas voll schwarzer Fliegen. Drüben ist die Fahrrinne für die größeren Dschunken und für die zu Tal gehenden Schiffe. Diese müssen zwei Lotsen nehmen, zwei Lotsen für zwei Meter Fahrt. Manchmal sehen wir eine Dschunke sich von unserem Ufer lösen und nach der anderen Seite rudern. Nach einer Weile stößt sie drüben wieder hervor, fährt langsam mit dem Rücken voran, der Kante der Schnelle zu, dreht auf einmal und sinkt in den Wasserfall hinein, springt und schleudert, kreiselt und taucht und taumelt durch die Wut des Stroms aufgeregt in wahnsinniger Eile zu Tal.

Von unserem Hausboot zog alles aus, was nicht bleiben mußte. Unser Diener kam und flehte uns an, wir möchten nicht mit die Schnelle hinabfahren. Das sei Gefahr fürs Leben. Aber wir gaben ihm die Handtasche mit dem Geld, den Papieren und den Photographien. Dann fuhr das Hausboot ans andere Ufer. Dort lag auf der Plattform Zug neben Zug von Ziehern. In der Schnelle unmittelbar am Ufer stand von sechs Tauen festgehalten eine große Dschunke. In den Häusern spielten Musikanten auf Trommeln, Becken und vielen flehenden Geigen, um die Zieher anzufeuern. Zweihundert Menschen stemmten sich, auf dem Boden liegend, in die Ziehtaue. Die aufregende Musik fliegt in sie hinein. Die Dschunke steckt wie festgerammt in dem kurzen Wirbel, der dunkel und glatt, wie ein Bogen aus kochendem Porphyr mit rasender Kraft ans Bug schlägt und sich aufwärts wölbt. Bis auf einmal ein kleiner Ruck ins Schiff kommt. Die zweihundert Zieher, die an die Seile angekrallt liegen, stürzen ein wenig vornüber, aber der kleine lockernde Ruck ist schon von den Seilen aufgefangen und festgehalten, und langsam, hartnäckig, eisern folgt Ruck auf Ruck. Die Musikanten fiedeln begehrlicher, die Becken dröhnen ungeduldiger und die Trommeln wirbeln

Digitized by Google

und durch die Muskeln droben rast ein Schauer, Tier und Schöpfung, finster und ewig, und Maß um Maß unterliegt die Tochter der Natur und der Willen des Menschen siegt sich hinauf.

Uns schauert ein wenig. Die Lotsen sind gerade an Bord gekommen. Zwei junge dünne Burschen in den reinlichen langen Gewändern der besseren Klasse. Die Ruderer haben sich alle ausgezogen und ihre Kleider geborgen. Außer den Rudern wird alles festgebunden. Die Kulis legen sich nieder und halten sich an. Wir beide werden ins Innere des Boots eingeschlossen. Aber wir schieben die großen Fenster auf. Das Boot treibt langsam schräg rückwärts auf die Kante der Schnelle zu. Wir sehen sie in tiefem dunkelm Bogen ruhig aber gewaltvoll abstürzen und dann plötzlich in einem ungeheuren Strudeln und Schießen, Donnern und Spritzen sich erregen und in heißen Bogenwellen talwärts fliegen.

Wir wissen, daß unter dem wilden Wasser die Felsenhaufen unsichtbar einen engen Paß bilden, der nicht viel breiter ist als unsere Kwatze. In diesen Durchgang müssen wir hineinstürzen. Dann glückt es. Mit einem Mal hat uns die saugende Kraft gefaßt. Das Schiff geht etwas herum, neigt sich in den Wasserfall. Der Lotse hinten am Steuer brüllt über das Schreien, Fauchen und die Kanonenschüsse des Wassers hinweg. Wir steigen hinten hoch, wippen über, alles rutscht und stürzt, die Ufer, die Felsenklötze, die Berggrate, wir im Innern Eingeschlossene. In schweren Fetzen schlagen die Wellen aufs Schiff herauf. Wir wissen nicht: ist es Leben oder Tod? Einen Augenblick lang kochen alle Bewegungen, die es gibt, zugleich mit uns auf. Ein wüstes Kreißen des Stroms. Wir haben uns ans Fensterbrett festgekrallt. Das Zimmer schwänzelt wild herum. Die Landschaft schüttelt sich. Das Schiff fliegt, stolpert, bäumt auf, macht Sprünge wie ein Karpfen außerhalb des Wassers und dreht sich, wie kreisend zu Tal rollende Felsen ins Gewoge zurück. Unter unseren Augen saust und stockt das Wasser, schleudert auf, bohrt und windet sich und schießt gerade aus. Wir sehen die Kulis über die Ruder her-

Digitized by Google

fallen, das Schiff richtet sich auf, und kaum hat uns all das feurige Flammen dieses wehrlosen, verwilderten Sturzes durchtobt, so gleiten wir schnell wie in gutem Wind mit wohligem, ebenmäßigem Schaukeln mitten im Fluß zu Tal. Am Ufer schauen uns die Leute nach. Das war der Schintan.

Eine halbe Stunde unterhalb wird das Schiff ans Land gerudert. Die beiden Lotsen wollen sich von uns verabschieden. Sie verbeugen sich oft und ein jeder von uns schüttelt sich wiederholt selber die Hände. Die Lotsen zeigen zur Schnelle zurück und wir sagen: „Bu chau." — Das war gefährlich. — Aber sie wehren lachend ab und sagen: „Mas ki." — Was liegt daran — und gehen unter vielen liebenswürdigen Verbeugungen an Land. Der Boy und die anderen kommen wieder an Bord. Wir strömen zu Tal. Die Ruderer singen und arbeiten ununterbrochen. Wildenten fliegen auf und gehen jäh vor uns hoch. Meine Flinte holt noch eine aus dem Himmel, eine schön braun, grau und weiß gefiederte, mit einem grün metallischen Helm. Ihre Farben sind wie Email, so kühl und glänzend.

Am nächsten Nachmittag waren wir in Itschang.

Ueber Franz Werfel

Von Paul Zech

Wir sind. Neue Gedichte von Franz Werfel. Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1913.

„Wir sind!" Der dieses Bekenntnis mit der Gebärde eines augustinischen Erkenners ausruft, ist weder ein preußischer Agrarier, weder Nietzscheaner, noch ein auf sein Gottesgnadentum pochender Tyrann. Der dieses zum seelischen Stigma erhobene: Wir sind! unbekümmert um Literatur und Publikum produziert ist der Dichter Franz Werfel, der unmonistische, unschwärmerische und neosoziale Weltfreund.

Aus einigen Nachwortsätzen mögen diese Zeilen quasi als Leitmotiv stehen: „Trotzdem diese Gedichte noch tief dort unten stehen, wo die Wahrheit eben erst zu atmen beginnt, scheinen sie mir für die Menschen dennoch wichtig zu sein, weil sie Sendung haben. Sie reden in mancherlei Gestalten nur von Einem.

Digitized by Google

Von dem permanenten Existenzbewußtsein, das ist Frömmigkeit. Wir, die wir in den Wirrwarr dieser Erdenteleologie, in den Betrieb und die mindere, durchsichtige Kausalität gestoßen sind, vergessen nur allzuraſch das unausdenkliche ungeheure Wort: Wir sind. Ich glaube, daß alles menschlich Hohe, die Güte, die Freude, der Jubel, der Schmerz, die Einsamkeit, das Ideal, bloß aus diesem ewigen undurchdringlichen, gewaltigen Existenz-Bewußtsein sich erheben können. Der Mensch, der noch niemals vor den Firmamenten zusammenbrach, ist auch noch niemals gut gewesen. Wenn nur ein von dem fürchterlichsten Fluch Erdarbeit zerriebenes Herz, durch diese Gedichte hindurch, sich der Welt näherte, bin ich glücklich."

Hieß es nicht schon im Weltfreund, dem schäumend-jugendlichen Weltfreund: „Mein einziger Wunsch ist, dir, o Mensch, verwandt zu sein." Hier war Wunsch nur Rauschwoge einer wahllosen Jugendgespanntheit. Ein Prestissimo des ins Leben Geworfenen, überwältigt von der Bilderfülle des Weltkaleidoskopes.

Ehe Werfel aber zum rhapsodischen: Wir sind! kommen konnte, war die Strecke eines Doppeljahrs von zehnfacher Erlebnisverdichtung zu durchmessen und vorhandene Läuterung schöpferischer Säfte zu überwachen.

Man sprach von Werfel, wie von einem zufälligen Vorläufer, Bereiter und Meßner zu künftiger Gedichtandachten. Man sah den parallelischen Ton Claudius und übersah die Gefühlsfatamorgana der Anakreontiker. Man beschwor den Geist des jungen Goethe und die ahasverische Globetrotterei Walt Whitmans zu Unrecht, oder doch wenigstens falsch gedeutet. Werfel kam mit der Jugend des Dasentum Prags herauf und gab nichts als Prag; wenn auch in distanzierten Metamorphosen.

Diese Last (eigentlich Reiseausrüstung) versiegte schnell und ließ die Schultern aufragen: Wir sind!

Wir sind — ist das nichts anderes denn Verantwortungsgefühl? Ein Ethos, welches eingewurzelt ist in der Erkenntnis von der Wichtigkeit des Ichs, von der heiligen Mannigfaltigkeit der Umwelt, von der Reinheit und Intensität des Erlebten und von der Wahlverwandtschaft aller Lebenden.

Dieses neue Ethos, sekundiert von einem neuen Pathos ist spontan und nicht Apperzeption des gezügelten Intellekts.

Werfel ist durchaus reiner Tor. Ein Parzival des letzten großen Mitgefühls. Denn wem gelang je ein Schrei, wie diesem Hingerissenen, der so sprechen kann:

„Nie war ich ein Kind zermalmt in den Fabriken
Dieser elenden Zeit, mit Aermchen, ganz benarbt!
Nie hab ich im Asyl gedarbt,
Weiß nicht, wie sich die Mütter die Augen ausstricken,
Weiß nicht die Qual, wenn Kaiserinnen nicken,
Ihr alle, die ihr sterbt, ich weiß nicht wie ihr sterbt."

Digitized by Google

Gerade aus der Beichte des Unberührtseins hebt sich die Tragik des Aufstrebens zum Erkennen in Gedichtzeilen von großer Schönheit.

Nur aus der großen Sehnsucht, die mit elementarer Wucht aus dem kleinen Kreis des Horizontes eines Einzelindividiums sich hinausdrängt, kann es zu einer letzten Erkenntnis kommen, die wohl außer aller Peripherie ist, aber immer noch, und das mit logischem Recht und Fug, in dieser Welt beschlossen ist. „Keine Welt außerhalb der streng geschlossenen des Individuums kann durch ihn erstehen. An dem Punkte, wo die zusammengeballten Weltkräfte die Seele des Dichters zu sprengen drohen, steht jener Hohe, der ihm gleicht und preßt die Last in seine Seele zurück. Und doch kann eine Erlösung nur von ihm, nur von der letzten Zusammenfassung aller Kräfte aus kommen — nicht in der ästhetischen Kontemplation, in der wir die tiefste ethische Schwere dieser Seele nicht aufgenommen fühlen, sondern im ethisch-ästhetischen Ringen um die Form."

Diese Form ist, soweit die auf den neuen Gesetzen des Lebens (als Antrieb und Trieb definiert) beruhende Kunstforderung in Frage kommt, noch ein chaotisches Experimentieren. Dieses hat von heutigen Künstlern des Verses kaum einer so scharf erkannt, wie Werfel, ohne ein Propagandist zu sein. Und es ist wirklich mehr als ein Gebet, da er Verse wie diese stammelt:

„O Herr, zerreiße mich!
Was soll dies dumpfe klägliche Genießen?
Ich bin nicht wert, daß deine Wunden fließen.
Begnade mich mit Martern, Stich um Stich!
Ich will den Tod der ganzen Welt einschließen.
O Herr, zerreiße mich!"

Werfels neue Lyrik hat die Melodie der Programmatiker Reger und Schönberg nur bedingungsweise eingefangen. Er ist weitaus harmonischer im Grunde und könnte allenfalls mit Rilke in einer gleichen Reihe marschieren. Rhythmus ist ihm keine mathematische Formel zum Taumeltanz verschmitzter Gehirnkomplexe, sondern Schwingung letzter Nervenvibriationen. Oder ganz einfach: Marschtempo.

Form prägt sich der Form willen zu einem edlen Gefäß. Und die Sprache ist, ganz kurz gesagt, durchaus die eigene, ursprüngliche. Natürlichster Ausdruck eines geläuterten, kultivierten Menschentums, teil eines Schicksals.

Werfel ist, dies sei schließlich als Schlußthese formuliert: Anstoß und Grundstein einer neuen Lyrik, die endlich einmal wieder Tempel und Wallfahrtsort der Mühseligen sein kann, die, vom Leben gehetzt, zerfetzt und weggeworfen, der Kunst als einem himmelnd aufgetürmten Grat zustreben.

Digitized by Google

Das „schwebende Verfahren"

An den gerichtlichen Nachspielen zu den Zaberner Vorgängen ist wieder viel davon die Rede gewesen, daß man ein schwebendes Verfahren nicht öffentlich erörtern dürfe. Die merkwürdige kurze Zuschrift, die die Kreuzzeitung von Dr. jur. v. Jagow mit der Anmerkung brachte, daß dieser Sachverständige mit dem bekannten Polizeipräsidenten v. Jagow identisch sei, regte zu solcher Unterhaltung an. Ohne Zweifel war es berechtigt, in der kurzen Erklärung des Herrn von Jagow weniger ein rechtswissenschaftliches Gutachten, als eine Willenskundgebung zu sehen, durch die er seiner an und für sich gleichgültigen juristischen Auffassung unabhängig von ihrem Inhalt Beachtung verschaffen wollte. Das durfte man nicht billigen. Hierbei von einem Eingriff in ein schwebendes Verfahren zu reden, war nun zwar eine Uebertreibung, aber es hatte doch noch Sinn. Völlig unsinnig dagegen war es, wenn manche Blätter sich wieder im allgemeinen zu dem falschen Grundsatz bekannten, in ein „schwebendes Verfahren" dürfe man sich durch eine öffentliche Erörterung ihres Verlaufes überhaupt nicht einmischen. Wohin sollte das führen, wenn man dieser Forderung ganz streng nachkommen wollte! Es dürfte selbst den Parteien in einem Prozeß nicht erlaubt sein, dem Gericht über die Anführung von Tatsachen hinaus ihre Auffassung dieser Tatsachen darzulegen; denn sie wollen damit doch auch nur das Urteil des Richters beeinflussen. Ebensowenig dürfte eine Beratung mit gegenseitigem Austausch der Ansichten stattfinden, sondern nur eine Abstimmung, damit ja der Richter bei Bildung seines Urteils ausschließlich auf sich selbst angewiesen sei. Im strengen Sinne jener Forderung wäre ja die ganze Oeffentlichkeit gerichtlicher Verhandlungen ein Unfug; denn was soll diese Oeffentlichkeit, wenn sie selbst der Entstehung eines verhängnisvollen Justizirrtums mit zugekniffenem Munde und verschränkten Armen zusehen soll?

Vielleicht stammt der Aberglaube, daß die Rechtsfindung durch keinerlei öffentliche, ihr Verfahren und deren jeweiligen Ergebnisse behandelnde Erörterungen gestört werden dürfe, aus der Zeit des „Faustrechts", wo wie heute eine gute politische Wahl eine gute Rechtsprechung nur in der größten Heimlichkeit möglich war, die die Beteiligten vor der Rache der Feinde guten Rechtes schützte. Das freiwillige Eunuchentum, zu dem sich ein Teil der Presse gegenüber schwebenden Verfahren verurteilt, wäre dann nichts als ein Atavismus aus den Tagen der heiligen Fehme.

Vernunftgemäß kann sich das Prinzip der Nichteinmischung in schwebende Verfahren nur auf politische Persönlichkeiten beziehen, die mit ihren Worten schon allein durch den Nachdruck wirken können, den ihnen ihre Macht verleiht. Einen Richter, der wirklich das Recht finden will, kann die Erörterung eines schwebenden Verfahrens nur dabei fördern, wenn sie von einer Seite aus erfolgt, die nur durch Gründe, nicht durch Macht auf ihn einzuwirken vermag. Es gibt gewiß eine gewisse Art der Besprechung schwebender Verfahren durch die Presse, die zweifellos verwerflich ist, weil sie die Oeffentlichkeit nicht aufzuklären, sondern aufzuregen und bestimmte Bevölkerungskreise durch unredliche Stimmungsmache gegen die Justiz zu verhetzen sucht. Daß das überhaupt möglich ist, ist nur eine Wirkung der Unterlassungssünden im Volksbildungswesen, und es wäre nichts un-

Digitized by Google

gerechter als die Freiheit der anständigen Presse deswegen in Bezug auf schwebende Verfahren eingeschränkt wissen zu wollen. Um so trauriger aber ist es, daß gerade die anständige Presse es sich in der Regel selbst verbietet, demselben Richtertum, das sie so oft der Weltfremdheit bezichtigt, gelegentlich auf die Sprünge zu helfen, wenn es zu ungeschickt ist, in einem schwierigen Prozeß zu einem richtigen Urteil zu kommen. Wie soll übrigens die Presse ihren Anspruch, öffentliche Mißstände aufdecken und deren Urheber öffentlich tadeln zu dürfen, mit ihrem Grundsatze vereinbaren können, einem richterlichen Urteile durch Kritik der Einzelheiten der Beweisaufnahme „nicht vorzugreifen"? Sie macht ja diesen Anspruch leider in der Regel nur noch in der Theorie, nicht mehr in der Praxis geltend. Aber wenn sich einmal unter Journalisten ein mutiger öffentlicher Ankläger findet, so nimmt er doch mit seiner gefährlichen, auf Schritt und Tritt von den Fußangeln der Strafgesetze bedrohten Vorgehen oft ein noch gar nicht begonnenes gerichtliches Verfahren vorweg. Und wenn ein solcher journalistischer öffentlicher Ankläger dann vor Gericht unter den ungemein schwierigen Bedingungen, die ihm die Justiz auferlegt, für das einzustehen hat, was er behauptete: ist es dann für die Journalisten ritterlich, dem Verfahren gegenüber die Stellung: Gewehr bei Fuß einzunehmen; sei es auch, daß das Verfahren keinerlei gewissenhafte Rechtspflege verbürgte? Was nützen alle nachträglichen Klagen über schlechte Urteile? Das gleicht dem Zudecken des Brunnens, nachdem das Kind hinein gefallen ist.

Otto Corbach

Der Reinfall der Militärmission

In einer Glosse über das, unter der Spitzmarke „Worte eines Besiegten" gegen die deutschen Instrukteure erschienene Pamphlet eines türkischen Generals*), hatte ich fein bescheiden, um nicht mit dem vorherrschenden, militärischen Exportdrang in Kollision zu geraten, angedeutet, daß die Mehrheit der Deutschen *kaum* hinter dem militärischen Ehrgeiz stehe, durch die Verbreitung unserer Kriegskunst, die weltpolitische Bedeutung des deutschen Reiches zu erhöhen. Heute sitzt die Mission Liman von Sanders, ohne noch Zeit gehabt zu haben, an einen osmanischen Soldaten heranzukommen, schon im Mißerfolg mitten drin, denn es ist orientbezeichnend, daß außergewöhnliche Ehrungen, wie die plötzliche Marschallswürde und der Titel eines General-Armeeinspekteurs, in der Türkei regelmäßig einer *Distanzvermehrung zur eigentlichen Wirkungssphäre* gleichkommen.

Daß die Türkei, auch unter Leitung frischerer Jungkräfte, wie Enver Pascha, bei ihrer sonstigen politischen und finanziellen Abhängigkeit, die einzige Art, ihre Armee zu europäisieren, nämlich die Betrauung der Instrukteure mit effektiven Kommandos, *nicht* durchhalten würde, mußte jeder Balkankundige voraussehen. Nur unsere zünftigen Diplomaten nicht, die nun vor ihren chers collègues vom andern Mächteufer, die Segel streichen müssen.

Wie stolz ist a priori jede Diskussion darüber abgelehnt worden, daß der deutsche General den tatsächlichen Befehl über das Konstantinopler Corps führen werde — da dies doch eine rein intern türkische Sache sei, in die

*) März, Heft 48 vom 29. Nov. 1913.

Digitized by Google

kein Russe, Franzose oder Engländer dreinzureden habe. Und nach einigen Wochen schon — hat sich Alles „auskommandiert."

Am meisten zu bedauern sind die Instrukteure selbst, die mit Feuereifer und Gründlichkeit an ihre schwierige Aufgabe gingen, und nun in dem wichtigsten Punkt, der Stellung ihres Führers, schon nach so kurzer Zeit, die erste echt-türkische, böse Erfahrung machen mußten. War das nötig?

Mußte der falsche Ehrgeiz, den deutschen Vorzug der besten Armee, um jeden Preis mit andern teilen zu wollen, blind und taub machen, gegen alle politische Voraussicht?

Denn daß die Tripleentente eine solch einseitige Einmengung in das Schicksal der Türkei, nicht gleichgültig und ruhig hinnehmen würde, das hätte man in der Wilhelmstraße, auch ohne besondere Prophetengabe, füglich ahnen können.

Es kann Niemand wünschen, nachträglich aus dem Fall einen Weltkonflikt entstehen zu lassen, aber manch vernünftiger Jemand dürfte gewünscht haben, bei der Ausfuhr unseres militärischen Könnens etwas zurückhaltender und vorsichtiger zu verfahren.

v. S.

Altpreußischer Karneval

Vor allen Dingen muß die Unterstellung zurückgewiesen werden, der „Preußentag" sei eine von der Demokratie bestellte Arbeit gewesen. Im Gegenteil, die Herrn haben sich durchaus aus eigener Initiative aufgehängt und wenn wir jetzt den Strick noch etwas anziehen, seltsamerweise in Gesellschaft der „Bayerischen Staatszeitung" und des Herrn von Pechmann, so vollenden wir nur das Werk der echtpreußischen Leute.

„Es gehört noch viel preußisches Eisen ins deutsche Blut" rief Herr Generalmajor z. D. Rogge. Meint er damit das Vorgehen der Herrn in Zabern, wo leider nur ein preußisches Säbeleisen in deutsches Blut getunkt wurde? Dann müssen wir im Interesse unserer Köpfe, von deren Tätigkeit wir im Gegensatz zu Herrn Rogge leben, dankend ablehnen. Oder meinte er es in dem Sinn, daß sich preußisches Blut mit unserem süddeutschen mischen sollte? Auch darauf müssen wir verzichten, da wir uns von wendischem und slavischem Zusatz gar nichts versprechen können. Oder hat er der frohen Zuversicht Ausdruck geben wollen, daß das Reich noch mehr preußische Kulturerrungenschaften übernehmen werde? Wir verzichten. Die Auswahlsendung im Elsaß hat uns genügt. Nicht-konvenierendes folgt anbei zurück.

„Der preußische Geist muß überall in Deutschland seinen Einzug halten" sagte der Vorsitzende des Preußenbundes. Der Empfang hat sich ja allbereits gezeigt. Wie herzgewinnend in jeder Hinsicht war aber auch dies Werben um das verlorene außerpreußische Deutschland. Unter der Führung einiger schlachterprobter Generale bewegte sich die Armee auserlesene Beschimpfungen gegen den Feind. Weder dem guten Geschmack, noch der geschichtlichen Wahrheit wurde Pardon gegeben. Der eine Heerführer hieb gleich mal mit einem altpreußischen Schwertmaul den Reichstag in Stücke. Eine Rotte sei er, eine sehr gemischte Gesellschaft (nur zwei Prozent Generale), eine unverschämte Bande! Wenn das nicht forsch ist! Dann wurde Süddeutschland im Sturm genommen. „Der preußische Geist paßt all denen nicht, die etwas zu viel Weingeist auf

Digitized by Google

ihren Bergen und etwas zu viel demokratisches Oel in ihren Adern fließen haben!" Dies treffliche Bild der schlappen süddeutschen Brüder ist geistiges Eigentum des Superintendenten Nödenbeck, der Preußen auch den gottgewollten Erzieher Deutschlands zum nationalen Leben nannte. Herr Generalleutnant von Kracht hingegen erzählte eine kleine Erfahrung aus der Schlacht bei Orleans mit der vergnüglichen Pointe: Wenn wir kommen, kriegen sie wieder Kourage! All diese spontanen Verbrüderungsversuche mit dem Süden fanden dort eine aufmerksame Hörerschaft. Bis heute hat der bayerische Kriegsminister und die bayerische Staatszeitung gedankt. Die bereits anberaumten Volksversammlungen werden diesen Dank in ihrer Weise aussprechen.

York von Wartenburg, Winkler und Heydebrand, Preußenbund: die Herrn wittern Gefahren. Sie gedachten den Freispruch in Straßburg dahin auszulegen, als sei dort das preußische Eisen als die gottgewollte Zuchtrute des deutschen Bluts von Rechtswegen anerkannt worden. Daher dieser Massenausbruch der Gefühle, daher der Versuch, mit einem wohlorganisierten Vorstoß die Reichsverfassung zu einer Atrophie der preußischen zu stempeln. Der Reichstag hat ihnen endlich die Augen über das Verderbliche der Reichsgründung geöffnet und sie sehen das geeinte Deutschland genau wieder im selben Licht, wie ihre Gesinnungsgenossen vor 95 Jahren, die die Erwähnung der deutschen Einheit mit Gefängnis quittierten. Herr von Wrochem hat ja das Inventar aufgezählt, das Preußen in Deutschland für ewig festgehalten wissen will: Erhaltung des Herrenhauses, Unverletzlichkeit des preußischen Wahlrechts, sein monarchisches Heer und Kommandogewalt des obersten Kriegsherrn. Von Verfassung, soweit sie Volksrechte postuliert, natürlich kein Wort. Selbst das Abgeordnetenhaus ist, seit 10 Sozialdemokraten darin sitzen, der Konservierung nicht mehr wert. Aber all das wird namentlich und als gottgewollt aufgezählt, was entweder vom Absolutismus in die Scheinkonstitution herübergerettet wurde oder was den Herrn partei- oder familienpolitisch nützlich ist. Das ganze ist Klüngeltreiberei, mit den Posaunenstößen eines kastenmäßigen Größenwahns.

Die Herrn haben sich aber in der Qualität der Redner und in der Stärke ihrer kleinen Revolution vergriffen. Solch geistig Arme, die nichts können, als die Randinschrift der Talerstücke oder einen Ordenswahlspruch variieren, sind für den politischen Karneval nicht lustig und für ernste Aktionen nicht ernst genug. Herrn, die einen der Hauptfaktoren der Verfassung, den Reichstag, wie Zapfburschen beschimpfen, wirken unwahr, wenn sie bei der Verherrlichung des gleichgeordneten Faktors, des Kaisers, aus den Superlativen und der höfischen dritten Person nicht mehr herauskommen. Vaterlandsliebe und ehrlich monarchische Gesinnung sind recht und gut. Wer aber andere Gesinnungen und einen anders handelnden Patriotismus eine Schweinerei schimpft, ist entweder borniert oder verlogen. Man bittet zu wählen! Und gleich auf allen Seiten die gleiche Komödie zu inszenieren, macht mißtrauisch. Man merkt die Absicht und schlägt zurück. Man spürt, hier solle eine Preistreiberei versucht werden und begegnet dem dadurch, daß man für die Zeit der Teuerung einfach keine preußischen Artikel mehr bezieht. Das altpreußische Spezialgeschäft wettert gegen die

Digitized by Google

erfolgreiche, süddeutsche Konkurrenz! Auf die Weise hat noch niemand Kunden zurückgewonnen. Auf die Waschzettel, die beim Preußentag von den Ressortchefs des Unternehmens gesprochen wurden, gibt der Kluge nichts. Das weiß ein so gescheiter Kopf, wie Herr von Heydebrand ganz genau, der in seiner Einleitungsrede, wohl in banger Erwartung des Kommenden, sich zu dem fabelhaften Zugeständnis bewegen ließ, in jeder bürgerlichen Partei säßen gute Preußen! Er wird unter dem herzerfreuenden Blechgerassel der echten Preußenbündler wohl mehr als einmal sehnsüchtig gedacht haben: „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen gingen!"

Absalon

Augenblicke aus dem Hopfprozeß

Staatsanwälte.

Nach einem Zeugenverhör, das ans Herz griff, weil man das bleiche Gesicht der dritten, beinah' ermordeten Frau vor sich sah und die bekümmerte, von Tränen beschwerte Stimme der Mutter der zweiten Frau hörte, nach diesen in ihrem anklagelosen Ernst niederschmetternden Zeugen sprachen zwei Staatsanwälte. Ich habe in Oesterreich öffentliche Ankläger reden gehört und in Frankreich, ich war verdrossen, als ich zum ersten Mal das staatsanwaltliche Pathos in Frankfurt a. M. vernahm. Ich notierte mir nach fünf Minuten, wie oft das Wort „Unhold", wie oft „Unmensch", der „scheußlichste Verbrecher", der „Abgrund menschlicher Verworfenheit" und dergleichen moralische Ausbrüche wiederkehrten. Dies Alles, kurz nachdem Frau Wally Hopf vernommen war, die beinahe Ermordete, die kein Wort des Vorwurfs, kein Wort der Beschuldigung ausgesprochen und eben durch diese Zurückhaltung atemlose Stille erzeugt hatte! Während der Staatsanwalt Bluhme einen „Abgrund menschlicher Verworfenheit" losdonnerte, sandte er zu „diesem Menschen" einen langen, ostentativen Blick tiefster Verachtung hinüber. Ich sagte mir: Ist es wirklich — nach diesem Zeugenverhör — nötig, im Stile eines aufgeregt tuenden Budenausrufers mit diesen allerstärksten und dabei ganz überflüssigen Worten anzufahren? Das Moralische versteht sich doch immer von selbst! Es ist schlimmster Kolportageromanstil, auf einen überführten Mörder erst noch diese Adjektiva zu häufen. Wär's noch im Schwunge einer moralischen Leidenschaft geschehen! Aber man kann sich kaum vorstellen, wie nüchtern und stockend, immer ihr Notizblatt in der Hand und immer wieder sich dort anklammernd, diese clichierten Tiraden vorgetragen wurden!

*

Deutsche Geschworene.

Zum ersten Mal reichsdeutsche Geschworene in der Nähe gesehen und beobachtet. Kommt man aus Oesterreich, so ist man in diesem Hinblick nicht verwöhnt. Dort füllt der kleine Mann die Geschworenenbank, wohlbeleibte Zünftler, dann und wann mit einem großstädtischen Hof- und Gerichtsadvokaten geschmückt... Ein Blick auf diese zwölf Gesichter in Frankfurt bewies die höhere geistige Qualifikation. Die Herren blieben stumm, solange in der Verhandlung Tatsächliches festgestellt wurde, aber sie kamen mit Fragen hervor, als Hypothetisches vorgebracht wurde. Als ein Sachverständiger eine ziemlich verzwickte Theorie über den Nachweis von Arsen in Leichen oder gar in der Asche eines Verstorbenen zu erbringen versuchte,

Digitized by Google

in der schwierigsten Frage des Prozesses — da begannen die Frankfurter Geschworenen nachzurechnen, vorzudenken, nachzusprechen! Es war überraschend und mutgebend, zu sehen, auf welchem Niveau diese Geschworenen lebendig wurden. Das ist Deutschland, dacht ich fast andächtig! Es ist unnötig, mit solchen Geistern im Stil von Nick Carter zu sprechen!

*

Journalisten.

Episode während der Verhandlung. Im Gerichtssaal wird es warm. Der Vorsitzende winkt dem Gerichtsdiener: „Oeffnen Sie hinten ein Fenster." Dort hinten beim Fenster sitzen Journalisten aus Berlin, Wien, Breslau, Frankfurt. Draußen zeigte das Thermometer zehn Grad unter Null, im Saal zwanzig Grad über Null. Die jähe Luftveränderung war barbarisch. Die plötzlich vereisten Journalisten hätten aufstehen und ihre Arbeit stehen lassen sollen, ... müssen! Statt dessen krochen sie in ihre Winterröcke und kritzelten mit erstarrten Fingern. Der Vorsitzende aber fühlte sich. Von nun an verordnete er jeden Tag diese kleine Abhärtungskur! ... Wenn aber die Rede auf ein uneheliches Kind des Hopf kam, wurde eine Pause eingeschoben und geheim verhandelt. Damit wir unverständigen Journalisten nicht erfahren, daß es uneheliche Kinder gibt und wie sie gemacht werden.

*

Mitbürger.

Am Samstag abend war das Schwurgericht von Hunderten umstellt. Wir drängen uns hinaus und erzählen das Urteil: Zum Tode .... Jetzt hätte man die Aussprüche der Frankfurter Volksseele anhören und aufnotieren sollen: „Das ist noch viel zu wenig ... So ein Kerl sollte gerädert werden ... Aufhängen, mit den Füßen nach oben .... Hunde müßt' man zuerst auf ihn hetzen." So und viel krasser hab' ichs den ganzen Abend gehört. Am ärgsten natürlich in den Bierlokalen, der Spießer ist ja allzeit der Blutrünstigste. Aber bei solchen Gelegenheiten sieht man doch, wie das „naive Volksempfinden" zuweilen beschaffen ist. Es gibt konservative Erzieher, die fürchten, das Volk wäre schon viel zu humanisiert und verweichlicht. Wer an diesem Abend in Frankfurt a. M. mit offenen Ohren durch die Straßen ging, der weiß, daß noch ein bißchen Erziehungsarbeit zu leisten übrig ist.

Stefan Grossmann

Der Bogen des Odysseus

Der Weg in die Vergangenheit zurück war von schlimmen Anfechtungen begleitet: Lohengrin und dann Parsifal. Das gänzliche Versagen auf dem Gebiet der Fabulierkunst bedeutete, so sagten Gerhart Hauptmanns Freunde, für den Dichter verschwebender Menschlichkeiten nichts. Aber es hat für uns doch neue und immer engere Grenzen abgesteckt und zum mindesten den Künstler Hauptmann widerlegt. Aber eben der Künstler meldet sich aufs Neue, der „Bogen des Odysseus" kann nur als Kunstwerk, als künstliches Werk gewertet werden.

Es gibt nichts Tieferes als Odysseus Heimkehr: Ein Mensch ist so in die Welt und in sich verirrt, daß er die Heimat nicht wieder erkennt; er hat so den Sinn des Zuhause vergessen, daß ihm die Formen nichts mehr sagen; sein ermüdetes Herz widerlegt die Geographie. Erst wenn sich sein gehetzter Sinn ausgestürmt hat, füllen sich Strand und Gebirge mit ver-

Digitized by Google

trauter Bedeutung und dem in sich Erstarkten verfliegt der Jammer von zehn Wanderjahren wie Nebel vor den Städten und Bergen der Heimat. So kommt jeder Mensch einmal nach Hause, mag er Odysseus oder Peer Gynt heißen und diese ewige Heimkehr steht auch in dem Vers Hans Heinrich Ehrler's:

..... wer ganz verlaufen, wird
im Traum
zu Dir zurückgetragen.

Die Heimkehr des Weltwanderers hat Gerhart Hauptmann gedichtet. Er hat die Angst des Menschen, der in alt Vertrautes zurückkommt und dessen Sinn nicht mehr zu fassen weiß, auf's Höchste gesteigert. Immer, wohin auch die Fahrt des Helden ging, leuchteten über seiner Mastspitze die Sternbilder seines Ruhms und seiner Herrscherschaft. Wie er aber den Boden der Heimat betritt, verliert Ruhm und Königsein plötzlich seinen Sinn, hat sich von seiner Person, von seinem Dasein gelöst und ein eigenes Leben auf eigene Faust begonnen: Sein Unvergängliches ist schon bei Lebzeiten unsterblich geworden, er kommt von der Irrfahrt zurück wie in die Nachwelt. Der Kampf nun, sich wieder zur Höhe der eigenen Tat zu recken, den Menschen in den gewaltigen Umfang des besungenen Helden wieder hineinwachsen zu lassen, ihn wieder mit der wirklichen Kraft seiner Persönlichkeit zu durchströmen, das ist Hauptmann's Drama: Wenn Odysseus zur ganzen Größe aufgewachsen ist, stößt er links und rechts die Puppen in Stücke. Der Kampf um Penelope ist schon entschieden, wenn er sein wahres Maß wieder erreicht hat. Die Schlußverse:

„Was wird die Mutter sagen, Telemach,
Daß ich ihr schönstes Spielzeug schon zerschlug"

sind nur ein letztes schauderndes Nachzittern jahrelanger Unsicherheit.

Wie ist das nun alles in der Dichtung herausgekommen? Die vier Freier sind Schablone, auf eine landläufige, unfreie Art unterschieden. Die Schaffnerin Eurykleia ist ganz mißlungen, weil in sie kein Funke der Andacht gefallen ist. Der falsche Ziegenhirt Melanteus ist ein durchschnittlicher Bösewicht und Telemach eine Art Reservefonds: er kommt immer dann als Ausgleich oder Abrundung zur Auszahlung, wenn es der jeweilige Gehalt des Odysseus verlangt. Der Bettschatz Melanto ist lediglich Illustrationsmaterial für das Treiben im Palast, das man sonst nach der geschlechtlichen Seite hin nicht sehen würde. Eumaios ist nur der treue Diener und sonst garnichts. Bleiben also Odysseus und Leukone, das Mädchen aus des Dichters Herzen, Athenen vergleichbar, die verkörperte Ahnung eines verwaisten Volks, dessen Seele den nahenden König wittert.

Bei der Aufführung kam, entgegen dem Eindruck der Lektüre, das eine heraus, daß es unleidlich sei, wenn Odysseus sich vier Akte lang verstellen muß. Furchtbar peinliche Erinnerungen an den superklugen Tantris, den Narren, steigen auf. Man würde aber vielleicht all dies Versteckenspielen tragen und verstehen, wenn Hauptmann nicht, sei es aus Schwäche, sei es aus Lust an allem Dämmernden, die Linie der Entwicklung verwinkelt hätte. Sicherlich wächst ein gehetzter Bettler nicht gerade wie ein Baum zum König von Ithaka auf. Es gibt Rückschläge, Unsicherheiten, Angstanfälle, es gibt ein Vor und ein Zurück. Aber Hauptmann hat diese Schwankungen des Herzens zu materiell genommen, was kaum ein seelischer Seismograph aufzeichnen sollte, liest er vom Meterstab

Digitized by Google

ab; sein Odysseus ist kein König, in dem quälende Träume aus Bettlerzeit manchmal aufstürmen, sondern zu oft ein Bettler, der sich als König ausgeben will und manchmal sein Spiel fast verloren gibt.

Ueber Leukone zu reden, heißt über die ganze Dichtung reden: in ihr lebt das Wesen dieses Werks, künstlich, edel und schwach. Klassizistisch in dem Sinne, daß Hauptmann an dies Drama fast nur Interesse, herzliche Liebhaberei, philologische Neigungen des Gemüts gegeben hat, und nicht sein stärkstes Teil: ahnungsvoll dämmernde Menschlichkeit.

Der „Bogen des Odysseus" ist ein Werk blaß schimmernder Schönheit, aber die Linien, die scheinbar, vor allem um die Gestalt der Leukone, so klar und sicher gezogen sind, lösen sich bei näherem Zusehen in die ungewisse Unruhe, die die tastende Hand verrät. Die Dichtung gleicht einer jener Handschriften, die auf den ersten Blick in Kraft und Schwung dahinschreiten, aber beim Lesen voller Unsicherheiten sind. „Sie schreiben eine Hand, die miserabel ist", sagt Herr Klöterjahn im „Tristan", „auf den ersten Blick scheint es ganz sauber, aber bei Licht besehen, ist es voller Lücken und Zittrigkeiten."

Der „Bogen des Odysseus" zeigt nicht die Handschrift des Genies. Wäre nicht die große Szene zwischen den zwei Bettlern, dem wahnsinnigen Laertes und dem tollen Odysseus, den tanzenden Königen in den Lumpen, so hätte ich vielleicht schon: Geschmackvoll! gesagt.

Ulrich Rauscher

„Die Reise ins Pfarrhaus"

Der junge Jakob Meister, ein Handwerkersohn aus dem Fränkischen, erlebt das Wunder des Erwachens in einem katholischen Pfarrhaus des Schwarzwalds. Er ist sechzehn Jahre alt; die gütige Hand des verwandten Pfarrherrn leitet ihn zu den schönen Dingen der Antike und zu den Freundlichkeiten der Gegenwart. Mit wachen und dankbaren Sinnen nimmt der Knabe Besitz von dieser Welt.

Hans Heinrich Ehrler gab in diesem Roman, (der kürzlich im Verlag von Albert Langen erschien), die Atmosphäre der eigenen Kindheit, so, daß eine angenehme Objektivität gewahrt bleibt und es nicht mit Bekenntnissen der Art hagelt, die uns im letzten Jahrzehnt öfters begegnet sind. Von den Erziehungsbüchern, die um das Problem der Pubertät herumkreisen, haben wir nämlich genug.

Das ist das Feine und Anziehende des Buches, daß es diese Dinge der „Erkenntnis" aufgehen läßt mit einer milden Freiheit im Erkennen alles Wesens und des eigenen Selbst. Die Dumpfheit zerfließt in der Klarheit und Heiterkeit des reinen Wollens. Wir werden nicht vor die Bubentragik gestoßen, sondern vor die Entfaltung des Natürlichen, Gradgewachsenen, und sind erfreut, daß nicht nur das Verbogene Literatur wird.

Aber wir blicken ja viel mehr nach dem Pfarrer, und sagen vorsichtig: ja, vor fünfundzwanzig Jahren! Gibt es diesen katholischen Pfarrer noch, der nicht nur mitleidig, gütig, freundlich ist, was ja so christliche Tugenden gemeinhin sein mögen, sondern jenes Maß innerer Freiheit, jene geklärte Humanität, jenes sichere und edle Wesen des beruhigten Menschen besitzt. Unwillkürlich sieht man auf diese Dichtung, die doch gerade in der Herausarbeitung dieses Charakters mehr als Dichtung sein will, mit den Augen des Politikers. In das Buch gewittern die ersten Anfänge der Politisierung des Klerus und

Digitized by Google

wir stellen uns jetzt vor die Frage: was haben „Volksverein", Augustinusverein, Zentrumspresse aus dem Pfarrer gemacht? Fast möchte dieser Roman (und es ist doch bloß ein Roman) ein wenig sentimental machen — wo finden wir noch den freundwilligen und aufgeschlossenen Menschen, der unpolitisch, undogmatisch, friedfertig und friedsam, gebildet und mit guten Manieren des geistlichen Amtes waltet. Es gibt noch solche Männer, wir wissen von ihnen, aber wer wollte sie heute noch als einen Typus des katholischen Klerus hinstellen? Wo könnte, wie hier, Goethe das Modell sein?

Das Buch ist in jener offenen und frischen Sprache geschrieben, die der Künstelei enträt und in ihrem ebenen Charakter ruhevoll wirkt. Ohne Problematik, ohne epische Form — leicht und aufgelöst, wie es dem erklärten Schüler Mörikes erlaubt ist.

Theodor Heuss

Fortinbras

Julius Babs neues Buch basiert auf einer geistreichen Grundidee. Es heißt: Fortinbras oder der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik. (Verlag Georg Bondi-Berlin 1914). Fortinbras, das ist der Prinz von Norwegen, der am Schluße des „Hamlet", wenn Hamlet und sein Haus vernichtet sind, auftritt und rasch entschlossen, ohne viel Ueberlegung des Dänenprinzen Reich in Besitz nimmt, sagend und tuend, was die Situation erheischt, von deren Möglichkeit er kurz vorher keine Ahnung gehabt hat. Er handelt und trifft instinktiv das Richtige, während Hamlet zweifelsohne geschwankt und gegrübelt hätte: Tun oder nicht tun. Der Tatmensch, der sich mit dem Leben auseinandersetzt wie es sich ihm bietet, es sich und sich ihm anpaßt, steht dem sinnenden Hamlet gegenüber, der um die Erkenntnis von Grund und Zweck der Erscheinungen sich abmüht und erst eines idealen Zieles bedarf, um zu handeln, infolgedessen — ehe er es gefunden hat — die Gelegenheit hiezu versäumt. Diese beiden Männer, den Tatmenschen und den Weltflüchtling stellt Bab einander gegenüber und sie scheinen ihm Ausgangspunkt und wegweisendes Ziel der geistigen Entwicklung des 19. Jahrhunderts zu symbolisieren. Die Romantik, deren Ideal Hamlet war, die ihr Ziel in Ueberwindung des Irdischen, dem Streben nach Auflösung im Geist des Alls fand, muß der neuerfaßten Weisheit Kants weichen, die unser Handeln, Denken, unsere Ziele aufs Irdische verweist, und alles Transzendente als unserem Erkennen unerreichbar fixiert. Der Mensch wird auf Erden wieder heimisch, die Stoffe, nach denen die Künstler greifen, sind dem Leben entnommen, ihre Werke wollen aufs Leben wirken, sie sind der Ausdruck des Ringens mit dem Leben (Dehmel), sie wollen neue Wege weisen (Shaw), sie feiern es hymnisch (Verhaeren). Das sind die Grenzweltanschauungen, zwischen denen Bab die Grundzüge der Geistesepochen des 19. Jahrhunderts durch Charakterisierung und lineare Verbindung ihrer typischen Repräsentanten zeichnet. Was er uns gegeben hat, das ist der kristallklare Extrakt eines vielbändigen Werkes, das er uns wohl geben sollte, das zu schreiben aber ein Menschenleben kaum reichen dürfte. Einer Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Sein Buch, -- es sind sechs Reden — setzt Kenntnisse voraus, in die mit souveräner Geste, Ordnung, Zusammen-

Digitized by Google

hang und Uebersicht, gebracht wird. Es ist ein Führer, jeder Satz ist von Wert, denn sein Inhalt ist komprimiert aus Bänden, seine Form aber trägt die Punze der Persönlichkeit, die ihn niederschrieb. In prachtvollen Antithesen wird Wesen und Bedeutung von Dichtern und Denkern klargemacht, in präzisen Zusammenfassungen unter ein Schlagwort werden die Triebkräfte von Zeitabschnitten bloßgelegt. So zeigt er die stufenförmig sich steigernde Weltentfremdung der Romantik bis zu ihrem Bankerott, von der reinen Sehnsucht des Novalis an nach Vereinigung mit dem All bei völliger Erkenntnis der Weltschönheit doch ihrer unmöglichen Endwertigkeit, über den Kampf Brentanos zwischen der Unfähigkeit auf Erden irdisch zu leben und der den Himmel zu erreichen, zur verzweifelten Flucht Kleists aus dem Leben, der Kants Lehre begreift, doch zu sehr Romantiker ist, um in ihr und mit ihr im Leben festen Fuß fassen zu können. Ueber Byron, der den romantischen Weltschmerz salonfähig coiffiert, gelangt Bab zu Heine, der das Romantische, das ihn festhält wie ein freigewähltes Kostüm trägt, doch dann wieder dagegen ankämpft und vorwärts aus ihm heraus zum lebendigen Leben gelangt, doch sich dann und wann — wie ein guter Schwimmer ins Meer, — wollüstig wieder zurückwirft. Für Richard Wagner ist der Kern der Romantik, ihre Erdabgewandtheit, christliche Askese, die gelebt worden waren, ein interessanter Stoff, der „aus der Gebundenheit in die Genüsse der Welt" heraus zu Kunstwerken gestaltet wird. Immermann, Nietzsche ringen sich empor aus der Umklammerung des romantischen Geistes, dessen höchste Erfüllung Bab in Dostojewski findet, dem „alles Irdische wieder gleich wichtig und liebenswert ist, weil er weiß, daß es nie den letzten Wert darstellt." Neben Hauptmanns Dramen, neben die Lyrik des Novalis stellt Bab als Krönung der romantischen Schöpfungen Dostojewskis Werk, das „erst die eigentliche Leibwerdung des romantischen Geistes" bedeutet, es wird „zum erstenmal an Objekten dargestellt, was Novalis nur als innerste Erfahrung zu singen vermochte." Aus Frankreich und aus dem Norden nahen nun die Truppen des Fortinbras. Zola, Björnson, Ibsen, die aber Bab als Romantiker deklariert trotz aller Realistik, Dichter, die so fest im Leben stehen, daß ihre Kunst der reine Niederschlag ihres Lebens ist. Was sich dann Neuromantik nennt, ist bloß ein Abklatsch der alten Romantik in neuen Formen. Fortinbras hat sie überwunden und dem Lebendigen zugewendet, so stehen die Dichter und Künstler da, an deren Deutung des Zeitgeistes wir heute glauben.

Felix Langer

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30

Digitized by Google

Interessenvertretung

Von Friedrich Payer, M. d. R.

Es setzt gegenwärtig eine ziemlich lebhafte Bewegung für eine bessere Wahrung der Interessen von Handel und Industrie in den deutschen Parlamenten ein. Vom politischen Standpunkt aus kann sie nur begrüßt werden. Es wäre sicher manches besser im Deutschen Reiche, wenn nicht die Vertreter von Industrie und Handel Jahrzehnte hindurch, sich teils zu gut für den politischen Kampf gedünkt, teils geglaubt hätten, sie haben als Vorkämpfer einen aufstrebenden wirtschaftlichen Entwicklung nötigeres zu tun, als Zeit und Kraft auf politischem Gebiet der Allgemeinheit zur Verfügung zu stellen. Das hat sich bitter gerächt.

Einzelnen Gruppen der Industrie fehlt es übrigens nicht an einer ausreichenden parlamentarischen Vertretung; was z. B. die Interessen der sogenannten schweren Industrie in Zollfragen anbelangt, können sie im Reichstag überhaupt nicht besser gewahrt werden, als dies seit langem durch die hochschutzzöllnerischen Verbündeten dieser Industrie, die Großagrarier geschieht. An diesem Beispiel zeigt sich auch sofort, daß mit dem allgemeinen Schlagwort einer besseren Vertretung von Handel und Industrie an sich noch gar nichts gesagt ist. Das wäre nur der Fall, wenn die Interessen der einzelnen Gruppen von Handel und Industrie immer und überall dieselben wären, oder wenn sie wenigstens in den für diese Erwerbsgruppen wichtigsten Fragen der Gesetzgebung identisch wären. Wer wollte aber das behaupten? Wenn die sogenannten Veredelungsindustrie nach besserer Vertretung ihrer Interessen ruft, will sie in erster Linie die Erschwerung ihrer Existenz beseitigt wissen, die in der Belastung der von ihr zu verarbeitenden

Digitized by Google

Rohstoffe durch übermäßige Schutzzölle sowie in der derselben Ursache entspringenden Verteurung der Lebenshaltung ihrer Arbeiter und der damit unvermeidlich zusammenhängenden Steigerung der Löhne liegt. Sie muß ihr Augenmerk darauf richten, daß sie dem Ausland gegenüber auf dem Weltmarkt konkurrenzfähig bleibt. Ihre Interessen stehen also hier direkt den Interessen der schweren Industrie entgegen, welche die Verteurung der Lebensmittel leichter ertragen kann, da sie infolge ihres Paktes mit den Agrariern einen hinreichenden Ausgleich in den zu ihren Gunsten wirkenden Schutzzöllen findet, die ihr oft sogar ermöglichen, an das Ausland zu billigeren Preisen zu liefern als an das Inland. Kein „Industrieller" kann in der Volksvertretung diese beiden Interessen gleichmäßig vertreten, jede Gruppe muß vielmehr umgekehrt, wenn sie folgerichtig denkt, darauf bedacht sein, die andere nach Möglichkeit aus dem Parlament auszuschließen.

Auch in anderen *mehr in die Politik* übergreifenden Fragen, wie Angestelltenversicherung, Arbeiterschutz, Schutz der Arbeitswilligen, Aufrechterhaltung des Koalitionsrechts, Konkurrenzklausel kann man eigentlich von einem einheitlichen Interesse und Wollen unserer ganzen Industrie nicht reden. Auch hier findet man, wenn man der Sache nachgeht, vielmehr eine Reihe sachlicher und noch mehr persönlicher unüberbrückbarer Gegensätze. Persönlicher deshalb, weil hier sofort zu Tage tritt, daß man auch den „Industriellen" im Leben wie in der parlamentarischen Vertretung nicht als den Industriellen an sich betrachten kann, sondern daß man auch in ihm einen Menschen mit einer Weltanschauung zu erblicken hat: ein rücksichtsloser Scharfmacher wird sich zu fast allen diesen Fragen anders stellen als ein innerlich liberaler Mann mit fortschrittlichem und sozialem Empfinden.

Daß vollends die *Interessen des Handels*, der offene Türen in der Welt braucht und auf die möglichst billige Einfuhr der Auslandsprodukte zu sehen hat, mit denen der hochschutzzöllnerischen Zweige der Industrie nicht identisch sein können, bedarf wohl keiner Ausführung.

Digitized by Google

Aber ganz abgesehen von diesen Schwierigkeiten machen auch die Mittel, die vorgeschlagen werden, nicht den Eindruck, als ob von ihnen eine wesentliche Abhilfe zu erhoffen wäre. Eine Ausnahme macht höchstens der Gedanke, die Zahl der gemischten Kommissionen zu vermehren, die, zusammengesetzt aus Parlamentariern einerseits und aus regierungsseitig ausgewählten Fachmännern andererseits, unter dem Vorsitz eines Regierungsvertreters sich, mit oder ohne Vernehmung von Sachverständigen, über bestimmte Fragen oder Fragenkomplexe zu äußern haben. Schließlich bleiben aber diese Beratungen doch nur Vorbereitungen für die spätere maßgebende parlamentarische Beratung und je mehr in diesen Kommissionen die Bedeutung der parlamentarischen Mitglieder zurücktritt, um so mehr wird man in der Volksvertretung geneigt sein, ihre Meinungsäußerungen eben als bloße Informationen oder gar als einseitige Interessentenkundgebungen zu betrachten.

Daß die Parlamente Kundgebungen dieser Art aber im allgemeinen mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstehen, kann man ihnen nach den Erfahrungen, die sie auf diesem Gebiet häufig zu machen genötigt sind, wirklich nicht verübeln. Dieselben lassen doch allzu häufig die gebotene Objektivität vermissen. Was soll es deshalb nützen, wenn man vorschlägt, die Abgeordneten sozusagen im Zwangsweg zum Studium und zu besserer Beachtung der Eingaben der Interessenten anzuhalten. Diese werden übrigens im Reichstag und in den anderen Parlamenten durchaus nicht so despektierlich behandelt, wie man jetzt zu behaupten versucht. Im Plenum müssen sie natürlich zurücktreten, aber in den Kommissionen schenken ihnen nicht nur die Berichterstatter, sondern die führenden Männer volle Beachtung, schon weil jeder möglichst viel Honig aus ihnen zu saugen sucht. Wenn sie in den Beratungen oft keine Rolle spielen und dadurch das Autorengefühl der Verfasser bisweilen gröblich verletzt wird, können daran auch die Eingaben selbst schuldig sein. Es kommt

Digitized by Google

wirklich etwas darauf an, von wem sie herrühren und was in ihnen steht. Jedenfalls aber helfen hier alle Vorschriften nichts. Wer sie nicht lesen oder nicht beachten will, läßt es eben bleiben; strafen kann man ihn dafür nicht. Viel nützen könnten gerade die fleißigsten Verfasser sich und anderen, wenn sie bedenken wollten, daß die Wirksamkeit der Abhandlungen meist im umgekehrten Verhältnis in ihrer Länge steht.

Auch die von anderen Seiten vorgeschlagene verstärkte persönliche Bearbeitung der Abgeordneten wird für die Regel kaum ein sehr wirksames Mittel sein. Manchmal haben die armen Abgeordneten schon jetzt das Gefühl, daß auf diesem Gebiet des Guten nicht zu wenig, sondern zu viel geschehe. Diese persönliche Bearbeitung durch Abgesandte oder Beauftragte der Interessenten ist nicht immer zu vermeiden, aber erfreulich ist sie für beide Teile nicht. Der Interessenvertreter, der für sich oder auch für Andere von Führer zu Führer, von einem Kommissionsmitglied zum andern wandelt, ißt ein saures Brot und auch die Beehrten bringen oft nur mit Mühe noch die nötige Geduld und Höflichkeit auf, wenn ihnen in Augenblicken der stärksten geschäftlichen Inanspruchnahme immer und immer wieder in aller Gründlichkeit auseinandergesetzt wird, was sie selbst schon längst wissen und bereits zur Bildung eines eigenen Urteils verwertet haben. Im übrigen kommt es auch hier wieder sehr auf die Personen an und auf den inneren Wert dessen, was sie zu sagen haben.

Alle diese und ähnliche Rezepte haben aber jedenfalls den Fehler, daß sie die Tätigkeit der Interessenten viel zu spät einsetzen lassen. Auch wird dabei nicht genügend beachtet, daß man die wirtschaftlichen Fragen nicht einzeln, sondern nur im Zusammenhang lösen kann und daß fast jede wirtschaftliche Frage auch eine politische Seite hat.

Wenn Handel und Industrie so lebhaft das Bedürfnis haben, ihre Einwirkung auf die Gesetzgebung zu vermehren, wäre es vielleicht das einfachste, sie würden einmal sehen, wie es andere Erwerbszweige machen. Ich möchte um keinen Preis behaupten,

Digitized by Google

daß die agrarischen Interessenvertreter unter Führung des Bundes der Landwirte auf diesem Gebiet vorbildlich seien, aber lernen können die anderen immerhin etwas von ihnen. Sie haben rechtzeitig erfaßt, daß man nicht erst anfangen darf, wenn die Parteien programmatisch oder durch Entschließungen im einzelnen Fall festgelegt sind, sondern im ersten Stadium, in dem sich eine Meinung in einer Partei zu bilden beginnt, also womöglich schon bei den ersten Vorbesprechungen zwischen den Einzelnen, jedenfalls in dem Zeitpunkt, in dem die offiziellen Organe der Partei, Zentralausschüsse, Generalversammlungen oder wie sie heißen mögen, zu den neu auftauchenden Fragen Stellung nehmen. Wenn sich erst einmal die Parlaments-Fraktionen besprechen und ihre Kommissionsmitglieder instruieren, kann es schon zu spät sein und wenn erst einmal die Kommissionen Beschlüsse gefaßt haben, ist es meist sehr schwer, noch eine Abänderung herbeizuführen. Eine wirksame Einwirkung in diesen ersten Abschnitten ist aber, da die Parteien selbstverständlich zu ihren Parteiberatungen keine Gegner oder politisch Indifferente beizuziehen, selbstverständlich nur Parteigenossen möglich.

Die Agrarier haben aber auch noch die Wahrnehmung gemacht, daß, was die Vertreter einer bestimmten wirtschaftlichen Richtung in den Beratungen ihrer eigenen politischen Partei vortragen, eine ganz andere Beachtung findet als was ein Dritter vorbringt. Ich möchte sogar glauben, daß der Respekt vor dem sachlichen Wissen der befreundeten Sachverständigen — und Interessenten pflegen sachverständig zu sein — in den Parteiberatungen eher zu groß als zu klein ist.

Die Konsequenz, die die Agrarier aus dieser ihrer Einsicht gezogen haben, braucht man ja nicht mitzumachen. Sie haben dieselbe schnöde mißbraucht, sie haben die konservative Partei als solche sozusagen ausgehöhlt und sie im Laufe der Jahre aus einer konservativen Partei mit agrarischem Einschlag in eine agrarische

Digitized by Google

Partei mit konservativem Einschlag verwandelt, sie haben die Auswahl der Kandidaten für das Zentrum und für die nationalliberale Partei allmählich so zu beeinflussen gewußt und ihre Vertreter auf den Vertrauensposten dieser Parteien haben ihre Parteiangehörigkeit so gut zu verwerten verstanden, daß auch diese Parteien allmählich als im wesentlichen agrarische angesprochen werden können. Diese Einseitigkeit ist vom Uebel. Man kann auch zweifeln, ob die Taktik der Angehörigen der schweren Industrie, die aus ähnlichen Erwägungen heraus in der nationalliberalen Partei sitzen bleiben, obwohl sie politisch ganz wo anders hingehören, gerade schön ist.

Aber eine Lehre könnten Handel und Industrie doch aus diesen Vorgängen ziehen, daß nämlich Derjenige, der seitens der Parteien und der Parlamente eine — nicht einseitige aber wenigstens — gerechte Berücksichtigung seiner Interessen beansprucht, das in zuverlässiger Weise nur dadurch erreichen kann, daß er, je seiner Weltanschauung entsprechend, sich am politischen Leben und speziell am Parteileben beteiligt, nicht aber dadurch, daß er sich vornehm außerhalb des politischen Betriebes stellt und nur, wenn ihm das Wasser an den Hals geht, von außen her seine Beschwerden und Ansprüche anmeldet. Noch jammern Handel und Industrie mit allem Recht z. B. über die Fahrkartensteuer, über die Heraufsetzung des Ortsportos, über den Scheckstempel — wäre dieses Bouquet verkehrsfeindlicher Maßnahmen möglich gewesen, wenn Handel und Industrie damals auch nur in der nationalliberalen Partei so vertreten gewesen wären, wie sie es hätten sein können?

Gewiß werden auch auf diesem Wege nicht alle Wünsche von Handel und Industrie erfüllt werden, die Mittelparteien, um die es sich im wesentlichen handeln wird, haben sich ja die Vertretung aller Interessen, nicht bloß der einseitigen einer einzelnen Erwerbsgruppe zur Aufgabe gesetzt, aber die politisch tätigen Kaufleute und Industriellen würden doch jahraus jahrein Gelegenheit haben, zur rechten Zeit und bei den maßgebenden Personen ausführlich

Digitized by Google

vorzutragen, was sie und ihre Berufsgenossen an Sorgen und Wünschen bewegt und wie sie sich die nötigen Aenderungen vorstellen. Sie werden aber auch als Mitarbeiter im politischen Leben und als Freunde dabei ein anderes Ohr finden, als wenn sie sich halb als Ankläger und halb als Bittsteller melden. Die immer wiederholte Behauptung, daß die großen und leistungsfähigen Gruppen des Handels und der Industrie nicht ein paar Dutzend Abgeordnete weiter sollten aufbringen können als jetzt und daß ihre Angehörigen bei gutem Willen es nicht ebenso sollten möglich machen können, sich regelmäßig am politischen Leben zu beteiligen und damit zugleich eine Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen, wie die Angehörigen anderer Berufszweige, bedeutet einen Mangel an Selbstvertrauen, der nicht rasch genug überwunden werden kann.

Wilson als Trustgegner

Von Dr. N. Hansen-Berlin

am for big business, but against trusts", dies ist der prinzipielle Standpunkt, den der Präsident Wilson heute einnimmt bei seiner Campagne gegen den Finanztrust in Wallstreet, gegen den sich seine Reformbestrebungen in allererster Linie richten und der auch in seiner am 20. Januar 1914 verlesenen Anti-Trustbotschaft aufs Deutlichste spricht. Um nun zu verstehen, wie Wilson seine bereits telegraphisch in der Presse mitgeteilten Hauptforderungen zur Beseitigung der Trusts begründet, ist es lohnend, auf die letzten programmatischen Darlegungen des Präsidenten zurückzugreifen, die er in der Zeitschrift „The Worlds Work" in einer vielbeachteten Artikelserie mit dem Titel: „The new Frudom" gemacht hat. Vor allem ist es der Aufsatz: Monopoly or opportu nity?" gewesen, der Ende 1913 große Beachtung gefunden hat,

Digitized by Google

weil er die Gründe eingehend bespricht, weshalb Wilson jetzt den Kampf gegen die Trusts mit solcher Energie aufnimmt. So bequem, wie es sich Roosevelt in seiner seichten Art machte, indem er einfach von guten und schlechten Trusts sprach, von denen demnach nur die erstere Art die Förderung der Regierung verdiente, macht es sich Wilson keineswegs. Nach Wilsons Ansicht sind große Unternehmungen zweifellos bis zu einem hohen Grade notwendig und natürlich. Die Entwicklung von Unternehmungen großen und größten Stiles, wobei eine ganze Anzahl Kombinationen vorkommen können, ist unvermeidlich und wünschenswert. Jedoch ist ihre Entwicklung durchaus verschieden von derjenigen der Trusts, weil eben die Trusts keine eigentliche Entwicklung haben. Sie sind vielmehr künstlich ins Leben getreten und sind Geistesprodukte von Männern, welche planvoll vorgegangen sind gegen schwächere Konkurrenten, die sie mit Hilfe ihrer Kapitalistenmacht aus dem Felde gedrängt haben. Die Trusts sind außerdem nicht Produkte der anfänglichen Industrieentwicklung in den Vereinigten Staaten, als in der aufstrebenden Nation der freie Wettbewerb den Reichtum schuf und die finanzielle Basis der Trusts legte. Sie gehören vielmehr dem letzten Teile der nordamerikanischen Entwicklungsperiode an, als man wußte, was man wollte und als man auch verstand, die Wünsche mit Hilfe der Regierung zu erfüllen.

Die Macht des heutigen Systems der nordamerikanischen Privatmonopole beruht nach Wilsons Auffassung in erster Linie *auf der Monopolisierung der großen Kredite*. Solange wie dieses Kreditmonopol besteht, ist in den Vereinigten Staaten der Weg versperrt für die frühere Vielseitigkeit der Betätigung, für die Entfaltung individueller Tüchtigkeit und Initiative. Die Vereinigten Staaten als große industrielle Nation stehen unter der Herrschaft eines privaten Kreditmonopols, des Monopoltrusts in Wallstreet. Von ihm hängt im höchsten Maße das Blühen und Gedeihen der Nation ab und die ganze Tätigkeit und Entfaltung liegt in den Händen ganz weniger Männer, *die über die ökonomische Freiheit des Landes*

Digitized by Google

bestimmen können. Der Money trust ist ein Kreditmonopol, das tatsächlich existiert und kein Phantasiegebilde. Zwar ist er kein Trust im eigentlichen Sinne, auch lassen sich seine Wirkungen nicht täglich feststellen. Aber es gibt viele tüchtige Männer, die durch ihn ausgepreßt, bezw. an die Wand gedrückt sind, weil Wallstreet sie als unbequem empfand und ihren Wettbewerb nicht wollte. So haben die Machthaber der Wallstreet die gesamten Märkte in ihre Hände bekommen und können über die Wohlfahrt und das wirtschaftliche Gedeihen nach Gutdünken entscheiden, denn die Situation ist ja so, daß die wenigen Wallstreet Männer die Wasserkräfte, Eisenbahnen, Bergwerke, Industrie-Unternehmen in einer „community of interests," und durch eine Laokoongruppe, bestehend aus vielen Direktoren und Aufsichtsräten eines Finanzkonzerns beherrschen und neben den Preisen und Tarifen 2c. die großen Kredite im Lande kontrollieren.

Die Organisation der Unternehmungen ist heute ja tatsächlich viel weiter in der Centralisation gediehen, als die politische Organisation in den Vereinigten Staaten. Bedecken doch einzelne Trustunternehmungen größere Flächen als einzelne Staaten umfassen und ihre Macht und Einfluß ist finanziell und auch auf die Haltung von Gemeinden, Städten, großen Menschenmassen 2c. so stark, daß ihr eigentlicher Rivale nur noch die Washingtoner Regierung ist. Es ist klar, daß Wilsons Gegnerschaft gegen die Trusts und speziell den Money trust in Wallstreet, kein leichtes Unternehmen ist. Erst als die Amerikaner anfingen, die wirtschaftliche Organisation ihres Landes kritisch zu prüfen, haben sie einsehen gelernt, wie die Privatmonopole mehr Schaden als Nutzen gestiftet haben. Der Präsident Wilson ist dabei bekanntlich einer der wichtigsten Vorkämpfer gegen die Trusts schon auf dem Katheder gewesen. Er selbst gibt zwar zu, daß z. B. in dem Morgantrust das potenzierteste an Menschenkraft organisiert ist. Aber dennoch bekämpft er das System wegen seiner monopolistischen Schäden, denn es gilt für ihn in erster

Digitized by Google

Linie eine Gesundung und Befreiung des nordamerikanischen Geschäftslebens herbeizuführen, indem er die Möglichkeiten der Vertrustung beschränkt und der freien Entfaltung der geistigen und wirtschaftlichen Kräfte die Wege ebnet. Es gibt für Wilson eine größere „community of interests", als sie in den Trusts konzentriert ist, das sind die Interessen aller Nordamerikaner, die bei dem herrschenden Privatmonopolsystem zu kurz kommen. Wilson ist nicht eifersüchtig, wenn ein Unternehmen sich zu großem Umfange entwickelt hat, jedoch muß die Leistungsfähigkeit, die kaufmännische Begabung, die natürliche Intelligenz und die Fähigkeit, eigene Ideen zu fassen und in die Tat umzusetzen, den Ausschlag geben und nicht das Kommando über die großen Kredite.

In der jetzigen Generation von Newyorker Bankiers und Finanziers gibt es allerdings wenig Söhne, die ihren Vätern, den Schöpfern des Kreditmonopols, die Hand reichen können und eine Anzahl von ihnen hat es auch nie versucht. Das bedeutet allerdings unter der Aera Wilson auf die Dauer wohl eine Niederlage des Privatmonopols und den Sieg der freien Konkurrenz in den Vereinigten Staaten.

Einige Napoleone der nordamerikanischen Finanzwelt haben sich in den ersten Januarwochen 1914 aus einer ganzen Anzahl Gesellschaften zurückgezogen. Der Chef des Bankhauses J. P. Morgan & Co. hat allein von 18 Transport- und Industriegesellschaften seine Aufsichtsratsposten abgegeben und die drei übrigen Teilhaber der Firma haben in 27 weiteren Gesellschaften auf ihre Aufsichtsrats- und Direktorenposten verzichtet. Auch die ehemalige rechte Hand des alten Morgan, George F. Baker, ein ähnlich einflußreicher Mann wie J. P. Morgan jr. hat durch eine Erklärung auf die Frage, ob er auf seine ca. 20 Aufsichtsratsposten Verzicht leisten wolle, bejahend geantwortet und an dem Tage, wo er dies erklärte, den ganzen Handel an der Newyorker Börse zum Stillstand gebracht. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so dürfte das bisher von dem allmächtigen Money trust in Wallstreet gegebene Beispiel auch bald von den übrigen führenden Finanzhäusern der Vereinigten Staaten befolgt werden.

Digitized by Google

Wilde im Zuchthaus zu Reading

Von Hermann Koch (Wien)

s ist, als würde die Zeit hier im Zuchthaus in immer gleichen Tropfen, mit immer demselben einförmigen Geräusch auf den Kopf des Sträfling niederklatschen, Tag für Tag, bis sie ihn ausgehöhlt hat", sprach Wilde vor sich hin, während er mit wütendem Zielbewußtsein eine Zinnschüssel polierte. Doch aller Glanz, den er ihr entlockte, stellte ihn nicht zufrieden, so war sein Gefühl dem ähnlich, das ihn erfüllte, wenn er einst einen schwierigen Reim nicht fand.

Als sich ein Schlüssel im Schloß drehte, fuhr Wilde empor. Es war der Wärter, der neue Stricke brachte, die zu Werg zerzupft werden mußten. Zwangsarbeit! Unwillkürlich zog Wilde die Hände an sich und betrachtete die Fingerspitzen. Wie rissig waren sie! Blutig unterlaufen und die Nägel verletzt und häßlich. Er betrachtete sie einige Zeit mit unterdrücktem Ekel, dann streckte er diese mißbrauchten Hände zur Decke, als wollte er Zeugen seiner schmachvollsten Erniedrigung suchen.

Die Eisentüre war ein wenig offen geblieben und herein ertönte Weinen, Heulen und kreischende Angstschreie aus der überanstrengten Kehle eines Kindes.

Wilde sah den Wärter fragend an.

„Man hat ihn heute wegen Vagabundage eingesteckt. Er ist ganze zehn Jahre alt, der Knirps. Es ist ein Elend ..."

Wilde preßte die Lippen aufeinander und schritt einige Minuten auf und nieder, dann wandte er sich hastig an den Wärter:

„Wie ist der neue Direktor Major Nelson? Was halten Sie von ihm? Ich habe um Schreibzeug angesucht, werde ich es bekommen?"

Digitized by Google

„O er sieht besser aus, als Major Isacson ..." Damit ergriff der Wärter das Geschirr und verließ die Zelle, deren Türe er hinter sich verschloß.

Oskar Wilde durchmaß wieder den engen Kerkerraum. Von einer grau-schmutzigen, bekritzelten Wand zur anderen waren drei Schritte, in der Diagonale drei und ein halber. Wieviel mochte der große Saal seiner einstigen Wohnung in der Titestraße messen, oder das Bibliothekszimmer, oder der Spielraum ...

Ihm fielen die Worte aus der „Divina comedia" ein: „Nessun dolor maggiore ..." Sicher: Kein größerer Schmerz im Unglück, als die Erinnerung an Tage des Glücks. Das aber war ebenso gewiß, daß er diesen Schmerz liebte und liebkoste, daß er ihn eifersüchtig bewachte, ihm Nahrung gab und groß zog. Jeder hier im Reading-Gaol hat sein Leid, aber seines, fühlte er, war das größte, schönste, war wie eine blutigrote Orchidee, die ihn, indem sie wuchs, würgte und aussog.

Wilde sah dem Wirken des Intellekts gerne zu, beobachtete mit der Spannung eines Gelehrten, wie jeder Eindruck, jedes Gefühl, jeder Impuls, die stärksten und mächtigsten Triebe von diesem Intellekt geordnet und im Sinne tiefsinniger ethischer und ästhetischer Erwägungen gedeutet und abgeändert wurden. Er ahnte, daß darin auch die Tragik seines Lebens bestand, daß er immerzu vor dem Spiegel der Selbstreflexion stand, sich vor diesem äußerlich und innerlich glättete und putzte, und etwa sorgfältig erwog, ob nicht zu der Frisur und Miene, die er gerade trug, am Besten auch uranische Erotik kleidete.

Er litt hier im Zuchthaus, aber er *sah* sich leiden und fand sich nicht ohne Behagen in die Rolle eines kritischen Zuschauers seiner eigenen „Lebenstragödie." Mit echtem Betrachtervergnügen sah er in sich den Helden einer wunderlich komischen Tragödie, die Gott nach Shakespeares Beispiel komponiert hatte. Nur, das Stück dauerte viel zu lange. Zwei Akte erst waren vorbei, der dritte zur Hälfte gespielt und zwei mußten noch kommen. Darum wäre Kürzen und Streichen ernstlich zu empfehlen. Nament-

Digitized by Google

lich dieser ewigwährende dritte Akt, der im Grunde nur aus einem einzigen Monolog des Helden bestand, war ohne Striche undenkbar! Auch die Verteilung der Personen im Spiel hätte er besser getroffen. Gott hätte sich auch den „Idealen Gatten" zum Vorbild nehmen sollen! Soviele Personen, die sich in hohem Maße seine Sympathie erworben hatten, sollten garnicht mehr auftreten. Doktor Wilde zum Beispiel, dieser große Gelehrte Dublins, den man den unsaubersten Mann Irlands hieß, und der es erleben mußte, der Vater des größten Dandys seiner Zeit zu werden. Und die Mutter, Lady Speranza, die Freiheitssängerin, jene verrückt-gescheite Frau. Alle hätten sie noch leben und an der wahrscheinlichen Apotheose des letzten Aktes teilnehmen können.

Wirklich amüsant waren die Szenenbilder der einleitenden Akte: hier war alles Interesse geschickt auf ihn konzentriert worden. Wie amüsant war doch der Auftritt in Straßen Londons. Der junge verspottete Aesthet mit einer großen Sonnenblume und einem leuchtenden Sammtrock zieht einen Schweif johlender Straßenjungen mit sich, unter welchen man viele Kritikusse bemerkt, die selbstzufrieden dem Dichter eine lange Nase drehen und die Zunge aus dem Munde strecken.

Nicht übel waren auch die Szenen des Reichtums und des Ruhmes. Er konstruierte die Regiebemerkung: Ein hoher, aristokratischer Raum. Im Flimmerglanz eines goldenen Kronleuchters drängt sich eine illustre Gesellschaft, die schon in ihrer Haltung die dekorativ-sinnige Zusammensetzung aus Fürsten, Edelleuten, Künstlern und vornehmen Flaneuren offenbart. Da tritt Oskar Wilde auf. Er wirft ein funkelndes Bonmot in die Menge und das Bild ändert sich. Jedes Wort, das gesprochen wird, jedes Lächeln, das auf die Lippen seiner Gäste tritt, gilt ihm. Wie ein magnetischer Pol zieht er alle Grazie, zieht er den Geist der Menschen an sich ..."

Er war auch alle Bewunderung wert. Jeder Zoll repräsentierte eine Summe, der Kopf das Vermögen eines Nabobs. Sein glänzendes Seidenhaar war nach einer Büste Neros geordnet,

Digitized by Google

seine Krawatte war ein Meisterwerk, seine grüne Nelke im Knopfloch ein strahlender Talisman. Sein blendender Witz faszinierte ...

Welch ein entzückender Einfall, bei der Premiere seines Stückes mit einer brennenden Zigarette vor das beifalljauchzende Publikum zu treten, um monchalant zu bemerken: „Es freut mich, daß Sie, mein verehrtes Publikum, einem Werke zujubeln, das ich selbst so sehr bewundere ..."

Und nun ein Knalleffekt: Aus Oskar Wilde wird C 3.3., aus einem glänzenden Namen eine fatale Nummer.

Er setzte sich hin und nahm sein Arbeitspensum in Angriff: der dritte Akt sollte doch den aktiven Held als passiven Dulder zeigen ... Mit dem Zeug war heute schwer etwas anzufangen, das waren keine Seile mehr, sondern geflochtenes Holz. Und er *wollte* arbeiten. Er, der die Arbeit haßte, weil sie den Menschen verkrüppelt, verbildet, unschön macht, er, der die „kultivierte Faulheit" über alles liebte, wußte sich als Sträfling nur eine Annehmlichkeit: die Arbeit. Was denn sollte er tun? Woran sich klammern, wenn nicht an die Stricke, die er zerzupfen mußte, bis die Finger bluteten. Nur eines daran war entsetzlich, daß bei dieser Arbeit nicht auch die Gedanken starben und verkümmerten. Daß immer neue kamen! O diese Gedanken, die im Gefängnis auf Menschen lauern! Er fürchtete und hoffte einmal zugleich, daß sie ihn wahnsinnig machen könnten ... Kein Zweifel, diese langatmigen Monologe hätten vermieden werden müssen. Immer dasselbe! ...

Eine Stunde im Tage die Sonne, dreiundzwanzig Stunden Dämmerung und Nacht. Doch Nächte, die nicht zum Schlafen sind. Furchtbare Nächte, die man schlaflos auf der Folter einer Lattenpritsche verbringt und das Gehirn von Gedanken erfüllt ist, die zur Tollwut führen, die rasend machen. Gedanken, die Verzweiflungsschreie durch die Kehle preßt, immerfort, bis sie wund ist. Solange weinen, schluchzen, bis ein dämmernder Schlaf Lohn bringt, oder — neue Albe. Tausendmal fährt man nicht selten auf, sinkt wieder hin, bis man freudig die kalte Morgendämmerung begrüßt, die doch nur neue Pein und endloses Schweigen kündet.

Digitized by Google

Wie schön ist diese eine Stunde, in jener Tageszeit, da er einst mit der Sonnenblume durch die Straßen flanierte, nun die Hände auf den Rücken eines alten Strolches rund um den engen Gefängnishof trottet. Welch Glücksgefühl, Menschen zu sehen, zu fühlen. Und jede Disziplinarstrafe nimmt man in Kauf, um sie auch hören zu können. Allmählich hatte sich zwischen ihm und den Sträflingen eine gewisse Distanzsympathie eingestellt. Er fand jeden Verbrecher, jeden Dieb und Mörder besser, als die Kreaturen, die draußen frei umherliefen und sorgfältig nur jene Schurkereien verübten, auf die keine Strafe steht. Die Sträflinge aber liebten ihn, nachdem die anfängliche Scheu und das natürliche Mißtrauen wich, weil es ihnen wohltat, daß Wilde, der Exklusive, wie jeder andere Verbrecher behandelt wurde. Diese Nivellierung erhöhte sie und dafür waren sie ihm fast dankbar, zeigten Mitgefühl, unternahmen es ihn zu trösten und zu erheitern. Wilde suchte diesen Momenten einen tieferen Sinn zu leihen, wie er wußte, einen literarischen ... Es machte ihm Vergnügen, das Gefängnisleben psychologisch-ethisch zu werten und er kam zu dem wohlverwertbaren Resultat, daß das Zuchthaus den Menschen vermöge jener Summen von Qualen und Leiden, deren Existenz sonst absurd wäre, kläre ... Und so nahm er an, daß dieses fürchterliche Schicksal ihn künstlerisch befruchten, und — die Schürzung des dramatischen Knotens in seiner tragischen Posse bedeuten müsse. Die eine Szene, da bei der Ueberführung von Wandworth hierher nach Reading am Bahnhof einem grausam-wüsten Pöbel, der seine Qual und Not verhöhnte, am Pranger stand, stellte er sich als Angelpunkt des vierten und fünften unbekannten Aktes vor. Und ähnlichen Sinn gab er jedem weiteren Unglück, das die dicken Gefängnismauern zu durchdringen wußte. Dem Tod der geliebten Mutter, dem Zusammenbruch seines Vermögens, dem bestialischeu Urteil, das ihn seiner Kinder beraubte ... Zweifellos — er beobachtete, daß er dies alles mit leiser Ironie dachte — war all dies Unglück etwas unendlich Wichtiges für die Entfaltung seines Wesens, für das Reifen seiner Kunst. Und deshalb be-

Digitized by Google

dauerte er nicht, daß er die Flucht unterließ, die alle erwarteten, auch die Behörden, die ihn gegen Kaution auf freien Fuß ließen. Nein, er floh nicht und trat zum zweitenmal vor seine Richter, hörte aufrecht den Schuld- und Urteilspruch: Zwei Jahre Zuchthaus!

Freude, Glück, Lust und Macht hatte er erlebt, ihn mußte es nach deren Widerspiel gelüsten. „Du nennst es sicher Ritterlichkeit und es ist doch wieder nur Pose", meinte einer seiner Freunde. Wahrhaftig, er, Oskar Wilde, konnte nicht anders. Immer mußte das, was er tat, in seinem Wesen begründet sein. Auch Lord Queensberry zitierte er vor das Gericht, als er seinen Schmähungen nicht mehr ausweichen konnte und es war doch nicht schwer, den Ausgang des Prozesses zu erraten, den Freispruch des Beleidigers und seine eigene Vernichtung.

Nein, er rechtete nicht mit dem Urteil und nicht mit denen, die es sprachen. Jeder Verurteilte steht unter der Suggestion der ihn richtenden Gesellschaft! Er wollte keinen Groll kennen und am wenigsten jene Art Groll, die zur Selbstvernichtung treibt. Oft sah er sich der Möglichkeit gegenüber, sich zu töten. Aber er blieb und wich dem Leid und der Qual nicht, nicht der Lösung all der Aufgaben, die ihn noch erwarteten. Viel hatte er noch zu arbeiten, viel noch fertigzustellen. Er hatte den Beweis zu liefern, daß er noch imstande blieb, Kunstwerke zu schaffen.

Man sagt oft, daß die Gefängnisluft eine Treibhausluft für gute Vorsätze und große Pläne sei, die in der kalten Luft der Freiheit jämmerlich erfrieren. Man sagt und sucht zahlenmäßig zu beweisen, daß es kaum einen wahrnehmbaren Prozentsatz von Sträflingen gibt, denen es gelingt, ihr Leben der Arbeit dort fortzusetzen, wo das Geschick und die menschlichen Richter eingriffen.

Sollte er dies am eigenen Leib erfahren? War dies das Ende, daß er als unstäter, verfluchter Schatten seiner selbst für den Rest seines Lebens umherirren soll. Ein Auferstandener, ein Revenant, eine lebende Anklage, ein zweiter „Melmoth der Wanderer!" Soll dies das Ende jenes Oskar Wilde sein, der so glühend die Freude

Digitized by Google

liebte und prunkende Feste lachenden Schmarotzern gab, um mit ihnen zu lachen. Nein, nein ... Er wußte ja ganz gut, daß es anders kommen wird.

Im Mai wird er Reading verlassen. Im Mai! Ein hübsches Omen! Er wird das junge, helle Grün der aufflackernden Natur schauen, die Gärten werden ihm tausend leuchtende Farben entgegenstrahlen, ein warmer Wind wird ihn mit dem Duft erblühten Flieders umspülen ...

Vor dem Zuchthause werden eine Freunde warten. Wer wird da sein? Robbie Roß sicher, wohl auch Robert Sherard, More Adbey. Sie werden ihm Geld bringen und Kleider.

Am liebsten würde er einen Monat mit ihnen verleben, in London vielleicht ... Und dann ans Meer ziehen ... In irgend einem Fischerort am Meer der Natur leben und aus ihr neue Kräfte schöpfen ... Oder eines jener grauen, wundervoll traurigen Häuser von Brügge bewohnen ... Häuser, die sich in grünem, totem Wasser spiegeln, in melancholischen Kanälen, in welchen weiße, würdige Schwäne ernste, gemessene Kreise ziehen ... Oder noch weiter, nach Tunis, nach Algier ... In die Wüste, zwischen Himmel und endlosen Sandwüsten ... Oder ans tote Meer ... und immer weiter nach Osten, nach Indien, nach China, nach Japan ... So oft er Holzschnitte von Hukusei, Sharaku in die Hand bekam, träumte er sich hin, in dieses Land glücklicher Schönheit. Eben nur leben wollte er, leben mit einem Ziel vor Augen: Lust und Schönheit! Von ihm sollten sie nicht sagen, sie hätten ihn gebrochen. Weiter wollte er der Individualist bleiben, der er war. Jenem absurden Kompromiß zwischen Willen des Einzelnen und dem konstruierten, immaginären Ziel der Gesamtheit, dem sie so schöne Namen gaben, Zivilisation, soziale Kultur nennen, dem wollte er sich niemals unterwerfen ...

Wilde runzelte die Stirne, stand auf, denn er hörte den Wärter kommen. Wieder schloß der die Türe auf, trat ein und hielt Wilde mit strahlendem Antlitz ein komplettes Schreibzeug entgegen.

Digitized by Google

„Nun sehen Sie, sagt ich nicht! Major Nelson ist ein verständiger Mensch!"

Wilde wahrte seine Würde, doch war seine Freude so groß, daß er den Wärter hätte umarmen können. Schreiben, wann immer er wollte.

Das Schloß schnappte zweimal ein, er war allein. Er fühlte den Zwang einen Freudentanz aufzuführen und er gehorchte dem Impulse... Dann musterte er das Gebrachte. Ein wenig Rost und Schmutz haftete daran, aber er stieß sich nicht an Kleinigkeiten.

Und da er das Glück hatte, unter seinen Sachen Papier zu finden, begann er sofort zu schreiben. Er tauchte die Feder ein und bedeckte einen ganzen Bogen mit Strichen und Schnörkeln. Dann nahm er das Alphabet in Angriff und schrieb sogar einzelne Worte: Oskar Wilde, C 3.3., Oskar Wilde, C 3.3....

Doch ernst sein! Er nahm einen neuen Bogen, sann nach und begann einen Brief zu schreiben. Einen Brief an Alfred Douglas, dem Sohn Lord Queensberry, dem Gefährten auf seinen Wegen der Lust und Laster. Es sollte eine kleine Abrechnung werden!

„Mein lieber Alfred..." begann er und überlegte, daß er seine Stimme werde laut erheben müssen, denn was er an die Welt schrieb, k a m a u s d e m G r a b e...

Zu Sebastian Sailer's 200. Geburtstag

(12. Februar 1914)

Von Dr. Owlglaß

Aus der Einleitung zu den „Biblischen und weltlichen Komödien des hochwürdigen Herrn Seb. Sailer, weiland Kapitulars im Kloster zu Obermarchthal", neu herausgegeben von Dr. Owlglaß (München, A. Langen).

Wenn die Rede auf den Dichter und Pfarrherrn Sebastian Sailer kommt, kann es wohl passieren, daß er mit seinem Namensvetter, dem im Geruch des Rationalismus stehenden aufklärerischen Theologen Johann Michael Sailer (geboren 1751) verwechselt wird, der, durch die Jesuiten von seiner Professur in Dillingen wegintriguiert, später Bischof in Regensburg wurde und, von Görres hochgeschätzt, im Jahre 1832 starb.

Digitized by Google

Die Konversationslexika kennen Sebastian Sailer nicht; die Literaturgeschichten verschweigen fast alle seinen Namen; nur in Spezialwerken aus der engeren Heimat kommt er zu seinem Recht und gilt als der eigentliche Vater der schwäbischen Dialektdichtung.

Wie erklärt sich das? Liegt es an der Unzulänglichkeit des Mannes? Oder daran, daß ihn nur kleine württembergische Verlage an die Oeffentlichkeit gebracht haben? Oder an der Wahl seiner Stoffe? Oder an der von ihm benutzten, scheinbar nicht so ohne weiteres zugänglichen Mundart?

Wer an Sailer herantritt, wird zunächst, wenn er nicht von allen guten Sprachgeistern verlassen ist, erleben, daß er sich in dem krausen Dialekt verhältnismäßig bald zurechtfindet. Er wird schon nach wenigen Seiten, die er z. B. in der „Schöpfung" liest, überrascht sein von der keck-originellen Art, wie der Dichter seinen Vorwurf anpackt, von der Beweglichkeit und Drolligkeit seiner Phantasie, von der rhythmischen Meisterung der Sprache, von dem bald derb zugreifenden, bald unbefangen-spielerischen Humor, der Gottvater vermenschlicht, verschwäbelt, und ihm dabei doch seine göttliche Würde läßt, von der erstaunlichen Lebendigkeit, mit der die Gestalten und Situationen gesehen sind. Wenn er dann weiter blättert und etwa die „heiligen drei Könige" oder eine der Bauernkomödien vornimmt, wird er finden, daß Sailer nicht bloß im Burlesk-Phantastischen zuhaus ist, sondern ebenso gut und höchst unsentimental mit breiten Beinen auf dem nahrhaften Boden der Wirklichkeit steht, seine oberschwäbischen Bauern bis in die letzten Falten hinein kennt und kapiert und sie mit nicht alltäglicher künstlerischer Kraft darzustellen weiß, am besten vielleicht da, wo er ihnen morgenländische Fürstenmäntel um die derben Knochen hängt.

Bedarf es noch besonderer Kronzeugen?

Mörike zitiert einmal in einem Brief mit hellem Behagen den Anfang der „Schöpfung", und von Goethe wird berichtet, daß er sich an Einzelheiten aus dem „Fall Luzifers" höchlich ergötzt habe. Ja der Tübinger Germanist Hermann Fischer, der den Dieterskircher Pfarrer durchaus nicht kritiklos passieren läßt, versetzt ihn wegen der eben genannten beiden Stücke in die Vetternschaft des Aristophanes (worin ihm übrigens die Hallische Literatur-Zeitung schon anno 1820 vorangegangen ist) und sagt, es fänden sich da „gerade genug Stellen, welche des alten Attikers vollkommen würdig" seien.

Wilhelm Schussen schießt wirklich nicht übers Ziel hinaus, wenn er meint: „Man hat Gerhart Hauptmann zuliebe schlesisch, Fritz Reuter zuliebe plattdeutsch und Ludwig Thoma zuliebe oberbayerisch gelernt: man müßte diesem prachtvollen Sailer zuliebe auch oberschwäbisch lernen können."

* * *

Digitized by Google

Der ersten Sammlung der Sailerschen „Schriften im schwäbischen Dialekte", die Sixt Bachmann im Jahre 1819 bei Dionis Kuen in Buchau am Federsee herausgegeben hat, ist eine Biographie des Dichters vorangestellt, die wir hier (gekürzt) wiedergeben, einmal um ihres menschlich-warmen, anheimelnden Tones willen, und dann auch, weil Bachmann, ein jüngerer Ordensgenosse Sailers, diesen noch persönlich gekannt hatte. Ein paar Anmerkungen mögen das Bild ergänzen und abrunden.

„Sebastian Sailer, geboren zu Weißenhorn im Jahr 1714, des Prämonstratenser Ordens Kapitular in Obermarchtall, war zu seiner Zeit einer der berühmtesten Männer in Schwaben. Er las die griechischen Klassiker, die besten französischen und italienischen Werke im Originale; er war in den orientalischen Sprachen nicht unbewandert, und im Spanischen hatte er es ziemlich weit gebracht. Er stand mit vielen gelehrten Männern des In- und Auslandes im Briefwechsel, und man fand nach seinem Tode eine große Menge Briefe, die in allen Sprachen, derer er mächtig war, an ihn geschrieben waren. Nur Schade, daß sie nach und nach gänzlich zerstreut wurden, denn viele derselben würden gewiß des Aufbehaltens werth gewesen seyn.

Er machte sich berühmt durch mehrere deutsche und lateinische Schriften, die er dem Drucke überließ. Besonders aber kam er in einen ausgebreiteten Ruf als Kanzelredner. Sein treues Gedächtnis, seine reine Aussprache, seine große Statur, sein männlich heiteres Aussehen und sein ganz einnehmender Vortrag bildeten ihn in der Tat zu einem großen Redner. Es ist wohl in Schwaben fast keine berühmte Kanzel zu finden, die er nicht betrat. In Franken und Mähren, in der Schweiz und im Allgay ertönte seine Rednerstimme. Sogar nach Wien in Oesterreich wurde er von der Hochlöblichen schwäbischen Landesgenossenschaft berufen, da dieselbe ihr jährliches Gedächtnisfest in der kaiserlichen Hofkirche am 12. Heumonat 1767 feyerlich begieng, und er als Redner den heiligen Ulrich als das Urbild eines weisen Schwaben vorstellte. Diese Gesellschaft überreichte ihm zum Andenken eine kostbare Dose, worauf nebst seinem Namen mit eingelegten goldenen Buchstaben zu lesen war: ciceroni suevico.

Doch genug von diesem Manne als Redner.

Ich betrachte ihn jetzt von einer andern Seite, nämlich von seiner heitern Laune. Er war der angenehmste Gesellschafter: bei jedem Gegenstande fehlte es ihm nie an sogenannten Bonmots. Muntere und scherzhafte Einfälle standen ihm immer zu Gebot. Er sprach aus dem Stegreife die schönsten Verse her, besonders in lateinischer Sprache. Die Regeln der damaligen deutschen Sprache waren ihm ganz eigen; aber daneben konnte er sich im schwäbischen Dialekte so stark und genau ausdrücken, daß ihn der derbste schwäbische Bauer nicht über-

Digitized by Google

traf. Wenn ihn diese Laune anwandelte, setzte er sich hin, und brachte die drolligsten Stücke in der Bauernsprache zu Papier...

Die Schöpfung usw., das erste der hierin enthaltenen Stücke, pflegte der Verfasser ganz allein aufzuführen, indem er nur eine Geige in der Hand hielt und sich zu den Arien — die er nach eigener Komposition sang — akkompagnierte, den übrigen Text aber deklamierte. Bei einer solchen Produktion, die Sailer in den zahlreichsten Gesellschaften und an verschiedenen Orten vornahm, mußte sich auch das finsterste und unfreundlichste Gesicht aufheitern. Doch, da die Geschichte aus der Bibel ihr Entstehen hat, so gab es hie und da überkluge Krittler, die dem Verfasser Mißbrauch der göttlichen Dinge aufbürden wollten. Ja die Sache wurde ernsthafter und diese geäußerten Kritiken kamen bis zu den Ohren Sr. Eminenz des Herrn Kardinals und konstanzischen Bischofs von Rodt. Nachdem aber gedachter Kirchenprälat das Manuskript gelesen und vom Verfasser selbst dieses Stück aufführen gesehen hatte, wurde es nicht nur mit dem größten Beifalle aufgenommen, sondern auch die darüber geäußerten Kritiken als schief und unklug erklärt, weil Sailer ja in seinem lateinischen Prolog zureichend dem Zuhörer den Gesichtspunkt zeigt, aus welchem die Sache betrachtet werden müsse...

In seinen letzten Lebensjahren lähmte ihm ein Schlagfluß die rechte Seite und man nahm ihn von seiner Pfarrey ins Kloster, wo er sich anfangs wieder etwas zu erholen schien. Aber der vorige Anfall kam öfter; doch selbst an seinem Sterbetage hatte ihn seine gute Laune nicht ganz verlassen. Ich war noch vor dem Mittagessen bei ihm im Zimmer. Er sagte ganz heiter, daß er nicht lange mehr leben werde und zum letzten Abdruck ganz vorbereitet sei. „Wann ich gestorben bin" sprach er lachend, „so legt mich halt auch zu meinen Mitbrüdern in die Gruft, und dort will ich einem jeden — heiß er, wie er wolle — in die Wette liegen bleiben". Ich verließ ihn und nach einer halben Stunde machte ein neuer Anfall seinem Leben ein Ende am 7. März 1777 im dreiundsechzigsten Jahre seines Alters."

* * *

Zu Sailers Lebzeiten ist von seinen dramatischen Werken und Monologen bloß eines gedruckt worden, die „Besten Gesinnungen schwäbischer Herzen", und das wohl auch nur, weil es sozusagen repräsentativen Charakter hatte.

Literarischen Ehrgeiz auf dem poetischen Sondergebiet scheint Sailer nicht besessen zu haben. Ihm waren die Komödien und verwandten Stücke einfach Allotria, bei guter Gelegenheit ins fröhliche Licht des Tages gestellt, und er kümmerte sich nicht viel darum, ob und wo sie bleiben würden.

Nach seinem Tode wurde, aus herumvagierenden Abschriften und Abschriften von Abschriften, dies und jenes Opus zum Druck gebracht, aber, wie Bachmann

Digitized by Google

sagt, „so verdorben und fehlerhaft, daß sie ganz von ihrer Originalität abwichen und kaum mehr kenntlich waren: denn da die mehresten Abschreiber sich mit der Sache allein begnügten, verlor sich der schwäbische Dialekt fast gänzlich, welcher doch die Hauptsache dabey seyn sollte."

Endlich, nachdem der Dichter bereits 42 Jahre lang in der Gruft zu Obermarchtal „jedem seiner Mitbrüder in die Wette" ausgeruht hatte, erschien die erste Gesamtausgabe, von der Bachmann gesteht: „Ich gab mir Mühe, diesen Stücken ihre Originalität wieder zu geben, obwohl ich selbst einsehe, daß ich nicht alles geleistet habe." Leider sagt er nicht, auf welches authentische handschriftliche Material er sich stützen konnte, ob er sich nicht vielleicht teilweise bloß auf sein Gedächtnis verlassen mußte, ob er bewußt oder halb bewußt wenigstens an der Form aus Eigenem ergänzt oder doch poliert hat. Das wird sich alles wohl kaum mehr feststellen lassen.

Ein Umstand, der neben anderen Bachmann zu seiner Sammlung veranlaßte, war der große Erfolg, den die 1803 erstmals erschienenen „Alemanischen Gedichte" J. P. Hebels gefunden hatten.

Da hat er sich denn allerdings verrechnet. Die allgemeine Wertschätzung, deren sich Hebel schon damals erfreuen durfte, entsprang zu einem nicht geringen Teil der Liebhaberei der Zeit für eine verklärende und romantisierende Darstellung kleiner, ländlicher Lebensverhältnisse. Und so was ist Sebastian Sailers Sache nicht, — ohne daß nun freilich sein Verleger Dionis Kuen recht hätte, der meint, Sailer habe eigentlich nur „die rohe Seite des schwäbischen Bauern geschildert", und der dann ein bißchen empfindsam frägt: „Sollten denn in einem truglosen, biederen Herzen nicht auch feinere, zärtlichere Gefühle liegen?"

Warum nicht? Aber jedes Ding an seinem Fleck.

Dafür durfte Bachmann eine andere Ueberraschung erleben: die Tübinger theologische Quartalsschrift erhob gegen das Buch den Vorwurf der „Gemeinheit." Nur gut, daß andere, auch katholisch-kirchliche Blätter, dem aufs lebhafteste widersprachen und den Nachweis erbrachten, daß dann viele mittelalterliche Mysterien, Fastnachts- und Mirakelspiele mit ihrem Nebeneinander von heiligen und sehr profanen Dingen, z. B. jene, an denen sich die hohen geistlichen Würdenträger beim Konzil zu Konstanz erbauten und ergötzten, um kein Haar anders zu bewerten wären.

In der Tat ist ja Sailer wohl durch derartige Spiele zu seinen eigenen biblischen Komödien gekommen; jedenfalls kannte er die Materie; anno 1775 ist bei Lentner in München ein Buch von ihm erschienen, „Geistliche Schaubühne des Leidens Jesu Christi, in Oratorien aufgeführt."

Es wäre verfehlt, sich in den Streit zu mengen, ob Sailer zum Josephinismus neigte oder ein treuer Sohn seiner Kirche war (woran ich für meine Person

Digitized by Google

nicht zweifle). Mit seinen künstlerischen Leistungen hat das so gut wie nichts zu tun.

Er war ein katholischer Priester vom guten alten Schlag, kernhaft, witzig, im Volk wurzelnd, mit dem Volk lebend und sorgend, aber auch mit ihm lachend und festend, — ein „klarer Spiegel" von Zeit und Menschen droben auf der weiten, rauhen oberschwäbischen Hochebene, wo man hart werken und frohnen mußte, wo man sich's aber an guten Tagen auch wieder geräuschvoll wohl sein ließ, wo der blaue Wall der Alpen den fernen Horizont begrenzt, und wo die vielen barocken Klosterkirchen stehen, an deren Altären, Kanzeln, Säulen und Emporen die himmlischen Heerscharen sich noch heute ebenso fröhlich herumtummeln wie in der Komödie vom „Fall Luzifers."

Das Weltbild des Euripides

Von Egon Friedell

Im allgemeinen lehrt uns die Geschichte im großen, was uns das tägliche Leben im kleinen lehrt: daß es nämlich für die Menschen sehr schwer ist, einander zu verstehen, weil jedes Individuum nichts anderes ist als die Verneinung aller übrigen Individuen. Daß Individualität Sünde ist, lehren daher nicht nur mehr oder minder deutlich alle bedeutenden Religionssysteme, sondern diese Erkenntnis geht hinunter bis in unsere modernen Staats- und Wirtschaftstheorien. Und daß jeder einzelne eine irrationale Größe ist, das zeigt uns das praktische Leben jeden Tag. Diese kompromittierende Tatsache sucht nun jedermann möglichst zu kaschieren, und den meisten gelingt es auch: nur ein paar Menschen, die man nach ihrem Tode „Genies" zu nennen pflegt, sind zu unpraktisch oder zu stolz dazu.

Indes auf die Dauer läßt sich diese Wahrheit doch nicht verbergen. Sie kommt heraus, wenn ein geschichtliches Zeitalter abgeschlossen ist. Dann zeigt es sich, daß es aus lauter Individuen bestanden hat und daß es irrational war. Wir verstehen es nicht mehr. Ein alter Grieche oder Römer, ein Inder, ein Phönizier, das ist für uns geradeso, wie wenn man sagte: ein Marsbewohner oder der pithecanthropus alalus. Wenn wir nämlich ehrlich sind. Was können wir zum Beispiel von Erscheinungen aussagen, wie es die eleusinischen Mysterien, das Orakel von Delphi, die Spiele von Olympia waren? Sie sind für uns Prüfungsfragen im Abiturium und nichts weiter. Und gar die Menschen: ein Alkibiades, ein Diogenes, ein Lysander sind für uns große unverständliche Monstra. Die Griechen sind tot.

Digitized by Google

Dies ist nicht eine Frage der Quellen. Wir wissen vom Mittelalter nichts Positiveres als vom Altertum. Wir wissen im Grunde auch von unserer Zeit nichts. Wir wissen etwas von ein paar vertrauten Menschen. Nie hat ein Mensch mehr gewußt.

Aber solche vertraute Menschen besitzt jedes Zeitalter. Und die Berührung mit ihnen kehrt unser ganzes Schulbild vom Menschen um. Sie sind heute noch für jedermann eine Revolution. Sie führen uns zu irgendeiner ihrer höchst persönlichen Einsichten, und zugleich offenbaren sie uns, daß es gar keine persönlichen Einsichten gibt, sondern daß ihre Einsichten die unsrigen sind und die unsern die ihrigen waren. Sie widerlegen die Historie, diese starre Schranke zwischen uns und ihnen, und sie zeigen uns, daß die geschichtliche Bedingtheit sich immer nur auf den breiten Unterbau der Menschheit erstreckt, und daß auf diesem Unterbau zu allen Zeiten Menschen standen, die in zwangloſem Gefühls- und Gedankenverkehr lebten.

Zugleich aber sind sie merkwürdigerweise der reichste und prägnanteste Ausdruck ihrer Zeit. Damit ein Abschnitt der menschlichen Geistesgeschichte in einem haltbaren Bilde fortlebe, dazu scheint immer nur ein einziger Mensch nötig zu sein, aber dieser eine ist unerläßlich. So würde zum Beispiel für die ganze deutsche Aufklärung Lessing, für die englische Renaissance Shakespeare, für unsre Zeit Nietzsche genügen. In solchen Männern objektiviert sich das ganze Zeitalter als ein klares Kompendium, das jedermann zugänglich ist. Sie sind das einzige an der ganzen Historie, was für Spätere wichtig und interessant ist. Und auch hier entscheidet nicht die Vollständigkeit und Sicherheit der Quellen. Wenn die exakten biographischen und philologischen Daten das wären, was uns einen Menschen naherückt, so wäre zum Beispiel Jesus für uns gar nicht vorhanden. Und trotzdem gibt es in der ganzen Weltgeschichte keine Persönlichkeit, die uns intimer bekannt ist.

Eine solche historische Figur ist auch Euripides. Er ist uns verständlich und unverständlich. Er ist uns unverständlich als Grieche, er ist uns verständlich als Genie. Denn es ist gar nicht wahr, daß das Genie etwas Dunkles und Schwerzugängliches ist. Seltsam und mysteriös ist das Sondertalent mit seinen Spitzen und Kanten, der Spezialist. Aber das Genie ist jedem vertraut, weil es der Extrakt aus allen Menschen ist. Jesus, Shakespeare, Goethe, Nietzsche haben so geredet, daß jeder gesunde Mensch sie verstehen kann. Aber die Lektüre ihrer Erklärer und Kommentatoren ist ein Studium, das schon sehr viel voraussetzt.

Die klassischen Griechen

Es wird vermutlich das ehrendste Kennzeichen unserer Zeit bleiben, daß sie verlernt hat, die Dinge mit ihren Nostalgien und Wünschen zu sehen. Dies

Digitized by Google

ist besonders der historischen Forschung zugute gekommen, die die landläufige Vorstellung vom Wesen des Griechentums völlig verändert hat. Sie hat (wenn man so sagen darf) festgestellt, daß die alten Griechen nicht antik waren. Und in der Tat: wer etwa Platos „Symposion" oder die perikleischen Dichter oder die Reden des Lysias naiv und unphilologisch liest (soweit ein heutiger Mensch das überhaupt noch imstande ist), der wird finden, daß in den alten Griechen weniger Altertümliches war als in den Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts und daß die Gebärde der Euripideischen Medea weniger „klassisch" gewesen sein muß als die Geste der Charlotte Wolter. Was den sogenannten „humanistisch Gebildeten" vom Altertum zurückgeblieben ist, das sind einige tote Kostümstücke: Leier, Peplos, Lorbeer, Myrthe, Olivenkranz. Es geht ihnen wie Faust, der von der griechischen Helena nur ein leeres Kleid in den Händen behält. Der Rest ist Wolke.

Der Grund für diese sonderbare Auffassung ist offenbar darin zu suchen, daß die Nachwelt von den Werken der griechischen Skulptur so hypnotisiert war, daß sie nach ihnen ihre ganze Vorstellung von griechischem Wesen bildete und, statt die griechische Plastik als ein Stück Hellenentum zu nehmen, das ganze Hellenentum als ein Stück Plastik auffaßte.

Dabei vergaß sie freilich, daß die Griechen in ihren Bildsäulen niemals das wirkliche Leben dargestellt haben, sondern Götter, Heroen und menschliche Idealgestalten, kurz das, was sie gern gewesen wären, aber ganz und gar nicht waren, ferner daß die Skulptur, die der perikleischen Zeit entspricht, erst im vierten Jahrhundert zu suchen ist und gewissermaßen das posthume Kind des fünften Jahrhunderts darstellt, und schließlich, daß der Plastik bei den Griechen sehr enge Grenzen gezogen waren und vieles ganz unzulässig war, nicht weil man es nicht gekonnt hätte, sondern weil es als Geschmacklosigkeit gewirkt hätte.

Nunmehr scheint jedoch der Grieche mit dem Sonnenauge endgültig abgeschafft, und an seine Stelle ist der hysterische Grieche getreten. Man kann jedoch dabei unmöglich an unsere moderne Hysterie denken, deren Grundzug Apathie und Willensschwäche ist, sondern es war jedenfalls jene andere Erscheinungsform der Hysterie, die man als Hemmungslosigkeit bezeichnet, die Unfähigkeit, lebhafte Regungen zu unterdrücken, also eine ganz fremdartige, asiatische Art Hysterie. Hysterisch war auch die epidemische Verlogenheit der Griechen, gegen die ein paar Ausnahmsmenschen immer vergeblich gekämpft haben, und auch das ist etwas, was es in unserer Zeit nicht gibt. Diese neue Auffassung hat sich daher bloß der historischen Wahrheit mehr angenähert, aber nicht unserem Verständnis, denn wir stehen abermals vor einem für moderne Augen undurchdringlichen Phänomen. Es ist schon irreführend, wenn man von griechischer Kultur redet, denn eine Kultur in unserem Sinne war sie jedenfalls

Digitized by Google

nicht, da wir den Begriff der Kultur untrennbar mit dem der Zivilisation zu verknüpfen pflegen.

Die Zivilisation stand aber, an der unsrigen gemessen, sehr tief und war außerdem täglich in Gefahr, überhaupt aufgelöst zu werden. Auch eine griechische Humanität in irgendeinem Sinne hat es niemals gegeben, außer bei einigen weltabgewandten Philosophen. Eine soziale und individuelle Ethik war nicht einmal im Ansatz vorhanden, und wenn man nicht ganz bestimmt wüßte, daß die Gymnasialschüler von den griechischen Schriftstellern nicht ein Wort verstehen, so müßte man diese Lektüre nicht nur aus dem Schulunterricht streichen, sondern auch privatim als höchst unmoralisch strengstens verbieten. Auf den Erwachsenen aber wirken die Griechen wie seltsame Naturspiele, die man rein ästhetisch wertet, oder wie gewisse Theaterfiguren, deren geniale Charakteristik man bewundert, ohne mit den Charakteren selbst einverstanden zu sein.

Die Griechen zeigen uns daher das paradoxe und einzigartige Schauspiel, daß sie eine sehr hohe Kultur entwickeln, zu der sie eigentlich noch nicht berechtigt sind. Daher die fortwährenden Explosionen, in denen die ganze griechische Kulturgeschichte verläuft, die gerade in jenem Augenblick ihren Höhepunkt erreicht, wo das politische und geistige Leben von der größten Zerfallenheit ist. Hier sind die künstlerischen Errungenschaften nicht die Frucht einer langsamen stetigen Entwicklung, sondern alles, was der griechische Geist in dem berühmten Zeitalter des Perikles geleistet hat, wurde durch plötzliche und gewaltsame Erschütterungen herausgeschleudert wie der Pflanzensamen aus der Schote. Das wenig verlockende Bild dieses Zeitalters stammt übrigens von Thukydides, der vielleicht der unsentimentalste Geschichtschreiber aller Zeiten war und jedenfalls nicht unter die „Schwarzseher" gehörte.

Eine Widerlegung des historischen Entwicklungsgedankens sind die Griechen daher auf keinen Fall, denn das allgemeine Niveau ist heutzutage entschieden ein höheres, wenn man nämlich die kulturelle Höhe nicht ganz einseitig nach Marmorreliefs und Versdramen bewertet. Aber auch als Künstlervolk werden die Griechen überschätzt, indem man nämlich gemeinhin annimmt, die Griechen seien *das* geniale Volk schlechtweg gewesen und im Grunde ein Volk von lauter Genies. Die Genies waren aber in Athen und vollends im übrigen Hellas geradeso die großen Ausnahmen wie heutzutage und zu allen Zeiten. Die Griechen haben eine große Reihe von höchst genialen Köpfen hervorgebracht, aber die deutsche Geschichte der letzten hundertfünfzig Jahre steht ihnen hierin nicht nach, und diese Parallele müßte sogar sehr zu Ungunsten der Griechen ausfallen, wenn man etwa Bismarck neben Perikles oder Kant neben Aristoteles stellen wollte, von den wissenschaftlichen Leistungen gar nicht zu reden. Und dennoch fällt es niemand ein, zu sagen, die Deutschen des achtzehnten und neun-

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts seien ein Volk von lauter Genies gewesen. Freilich, etwas Genialisches muß in der ganzen Kultursphäre eines solchen Volkes liegen, damit solche Männer überhaupt möglich sind. In französischer Luft zum Beispiel wäre nicht ein einziger großer Deutscher möglich gewesen, ein paar abstrakte Forscher etwa ausgenommen. Dies nun war die Genialität der Griechen, daß ihre ganze Art zu leben und zu sehen jeden produktiven Menschen zu originellen Schöpfungen anreizen und aufstacheln mußte.

Im ganzen aber war das Leben im alten Athen sicherlich so, daß niemand Anlaß hat, sich diese Zustände zurückzuwünschen. Im achtzehnten Jahrhundert hat die Griechenschwärmerei bekanntlich ihren Höhepunkt erreicht; heute aber sollte man endlich damit aufhören, denn dieses Verhimmeln des alten Hellas ist nicht nur eine ideologische Phantasterei, sondern auch höchst schädlich, denn es geschieht auf Kosten unserer heutigen Zeit. Aber im alten Griechenland gab es nicht nur keine Eisenbahnen, Telegraphenstationen, Auerbrenner und Waterklosetts, sondern auch keine Spur einer politischen Sekurität im eigenen Lande, geschweige denn auf Reisen. Und diese Dinge werden einem modernen Menschen entschieden wichtiger erscheinen als ein paar Skulpturen und Gedichte. Das Volk war schmutzig, verlogen, räuberisch, undiszipliniert. Aber daneben saß in irgendeiner abscheulichen Hütte ein Phidias und machte seine Götterstäulen, und mitten durch den halbasiatischen, verkommenen Pöbel gingen ein paar Dichter und Philosophen, die in vielem bis heute noch nicht übertroffen worden sind. Aber diese Werke sind uns zum großen Teil geblieben, und so haben wir denn allen Grund, uns darüber zu freuen, daß wir heute die paar griechischen Genies genießen können, ohne das griechische Volk mit in den Kauf nehmen zu müssen. Daß die hellenische Kunst und Philosophie am Leben geblieben ist und daß die hellenische Nation tot ist: das sind zwei gleich erfreuliche Tatsachen.

Sokrates

Das delphische Orakel soll in der perikleischen Zeit einmal gefragt worden sein, wer der Weiseste unter den lebenden Griechen sei. Die Griechen hatten eben noch keinen Georg Brandes und mußten sich daher in solchen Fällen an die Pythia wenden. Und der Gott soll geantwortet haben: „Sokrates; nach ihm aber gebührt der Preis dem Euripides.“ Auch wenn diese Geschichte erfunden sein sollte, ist sie immer noch charakteristisch, denn die bloße Möglichkeit einer solchen Nebeneinanderstellung zeigt uns deutlich, wofür man Euripides eigentlich hielt: nämlich für einen Philosophen. Wir haben uns heutzutage daran gewöhnt, im Dramatiker einen Erfinder von Handlungen und Schicksalen zu sehen, bestenfalls einen praktischen Psychologen. In Athen war das anders. Die Fabel war dem tragischen Dichter so genau vorgeschrieben wie dem Schüler

Digitized by Google

das Aufsatzthema. Zur Entfaltung stofflicher Phantasie hatte er daher keine Möglichkeit. Die Bühne selbst war für unsere Begriffe unszenisch. Das Mienenspiel entfiel. Alles ruhte im Wort. Man suchte im Drama vor allem Gedanken: also ganz das Gegenteil von heute. Euripides fühlte sich als Denker, und wir können ziemlich genau verfolgen, wie die philosophischen Strömungen seiner Zeit, jede in ihrer Art, auf ihn eingewirkt haben.

Daß Sokrates das Denken und Dichten des Euripides beeinflußt hat, ist selbstverständlich; denn es war unmöglich, sich der Suggestion dieses merkwürdigen Menschen zu entziehen. Indes ist die Anschauung, die uns die landläufigen Darstellungen von Sokrates geben, dennoch geeignet, über die Stellung, die er tatsächlich in Athen einnahm, Mißverständnisse zu erwecken. Sicherlich hielten ihn die wenigsten für den Philosophen der Zeit, sondern man sah in ihm ein interessantes Original. Er bedeutet auch in der Tat nur sehr teilweise einen Fortschritt im philosophischen und theologischen Bewußtsein der Hellenen. Es ist zumindest ebensosehr ein Rückschritt. Er hat die grandiosen kosmischen Phantasien der Naturphilosophen in einen ziemlich nüchternen und gänzlich anthropozentrischen Moralismus aufgelöst, er hat die ganze griechische Götterwelt ins rein Begriffliche sublimiert und die Fülle der hellenischen Welt- und Lebensanschauung auf ein paar dürftige Prinzipien verdünnt, mit denen er dann allerdings in tausenderlei geschickten und witzigen Variationen jongliert. Es ist unbegreiflich, wie man ihn mit Kant in Parallele stellen konnte. Die Vernunftkritik Kants ist die kolossale Leistung eines ganz freien Geistes, der alles bisherige verwirft, weil er alles bisherige überschaut. Aber die philosophische Leistung des Sokrates ist nichts anderes als der Sieg der praktischen Alltagsverständlichkeit über den unklaren Tiefsinn. Seine Bedeutung liegt in dem, was er als Mensch war. Und als Mensch verdient dieser merkwürdigste, vielfältigste und weltkundigste Ironiker allerdings die größte Bewunderung. Ganz Athen lief ihm nach, alle waren von diesem liebenswürdigen, geistreichen Poseur fasziniert. Das Größte an ihm aber war, daß er sich selbst nicht ernst nahm. Dies erhob ihn so außerordentlich über seine ganze Umgebung und machte ihn zum Philosophen. Ohne diesen Zug, der jedem echten Genie eignet, wäre er ein redegewandter Quäker geblieben.

Die Ironie ist denn auch das, was Euripides von Sokrates übernommen hat. Im „Symposion" wird erzählt, daß am Schluß alle betrunken unter den Tisch fielen, nur Sokrates, Agathon und Aristophanes seien noch munter geblieben, und Sokrates habe den beiden Dichtern bewiesen, daß der Tragödiendichter und der Komödiendichter eine Person sein müsse. Vielleicht steckte hinter dieser Bemerkung mehr als die banale Ansicht, daß ein ordentlicher Dichter eben alles können müsse, sowohl Tragödie wie Komödie. Es wäre ganz und gar sokratisch

Digitized by Google

zu behaupten, Tragödie und Komödie seien ein und dieselbe Kunstgattung, und die höchste dramatische Form sei die tragische Komödie. Und diese Kunstgattung hat denn auch Euripides in der Tat geschaffen, und zwar höchst wahrscheinlich unter dem Einfluß des Sokrates. Zwischen dem Tragiker Euripides und dem Komiker Aristophanes liegt keine so große Kluft mehr, ja bisweilen sehen sie sich zum Verwechseln ähnlich. Die Souveränität, mit der Euripides das rein Menschliche seiner Figuren zeigt, durchdringt viele, ja oft die tragischsten Szenen seiner Dramen. Diese künstlerische Universalität des Blicks führte zur organischen Verschmelzung zweier Kunststile, die man bisher aufs strengste getrennt hatte; sie war etwas völlig Neues und bedeutete eine Revolution des griechischen Geschmacks.

(Schluß folgt.)

Am Morgen . . . .

Von Richard Rieß

Wie Baumäste nach regenreichen Gewittern
unter der Last der schweren Tropfen schweigend erzittern,
so bangen auch in den Morgenstunden
meine wehen Nerven, die sich noch nicht der Nacht entwunden.

Noch sind sie nicht gewappnet gegen all das grelle Licht.
In ihrem Geäst liegen eingefangen:
Dämmerung und der Träume fernes Verlangen
und die tiefe Wahrheit der Nacht. Sprich nicht

so laut, mein Bruder! Wart, bis der Morgenwind
sie durchschüttelt, bis sie wach und gefestigter sind,
und all die Erinnerungen von ihnen gehn, wie die Regentropfen,
die vom Laube der Bäume rollen und auf den Boden klopfen . . . . .

Digitized by Google

Caillaux oder Briand?

Noch steht das Datum der französischen Wahlen nicht fest und schon haben die Feindseligkeiten auf der ganzen Linie begonnen. Ohne Zweifel wird dieser Wahlkampf sich zu einem hitzigen Duell zwischen den beiden Parteichefs Caillaux und Briand auswachsen. Diese beiden Männer symbolisieren heute in der französischen Politik nicht nur zwei Parteiprogramme, sondern vor allen Dingen auch zwei Regierungsmethoden.

Beide gehören den republikanischen Linksparteien an. Aber obgleich sie beide im Namen derselben Prinzipien für den Triumph der Demokratie kämpfen, verbergen sich doch hinter ihnen zwei lebhafte Gegensätze.

Die französischen Linksparteien bildeten früher einen großen republikanischen Block gegen alles was rückschrittlich hieß und aussah. Mit dem Erfolg aber kam auch der Zulauf zweifelhafter Elemente; sie wirkten zersetzend und verwässernd auf die Parteiprogramme und wurden so zu einer Ursache innerer Spaltungen. Die Reaktion machte sich diese Zwistigkeiten zu nutze. Sie proklamierte die unbedingte Dringlichkeit einer Wahlrechtsreform im Sinne der Verhältniswahl mit Vertretung der Minderheiten. Die Sozialisten nahmen begeistert Partei für diese Reform, in der ohne Zweifel die Möglichkeit einer höheren politischen Gerechtigkeit liegt. Die Radikalen dagegen verhielten sich ablehnend, weil das neue Wahlrecht ihnen wahrscheinlich eine Verringerung ihrer Sitze bringen wird. Hatten die Rechtsparteien auf diese Weise das zeitweilige gute Einvernehmen der Radikalen mit den Sozialisten zerstört, so kam ihnen in ihren Absichten fast unwillkürlich ein Mann zu Hilfe, der in den letzten zehn Jahren die französische Politik stark beeinflußt hat: Aristide Briand. Er predigte und übte die Duldung und Beruhigung als oberstes Regierungsprinzip. Damit aber, daß er die Reaktion nicht mehr entschlossen bekämpfte, sondern duldete, wurde er indirekt der Helfershelfer einer lebhaften reaktionären Offensive: das von den Radikalen eingebrachte Gesetz über die Einkommensteuer wurde vertagt, der klerikale Kampf gegen die weltlichen Schulen nahm beunruhigende Formen an und die Ueberhandnahme des klerikalen Einflusses in der Oberleitung der Armee verursachte Zwischenfälle wie Paty de Clam, Faurie und andere. Bis schließlich das Gesetz über die dreijährige Dienstzeit den Blick der Opposition für die Gefahren schärfte, denen die Briandsche Politik (deren reaktionärster Ausdruck das Kabinett Barthou geworden war) zutrieb. Trotz ihrer Uneinigkeit über die Wahlrechtsreform schloß sich die Linke wieder wie ehedem zu einer energischen Opposition zusammen und brachte das gegenwärtige Ministerium Doumergue zur Herrschaft. Die Seele des neuen Kabinetts ist der Parteichef der Radikalen und jetzige Finanzminister Caillaux. Mit seinen Vorschlägen einer demokratischen Finanzreform (Kapitalsteuer, Einkommensteuer) hat Caillaux zwar die Mehrheit der Kammer und des Landes hinter sich, aber .. dieselbe Kammer, die Barthou stürzte, hat auch jenes Barthousche Gesetz der dreijährigen Dienstzeit angenommen, dem die Mehrheit der Radikalen und die Gesamtheit der Sozialisten feindlich gegenübersteht.

Auf diesen Widerspruch nun hat Briand in seiner Programmrede in St. Etienne hingewiesen. Er betonte darin, daß die dreijährige Dienstzeit nicht nur durch die deutschen Mehrrüstungen bedingt worden ist, sondern

Digitized by Google

vor allen Dingen auch durch die Eroberung Marokkos, zu deren Vollendung Frankreich mindestens 80 000 Mann in Afrika immobilisiert halten muß. Folglich könne Frankreich ‚nie mals' wieder zur zweijährigen Dienstzeit zurückkehren; folglich könne es die Herrschaft jener Radikalen nicht dulden, die wie Caillaux im Widerspruch mit der Meinung des Landes stehen usw. usw.

Dem Rufe von St. Etienne folgend haben sich die gemäßigten Liberalen und Republikaner, die Progressisten und Demokraten der Mitte und ein Teil der unabhängigen Sozialisten zu einer ‚Föderation der Linken' zusammengeschlossen. Das Programm dieser Föderation lautet in der Hauptsache: Unantastbarkeit der dreijährigen Dienstzeit, Verwirklichung der integralen Wahlrechtsreform, ‚gesunde' Finanzpolitik und Kampf gegen die ‚Tyrannei der politischen Sekten', worunter Briand natürlich die radikale Partei versteht. Wir sehen auf den ersten Blick, daß dieses Programm, wenn auch nicht deutlich konservativ, so doch immerhin wenig links ist, daß es Kompromisse und Verständigungen mit den Rechtsparteien erlaubt und daß die Briandsche Föderation nur noch der Etikette nach demokratisch ist. In Wirklichkeit ist diese angebliche Linkspartei die Partei des französischen Zentrums.

Ihr gegenüber steht die neu organisierte radikale Partei mit ihrem entschiedenen Reformprogramm: Einkommensteuer, möglichst baldige Rückkehr zur zweijährigen Dienstzeit und .. Wahlrechtsreform, aber ohne Vertretung der Minderheiten. — Die geeinigten Sozialisten werden darüber zu entscheiden haben, ob im kommenden Wahlkampf die wirkliche Linke einen entscheidenden Erfolg davon tragen wird oder nicht. Denn nur, wenn sich Radikale und Sozialisten wenigstens für den zweiten Wahlgang auf ein Schutz- und Trutzbündnis hin einigen, ist Aussicht vorhanden, die Briandsche Richtung dauernd von der Regierung fern zu halten.

Die Feindseligkeiten sind wie gesagt bereits offen entbrannt. Die Briandisten betonen immer aufs neue die Wichtigkeit der Wahlrechtsreform, um den alten Zank und Hader zwischen Radikalen und Sozialisten neu zu entfachen.

Insgleichen werden sie vor Ablauf der Session die jetzige Regierung nochmals über ihre Haltung zum neuen Militärgesetz interpellieren mit der geheimen Hoffnung, das Ministerium Doumergue noch vor April zu stürzen und die Neuwahlen selbst zu „machen."

Briand oder Caillaux? Der eine ist heute der Repräsentant jenes ewig zaghaften Liberalismus geworden, den die offenen Reaktionäre von jeher als einen bequemen Herrn empfanden, der andere dagegen ist das Symbol der jungen Demokratie, die rücksichtslos für ihre Ideale kämpft. Das entscheidende Wort wird der Wähler im Mai sprechen.

Herm. Fernau (Paris)

Vom Preußenbund

Ich glaube nicht, daß man in Bayern erbittert ist über die Rede des Herrn von Kracht, denn die immer häufiger auftretenden Reden der pensionierten Generäle nimmt man hier noch weniger ernst als in Preußen.

Ehedem haben die grimmigen Abendschöppler ihre Autorität an Stammtischen behauptet, heute wollen sie vor versammeltem Volke reden, und wer sich das Gemüt durch ihren Taten-

Digitized by Google

drang beschweren läßt, hat kein rechtes Augenmaß.

Herr von Kracht scheint nach seinen späteren Mitteilungen über Burgenfahrten, Ansprachen und Telegrammen zu urteilen, eine erprobte Jubiläums- und Weihefesterscheinung zu sein, und wenn er sogar in einer Versammlung des Preußenbundes um Schluß des Vortrags ersucht werden mußte, dann können wir uns alles andere ausmalen.

Er ruhe in Frieden!

Wir sind keine Partikularisten und geben daher sofort zu, daß unser allverehrter Landsmann, Herr von Pechmann, uns viel weniger sympathisch ist, als der General.

Was geht den Münchner Bankdirektor der Preußenbund an?

Wenn einige Ostelbier das Bedürfnis fühlen, zur Pflege ihrer Reichsverdrossenheit und ihres Unmuts gegen den demokratischen Süden einen Verein zu gründen, brauchen sie doch keinen „seinen König in Ehrfurcht liebenden Bayern" dazu.

Wir wissen allerdings, daß Herr von Pechmann seine Meinung am liebsten dort verkündet, wo man ihn nicht darum fragt, aber für diese Liebhaberei ist doch südlich des Maines Platz genug!

Natürlich! der eifrige Protestant, der sich dem Zentrum anbiedert, mußte auch als Bayer seinen Senf zum Preußenbund geben.

Dabei hatte, wie man hierzulande mit Vergnügen bemerkte, Herr von Pechmann wirklich Pech, insoferne wohl einige maßgebende Nasen über seine Beteiligung gerümpft wurden.

Er beschwert sich jetzt darüber, daß aus seinem Briefe nur ein Satz zitiert wurde, der noch dazu nicht von ihm war.

Das ist unrecht.

Gerade weil er nicht von ihm war, war der Satz das einzig anführenswerte. L.

Parsifal im Blumengarten

Nachdem ich Parsifal dreimal gehört und vierzehn Tage bedacht habe, komme ich zu Eindrücken, die sich wenig vom ersten Eindruck unterscheiden. Die ehrlichen Deutschen haben es sich nicht zweimal sagen lassen, daß der Parsifal ein Weihefestspiel ist und ihn mit allen Ehren empfangen, die er für sich in Anspruch nahm. Wenn man sich nun frägt, ob er sie verdient, kann man weder unbedingt ja, noch unbedingt nein sagen. Wie in allen anderen Werken, hat auch hier Wagner einen Weichselzopf von Heiligkeit, Reinheit und Aeußerlichkeit zusammengeflochten. Zu den schwersten Aufgaben negativer Kritik dürfte gehören, geistig zu trennen, was dieses rätselhafteste Wesen in sich vereinigt, zu analysieren, was in seinen Werken lange genug als Synthese gegolten hat, — so verqualmt sind sie. Beim Parsifal ist es aber leichter als sonst, weil diese Oper im Gegensatz zu den anderen einheitlich ist. Hier hat nämlich Wagner gewußt, was er gewollt hat und hier überlebte er sich nicht selbst, wie im Ring, wo er die Entwicklungsmomente seines Geistes ruhig aneinander hing. So geht vom Parsifal auch eine Wirkung aus, die durch das Detail nicht verkümmert werden kann, und das ist Wagners demütigste Sehnsucht nach Reinheit, Liebe und Frieden.

Wenn man das unruhige Leben dieses Mannes verfolgt, der sich, die Welt und alle Künste tyrannisierte, und an einzelne Aeußerungen denkt, z. B. wie er Bayreuth in Grund und

Digitized by Google

Boden verwünschte, kann man sich nicht wundern, daß es in Kanossa endigte. Wie aber in allen seinen Werken die reinsten Intentionen im Theaterdonner verhallen, so wurden auch diese Theater. Das Drama selbst geht uns im Wesentlichen nichts an. Der Gral ist ein legendäres Requisit, der Speer ist ein legendäres Requisit, das Leben der Gralsritter ist blaß und undramatisch, der Kampf des Amfortas mit Klingsor, d. h. sein Ringen mit der Keuschheit, steht in der Vorfabel, Klingsor, der sich kastriert hat, ist ein komischer Kerl, er ist nämlich ein Zauberer, Kundrys Tragik ist in Konstruktionen verschlossen, Parsifals Wandlung vom Naturburschen zum Asketen geht zu schnell vorüber und verliert sich im Zwischenakt, Gurnemanz ist ein geschwätziger Wagnergreis vom Schlag der Hans Sachs, Pogner, Wotan, König Heinrich, des Landgrafen und Marke, und das Drama selbst ist mehr eine Folge starrer, frühzeitig fertiger Momente als ein in Entwicklung befindlicher Kosmos. Aber wieso ergreift uns doch dieses Werk und führt uns für Augenblicke das Heiligste heran. Ich kann es nur mit der Reinheit der Wagnerschen Konzeption erklären. Er wollte einmal etwas ganz Edles schaffen, die Liebe selbst in mächtigen Symbolen aus dem All reißen und einen Ausschnitt umgrenzen, in dem die edelsten Gesetze eines Reiches Gottes gelten. Er scheute sich nicht, aus der katholischen Kirche Riten zu entlehnen und mit den gröbsten Effekten den Zuschauer zu zermalmen; während er Nazarener, also das Allereinfachste, das Allerreinste werden will, zerfließt er in Romantik nach diesem Ziel. Nun entstehen aber zwei Szenen, von denen die eine an sich, die andere durch die Musik ergreift. Die erste ist die des getöteten Schwanes. Daß um ein Tier Statisten rennen, Musiker modulieren, ein Bassist Wunderbares singen muß, und ein leidendes Stück niederen Lebens zum Wesen wird, bis wir um den gebrochenen Blick des Schwanes, um seine Flügelwunde trauern, — gibt es noch so einen Augenblick in der dramatischen Literatur. Von der Wunde des Schwanes geht mehr Liebe aus, als von der Wunde des Königs und an der Leiche dieses Tieres ist unsere Trauer größer als an allen anderen Leichen Wagnerscher Opern. Denn dieses Tier ist einfaches, echtes Leben, das Leben der anderen ist aber eine Fixion. Die zweite Szene, die ergreift, spielt auf der Charfreitagswiese. Wenn Wagner nichts als ein Fußbad vorzuschreiben hätte, so würde man sich mit Ekel abwenden. Aber was geschieht plötzlich im Orchester, das uns fast im ganzen zweiten Akt maßlos anödet. Friedentöne steigen auf, Tränen quillen aus den Harmonien, matte Lichter eines wunden, Liebe — liebebedürftigen Herzens gehen in die Melodie über, das Wort selbst wird Musik und die Musik ist viel mehr als Musik, man hört die Worte, die Seele, die Sehnsucht in ihr vibrieren — bis zum Verlöschen im Nichts. Wenn dann Kundry in ein leises, erschüttertes Weinen ausbricht, wird das Theater zur Dichtung, zur Lyrik, denn ganz von Weitem ist es Wagner, der sich hier in einer Theaterpuppe erlöst hat, — wovon, nun von Wagner, das heißt, von der ewigen Unruhe, vom ewigen Juden.

Der Parsifal ist also wirklich ein Weihefestspiel, besonders dann, wenn Wagner es sich nicht abzwingt. Festlich, aber doch großartig ist die Musik, die Parsifal in die Gralsburg hinaufführt. Dur und Moll lösen sich ab und vermischen sich. Zwischen Wagnerischen,

Digitized by Google

starren Folgen bricht plötzlich wie aus gotischen, violetten Fenstern ein bachischer, verwagnerter Ausdruck, heraufgezwungen aus mystischen Seelenabgründen von diesem Tyrannen. Es klingt etwas roh, aber katholisch, jüdisch, orientalisch bis ins letzte. Man sitzt als ein Gefangener Wagners da, bis ihn der Dämon zur Lüge gegen sein edleres Ich treibt. Glocken schlagen, um die Gefesselten zu fesseln, aber sofort ist der Zauber durch solchen kindischen Zauber gebannt, Wagner hat sich kastriert, wie Klingsor.

In Berlin stehen sich zwei Aufführungen gegenüber, die sich zu einer idealen vereinigen ließen. Die Charlottenburger ist edel aber ärmlich, die Berliner opernhaft und reich. Die Charlottenburger betont die Weihe, die Berliner das Fest. Die Charlottenburger führt nach innen, die Berliner nach außen. Beide Aufführungen sind Wagnerisch, beide geben Stückwerk. Die Vereinigung zwischen Innigkeit und Pracht ist keiner gelungen. Die Charlottenburger Aufführung ist ein Wunder für ein so junges Privattheater, die Berliner ein Wunder für die Vergangenheit Hülsens. In Charlottenburg fühlt man Wagners Sehnsucht, in Berlin Wagners Verfluchung. Es ist daher ein Glück, daß Wagner in Großberlin nicht ganz als besserer Meyerbeer in Szene gesetzt wird; denn wenn Meyerbeer Wirkung ohne Ursache gibt, konstruiert wenigstens Wagner zu Wirkungen psychologische Ursachen. Bei Hülsen ist der Gralsaal herrlich, bei Hartmann der Blumengarten; bei diesem sind die Gralsritter Mönche, bei jenem Wagnersche Mannen. Charlottenburg hat in Paul Hansen einen Parsifal von nicht zu überbietender Zartheit, Berlin hat seine dicken, derben Tenöre, denen man in der Blumenszene die Keuschheit nur glaubt, weil es ihnen die Hofblumenmädchen nicht schwer machen, keusch zu bleiben. Berlin hat die üppigeren Stimmen, Charlottenburg wenigstens die Kur, deren Kundry im ersten und dritten Akt keinen Wunsch übrig läßt, Berlin hat aber schließlich die Presse und damit den Sieg.

Felix Stössinger

Für den Tango

(Zu Paul Barchans Anmerkungen in No. 3)

Mit dem Tango verhält es sich nicht so. Man kann einem Rhythmus nicht „literarisch" zu Leibe gehen; wohl einer Industrie. Er fängt an, einem zum Halse heraus zu wachsen, weil jeder Plattfüßler glaubt, seinen Salat dazu geben zu müssen.

Eine entzückende, ganz harmlose Angelegenheit ist in widerwärtigster Weise aufgebauscht worden, verkonfektioniert. Schade, da dieser Tanz in seiner Einfachheit — jawohl, in seiner Einfachheit die genialste Gelegenheit ist für zwei musikalische Menschen, sich rhythmisch einander mitzuteilen.

Seele, Offenbarung, Gemüt, Indezenz, billige Schlagworte nichttanzender Dünkellinge, neidischer Geistesfatzken. Aber wir leben ja in einer Zeit, in der gutes Tanzen ein Beweis ist für Oberflächlichkeit, Mangel an Ernst, Eitelkeit, Sinnlichkeit und anderen verdammenswerten Eigenschaften.

Was den Tango unerträglich macht, ist, daß er Mode geworden ist, daß gänzlich unbegabte Menschen plötzlich ihre Beine entdeckt haben. Er sei schon „veraltet", „verstaubt" und „schal."

Nein lieber Barchan, er hat überhaupt noch nicht gelebt, sondern nur seine Fratze. Er ist ein klassischer Tanz,

Digitized by Google

der ganz logisch aus anderen Tänzen sich entwickelt hat, der unbedingt kommen mußte und der unbedingt nach einer notwendigen Reaktion bleiben wird. Man müßte ihn nur einmal begriffen haben und nicht danach urteilen, was man von dickbäuchigen Berliner Börsianern als Tangeles serviert sieht. Was man ihm vorwerfen könnte, ist ganz etwas anderes; nämlich er kann nur in relativ kleinen Räumen von nicht zu viel Paaren getanzt werden; und zwar weil er durch die Verschiedenheit der Figuren nicht imstande ist, einem großen Saale Rhythmus zu geben, und das taten die Rundtänzer. Aber eine tanztechnische Abhandlung würde zu weit führen und setzt zu viel voraus. Indessen, was Sie da „Springwalzer" nennen, ist mir so fremd wie Ihnen der Tango.

R. L. Leonard

Der Zuschauer

Neben dem Abwiegeln; neben der Kruppwäsche; neben dem täglichen Artikel gegen die Krankenversicherung — hat der siechende Berliner Lokal-Anzeiger noch eine, künstlerische, Sorge: die Hauptmannhetze.

Seit der einst geschäftskluge Scherl-Verlag in die Abhängigkeit robustner Mächte geriet, bringt er nicht einmal mehr die Kraft zur gesunden Mittelmäßigkeit auf. Er darf sich nicht mehr genügen lassen, die Spießergefühle seiner Leser an Hauptmann, Wedekind oder irgend einem Wertvollen zu vollstrecken: es werden stärkere Beweise des guten Willens von ihm gefordert. Publikum an die Front! Der Mann im schlichten („gebürsteten, besseren") Rock. Da die Dummheit des Publikums immerhin schamhaft ist, muß die Redaktion für Statisten sorgen, für ein potemkinsches Publikum; sie läßt die Arbeit, vor der ihr Berufskritiker sich scheut, durch einen . . . „Zuschauer" verrichten.

Diesen Zuschauer lohnt es, sich anzusehen; es wäre schade, wenn diese Leistung eines gelesenen Blattes unbemerkt bliebe. Ein schlichter Theaterbesucher; fröhlich, kernhaft, halb Exsoldat, halb Reiseonkel; als Weinkenner und Hundebesitzer gleich sachverständig.

Als der Vorhang über der Szenerie zum „Bogen des Odysseus" aufgeht und die Macht Melanto mit einem „Uff!" den Krug niedersetzt, geriet der „Zuschauer" in Stimmung. Er „haut mit vier Fingern" auf das gebürstete Beinkleid und läßt „sein Lachen erdröhnen." Nach drei Buchstaben des Stückes. Das spricht von Uebung.

Das Mikoschtraining macht sich überhaupt bemerkbar. Die tiefe Szene des alten Laertes empfindet der Zuschauer als schmutzige Zote; und gibt sachverständige Ratschläge, wie der Stil des „Blauen Affen in Krotoschin" (Kundschaft?) dem Geschmack des Zuschauers noch näher gebracht werden kann. Hier kann er mitreden. Keine noch so tief verborgene Möglichkeit einer Zote, die er nicht herausschnüffelt; kein Menschenzeugnis, das sich nicht in seinem Gehirn zu alkoholischem Dreck verwandelte: an ihm ist der Dichtung das Wunder der Circe gelungen. Leukone: „Jeder Jüngling hat einmal." Melento: Massary. Odysseus: Thielscher. Das Ganze: Orpheus in der Unterwelt oder die Schöne Helena. — „Kaschemme." „Blauer Affe in Krotoschin." Er übersetzt sich den Hauptmann.

Aber der Mikoschkenner legt auch Wert auf den Umgang in feinen Kreisen; er wünscht zu zeigen, daß er den herrschaftlichen Ton erlernt hat;

Digitized by Google

so bringt er Hauptmann das Benehmen „gesitteter Menschen" bei. Tausend Leserherzen schlagen hier mit dem seinen den gleichen Takt: er hat die Sehnsucht seines Verlegers tief begriffen. Oder ist es nicht köstlich, wenn der Zuschauer, aufwärts blinzelnden Auges, die Freier der Penelope gegen — Homer in Schutz nimmt? Große Herren bitte, die „mit Gefolge reisten", und deren „Visiten", natürlich, teuer waren. Homer hat das vollständig verkannt; er wußte nicht, was man den Beziehungen eines offiziösen Blattes schuldig ist. Hauptmann aber macht aus den Freiern „Ballonmützen." Sie „leben dauernd auf Kosten einer Frau, deren Dienerinnen sie mißbrauchen." Der gesittete Zuschauer hält das für Hauptmanns Erfindung; hat also den Homer niemals gelesen.

Nach einer Abweichung von Homer wird gerügt: Odysseus schießt nicht gleich beim ersten Auftreten; wie bekanntlich, die Odyssee ihn tun läßt ... Wegen der Lebensechtheit aber sollte sich Hauptmann an — — „größeren Dichtern wie Wildenbruch und Lauff ein Beispiel nehmen." Wörtlich.

Genug. Mit Wert oder Unwert des Hauptmannschen Odysseusdramas, mit irgendwelcher Kritik hat diese Zuschauerleistung natürlich nicht das geringste zu tun. Nicht darum ward sie hier hervorgeholt. Auch nicht zur Kennzeichnung ihres Verfassers, der für seine Eigenschaften schließlich nichts kann. Daß aber diese Selbstentblößung einer letzten Stupidität in einem immer noch anspruchsvollen Blatte vor sich geht: das zwingt uns stillzustehn. Es kommt, scheint es, allmählich System in die Beschimpfung Hauptmanns. Und, vor allem: sie wird von Leuten geübt, die zu stumpf sind, etwa Hauptmanngegnerisch zu sein; weil sie von einem Dichter, sei er, wer er sei, soviel verstehen, wie ein Agrarblatt, das neulich Simmel als Tangoprofessor zu ... charakterisieren wagte, von einem Philosophen. Den kritischen Kampf um Hauptmann geht das alles nichts an. Nur feststellen wollen wir: daß sich das Hauptblatt des Scherlverlages freiwillig des letzten Zusammenhanges mit der Geisteskultur begibt.

Hermann Friedemann

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt der Name „Matheus Müller" für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit.
Müller Extra

Digitized by Google

Ulster

Von Richard A. Bermann

Sir Eduard Carson, der Führer der Homerule-feindlichen Orangepartei in der nordirischen Provinz Ulster, ist Mitte Januar wieder nach Belfast gekommen, hat wieder feurige Reden voll revolutionären Drohungen gehalten, hat wieder die Bataillone des künftigen Insurgentenheeres von Ulster inspiziert. Der Termin, an dem die liberale Majorität des britischen Unterhauses zum letztenmale und endgültig die neue autonome Verfassung Irlands beraten und beschließen will, rückt immer näher und noch immer ist es der Regierung nicht gelungen, Ulster mit der kommenden Reform auszusöhnen. Es sieht fast so aus, als sollte im nächsten Sommer in Irland wirklich Bürgerblut fließen. Nicht als ob wirklich unüberwindliche Interessengegensätze zwischen Nordiren und Südiren vorhanden wären — aber es sind glühende Leidenschaften im Spiel, alte Rassentraditionen und der eherne Trotz eines starken Massenführers.

Was Ulster will, ist in wenigen Worten gesagt: nicht irisch werden. Die Bewohner der Grafschaften im Nordosten der irischen Insel sind bekanntlich nicht wie die Majorität der anderen Bewohner Irlands Kelten und Katholiken, sondern Angelsachsen und Protestanten. Im Laufe der irischen Geschichte — es ist eine sehr traurige Geschichte voll Blut — sind die keltischen Clans des Nordostens mehr als einmal systematisch von englischen Armeen niedergemetzelt oder von ihren Aeckern vertrieben worden. Namentlich Cromwell hat seine Veteranen zu Tausenden in Nordirland angesiedelt, nachdem er mit Feuer und Schwert für diese Kolonien Platz geschaffen hatte. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren die protestantisch-angelsächsischen Kolonien in Ulster schon so erstarkt, daß an ihrem trotzigen Widerstand die letzte wirklich

Digitized by Google

große Erhebung des irischen Keltentums zerbrach; puritanische Siedler aus Londonderry und Emaiskillen fochten unter Wilhelm III. von Oranien, als er am Boynefluß den letzten regierenden Stuart, James II. und seine keltisch-katholische Armee schlug; seit jenem Tage fühlten sich die Protestanten von Ulster als eine bevorzugte Herrenrasse, die auf die geknechtete Masse der Iren mit Verachtung herabsah. Während im Süden und Westen der Insel unter dem Druck eines übermütigen und landfremden Junkertums die ländliche Bevölkerung verelendete und zur Auswanderung getrieben wurde, konnte sich in Ulster ein hoher Wohlstand entwickeln; während jede Spur einer irischen Industrie vom englischen Parlament durch Ausfuhrverbote und mörderische Taxen beseitigt wurde, förderte die Regierung die Leinenindustrie von Belfast. So ist es zu erklären, daß heute Ulster die fortgeschrittenste Landschaft Irlands ist; der Tourist, der von Dublin nach Belfast fährt, kann sich davon überzeugen, wenn er noch so flüchtig aus dem Wagenfenster blickt. Während im katholischen Teile Irlands Moore und melancholische Heiden einen viel zu großen Teil des Bodens bedecken; während dort arme Bauern in jämmerlichen Hütten vegetieren, sitzt der Landmann von Ulster behäbig auf einem stattlichen Hof inmitten wohlgepflegter Felder. Belfast, die Hauptstadt von Ulster, ist eine überaus reinliche (und etwas langweilige) Industriestadt; Dublin, die Hauptstadt von Irisch-Irland, ist eine außerordentlich schmutzige Stadt, voll von Zeichen einer großartigen alten Kultur und eines kaum in den letzten Jahren etwas gehemmten Verfalls. Kein Wunder also, wenn der Bürger von Ulster sich für tüchtiger und erfolgreicher hält, als den irischen Nachbarn und ihn schon deswegen erheblich verachten würde, hätte er nicht schon seit Jahrhunderten auf ihn hinabgesehen. Der Wohlstand Ulsters ist auf Kosten der irischen Armut zustande gekommen; diese Kluft ist im Bewußtsein der Völker schwerer zu überbrücken, als andere Gegensätze, von denen man viel lauter zu sprechen pflegt, vielleicht stärker selbst als die konfessionellen Gegensätze.

Digitized by Google

Allerdings, wenn ein Ulstermann von den irischen Kelten sprechen will, sagt er gewöhnlich „die Katholiken". Die Enkel Cromwellscher Kürassiere, schottischer Puritaner, eingewanderter Hugenotten, die den Nordosten Irlands bewohnen, haben konfessionelle Toleranz nicht in ihrem Blut. Wenn man einen Ulstermann fragt, warum er eigentlich nicht wolle, daß Irland seine autonome Homerule-Verfassung erhalte, sagt er stets sofort: „weil die katholischen Pfaffen dann alle Protestanten aus Irland vertreiben werden." Das Volk glaubt in Belfast und Londonderry fest daran, der autonome irische Landtag werde in seiner ersten Sitzung große Protestantenverfolgungen beschließen. Die Führer der Ulster-Unionisten, vor allem Sir Edward Carson, wissen freilich genau, daß die Homerule-Bill des Kabinettes Asquith alle wünschenswerten Garantien für die politische Gleichberechtigung aller Konfessionen enthält, und daß die schwärzesten irischen Ultramontanen nicht in der Lage sein werden, Ketzerverbrennungen zu inszenieren. Aber, sagte mir Sir Edward Carson, wenn die Pfaffen erst Irland regieren, werden sie in der administrativen Praxis schon die Katholiken zu bevorzugen wissen; jeder neue Lehrer in Belfast, jeder Schutzmann in Londonderry wird ein Katholik sein müssen. Homerule, die sogenannte Heimregierung Irlands, wird Romerule sein, die Roms unbeschränkte Herrschaft über diese Insel, die schon jetzt das Dorado des katholischen Klerus ist.

In meinem Buch „Irland", das soeben im Hyperion-Verlag erscheint, habe ich versucht, zu zeigen, daß der Ultramontanismus durch Homerule nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren hat. Nichts zu gewinnen, weil die protestantischen Klerikalen Englands, die Vorkämpfer der Hochkirche, dem katholischen Episkopat in Irland die irischen Schulen längst ausgeliefert haben. Heute, da die protestantische Majorität des Londoner Parlaments die Gesetze für Irland macht, ist der irische Schullehrer der zitternde Knecht des Ortspfarrers. Mehr kann ein katholisches Landesparlament in Dublin auch nicht tun. Im Gegenteil, es sprechen gewichtige Gründe dafür, daß unter den katholischen Iren selbst

Digitized by Google

sehr starke antiklerikale Strömungen entstehen werden, so bald einmal die Selbstverwaltung erkämpft ist. Schon heute aber sagen einsichtige Kenner des Landes, auch überzeugte Ulster-Konservative, daß religiöse Unduldsamkeit keineswegs zum Wesen des irischen Kelten gehört. Nicht wenige Führer der irischen Nationalpartei sind und waren Protestanten. Parnell, der Abgott der Iren, ist ein Protestant gewesen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß in einem autonomen Irland irgend jemand um seiner Religion willen verfolgt werden wird.

Und dennoch, das ist das Sonderbare, herrscht jetzt in Ulster die Stimmung, als lebten wir im siebzehnten Jahrhundert und es sollte morgen ein Religionskrieg ausbrechen. Wenn in Belfast ein Straßenjunge in einer müßigen Minute die Mauern bekritzelt, schreibt er unfehlbar: „zur Hölle mit dem Papst!" In den Zeitungen steht mehr über die Schlacht am Boynefluß und Wilhelm von Oranien, als über die Börsenkurse. In der kleinsten Provinzstadt in Ulster gibt es „Drillklubs"; alte Offiziere und Unteroffiziere außer Dienst richten die Söhne der Bauern und Bürger militärisch ab. Ein pensionierter General ist der Befehlshaber dieses „Heeres". Es werden große Paraden in den Straßen von Belfast abgehalten; Damen treten in das Signalkorps ein. Und kein Mensch leugnet, daß diese Armee, die da mit Feuereifer höchst öffentlich ausgerüstet wird, eventuell gegen die Staatsgewalt und das britische Heer gebraucht werden soll, wenn Homerule Gesetz werden sollte. Ob diese Revolutionsarmee von Ulster auch Waffen hat, ist nicht gewiß; jedenfalls hat die englische Regierung sich veranlaßt gesehen, Maßregeln gegen den Import von Waffen nach Irland zu treffen.

Ein ganz außerordentliches Schauspiel! Zivilisierte Europäer, Engländer, bereiten sich öffentlich und kaltblütig darauf vor, ein verfassungsgemäßes Gesetz ihres Landes mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen. Falls das Unterhaus in einigen Wochen zum drittenmal und endgültig die Homerule-Bill annimmt, werden, so schallte es laut in tausend gut besuchten Volks-

Digitized by Google

versammlungen, hunderttausend Freiwillige in ganz Ulster sich erheben; die neue Regierung der autonomen Reichsprovinz Irland wird Ulster erobern müssen; Ulster wird sich unterdessen selbst regieren, ja, die provisorische Regierung wurde schon vor Monaten eingesetzt und an ihrer Spitze steht der Abgeordnete Sir Edward Carson, den man den ungekrönten König von Ulster nennt.

Ein außerordentlicher Mann. Er ist nicht jung, steht im sechsten Jahrzehnt eines aktiven Lebens. Er stammt nicht aus Ulster, sondern ist in Dublin geboren, lebt nicht in Ulster, sondern in London, vertritt im Unterhaus keinen Wahlkreis von Ulster, sondern das Trinity College in Dublin, die Landeshochschule, an der von jeher der Einfluß der protestantischen Geistlichkeit ausschlaggebend ist. Carson ist von Beruf Rechtsanwalt und wird zu den besten Juristen Englands gerechnet, hat es zu Würden und Titeln gebracht, ist sehr vermögend. Also durchaus kein hungriger Demagoge. Wenn so ein erfolgreicher, gesättigter Mensch am Abend seines Lebens aufsteht und einen Bürgerkrieg organisiert, wenn ein alter Jurist den Widerstand gegen ein Gesetz predigt, kann man die Fülle der politischen Leidenschaften ermessen, die Ulster durchfluten. Selten ist ein Führer von seinen Anhängern so vergöttert worden, wie Edward Carson. Obgleich er ein ausgezeichneter Redner ist, wirkt er nicht durch die Tiefe seiner Argumente, sondern durch eine finstere, männliche Entschlossenheit, die so recht nach dem Herzen dieses puritanisch harten Menschenschlages ist. Immer wieder reist Edward Carson durch Ulster, inspiziert die Freiwilligen, hält Volksversammlungen ab und sagt überall das Gleiche: wir sind gute Engländer und wollen Engländer bleiben. Man darf eine königstreue Provinz nicht einfach aus dem Reich ausstoßen. Wir lassen uns nicht von den irischen Pfaffenknechten regieren. Wir werden fechten. Werden britische Soldaten wirklich auf uns schießen, weil wir britisch bleiben wollen?

Wer gesehen hat, wie dann so eine Volksversammlung ins Rasen gerät, wer gehört hat, wie Hymnen aufsteigen, wie trotzige

Digitized by Google

Pistolenschüsse inmitten der Menge krachen, wer Zeuge davon war, wie diese nüchternen, knochigen Menschen leidenschaftlich dem vergötterten Führer zujubeln, der kann es nicht recht glauben, daß die ganze Bewegung nur ein riesiger Bluff sein soll, daß im Ernstfalle, wenn Homerule Gesetz ward, die Schießgewehre minder schnell losgehen werden.

Eine andere Frage ist es allerdings, ob eine Erhebung von Ulster nicht Wahnwitz wäre. Ulster ist der historische Name für eines der Königreiche, in die Irland einst zerfiel. Man rechnet neun irische Grafschaften zu Ulster. Nur vier davon leisten den Konservativen Gefolgschaft; in zwei weiteren halten sich die Parteien und Konfessionen die Wage, drei Grafschaften von Ulster haben eine vorwiegend irisch-katholische Bevölkerung. Aber katholische Minoritäten gibt es überall, selbst in Belfast, Carsons Hochburg, bilden die Katholiken ein Drittel der Bevölkerung. Im ganzen gibt es unter den 1 600 000 Einwohnern Ulsters nur 900 000 Protestanten. Jeder Katholik ist natürlich ein geborener Feind von Carsons Orangepartei und auch unter den Protestanten der Provinz hat sie Gegner. Die Arbeiterpartei ist für Homerule. Von den dreiunddreißig Abgeordneten, die Ulster ins Unterhaus entsendet, sind nur sechzehn Konservative. So kann gar keine Rede davon sein, daß sich ganz Ulster gegen Homerule erheben könnte; nur auf Belfast und die Grafschaften Down, Antrim, Armagh und Londonderry kann sich Carson verlassen. Arthur Balfour hat allerdings im Unterhaus gesagt, das sei eine Bevölkerung, so stark wie die Buren, die das britische Weltreich lange im Schach zu halten wußten. Aber die Buren verfügten über eine staatliche und militärische Organisation, mit der die Drillklubs von Ulster nicht zu vergleichen sind, wenn auch noch so viele Belfaster Fabrikantengattinnen in den Signalkorps Fahnen schwenken. Vermutlich aber hat Carson gar nicht die Absicht, die britische Reichsarmee und die Flotte mit seinen Freiwilligen zu besiegen, sondern er rechnet darauf, daß die öffentliche Meinung in England nicht dulden wird, daß den Iren zuliebe Engländer

Digitized by Google

gegen Engländer kämpfen. Denn das ist das Wesentliche an den Leuten von Ulster: sie fühlen sich ganz als Engländer, während die Iren sich ganz als Nicht-Engländer fühlen. Beide haben Unrecht; denn die Iren sind heute schon so sehr anglisiert, daß der Besucher vom Kontinent die Existenz einer selbständigen irischen Nation beim besten Willen nicht deutlich wahrnehmen kann; andererseits sind in Ulster mindestens die unteren Volksschichten schon irisch angehaucht; zwischen den feindlichen Lagern wäre der Abgrund gar nicht so tief, wenn es nur eine Brücke gäbe. Die Industriellen von Ulster haben ein sehr starkes Interesse daran, daß Irland sich ökonomisch entwickelt; dazu wird aber die Selbstverwaltung des Landes wahrscheinlich viel beitragen. Die Lossreißung vom britischen Reichskörper, von der Carson so viel spricht, wird lediglich darin bestehen, daß Irland einen Provinziallandtag und ein Ministerium erhält; dieser neue Bundesstaat wird viel weniger selbständig sein, als irgend ein deutsches Königreich.

Man sollte meinen, daß eine Verständigung möglich sein muß; es sind aber Imponderabilien mit im Spiel, historische Vorurteile, religiöse Leidenschaften .... Die Leute von Ulster oder doch ihre Führer sind Engländer alten Schlages, vielleicht etwas borniert in ihrem eigensinnigen Herrenbewußtsein, in ihren Kastenvorurteilen — aber es sind in der Welt oft große Dinge geschehen durch die Hartnäckigkeit einer zu allem entschlossenen kleinen Schar von Engländern. Ob in den einzelnen Teilen des britischen Weltreiches die typischen Engländer erhalten bleiben oder in der Flut der anglisierten Fremdvölker untergehen werden, das ist vielleicht das wichtigste welthistorische Problem der Gegenwart. In Ulster schlägt man sich jetzt um dieses Problem. Die Zukunft Britanniens wird in Ulster nicht entschieden, aber der Ausfall der gegenwärtigen Rassenkämpfe in dieser für das Ganze wenig bedeutenden Provinz wird ahnen lassen, wie sich die Dinge in Südafrika in Kanada dereinst entwickeln werden. Vorherrschaft einer angelsächsischen Herrenklasse oder wirkliche Selbstbestimmung der englisch sprechenden, nicht englisch geborenen Völker — das ist die Frage.

Digitized by Google

Reform der Infanterieausbildung

Von Hans von Angeln

Der Balkankrieg brachte wiederum den eklatanten Beweis, daß jeder Feldzug schon im Voraus entschieden ist: daß er die Summierung von Faktoren darstellt, deren Höhe durch die Friedens-Ausbildung und Vorbereitung bestimmt wurde. Von entscheidender Bedeutung ist also die Frage, ob wir im Frieden nichts außer Acht gelassen haben, was den Erfolg im Kriege verbürgt.

Eine entscheidende Forderung, die der moderne Krieg an die Hauptwaffe stellt, ist die, daß jeder einzelne Schütze fähig sein soll, *selbständig zu denken und zu handeln*: daß er *allein* die moralische Kraft aufbringen und die Wege und Mittel finden muß, den Sieg zu erringen. Nicht wie in den Kriegen der Vergangenheit ist es der Offizier, der durch die Macht seiner Persönlichkeit die Truppe gegen den Feind führt. Der Krieg von heute schaltet den Einfluß der Führer auf dem Schlachtfeld fast völlig aus. Hier muß der einfache Soldat sich selbst führen.

Dieser Wandel in den Forderungen des Krieges verlangt eine Revolution in der Kunst der Ausbildung. Er fordert vom einfachen Soldaten Eigenschaften des Geistes und der Seele, wie sie früher vorwiegend nur im Offizierkorps vorhanden zu sein brauchten, um den Erfolg zu verbürgen. Welcher Mut, welche Selbstverleugnung und Charakterstärke, welche Lust des Draufgehens, welche entsagungsvolle Liebe zum Vaterlande muß in der Brust des Soldaten wohnen, um in ihm den Entschluß zum Ausharren, zum Angriff, zum mörderischen Bajonettkampf allein auszulösen! Was für ein hoher Grad von Verständnis für die Gefechtslage, für die Beurteilung und Ausnutzung des Geländes für das Zusammenwirken mit den Nachbarabteilungen und den anderen Waffen muß der Soldat besitzen, was für eine Summe

Digitized by Google

von Kenntnissen und Grundregeln der verschiedenen Fechtarten muß er beherrschen, um auch geschickt und verständig, dem Feinde überlegen kämpfen zu können!

Diese Voraussetzungen erheben die Erziehung der Infanterie zu einer gewaltigen Aufgabe. Wie weit sie erfüllt wird, davon hängt der Erfolg im Zukunftskriege ab. Trügerisch wäre es, den hochentwickelten technischen Mitteln oder der Zahl der Armee allein zu vertrauen. Ob diese Mittel von herzhaften, ihre hohe Aufgabe geistig beherrschenden Männern überlegen angewandt werden, davon hängt die Entscheidung ab.

Betrachten wir, wie man bei uns dieser bedeutsamen Forderung nachkommt. Zu diesem Zweck wollen wir einen kurzen Blick auf die Ausbildung der Infanterie werfen und hierbei lediglich den Felddienst berücksichtigen.

Während der Rekrutenausbildung Mitte Oktober bis Ende Januar lernt der Schütze die Form des Kampfes in der Rotte und Gruppe. Ein richtiges kriegsmäßiges Gefecht findet während dieser Zeit nicht oder nur als Ausnahme statt. Vom Vorpostendienst, den verschiedenen Fechtarten und taktischen Begriffen erfährt er noch nichts. Auch die ersten und notwendigsten Unterlagen wie Meldungen erstatten, Orientieren, Kartenlesen, Verbindung halten, Patrouille-Gehen u. s. w. werden ihm noch nicht gegeben.

Von Anfang Februar bis etwa Mitte April findet die Ausbildung in der Kompanie statt. Hier lernt der Schütze die Form des Kampfes in der Kompanie beim Angriff und der Verteidigung. Hierbei wird der Exerzierplatz öfters verlassen und gegen Flaggen gekämpft. Ein kriegsmäßiges Gefecht mit ebenbürtigem Gegner kommt gleichfalls nur als Ausnahme vor. Das übrige Gebiet des Felddienstes bleibt wie in der Rekrutenzeit unberücksichtigt.

An diese Periode schließt sich gewöhnlich das Bataillons- und Regiments-Exerzieren. Hier wird die Form im Kampf dieser Einheiten erlernt und zwar vorwiegend auf Truppenübungs-

Digitized by Google

plätzen. Als Gegner wirkt nur ausnahmsweise etwas anderes wie Flaggen.

Der Sommer bringt die sogenannte Felddienstperiode. Hier werden endlich kriegsmäßige Felddienstübungen abgehalten. Es überwiegen Aufgaben aus dem Vorpostendienst. Durchschnittlich werden etwa 20 bis 25 Gefechtsübungen in der Kompanie abgehalten. In diesen letzten drei Monaten des Dienstjahres müssen dem Schützen alle Unterlagen gegeben werden, die ihm noch fehlen. Er muß also fähig gemacht werden, in allen Lagen des Krieges allein erfolgreich kämpfen zu können.

Die Dienstzeit endet mit den Herbst-Manövern in größeren Verbänden. Sie dienen in erster Linie zur Weiterbildung der höheren Führer. Für den einzelnen Mann bedeuten sie die Gewöhnung an größere Marschleistungen und an mancherlei Strapazen. Die Weiterbildung im Gefecht ist hingegen geringfügig, da der notwendig rasche Verlauf der Manövergefechte der eigentlichen Gefechtstätigkeit des Schützen nur wenig Zeit läßt.

Im Ganzen betrachtet ist im Verlauf des Jahres die Gelegenheit für den Mann im freien Gefecht zu kämpfen verhältnismäßig gering. Sehr groß erscheint hingegen der Zeitaufwand für die Erlernung der Form.

Nun muß man sich vergegenwärtigen, daß doch die geistigen und moralischen Kräfte durch nichts vorteilhafter und schneller entwickelt werden als durch die selbständige Tätigkeit des Schützen im kriegsmäßigen Gefecht. Beim Einüben der Form bleibt der Schütze wie bei allen anderen Dienstzweigen die gehorchende Maschine. Seine Selbständigkeit erstreckt sich nur darauf, innerhalb von etwa 5 Schritt im Umkreis sich den besten Platz zum Schießen oder zur Deckung auszusuchen. Im übrigen bleibt er unter der Vormundschaft von Zug- und Gruppen-Führer. Erst das Vorhandensein eines lebendigen Gegners entfacht aber den Willen, ihn zu schlagen und treibt den Geist zu überlegen, wie man ihn schlägt.

Digitized by Google

Nicht mit der Form überwindet man den Feind, sondern mit der Kunst, das Gelände dem Feinde überlegen zu benutzen. Welche Form und Fechtart hierbei am vorteilhaftesten anzuwenden ist, muß aus den Verhältnissen des Feindes, der Gestaltung des Geländes und der eigenen Absicht herauskonstruiert werden. Diese Kunst steht unendlich viel höher und ist viel schwerer zu erlernen als die Form, die doch selbst vom beschränktesten Kopf im Umsehen erfaßt wird. Nur durch den Kampf mit allen seinen Reibungen, Hemmungen und unvorhergesehenen Schwierigkeiten, seiner erschwerten Befehls- und Nachrichten-Uebermittlung, seinen Täuschungen und Ueberraschungen, seinem Zwang zu raschem, entschlossenem Handeln kann die Truppe zur Beherrschung dieser Kunst des Fechtens erzogen werden.

Genügen hierzu jene 20 bis 25 Gefechte?

Der Nutzen einer Gefechtsübung ist naturgemäß abhängig von der Art ihrer Anlage. Es muß das Bestreben vorherrschen, jeden einzelnen Schützen recht häufig vor alle möglichen Entschlüsse zu stellen. Recht viele, abwechslungsreiche Gefechte in kleinen Verbänden an einer Tageshälfte würden dies begünstigen. Die Kunst, solche lehrreichen, interessanten Uebungen anzulegen und zu leiten, steht — in allen Armeen — noch weit hinter dem Möglichen zurück. Bei uns ist es üblich, jede Uebung mit einem längeren Marsch zu verbinden, wodurch die Zeit für das eigentliche Gefecht verkürzt wird. Selten wird mehr als ein Gefecht an einem Tage durchgespielt. Die Gelegenheit zu selbständigen Entschlüssen ist daher nicht groß. Die verwickelten Verhältnisse bei Verfolgung und Rückzug in schwierigem Gelände, die besonders lehrreich sind, werden noch sehr stiefmütterlich behandelt. Gewisse Gefechtsarten werden sehr wenig, zum Teil fast gar nicht gepflegt, so der Wald-, Orts- und Nah-Kampf, die Verschleierung und gewaltsame Aufklärung, das von den Franzosen gern angewandte Benutzen von Vor- und Schein-Stellungen. Uebungen im Herstellen von Schützengräben, Hindernissen und Notbrücken finden, wenn es hoch kommt, nur 3 bis 5mal im Jahr statt.

Digitized by Google

Betrachten wir, wieviel der 600 Tageshälften des Dienstjahres auf die einzelnen Ausbildungszweige entfallen:

Freies Gefecht	etwa	35	Tageshälften
Truppenübungen in größerem Verband	„	65	„
Formaler Felddienst	„	100	„
Schießdienst	„	70	„
Exerzieren, Turnen, Unterricht . .	„	230	„
Wache, Arbeitsdienst, Dienstausfall	„	100	„

Diese Tabelle läßt erkennen, daß die Gelegenheit für den Schützen selbständig zu denken und zu handeln und mit allen Arten und Lagen des Kampfes vertraut zu werden, im Verhältnis zur verfügbaren Zeit sehr gering ist. Der Form wird offenbar ein viel größerer Wert beigemessen als dem Geist. Die Hälfte der Dienstzeit wird aber noch auf Nebensächlichkeiten verwandt, die aus der längst überwundenen Epoche der Exerzierkunst stammen. Entspricht solche Zeitausnutzung und Dienstverteilung den Forderungen, die wir als entscheidend für das Gelingen im Krieg ansprechen müssen? Kann in den wenigen Stunden kriegsmäßigen Kämpfens die Gewißheit des Gelingens, die nur auf einer vollendeten Beherrschung der Kunst zu fechten basieren kann, in Truppe und Unterführern groß werden? So lange nicht mindestens 250 Tageshälften für das freie Gefecht verwandt werden, kann man von einer rationellen Ausnutzung der Zeit nicht sprechen. Eine Vertiefung der Infanterie-Ausbildung in diesem Sinne ist um so wünschenswerter, als wir bei der heutigen politischen Konstellation gegen eine erhebliche Ueberzahl zu kämpfen haben werden.

Wie außerordentlich der Wert der Infanterie durch eine zeitgemäße Ausbildung gehoben werden kann, habe ich in meinem Buche „Moderne Soldatenerziehung“ (A. Langen, München) zu begründen versucht. Eine zweckmäßige Ausnutzung der Zeit in Verbindung mit einer hochentwickelten Ausbildungstechnik wird es aber auch möglich machen, durch eine Verkürzung der Dienstzeit die Heereslasten erheblich zu erleichtern.

Digitized by Google

Die Wildkatze

Von Otto Alscher

ie zwei Gymnasiasten gingen am Adlerhause vorbei, ohne hinzublicken. Sie machten übermäßig lange Schritte; der jüngere der beiden, der noch Kniehosen trug, trat trotzig und selbstbewußt auf, in ihren Gesichtern aber war ein Zug von Wichtigkeit und Würde, als fänden sie es nötig, eine Kraft vorzutäuschen, die sie nicht besaßen. Plötzlich aber fielen sie aus ihrer Rolle, denn von den Käfigen rechts kam ein fauler Geruch herüber; sie verzogen die Gesichter wie beleidigte Kinder, wandten halb den Rücken nach rechts und zogen die eine Schulter hochmütig empor. Dann sagte der Jüngere, als spräche er einen unumstößlichen Satz aus: „So ein Tiergarten ist Humbug!"

Der Aeltere machte müde Augen. „Und warum denn?" fragte er.

„Das ist doch leicht einzusehen!" Er ereiferte sich. „Gibt es denn in Wirklichkeit etwas wie eine solche Ansammlung aller möglichen Tiere auf einem so beschränkten Raume? Das ist doch nur eine armselige Selbsttäuschung .... Giraffen, die auf Seehunde schauen. Steinböcke und Gazellen .... Das ist gerade so, als würde man in einem Kinderbilderbuch blättern."

„Na ja, aber interessant ist es doch", wandte der andere ein. „So ein Tiergarten muß eben als eine wissenschaftliche Reflexion angesehen werden."

„Ein klägliches Phantasiegebilde — das sag ich ja."

Aus dürftigem Gestrüpp, zwischen wassergefüllten Zementbecken schauten Flamingos herüber. Sie standen regios oder machten nur vereinzelte schwerfällige Bewegungen, es war als frören sie, ihr Gefieder war struppig und leuchtete kaum. In einer Ecke aber hatte sich ein Storch ein Nest zusammengescharrt und brütete. Er hatte den Kopf mit dem langen Schnabel zurückgelegt, blickte mit einem Auge aufmerksam empor, in ein Stückchen Himmel hinein, das über einem langen grauen Dache sichtbar war und kümmerte sich um das ganze Getier nicht, das rings um ihn sich umhertrieb und scharrte.

Die Knaben waren stehen geblieben und schauten auf den Storch. Eine Weile starrten sie gedankenlos und ohne etwas zu sprechen auf den gleich einer ungeschickt hingesetzten Tonfigur hockenden Vogel, dann gingen sie

Digitized by Google

weiter, während der Aeltere sagte: „Wenn man sich all das Viehzeug ansieht, wie es sich scheinbar gelassen der Gefangenschaft ergibt, wie es mit jeder Regung, selbst in dieser ungewohnten Umgebung einem höheren Willen lebt, so sieht man erst, daß einzig das Tier durch eine Naturbestimmung erzeugt ist."

„Ist der Mensch vielleicht weniger ein Geschöpf der Erde?" fragte der Jüngere aufgebracht.

Spaziergänger kamen. Die jungen Leute nahmen gezierte, verlegene Schritte an, denn es war ein halbwüchsiges Mädchen bei der Gruppe, das knapp an ihnen vorbeistreifte. Der Jüngere schaute spottlustig nach dem Mädel, der Aeltere aber blickte mit melancholischem Ausdruck auf eine vollerblühte Frau, die etwas aufdringlich sprechend neben einem Herrn herging.

Als die Spaziergänger verschwunden waren, machten sie einige Bemerkungen über das Mädel, dann starrten sie mit gespanntem Ausdruck auf den Kies, als suchten sie sich vergeblich an etwas zu erinnern.

„Catalpa speziosa" stand auf einer Blechtafel vor einem schönen breitblätterigen Baum. Sie ließen sich auf der Bank nieder, über die der breite Wipfel reichte.

Der Jüngere wiederholte nun: „Der Mensch ist grad so ein Geschöpf der Erde, wie das Tier; vielleicht nicht?!"

In dem knochigen, fahlen Gesicht eine zerstreute verlorene Miene, schaute der Aeltere nach rechts hinüber, wo das Gitter eines Käfigs sichtbar war. „Dort drinnen ist ein Marder oder so etwas." sagte er.

Da schlug ihm der Freund ärgerlich aufs Knie und meinte eigensinnig und spöttisch: „Also du meinst, daß der Mensch ein Erzeugnis des Himmels sei?!"

Mit nachsichtigem Lächeln kam die Antwort: „Wenn du es durchaus bestätigt haben willst, also ja!" Aber dann wurde er doch aufgebracht. „Der Mensch hat heute mit der Erde nichts mehr zu schaffen, weißt du! Er ist ein Kulturerzeugnis, er entsteht aus Rücksicht oder auch aus Trotz wider die übrige Menschheit, und ist er einmal da, so wird er nur in Beziehung zur Gesellschaft betrachtet. Schau dir doch die Menschen an. Begegnet man jemanden, so denkt man sich, aha, das ist ein Kaufmann, der ist ein Beamter, jener gewiß ein Diplomat. Bei einem Tier aber fühlst du nichts als: das ist in der Steppe zuhaus, das im Wasser, jenes im Wald. Also beim Tier siehst du immer ein Stück Erde mit, beim Menschen aber ein Stück Gesellschaftskultur. Ists nicht so?!" Dann fuhr er dumm verloren fort: „Mir scheint gar, das ist der Käfig der Baumfalken dort drüben."

Digitized by Google

Sie erhoben sich und traten näher. Der kleine niedere Käfig war von Büschen umdrängt, lag ganz abgesondert und schien leer zu sein. Doch dann bemerkten sie auf dem künstlichen Fels eine Wildkatze liegen, grau wie der Stein und reglos. Sie betrachteten das Tier. Es lag zusammengerollt dort, das weiche Fell gelblichgrau, mit seltsamen, schwarzen Querstreifen. Die gelben Augen waren geöffnet und schienen hartnäckig auf einen Punkt zu starren.

„Schaut sie uns an?" fragte der ältere der Knaben.

„Aber nein, sie hat noch gar nicht gezeigt, daß sie uns bemerkt hätte. Sie muß was anderes sehen."

Wieder betrachteten sie eine Weile wortlos die Katze. Dann sagte der mit den Kniehosen nachdenklich: „Weißt, wenn man so die Löwen, die Bären und die Wölfe betrachtet, so erscheint das ganz selbstverständlich, daß es wilde Tiere sind. Aber die da.... Wozu gibt es überhaupt Wildkatzen, warum sind sie noch nicht gezähmt, wie die Hauskatzen? Sie sind ja doch nur zwecklose Ueberbleibsel einer alten Zeit, als der Mensch noch verloren in der Wildnis dastand. Heute aber gibt es gar keine Wildnis mehr bei uns, warum sind denn die Wildkatzen noch nicht ausgestorben?"

„Sie werdens ja auch bald sein," meinte der Aeltere. „Einstweilen gibts noch Wald — in Ungarn, glaub ich, ists ja noch ganz wild."

„Freilich, was du glaubst! Auch dort ist man nicht mehr so weit zurück, daß man solche Bestien nicht ausrotten könnte. Dort duldet man sie grad noch als Rarität.... Oder glaubst du, vielleicht, man züchtet sie als Nutzwild?"

Die Wildkatze starrte noch immer unbewegt auf einen Punkt. Einmal bewegten sich wohl ihre Schnurrhaare, ihr Blick aber haftete fortgesetzt auf den Gitterstäben, schien etwas Bestimmtes zu fassen und war in seiner Regungslosigkeit doch ohne Belebung, wie ein leerer Spiegel grünlichen Glases.

„Wohin schaut das Vieh eigentlich?" fragte der Jüngere ungeduldig.

Sie folgten der Richtung des Blickes, sahen aber nichts, was die Aufmerksamkeit des Tieres hätte anziehen können. Das war ihnen unverständlich, und sie traten seitwärts, um den Blick aufzufangen und auf sich zu lenken; aber er schien wieder an ihnen vorbeizusehen, etwas hartnäckig suchend.

Da sagte der Jüngere gereizt: „Weißt, ich finde es beinahe beabsichtigt, daß das Vieh so tut, als wären wir gar nicht da."

„Absicht wird es wohl kaum sein — übrigens, man weiß es nicht!"

Digitized by Google

„Und warum soll es nicht Absicht sein? Daß wir ihnen Feinde sind, das wissen die Tiere, warum sollen sie uns ihren Haß nicht zeigen können."

„Bei der Wildkatze da, sieht es mehr wie Verachtung aus."

„Was, verachten will sie uns!" rief der Jüngere ergrimmt aus. „Das kümmerliche Biest da?" Er beugte sich rasch nieder, griff an den Eisenstab, auf den die Katze starrte und rüttelte daran. Die gelben Augen blieben reglos und verschleiert. Da schwenkte er heftig die Hand vor den Blicken des Tieres, stampfte mit dem Fuße auf, zerrte Grimassen, höhnte und fuhr wie zum Angriff mit der Hand zwischen das Gitter hinein.... Kein Blinzeln verriet, daß die Katze sich um all das gekümmert hätte.

„Dummes Vieh!" sagte er wütend.

Sie waren aber doch verdutzt. Sie standen und schauten hilflos umher, und als von weit drüben in gleichmäßigen Pausen fremdartige, seltsame Schreie kamen, gleich Notrufen aus einer unbekannten Welt, ein Kreischen und Flattern vom Ententeiche her, da war es ihnen plötzlich, als dränge etwas Sonderbares auf sie ein, gegen das sie sich erschreckt verteidigen müßten.

„Es ist beinahe unheimlich, daß das Tier unsere Blicke nicht fühlt," sagte der Aeltere.

Der andere fuhr auf: „Zum Teufel, es muß uns doch bemerken!" Dann setzte er verächtlich hinzu: „vielleicht ist es krank und darum so dumm."

„Es wird halt mit uns Menschen nichts anzufangen wissen!"

„So indolent ist heut kein Tier mehr!" Er war wieder erregt, und kauerte sich nieder, um durch unablässiges Anstarren die Katze zu beirren.

„Sieht sie dich jetzt?" fragte nach einer Weile der Aeltere.

„Der Teufel weiß, wohin sie schaut! Nicht rechts und nicht links und doch nicht auf mich. Als wär ich für sie unsichtbar." Er hatte sich erhoben und sie standen wieder unschlüssig vor dem Käfig. Da überkam sie aber allmählich ein Zorn. Wie immer, wenn der Mensch dem Tiere gegenüber steht und in dessen fremdes Sein nicht zu dringen vermag, erfaßte sie ein versteckter Trotz, der Katze die Beachtung ihrer Anwesenheit aufzunötigen, ihre Ueberlegenheit dem Tier zu zeigen.

Der Jüngere schaute rasch aus, ob niemand käme, dann nahm er ein Steinchen auf und warf es nach der Katze. Ein Eisenstab lenkte den Wurf ab. Doch wieder warf er und der Stein ging über die Katze hinweg. Aber die Vergeblichkeit reizte ihn und er warf nur noch heftiger.

Beide hatte eine krankhafte Sucht erfaßt, die Katze zu treffen. Einer suchte dem andern zuvorzukommen, die Steinchen regneten in den Käfig; doch ob sie auch rechts und links des Tieres aufprallten, es regte sich nicht.

Digitized by Google

Bis endlich ein Stein traf, da fuhr die Katze auf, fauchte zornig den Stein an und zog sich in den Hintergund des Käfigs zurück, sich in einer Vertiefung deckend. Dort rollte sie sich wieder zusammen und ließ ein eigentümlich grollendes Knurren hören.

Die Knaben hatten innegehalten. „Nach dem Stein hat sie geschaut, nach uns nicht," rief der eine. Sie blickten wieder haßerfüllt nach dem Tier.

Es war nun ganz still rings. Der einsame Käfig, das Gehölz, das sich wie in eine ferne Wildnis fortsetzte, der leere Kiesweg und dann die wenige, verlorene Spätsommersonne, die wie mit müder Hand auf einer Wiese lag, wie mit nervös zitternden Fingern in Zweigen und Blättern spielte. Und die Wildkatze in ihrer eigentümlichen Entrücktheit, in ihrem reglosen Lauern, als gehöre sie einem anderen Leben an, einem anderen Tage als dem, den diese Sonne erhellte, die auch die zwei Knaben wärmend fühlten.

„Daß sie uns jetzt noch nicht anschaut! Jetzt weiß sie gewiß, was wir von ihr wollen."

Es war, als hätten die Beiden etwas voreinander zu verbergen. Sie blickten sich nicht an, redeten grollend, abgerissen, als suchten sie sich über etwas hinwegzutäuschen. Bis sich plötzlich ihre Blicke trafen und der jüngere sagte: „ich schleich mich von hinten an sie an und steche sie durchs Gitter mit dem Federmesser."

Der andere erschrak, doch er warnte bloß: „wenn sie dir aber einen Hieb mit den Krallen gibt!...." Und als der mit den Kniehosen über den niederen Einfassungsdraht stieg, sich durchs Gebüsch drückend den Käfig anzuschleichen suchte, bat der ältere: „aber nur mit der kleinen Klinge, hörst!"

Behutsam, auf Händen und Füßen kroch der Knabe. Wie er beim Käfig angelangt war, richtete er sich langsam auf, öffnete das Messer, schob die Hand langsam vor, um sie durch das Gitter zu bringen. Sein Gesicht war verzerrt, die Augen glühten, in seinen Bewegungen war ein kaum sichtbares, aber unaufhaltsames Vordringen. Krampfhaft vorgeneigt, den Mund atemlos geöffnet, folgte der Freund von drüben seinem Tun.

Nun hatte er die Hand schon durch das Gitter gebracht, er zog den Ellenbogen an und schob die Schulter vor, um den Stoß zu führen. Da wandte sich die Katze plötzlich um und starrte ihn an. Und sie ließ wieder jenes drohende Rollen hören, das nicht laut war, das wie nach innen gelenkt klang, wie aus der Erde geholt und durch das der Stein, auf dem das Tier lag, der Käfig, erschüttert schien.

Wie gelähmt starrte der Knabe die Wildkatze an. Er mußte sich am Gitter festhalten, vermochte aber nicht zurückzuweichen, seine Augen waren erschreckt geöffnet und eine jähe Angst prägte sich in ihnen aus.

Digitized by Google

Auch die Katze bewegte sich nicht. Sie machte keine Miene zum Angriff, nur ihr breiter Schädel war ihm zugewandt, die eine Tatze leicht erhoben, die Wangenhaare gesträubt, die Schnurrhaare und die kurzen gedrungenen Ohren zurückgelegt, als mache sie das Gesicht frei von allem, was ihre Zähne behindern könnte.

Da gab die Hand des Knaben, mit der er sich in der kauernden Stellung festhielt, plötzlich nach und bevor er sich stützen konnte, fiel er zurück. Beschämt richtete er sich auf und begann den Weg wieder aufzusuchen.

Glitzernd folgte ihm der Blick der Katze. Als die Knaben dann wieder beisammen standen, waren die gelben schillernden Augen ihnen zugewandt, reglos, stechend, doch mit einem unbezeichenbaren Ausdruck.

Sie hörten Stimmen. Da traten die Knaben rasch vom Käfig zurück und gingen ängstlich weiter. Sie hatten die Köpfe eingezogen, schauten manchmal erschreckt aus, doch schwiegen sie. Bis der Jüngere endlich stockend losbrach: „weiß der Teufel, was das für ein Blick ist! Der schaut einem ins Gesicht und doch nicht, es ist, als träfe er einem überall zugleich, als suche er Krallen und Zähne an dir. Grad so, als würd eine Mauer vor einem aufspringen.... Das ist ein Blick, der nichts sucht, nur abwehrt; aber ohne Furcht.... Gar nicht mit Augen ist er geschaut, ist wie ein Körper, der einen zurückstößt."

Seine Stimme war zornig, weinerlich. Er blickte hilflos und beleidigt drein, als sei er beschämt worden, als fürchte er Schläge.

Schon an der Wegbiegung, blickten sie noch einmal unwillkürlich scheu zurück. Die Wildkatze schlummerte wieder zusammengerollt und hatte den glitzernden Blick irgendwohin gerichtet, auf einen Punkt, den sie mit ihren Augen doch nicht sehen konnten.

Das Vorzeichen

(Aus dem großen Bauernkrieg)

Von Ernst Lissauer

Hell in Schloß Helfenstein strahlt der dunkelgebälkige Saal,
Lang ist eine Tafel bestellt mit Schale, Krug und Pokal,
Die Tücher glänzen gestickt mit Säumen und Borten,
Forellen prangen und Pfaue, bunt glitzern Konfekte und Torten,
Laub grünt über den Tisch, schwer blauen hispanische Trauben,

Digitized by Google

Langhin sitzen die Herrn in damastenen Wämsern und Schauben.
Wie um den Korb rauscht ein Volk Immen,
Sirren und summen wirr durch einander die Stimmen,
Verquer über Tisch anklingen Krüge und Gläser,
Hanstein und Rotenhan schwanken wie windgewehte Schilfgräser.
Von gesalzener Speise ist Zunge und Hirn gebeizt,
Und die Antlitze glühn, von dem weinernen Feuer geheizt.

Da wird sacht
Vor dem mittag hellen Fenster gelbe Nacht.
In weißen Wänden
Stehn Wetter auf und verblenden.
Doch sie achten nicht
Das zuckende Licht,
Da rollen die Diener ein neues Faß Wein daher,
Und des Stühlingers Zunge lallt schwer:
„Ich wollt', daß das runnplige Faß ein bäuchiger Bauer wär',
Der würde mir zu Kurzweil und Fest
Ausgekeltert und ausgepreßt,
Seine Adern sollten laufen,
Das wär' mir ein weidliches Saufen."
Und stößt an das Faß mit dem Fuß:
„Gott zum Gruß,
Heda, du hölzerner Bauer, dein Blut ist dein Wein,
Auch du sollst mir leibeigen sein!"
Aufstiebt Gejauchz und Gejohl:
„Stühlingen, Bruder, — Dein Wohl!"
Und während der Weiler vor Lust mit der Faust einen Wirbel klirrt
auf den eichenen Tisch,
Daß drauf einen Hopser tanzte das Fleisch mit dem Obst und der
Wein mit dem Fisch,
Haun sie, von stampfender Wut gepackt,
Auf den hölzernen Leib mit den eisernen Schuhn einen hämmern-
den Takt, —

Digitized by Google

Da bricht aus der Faßwand ein Stück.
Wein träuft
Und trieft und läuft, —
Die rings fahren zurück.
Aber der Stühlinger lacht laut auf und schwingt
Sein Glas: „So schenk ich mir ein aus der Wunde
Und mache nun wahr mein Wort!“
Füllt, führt zum Munde,
Und trinkt.
Aber fort,
Im Bogen weit,
Wirft er das Glas, speit
Wider den Trunk und schlottert und schreit:
„Im Faß ist Blut!“

Da geschieht draußen ein Schlag,
Daß die Scheiben rasselnd zersplittern,
Und die Luft ist weiß von Gewittertag
Und weißt die Häupter den weinroten Rittern.
Strahl auf Strahl
Schnellt tief in die Halle und spiegelt sich scheinend auf Krug und Pokal,
Und sieh, da hat sich schon einer mit langen
Feuern hoch im Gebälk verfangen,
Und sieh, er versprüht nicht, er schwebt, er flammt,
Und wieder einer, und aber, und noch einmal,
Schlag auf Schlag brennt herab und glüht eingerammt, —
Schreit Grauen aus dem Türeck, wo die Ritter sich stauen, —

Blitze, die Sicheln Gottes, prangen
Entlang die Decke, funkelnd und fahl.
Bauernsicheln vom Himmel hangen
Drohend herab, herein in den Saal.

Digitized by Google

Das Weltbild des Euripides

Von Egon Friedell

(Schluß.)

Von Sokrates hat Euripides auch den Rationalismus und überhaupt die ganze dialektische Methode. Die Griechen waren von jeher große Freunde aller Rhetorik und Dialektik, das zeigt schon die für uns ganz unverständliche Wertschätzung, die man den spitzfindigen Begriffsspielereien der Eleaten entgegenbrachte. Eine Hauptforce der Griechen war zu allen Zeiten das Reden. Aber sie waren auch ebenso stark im Zuhören. Die Redseligkeit der meisten ihrer Dichter und Denker ist für unseren Geschmack entschieden zu groß, aber sie wurde auch viel besser ertragen als von uns, ja bis zu einem gewissen Grade erwartet und gefordert. Indes war in früheren Zeiten der Hauptort für rhetorische Betätigung die Agora und der Gerichtssaal gewesen. Euripides führt nun die Redekunst auch in das Drama ein, er bringt die Rednertribüne aufs Theater, und diesem Umstand verdankte er einen Teil seines Erfolges.

Die Sophisten

Hierin kamen ihm auch nun die Sophisten entgegen, jene angeblichen Antipoden des Sokrates. Zu ihrer Ehrenrettung braucht heute nichts mehr gesagt zu werden. Daß sie die einzigen universell gebildeten Menschen der damaligen Zeit waren und dabei die einzigen, die wirkliches Lehrtalent besaßen, ist längst anerkannt. Ihre Bedeutung geht aber noch tiefer. Sie waren die ersten, die eine Ahnung von Phänomenalismus hatten, denn der ganze vielverschrieene Relativismus der Sophisten ist nichts andres. Sie waren daher im Grunde die ersten wirklichen Erkenntnistheoretiker. Der berühmte sokratische Skeptizismus, der als ein Wendepunkt in der Geschichte der griechischen Philosophie gilt, geht in Wahrheit auf die Sophisten zurück.

Wenn ein Zeitalter kommt, in dem alles zu schwanken beginnt: die politischen, die ethischen, die theologischen, die künstlerischen Werte, dann hat der Skeptiker immer das große Wort. Die Sophisten hatten daher den allergrößten Zulauf, und zwar nicht etwa bloß wegen der Kenntnisse und Fertigkeiten, die sie für Geld beibrachten, sondern weil sie die Stimme der Zeit waren. Niemals kann eine Weltanschauung durch Tricks und glänzende Argumente sich durchsetzen, sondern immer nur dadurch, daß sie aus dem Herzen ihres Zeitalters redet. Das Zeitalter selbst aber war ein sophistisches: der peloponnesische Krieg,

Digitized by Google

die athenische Demokratie, die attische Komödie, das alles waren sophistische Erscheinungen. Man darf dabei natürlich nicht an den landläufigen Begriff der Sophistik denken, der keine Charakterisierung dieser philosophischen Schule ist, sondern nichts weiter als ein von Plato aufgebrachtes Schimpfwort. Die Sophisten waren nicht mehr und nicht weniger als die Vertreter der modernen Richtung. Sie waren die wirklich Lebendigen in der perikleischen Zeit. Daß es auch ganz flache und wertlose Menschen unter ihnen gab, ist selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich ist es, daß die ganze Richtung von einigen hervorragenden Zeitgrößen bekämpft wurde. Aber beides ist ein Kennzeichen aller modernen Bestrebungen. Das ist in unserer Zeit nicht anders, als es damals und immer war. Auch unter den „Nietzscheanern" sind viele Esel und mauvais sujets, und sehr bedeutende Menschen haben Nietzsche abgelehnt, und trotzdem ändert dies nichts an der welthistorischen Stellung Nietzsches.

Von den Sophisten hat nun Euripides seine ganze Psychologie. Seine psychologische Motivierung ist von der größten Kompliziertheit, er hat überhaupt kein festes, dogmatisches System, und seine Maßstäbe sind so wandelbar wie die Menschen selbst, die er schildert. Er macht sich nicht ein bestimmtes, scharfumrissenes Weltbild und stellt in dieses seine Charaktere hinein, sondern er paßt sich seinen Figuren an und wechselt mit ihren Stimmungen die seinigen. Und auch die einzelnen Menschen haben bei ihm keine gleichbleibenden Linien. Sie sind aus vielen Seelen zusammengesetzt, und diese Zusammengesetztheit bedingt eine gewisse Zwiespältigkeit und Brüchigkeit. Sie haben, im Gegensatz zu den großzügigen Heroenbildern der früheren Tragiker, etwas Menschliches, Allzumenschliches. Das Grundthema der antiken Tragödie war das U e b e r m a ß der Kräfte, die Ueberlebensgröße der Helden, die sich an den irdischen Schranken bricht. Von Euripides kann man im Gegenteil sagen: sein tragisches Motiv ist die S c h w ä c h e seiner Menschen, die die Welt und das große Leben in ihren engen Schranken nicht einfassen können. Auf diese Seelen werden Taten oder Entsagungen gelegt, deren sie nicht fähig sind, von diesen Köpfen wird eine ruhige, geklärte Einsicht in die Dinge dieser Welt gefordert, die sie nicht besitzen. Der Dichter aber besaß sie. Er hatte jene göttliche Objektivität, die im Recht das Unrecht und im Unrecht das Recht erkennt und in beiden nur zwei Seiten des menschlichen Wesens. „Der Mensch darf sünd'gen, wenn ein Gott es schickt." „Es liegt nicht an der menschlichen Vernunft, wenn Menschen sünd'gen." Zu einer so freien und menschenkundigen Weltansicht konnte nur der sophistische Relativismus führen.

A n a x a g o r a s

Wer seine Kenntnis des perikleischen Zeitalters nur aus Plato zieht, der könnte zu der Ansicht kommen, daß die damalige Philosophie vornehmlich von

Digitized by Google

Sokrates und den Sophisten bestritten worden sei und daß demgemäß die Ethik und die Erkenntnistheorie im Mittelpunkt des philosophischen Interesses standen. Es war aber im Gegenteil ein naturwissenschaftliches Zeitalter. Zunächst waren schon die Sophisten selber als Vertreter des universellen Wissens auch naturwissenschaftlich gebildete Köpfe, und selbst Sokrates soll in früheren Jahren Naturforschung betrieben haben, wie ihn ja auch Aristophanes in den „Wolken" als Sterngucker schildert. Außerdem aber waren weder die Sophisten noch Sokrates die eigentlich tonangebenden Philosophen, sondern das war ein ganz anderer, der in den historischen Darstellungen meist sehr stiefmütterlich behandelt wird: nämlich Anaxagoras.

In den landläufigen Handbüchern kommt Anaxagoras sehr kurz weg. Die Verfasser haben Eile, zu Sokrates, Plato und vor allem zu Aristoteles zu kommen, und halten sich bei den „Vorläufern" nicht lange auf. Aber auch dort, wo ihm etwas mehr Beachtung geschenkt wird, steht zumeist zu lesen, daß er den Dualismus in die griechische Philosophie eingeführt hat. Ob dies ein großes Verdienst gewesen wäre, ist zweifelhaft; ganz zweifellos aber ist es, daß ihm dieses Verdienst nicht zukommt. Das ganze Mißverständnis hat Hegel verschuldet. Hegel war ein Gewaltmensch. Er hatte ein sehr tiefsinniges, sehr fruchtbares Prinzip der Geschichtsdarstellung entdeckt, aber nun war es ihm darum zu tun, dieses Prinzip auf alles und jegliches anzuwenden, und so stellte er denn die griechischen Philosophen in Reih und Glied, und wer nicht in die Kolonne paßte, der wurde umrangiert. So ist es denn sehr schön zu lesen, wie die Gr echen vom Einfachen zum Schwierigeren aufsteigend, eine philosophische Weltansicht nach der andern durcharbeiteten, wie ihr Weltprinzip anfangs rein materiell war und schließlich in Anaxagoras rein geistig wurde, womit der Dualismus erreicht ist und der Uebergang zu Plato und Aristoteles sich zwanglos ergibt. Man hat inzwischen erkannt, daß diese für das Auge sehr gefällige Konstruktion den historischen Tatsachen nicht entspricht, und ist von ihr abgekommen. Der Dualist Anaxagoras ist aber zurückgeblieben, und man kann heute noch in allen Lehrbüchern lesen, Anaxagoras habe zahllose qualitativ verschiedene Urstoffe (Chremata oder Spermata) angenommen und diesen ein ordnendes und gestaltendes rein geistiges Wesen, den Nus oder die Vernunft gegenübergestellt.

Daß Anaxagoras dem Nus eine besondere Bedeutung zuschrieb, ist richtig, keineswegs aber hat er sich ihn als rein geistiges Wesen vorgestellt. Er sagt vielmehr ausdrücklich: „Der Nus ist der leichteste und reinste von allen Urstoffen (*πάντων τῶν χρημάτων*)", das heißt also: er ist auch ein Urstoff. Dies wird auch dadurch bestätigt, daß Archelaos, den man im Altertum ausdrücklich als Schüler des Anaxagoras bezeichnete, von dem Nus behauptete, er sei der ver-

Digitized by Google

breitetste aller Stoffe, denn er sei in allen Dingen enthalten. Noch deutlicher war Diogenes von Apollonia, der direkt erklärte: der Nus ist die Luft.

Wir haben somit allen Grund, in Anaxagoras nicht nur keinen Vertreter der dualistischen Weltansicht, sondern sogar den konsequentesten Ausgestalter einer monistischen und streng naturwissenschaftlichen Weltanschauung zu sehen. Seine historische Bedeutung liegt überhaupt nicht in seiner Nuslehre, sondern in seinem Atomismus und Positivismus. Er verließ die naturphilosophischen Spekulationen seiner Vorgänger und versuchte, möglicherweise von Leukipp und Demokrit beeinflußt, eine rein mechanische Welterklärung. Seine Atome haben fast alle Eigenschaften der Atome, mit denen die heutige Wissenschaft rechnet: sie sind zahllos und ewig; durch ihre Verbindung entstehen, durch ihre Trennung vergehen die Körper; die Stoffmasse des Weltalls bleibt immer dieselbe. Daß eine genauere empirische Ausarbeitung dieses Gedankens wegen der Kleinheit der Objekte nicht möglich sei, hat Anaxagoras ausdrücklich betont; was ihm fehlte, war eben die mikroskopische Technik, über die erst unsere Zeit verfügt. Indessen ist er überall bestrebt, seine Hypothesen auf mechanistischer Grundlage aufzubauen; seine Astronomie ist zwar noch geozentrisch, aber im übrigen überraschend modern; er nannte den Mond „eine Erde" und wußte bereits, daß er sein Licht von der Sonne empfängt; auch von der Entstehung und Bewegung der Weltkörper hatte er eine Theorie, die sich der Kant-Laplaceschen nähert und nur deshalb nicht völlig ausreichend ist, weil er noch keinen wissenschaftlichen Begriff von der Schwerkraft besaß. Die Absicht seiner ganzen Philosophie ist nicht mehr und nicht weniger als eine Zurückführung sämtlicher Naturerscheinungen auf Mechanik der Atome. Auch in der Pflanzenphysiologie hatte er höchst moderne Ansichten: er erklärte, die Pflanzen hätten Lust- und Unlustgefühle, ja sogar Intelligenz; es ist dies eine Idee, die erst in der jüngsten Zeit von dem Dichter Maeterlinck und dem Botaniker France wieder aufgenommen worden ist.

Dieser Mann war es nun, der den Gebildeten seiner Zeit die Richtung gewiesen hat. Er wurde der Freund und Lehrer des Perikles, von dem Plutarch sagt, er habe in seine Reden Physiologie „gleich einer Farbe gegossen"; das heißt also: er gebrauchte gern naturwissenschaftliche Bilder. Gleichzeitig mit Anaxagoras lebte Hippokrates in Athen, der größte Arzt und medizinische Theoretiker des Altertums, und welchen Aufschwung das Interesse für naturwissenschaftliche Dinge nahm, das beweisen die zahlreichen sogenannten „hippokratischen Schriften", die damals in Umlauf kamen. Auch sonst macht sich ein realistischer Zug überall bemerkbar. An den Rednern der damaligen Zeit: Antiphon, Andokides, Lysias und anderen rühmten die Alten die Aphelie, das heißt die Kunst prunkloser, kraftvoller Rede. Und die historische Objektivität

Digitized by Google

und Exaktheit des Thukydides ist bis heute noch nicht übertroffen worden. Nur in einem naturwissenschaftlichen Zeitalter konnte eine solche Geschichtsschreibung entstehen, deren Ideal die leidenschaftslose photographische Wiedergabe aller Ereignisse ist.

In der Dichtkunst äußert sich eine solche Zeitrichtung als Naturalismus. Dieser ist das Anaxagoreische an Euripides. In seinen Dramen findet sich nichts, wozu wir historische Distanz nehmen müßten. Die Vorgänge vollziehen sich mit der größten Natürlichkeit und keineswegs in Perspektiven, die in eine gehobenere Welt hinausweisen. Den Charakteren fehlt alles Stilisierte und Pathetische, sie sind durchaus dem natürlichen Leben angenähert. Kothurn und Maske sind kein inneres Kunstprinzip mehr. Die Chöre sind zu lyrischen Intermezzi herabgedrückt. Die Motivierung ist rein psychologisch und geht nicht mehr auf übernatürliche Einflüsse zurück; zugleich ist sie von größtem Realismus. Euripides ist der erste griechische Verist. Um dies zu erkennen, vergleiche man ihn beispielsweise mit Racine, etwa den „Hippolytos" mit der „Phèdre." Der Cartesianer Racine macht Schemen, der Anaxagoreer Euripides macht Menschen. Euripides entdeckt den Menschen für die Bühne, und er ist über diese Entdeckung erstaunt und entsetzt. Aber einmal gemacht, läßt sie sich nicht mehr zurücknehmen. Nun *leben* diese Wesen, aber sie haben dadurch auch das Problematische mitbekommen, das allem Leben anhaftet. Und der Dichter selbst wird zur problematischen Natur. Denn als Dichter ist er Idealist und sucht überall nach Möglichkeiten, das Dasein zu verschönern und zu verklären. Aber als Dichter hat er auch die sehr zweideutige Gabe des unerbittlichen *Sehens* mitbekommen, und er sieht nirgends etwas, woran er sich zu höheren Gedankenflügen aufschwingen könnte: weder im Olymp noch auf Erden findet er Gegenstände einer reinen Verehrung. Dieser tragische Kampf zwischen Idealismus und Wahrheitsliebe, zwischen Melancholie und Zynismus rückt ihn uns ungemein nahe und macht ihn beinahe zu unserem Zeitgenossen.

Es gab übrigens noch einen zweiten Konflikt in seinem Schaffen, der aber rein künstlerischer Natur war. Euripides war nämlich, um es in aller Kürze zu sagen, ein Theatraliker ohne Theater. Sein ganzes Leben lang hat er gegen die archaiistische Form des griechischen Theaters gekämpft, die dem neuen Inhalt der Zeit in keiner Weise mehr entsprach und einen richtigen Theaterdichter zur Verzweiflung bringen mußte. Aber hier unterlag seine Kraft. Seine neue Psychologie war siegreich, aber seine neue dramatische Technik vermochte er nicht durchzusetzen, denn hier handelte es sich um einen Angriff auf eine eingelebte, nationale Institution, und der Grieche, so wandelbar und neuerungssüchtig er in allem übrigen war, ist in solchen Fragen stets unerbittlich konservativ gewesen.

Digitized by Google

Theologie

Es erübrigt nun noch, einen Blick auf die Theologie zu werfen. Der Dichter wird mit ihr immer rechnen müssen, nicht etwa, um sich beim Volk beliebt zu machen oder weil er ihre Ueberzeugungen teilt, sondern weil ihre Vorstellungen die anschaulicheren und poetischeren sind. Ein Atheist ist daher auch Euripides nicht gewesen; nur hat er die Götter noch mehr vermenschlicht, als es die Griechen ohnehin schon immer getan hatten. Im großen und ganzen scheint er diesen Dingen kein sehr großes Interesse entgegengebracht zu haben: er war eben dazu schon viel zu aufgeklärt.

Mit der Götterlehre und Mythologie ist jedoch der Kreis der griechischen Theologie keineswegs vollständig umschrieben. Im Mittelpunkt des religiösen Interesses stand bei den Griechen von jeher ein anderes Problem: das Problem des Schicksals, oder, wie man es auch ausdrücken könnte, das Problem des Tragischen. Denn die Verknüpfungen der täglichen Ereignisse und Fügungen, die Beziehungen der Menschen untereinander, Liebe, Freundschaft, Ruhm, Besitz, Kunst, Wissenschaft, das sind lauter Tragödien: das ganze Leben hat keinen anderen Sinn.

Die Griechen als ein intelligentes, offenäugiges, lebenskundiges Volk mußten früh auf diese verwickelte Frage verfallen. Sie hatten von Anfang an viel mit gemacht und sich mit allen möglichen Mitteln ihre Existenz sichern müssen. Sie hatten mit dem stumpfen Widerstand eingeborener Barbarenvölker um ein Land ringen müssen, das keineswegs übermäßig fruchtbar und wohnlich war, dabei unter beständiger Angst vor dem asiatischen Koloß im Osten, der sie jeden Moment auffressen konnte. Nicht umsonst ist Odysseus ihr Nationalheld. Sie waren durchaus nicht sentimental. Sie wußten, was das Leben ist: eine strapaziöse, unberechenbare, wenig dankbare Angelegenheit.

Nun hat aber der Mensch andrerseits einen sehr starken eingeborenen Trieb zum Positiven, und der Pessimismus ist ihm immer unorganisch. Er sucht daher nach einem Gegengewicht. Ein solches ist zunächst die naive Frömmigkeit, das unerschütterliche Vertrauen auf die Güte der Götter und des Schicksals. Diesen Standpunkt vertraten die griechischen Dichter der guten alten Zeit. Ungerechtigkeit und unverdientes Unglück sind nur scheinbar oder doch nur vorübergehend: am Ende erweist sich doch immer der Sieg des Guten. Dieser keineswegs abstrakte und lebensfremde, aber doch dogmatische Optimismus paßte sehr gut in das Zeitalter der Perserkriege.

Aber die Weltlage änderte sich und mit ihr das Weltbild. Und nun sucht man nach anderen Erklärungen. Da erscheint zunächst Sophokles und sagt: „Ja; die Welt ist schlecht, und das Böse herrscht, aber *gerade darum* müssen wir an die ewige Güte und Weisheit der Götter glauben.“ Das ist

Digitized by Google

schon eine sehr komplizierte Philosophie, die man vielleicht am kürzesten als Pascalismus bezeichnen könnte. Wir können hier nicht näher darauf eingehen; die Freunde Pascals werden es verstehen.

So lag das Problem, als Euripides kam und die einzig moderne zeitgemäße Erklärung fand: Er sagte: „Das Schicksal ist weder der Zorn noch die Liebe der Götter, weder Moira noch Familiendämon, denn es ist überhaupt nicht außer uns. Das Schicksal ist der Mensch selbst. Das Leben ist tragisch, aber es hat keinen Sinn, das zu beklagen, oder auch nur zu wünschen, es möchte anders sein; denn wenn man den tragischen Charakter des Lebens aufheben wollte, so würde man damit das Leben selbst aufheben." Sophokles sagt: „Das Leben ist leider tragisch, aber das ist einmal so und nicht zu ändern;" Euripides sagt: „Das Leben ist tragisch, aber das soll so sein und dürfte gar nicht geändert werden, selbst wenn es möglich wäre." Daher gibt es bei ihm auch keine Bösewichte mehr, sondern alle Menschen sind teils gut, teils böse, und der tragische Konflikt entsteht nicht dadurch, daß der eine gut und der andere schlecht ist, sondern dadurch, daß die Menschen so verschieden sind und jeder von ihnen seiner innersten Natur nach etwas anderes wollen muß. In einem hippokratischen Fragment findet sich der lapidare Satz: „Alles ist göttlich und alles ist menschlich." Diesen Satz könnte man als Motto vor die Dichtungen des Euripides stellen.

Der Kern dieser Weltansicht ist aber dennoch ein tiefer Pessimismus, der schließlich zum Indifferentismus führt und den Dichter wünschen läßt, nur die freundlichen Gaben des Zufalls genießen zu dürfen, denn „heute so, morgen so wechseln der Menschen Geschicke, ohne Frieden, ohne Rast." „Wie es kommt, frohen Sinns, nehm ich die Gaben des Heute, nehm ich die des Morgen hin. Glauben und Hoffen ist hin, und verdüstert mir die Seele."

Aber im Grunde seines Herzens hatte der Dichter doch eine vage Zuversicht, daß hier nicht die Grenze des menschlichen Geistes sei. Der Dichter des „Hippolytos" ist es, der die Worte schrieb:

Wohl gibt es ein andres, ein seliges Sein,
Doch liegt es verborgen in Dunkel und Dunst.
Drum klammert die eitle Liebe sich fest
An den glühenden Schimmer der irdischen Welt,
Bloß weil sie ein anderes Leben nicht kennt,
Kein Auge die Schatten des Todes durchmißt,
Wahnbilder des Glaubens uns irren. *)

Hier wird der Dichter zum Propheten. Es folgte die Hellenisierung des Ostens durch Alexander. Aber was selbst einem Alexander nicht geglückt wäre: die Hellenisierung des römischen Westens, das vollbrachten griechische Dichter und Denker. Und nun vollzog sich jene große welthistorische Rache, die die Griechen

*) Uebersetzt von Wilamowitz-Möllendorf.

Digitized by Google

an ihren Ueberwindern genommen haben. Sie infiltrierten den Römern ihren Geist, der der Geist eines überreifen und absterbenden Volkes war. Sie vermachten ihnen ihren Skeptizismus, ihre Lebensmüdigkeit und Uebersättigung. Sie gaben ihnen mit vollen Händen die Schätze ihrer Kunst und Weltweisheit und erzeugten in ihnen durch die Ueberfülle und Ueberschmackhaftigkeit dieser Gaben Appetitlosigkeit und verdorbenen Magen. Sie übertrugen ihre ganze Agonie auf die gesunden und selbstmächtigen Römer. So kam es zu jenem grandiosen Schauspiel eines allgemeinen Weltekels, der die gesamte Kulturmenschheit wie eine Krankheit beherrschte, bis ein sonderbarer Mensch kam, der von der Philosophie mehr verstand als Plato und vom Erobern mehr als Alexander, und eine neue Welt entdeckte.

Dies alles hat Euripides geahnt, denn er war ein Dichter.

Abschied vom Urwald

(Pelaiang auf Sumatra)

Von Hermann Hesse

Auf meiner Kiste sitz ich am Strand,
Drunten am Dampfer schreien
Inder, Chinesen, Malayen,
Lachen laut und handeln mit Flittertand.

Hinter mir liegen fiebernde Nächte und Tage
Glühenden Lebens, die ich schon jetzt,
Da noch der Urwaldstrom meine Sohlen netzt,
Sorgsam wie Schätze im tiefsten Gedächtnis trage.

Viele Länder und Städte weiß ich noch warten,
Aber niemals wohl wird der Wälder Nacht,
Wird der wilde gärende Urweltgarten
Wieder mich locken und schrecken mit seiner Pracht.

Hier in dieser unendlichen leuchtenden Wildnis
War ich weiter als je entrückt von der Menschenwelt —
O und niemals sah ich so nah und unverstellt
Meiner eigenen Seele geformtes Bildnis.

Digitized by Google

Sieg der Obstruktion

Vom Oktober bis Anfang des Jänners ächzte das österreichische Parlament unter der ruthenischen Obstruktion. Die Verhandlungen des sogenannten kleinen Finanzgesetzes konnten nur mühsam und mit fortwährenden Unterbrechungen vor sich gehen. Die Ruthenen wollten durch ihre Politik im Reichsrate die Polen und die Regierung zwingen, wenigstens einen Teil ihrer gerechten Forderungen bei der galizischen Landtagswahl durchzusetzen. Das ist ihnen schließlich auch gelungen. Man hat sie verstanden. Selbst die Polen haben sie verstanden. Nachdem nun die Ruthenen ihre Obstruktion eingestellt hatten und die Steuergesetze verabschiedet waren, sollte das Budgetprovisorium beraten werden. Da fingen die tschechischen Agrarier und Radikalen mit der Obstruktion an. Man fragte sie, was sie mit der Obstruktion eigentlich wollen. Sie sagten, sie wollten das Ministerium Stürgkh dadurch, daß sie es dazu zwängen, das Budgetprovisorium mit dem § zu machen, stürzen. Als man ihnen einwendete, daß in Oesterreich noch nie ein Ministerium deswegen, weil es das Budget mit dem § 14 gemacht habe, gestürzt worden sei, wußten sie nichts zu antworten. Nach einiger Zeit hieß es, die Agrarier wollten Subventionsgelder erpressen. Da wäre die Regierung schnell zu haben gewesen. Jede österreichische Regierung ist jederzeit bereit, den „armen" Agrariern unter die Arme zu greifen. Sowohl durch Gesetze als auch durch unmittelbare Geldgeschenke. Aber bald zeigte sich: auch so seien die Obstruktionisten nicht zu bändigen. Endlich erfuhr man ihre Bedingungen. Die Regierung müsse sofort den Böhmischen Landtag einberufen. Die Tschechen könnten es nicht länger dulden, daß in Böhmen absolut regiert werde. Der Ministerpräsident wies darauf hin, daß eben jetzt neuerlich die Ausgleichsverhandlungen zwischen den Deutschen und Tschechen beginnen sollen und daß vor deren Beendigung keine Landtagssitzungen möglich seien. Sein Anerbieten, im Verlaufe der Budgetdebatte die Erklärung abzugeben, daß er „ehestens" die Landtagswahlen ausschreibe, genügte den Obstruktionisten nicht. So wurde denn der Reichstag vertagt, das provisorische Budget auf sechs Monate durch den § 14 verordnet und niemand weiß, wie die nächste Zukunft aussehen wird. Mißlingen die deutschböhmischen Ausgleichsversuche, so ist die Einberufung des Reichsrates zwecklos. Die Tschechen würden dann vielleicht in ihrer Gesamtheit obstruieren. Wagt es die Regierung nach dem Scheitern der Verhandlungen Ausgleichsgesetze zu oktroieren, so ist es noch immer zweifelhaft, was bei dem auf beiden Seiten entstehenden Rummel herauskommt. Möglich, daß beide Seiten innerlich zufrieden sind und nach in solchen Fällen üblichen Paradeprotesten wieder an eine gemeinsame Arbeit gehen. Aber alles ist unsicher. Gewiß ist nur das Elend der äußeren und inneren Politik in Oesterreich.

Engelbert Pernerstorfer

Von Zabern bis Zaberze

Umzugszeit! Die Möbelwagen laufen heiß, obwohl kein gesetzlicher Kündigungstermin sie auf den Trab bringt. Von Zabern bis Zaberze stehen sie vor den Türen pflichtvergessener Beamten. Hier naht der administrative Tod in der Gestalt eines Vorarbeiters der Speditionsfirma und der geliebte Verstorbene hat den Vorzug, persönlich mit dem Leichenkutscher wegen der

Digitized by Google

Ueberführungskosten markten zu können. Der Wachtmeister, der in Berliner Polizeiherzen den Wunsch entflammte, sich zur Pflege von Königstreue und Vaterlandsliebe unter Ausschluß selbständigen politischen Denkens zu organisieren, ist so gut auf den Schub gebracht worden, wie der Kreisdirektor, der von der Festtafel seines Vorgesetzten vor dem Obst nicht aufstehen wollte, obwohl es in seiner Amtsstadt bereits faule Aepfel regnete. Ein ganzes Ministerium ist fieberhaft bemüht, seine Amtswohnungen zu räumen und auch der Statthalter hat sich den Transporteur für den 26. März bestellt. Nur über Herrn von Deimlings Möbel ist bis heute noch nicht disponiert.

Anderen aber nahte der Umzugsmann dem Schildhalter des preußischen Wappens vergleichbar. Rote Adler flogen vor ihm her und keine Gestalt der germanischen Mythologie wäre ihm an Macht vergleichbar. In Frankfurt a. O., und in Bromberg betreut er den Hausrat der Begnadeten und ist unbestechlich, so daß von ihm nicht zu erfahren ist, ob Herr von Forstner auch den Teil seiner Einrichtung mitgenommen hat, dem er eine gewisse populäre Berühmtheit verdankt. In Potsdam und in Berlin ist er eifrig dabei, den neuen Männern bei der Uebersiedelung zu helfen, wobei man bei seiner allgemeinen Tüchtigkeit vermuten darf, daß er seine Auftraggeber während des Umzuges auch über die Verhältnisse ihres neuen Wirkungskreises rasch orientiert. Er ist mehr als der Schildhalter des preußischen Wappens, er ist heute wie der Rübezahl des deutschen Volks, der endlich mit starker Hand Ordnung schafft. Hätte Holbein schon den Begriff des Revirements gekannt, er hätte seinen Totentanz auf den Begriff des Umzugsunternehmers gestimmt.

Man darf sich nicht verhehlen, daß das Militär auf der ganzen Linie gesiegt hat. Seine Angehörigen sind die Treppe hinauf gefallen, der kleine Leutnant ist, seiner guten Germanisationsanlage wegen, von den Elsässern in Zabern zu den Polen in Bromberg gekommen und der Oberst von Reuter verdankt der ganzen Angelegenheit eine militärische Wiedergeburt, denn sie hat ihn dem Scheintod eines bereits bewilligten Abschiedsgesuches entrissen. Die elsaß-lothringische Regierung ist mit einigen Orden in ein Massengrab gelegt worden und die neuen Männer sind eine Art Ehrengabe Preußens an den verlotterten Süden. Daß keiner der beiden jemals den Fuß ins Reichsland gesetzt hat, ehe er als leibhaftiger Kürassierstiefel abgeordnet wurde, stört bei solchen Verhältnissen weiter nicht: der Umzugsmann verlangt keinen Befähigungsnachweis und der Preußenbund höchstens einen Geburtsschein nördlich der Mainlinie. Allerdings, der Unterstaatssekretär Freiherr von Stein hat sich gegen den Vorwurf, in Bayern geboren zu sein, zu wehren. Aber das war Herr Mandel auch, und man muß sich entschieden dagegen verwahren, daß er darum sich von Herrn von Dalwitz unterschieden hätte. Die lichten Augenblicke kurz vor seinem Ende beweisen gegen seine lebenslange Gesinnungstüchtigkeit nichts.

Was in Elsaß-Lothringen nun werden wird? Mich interessiert vielmehr, was im Deutschen Reich werden wird. Die neuen Herren, die einem neuen Statthalter die Wege bahnen sollen, werden so lange die Vertrauensleute der echtpreußischen Leute sein, als sie in ihren Antrittsreden einige Welschlinge auffressen. Wenn sie dann Land

Digitized by Google

und Verhältnisse kennen gelernt haben, werden sie versuchen, für das Land und nicht gegen das Land zu regieren, und dann wird man ihnen in deutschvölkischen Kreisen genau so „Landesverräter" nachrufen wie den bisherigen Herren. Es gibt keine Regierung, die einen Leitartikel der „Kreuzzeitung" in die Tat umsetzen könnte, ohne den Süden zu revoltieren.

Im Elsaß wirds wie bisher weitergehen. Im Reich aber geht es um andere Dinge. Ein Polizeipräsident, dem der Mund davon überläuft, dessen seine Clique voll ist, darf seine Beamten nach Zaberze verbannen, wenn sie vereinsmäßig Königstreue pflegen wollen. Ein Offizier aber, der einen nationalen Skandal inszenierte, wird von Zabern in die nächste Garnison bei Berlin begnadet und über seinem Einzug in die neue Stadt flammt wie ein Transparent die Kabinettsorder vom Jahre 1820. Es ist demnach verboten, sich der Vaterlandsliebe anders als im stillen Kämmerlein oder auf der offenen Straße anzunehmen. Hätte der Berliner Wachtmeister ein paar Zivilisten zur Strecke gebracht, so wäre ihm die bittere Lehre erspart geblieben, daß man seinem König nur in der amtlich vorgeschriebenen Art dienen darf. Freilich lächelt ihm ja noch eine Hoffnung, und man wäre fast geneigt, in der Wahl seines neuen Standortes eine erzieherische Aufmerksamkeit des Herrn von Jagow zu sehen: wohnen in Zaberze nicht vielleicht Polen und sollte es einem Wachtmeister nicht möglich sein, dieselben derart mit preußischem Geist zu tränken, daß ihm seine amtliche Rehabilation durch einen Fall Zaberze möglich wird? Die nötige Kabinettsorder wird sich dann schon vor Gericht finden lassen.

Ulrich Rauscher

Die Preußenemission

Sie ist geglückt, so geglückt, daß der Finanzminister den ganzen Bedarf pro 1913 auf einmal reinholte. Auf eine Offerte von 350 Millionen Mark sind Zeichnungen im Gesamtausmaße von 25 Milliarden Mark erfolgt. 19 Milliarden davon mit Sperrverpflichtung auf 6 Monate. Seit 1910 war ein Emissionsfiasko dem andern gefolgt. Ein solches Glanzresultat hatte selbst der unentwegteste Anleiheoptimist nicht erwartet. Der Finanzminister hat schnell noch 150 Millionen zur Subskription gestellt und stolz hat er verkündet, daß nur Sperrzeichner etwas erhalten sollen. Welche Gründe sind in dieser Zeit der Kapitalmarktstagnation für den Bombenzulauf maßgebend? Der Anleihetyp weicht von der Norm ab. Es ist ein Halb- und Halbgebilde: etwas feste Anleihe, etwas schwebende Schuld. Man hat die Schatzanweisungen verlockend auslosbar gemacht. Jeder Käufer hat nun die Hoffnung, nach einem Jahre 100 Mark für 97 Mark zu bekommen. Diese Agiochance hat gereizt. 4% Zinsen und die Möglichkeit eines schnellen Zwischengewinns: so was bieten heimische Fisci nur selten. 16 Jahre dauert die Lotterie, aber jeder steht vor der Möglichkeit eines nahen Gewinnes. Ferner: die Diskontsätze sind nur so gepurzelt. Die Reichsbank, die Bank von England, die Bank von Frankreich, alle wichtigen Zentralnoteninstitute haben rapide ermäßigt. Das bedeutet zwar noch nicht eine allgemeine Liquidität und Anlageluft, immerhin aber ist es ein Anreiz und eine Erleichterung. Schließlich: Industrie und Ausland sind unsicher. Die Innenkonjunktur ist nach wie vor miserabel und die Sehnsucht nach der Fremde hat die

Digitized by Google

mexikanische Pleite arg getrübt. Anlegen will man aber endlich wieder und so gibt man dem bonitätsschwangeren Preußenfiskus das Geld.

Das Problem ist: wird die Sympathie bleiben? Das Problem ist weiter: wird der Typ bleiben? Die Sympathie bleibt nicht. Es wird jetzt überall von einer „neuen Anleihe-Aera" gefaselt, als ob sich plötzlich alle Bedingungen der Wirtschaftsentwicklung umgekrempelt hätten. Wenn das Publikum nach so viel Dividendenpapierenttäuschung, nach so viel fiskalischer Knauserigkeit, nach Jahren der Effektenresignation auf ein günstiges und risikoloses Angebot zuspringt, so ist das noch lange kein Beweis, daß sich Antipathie in dauernde Sympathie verkehrt hat. Auch beste Lockmittel werden die Kapitalistenarmeen nicht heranholen, die früher auf jede Preußen- und Reichs-Emission zustürmten. Schon die Riesenquantität inländischer und ausländischer Anleihen wird auf den Jubel drücken. Die Fisci allerdings können lernen, wenn sie sich nicht blenden lassen. Es ist ausgeschlossen, daß auf die Dauer ein Anleihemixtum, wie es jetzt dargeboten wird, dem Publikum behagt. Der Typ ist dunkel, er ist verwischt, er hat keine Offenheit. Ein solider Staat darf nicht weit unter Pari emittieren und außerdem noch einige Knochen zugeben, Er muß klar zum Ausdruck bringen, was schon ist. Per Saldo ist es völlig gleichgültig, ob er Disagio zahlt oder den Zins heraufsetzt. Weshalb sollen unsere Fisci nicht auf 4½ gehen? Was Preußen jetzt gemacht hat, ist ja nichts anderes. Man kann die Scheu verstehen, aber sie muß überwunden werden. Der Rentner will einen brauchbaren Zins und nicht Zufälligkeiten. Eine Heraufsetzung würde auch dem Auslande das Pumpen erschweren. Kein Gedanke, daß nun ein neuer Anleihetag angebrochen ist, daß man sich um Konsols, Schatzanweisungen und dergleichen balgen wird. Die Dinge bleiben wie sie sind, ihre Ursachen verschwinden vorläufig nicht. Die Zinskurve steigt, zum mindestens sinkt sie nicht. Vielleicht noch diese oder jene Milliardenzeichnung, dann ist wieder alles beim alten. Nur eine gute Dauerrentabilität verbürgt ein stetiges Interesse.

Carnifex

Roma locuta est

Kein Todesstoß gegen die christlichen Gewerkschaften, keine Bannbulle gegen moderne Häretiker, mit einem modernen Problem sucht sich die Kirche in ihrer Art abzufinden, der sexuellen Belehrung. Ein Wandel ist eingetreten, man spricht von dem, was zu nennen und zu begreifen lange verpönt war. Denn als vor einem Jahrzehnt die Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten begründet wurde, fanden die Bestrebungen bei der kirchlichen Hierarchie offensichtlichen Widerstand, Krankheiten des Geschlechts kannte der Kanon nicht, Ausschweifungen und Laster aber, die er zu kennen für gut fand, waren Todsünden. Man hat inzwischen durch mancherlei belehrt dem modernen „Sündenpfuhl" Einlaß geboten, ein Zeichen hiervon ist die jüngste Stellungnahme des Klerus zum Kapitel der sexuellen Aufklärung. In Fulda haben die deutschen Bischöfe sich ihr eigenes Rezept im Kampfe gegen die Geschlechtsseuchen zurecht gebraut, den Gläubigen wird es allweil verkündet. Zehn Jahre ernster, mühsamer Arbeit, die Aerzte und Pädagogen hinter sich haben, um die Richtlinien einer sexuellen Erziehung zu fixieren, existieren

Digitized by Google

für die Hirten der alleinig wahren Kirche nicht, sie fangen dort an, wo mangelnde Erkenntnis der Dinge immer zu beginnen pflegt, am falschen Ende. Vorbeugen und schützen will und muß die sexuelle Belehrung, hier ist notwendig eine stufenweise Einführung in das natürliche Geschehen, in die Fortpflanzungs- und Entwicklungsvorgänge der Natur, in das Geschlechtsleben des Menschen, dessen Triebkräfte, die wahren wie die falschen. Den letzten Stein in diesem allmähligen Aufbau eines Wissens vom Sexualleben bildet das Kapitel der Geschlechtskrankheiten, ihre Verhütung, ihre Bekämpfung. Folgerichtig müssen Schule und Haus in gemeinsamer Anlehnung hierbei zusammen arbeiten, die erstere durch einen entsprechenden naturwissenschaftlichen Unterricht, durch Charakterbildung und Stählung, letzteres, so weit es dazu imstande ist, durch die persönliche Erziehung und den Ausbau der in der Schule empfangenen Strebrichtungen. Einiges von diesen Postulaten ist erfüllt, vieles ist noch zu erkämpfen. Abgerungen ist Staat und Schule in mühsamem, schrittweisen Vorgehen die Fakultas, den Abiturienten, den zur Entlassung kommenden Fortbildungs- und Gewerbeschülern und ähnlichen Kategorien Schlußvorträge über Gefahren und Verhütung der Geschlechtskrankheiten zu halten, Träger dieser Mission waren Aerzte. Daß und wie sie sich bewährt, dafür bedarf es keiner Zeugnisse mehr, das steht fest eingerammt in dem Aufbau moderner Sozialhygiene. Mit weltabgewandtem Sinn tritt die Bischofskonferenz dieses mühsam errichtete Werk nieder, für sie gibt es nur Einzelfälle, jede gemeinsame Aufklärung durch Vorträge vor Gruppen von Schülern und Schulentlassenen ist verwerflich. Und diese Einzelfälle harren der Belehrung durch Eltern, Beichtväter, durch die geistlichen Leiter der Jünglingsvereine oder Erziehungsanstalten, samt und sonders die „berufensten Elemente" für die Einpflanzung biologischer und sexualhygienischer Gesichtspunkte. So malt sich in diesen Köpfen das Bild sexueller Aufklärung!

Und daß neben diesen Auffassungen und Begriffen von Volksgesundheit auch das Groteske nicht ermangelt, dafür sorgt der heilige Zorn, der in dem Absatz 5 des kulturhistorischen Dokumentes sich in folgendem ausläßt: „Niemals sind gemeinsame turnerische Veranstaltungen oder turnerische Aufzüge von Knaben und Mädchen zu billigen; ebensowenig gemeinsame Wandervogel-Ausflüge heranwachsender Knaben und Mädchen und mehrtägige Wandervogel-Touren von Mädchen allein. Auch jedes vor breiter Oeffentlichkeit hervortretende Schauturnen von Mädchen oder Damen und noch weit mehr öffentliche Schwimmschaustellungen derselben und selbstverständlich auch alles gemeinsame Schwimmen von Mädchen und Knaben müssen aufs schärfste verurteilt werden. Körperliche Uebungen von Mädchen in einem dem weiblichen Körper und dem kindlichen und jungfräulichen Zartgefühl entsprechenden Umfange sind gewiß nicht zu verurteilen. Aber diesen Umfang (und in einzelnen Fällen beschränkte Zulassung verständiger Zuschauer) abzumessen, ist Sache der Diskretion der religiös fühlenden Erzieher, nicht ausschließlich Sache eines technischen Fachmannes. Es wäre tief zu bedauern, wenn die Körperübungen beim weiblichen Geschlecht in solchem Umfange gepflegt würden, daß dadurch Zerfahrenheit ins Gemütsleben, Unterschätzung der Geistes- und Gemütsbildung, Schwä-

Digitized by Google

chung des weiblichen Züchtigkeitsgefühles und Verminderung der Liebe zum stillen, häuslichen Wirken eintreten würde. Aufs tiefste ist zu beklagen, daß die weibliche Kleidung gegenwärtig in weiten Kreisen bei Kindern und Erwachsenen schamlos geworden ist, und die Konferenz würde es lebhaft begrüßen, wenn der Katholische Frauenbund einen mutigen, entschiedenen und beharrlichen Kampf auf der ganzen Linie gegen jene schmachvolle Verirrung aufnehmen würde." Anathemata gegen Moden und Kleidertrachten gehören zum ältesten Requisit kirchlicher Verdammnis, das sechzehnte Jahrhundert strotzte von bischöflichen Edikten gegen schlechte Sitten, liederliche Tracht und Hoffahrt der Kleidung. Nur im Ausdruck unterscheidet sich das Zelotentum von anno dazumal vom heutigen, in Gesinnung und Weltauffassung sind sie sich gleich geblieben!

Julian Marcuse

Der Drang nach Osten

In parlamentarischen Kreisen in London beschäftigt man sich wieder mit der persischen Angelegenheit. In England ist man über den Rückschritt des persischen Handels zu sehr erregt, und obendrein frißt am englischen Herz die Blamage, daß man Persien den Russen zum Fraße hingeworfen hat. So etwas ist noch nicht in der britischen Politik da gewesen. Der Engländer wird Lord Curzon niemals verzeihen, Persien nicht verschlungen zu haben, um die 2000 Kilometer lange russische Grenze einzuheimsen.

Die Perser sind eine kämpfende Nation, welche sich selbst von einem greulichen Despotismus befreit haben, und scheinen nach dem raschen Dahinschwinden des kurzlebigen Konstitutionalismus ernstere und zielbewußtere Menschen geworden zu sein. Den Persern ist es klar geworden, daß Rußland es nie aufgeben wird, Persien zu erobern, um England seinen Schikanen und Druck auszusetzen. Die Perser fassen ihre Lage als sehr tragisch auf; und in der Tat ist sie viel tragischer als je zuvor. Wenn sie nicht alle ihre noch vorhandene Kraft zusammennehmen, so haben sie bald ihre Rolle als selbständige Nation ausgespielt. Junge Offiziere gehen nach Deutschland, um sich dort zu Offizieren auszubilden, und kehren dann heim, um für ihr Vaterland zu sterben. Man könnte dies für jugendliche Illusion halten, aber ein Volk von 10 Millionen hat noch Widerstandskraft. Die Perser und ganz besonders die nomadischen Elemente, wie die Bachtiaren, sind militärisch äußerst brauchbar, soldatisch gedrillt und mit guten Waffen versehen. Aber freilich, die russische Regierung wird schon sorgen, daß Ausbildung und Bewaffnung im Rückstande bleiben.

Rußland ist fest entschlossen, eine dauernde Besserung der persischen Verwaltung zu verhindern, weil Persien sich eben nicht erholen soll. Wenn dieses Land frei handeln dürfte, wäre es imstande, schon binnen wenigen Jahren seine Verbindlichkeiten abzutragen, die den Fremden die Einmischung erlauben. Zu diesem Zweck braucht Persien vor allem eine tüchtige Gendarmerie, welche die betrügerischen Großveziere zwingt, die veruntreuten Staatsgelder an die Regierung abzuliefern.

Rußlands Eindringen in Kleinasien, sein Marsch nach dem Persischen Meerbusen bedrohte den englischen Territorialbesitz in Indien. 1885 waren die Beziehungen zwischen Rußland und England gespannt, daß der Kon-

Digitized by Google

flikt eine Zeit lang unvermeidlich erschien; doch zeigte sich in den letzten Jahren des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, eine Besserung in dem Verhältnis beider Staaten zu einander.

Was nun diese Annäherung betrifft, die zweifellos eine der wichtigsten und bedeutsamsten Erscheinungen der internationalen Politik in Asien ist kommen zwei Tatsachen in Betracht. Zunächst, das Erwachen der Asiaten, das der gesamten europäischen Herrschaft in Asien ein Ende zu machen droht. Die Interessen Rußlands und Englands sind jetzt in Persien die gleichen, denn beide Völker müssen damit rechnen, daß die von ihnen besiegten Nationen danach streben, sich von dem Joche der Sieger zu befreien. Viel natürlicher wäre es, wenn die Russen die indische Macht in ihrem Kampf gegen die eingeborenen Völkerschaften Hilfe leisten, als daß sie nach Indien marschieren, und dort versuchen, diese Völker gegen England aufzuwiegeln. Die Besitznahme Indiens würde für Rußland das größte Unglück bedeuten, darum hält man es für weit natürlicher und wünschenswerter, daß die Beziehungen des Zarismus zu John Bull sich freundlicher gestalten sollten.

Aber nicht nur das Erwachen Asiens ist für Rußland und England sehr bedrohlich, sondern eine weit größere Gefahr hat England seiner Freundschaft aufgezwungen, jenes Gespenst, mit dem England sich erst innerlich abfinden muß: die deutsche Konkurrenz! Deutschlands Vormarsch nach Persien, die „Germanisierung" Kleinasiens und Mesopotamiens durch das Kolossalunternehmen der Bagdadbahn sehen die Engländer mit Neid und einiger Sorge. Deutschlands Handel und Industrie hat die Monopolstellung des britischen Kapitalismus auf dem internationalen Markt stark erschüttert. Die Geschichte der Weltpolitik hat oft gelehrt, daß man, wenn man einen gefährlichen Rivalen trifft, den Schwächeren beiseite läßt, ja man sich zuweilen mit diesem gegen den Stärkeren verständigt. So verhält es sich mit der anglo-russischen Entente, deren Möglichkeit nur Deutschlands Entwicklung geschaffen hat.

England aber hat aus solchen Rücksichten aufgegeben, Persien zu erobern und dies kann noch dem asiatischen Bestand Großbritanniens gefährlich werden.

Max R. Funke

Mißbrauch eigener Einsicht

Der Berliner Polizeipräsident untersagte kürzlich die Aufführung eines Stückes von Hans Hyan, weil preußischen Schutzmännern darin eine komische Rolle zugemutet werde. Der Autor legte Beschwerde ein, die Sache ging ans Oberverwaltungsgericht und dessen Urteil liegt jetzt vor. Es bestätigt das Verbot. Damit darf als festgestellt gelten, daß im deutschen Reiche nunmehr auch Witze über Schutzmänner der öffentlichen Ordnung widersprechen und unzulässig sind; daß das Dogma von der Unfehlbarkeit des königlichen Rockes auch auf Büttel, Wachtmeister und Gendarm ausgedehnt sein soll. Man geht zwar nicht mit Maschinengewehr und Säbel gegen respektlos Lächelnde vor; aber die Umsicht und Energie der Behörde findet nicht minder taugliche Mittel zu ihrer Bekämpfung. Sie schafft diesen Präzedenzfall. Die Götter wissen, was ihm folgen soll!

Eines ist auffällig: das Berliner Oberverwaltungsgericht scheint literarverständig zu sein. Es weiß um eine

Digitized by Google

ästhetische Wahrheit. Zwar läuft sein Spruch dieser Wahrheit am Schluß strikt entgegen. Aber es weiß sie! Nicht im Urteil, — in der Begründung tritt das zutage. Da wird, — soweit mir bekannt, zum ersten Mal an solcher Stelle — ein scharfer Trennungsstrich zwischen angeblichem und wirklichem Humor im Schriftwerk gezogen. Zwei Möglichkeiten sind unterschieden: die Komik kann von außen an die Geschilderten herantreten und diese sozusagen in sich hineinziehen. Das ist harmlos. Das Gericht hält es, selbst wenn die heilige Hermandad betroffen wäre, für erlaubt. Die Komik kann aber auch in Charakteranlage, im Typus der Dargestellten begründet sein, kann von hier aus nach außen drängen und wirken. Das ist zweifellos die echte Satire. Und die ward jetzt prinzipiell verboten! Womit also beschlossen ist, daß auf der Lustspielbühne künftighin nur noch Witzelei und Situationskomik eine Stätte haben, — ernsthafte Satire dagegen ausgeschlossen sein soll; daß man gute Komödien, sofern sie Funktionen oder Funktionäre „der Staatshoheit" behandeln, konfiszieren, den schlechten aber Tür und Tor offen lassen wolle. Gut und schlecht? — Das Gericht selbst hat die Unterscheidung betont. Es hat literarische Bildung bewiesen. Wie seltsam dann seine Folgerungen! Wie seltsam, daß es im selben Atemzug, in dem es so das Wertvolle mit Verständnis durch scharfe Definition festlegte, dieses Wertvolle ebenso verständnislos auch wieder zu execrieren und seiner Wirkungsmöglichkeit berauben zu dürfen glaubt!

Kommt hinzu: derselbe Staat, der über das Anwachsen der Schundliteratur jammert, der immerfort Mittel zu ihrer Bekämpfung „prüft", treibt die Autoren mit Maßnahmen wie der vorliegenden in die Arme der Schmieranten- und Tünnespoesie, der Blödsinnig- und Ideenlosigkeit, des plätschernden Mischmaschs, — einer Schundliteratur also, die kaum minder unlieb ist, als die Nick Carter-Schmöker und Pikanten-Erzählungen. Warum das? Um der imaginären Anbetungswürdigkeit seiner Schutzleute, um des starren Popanzes einer überirdisch vollkommenen Beamtenschaft willen, aus Angst vor jeder Auseinandersetzung, aus Zagheit vor dem Wort.

Ein preußisches Gericht kann irren. Ein preußisches Gericht ist nicht auf literarisches Verständnis vereidigt. Wenn es das aber besitzt; wenn es die Wahrheit kennt; wenn es Gutes und Schlechtes klar zu scheiden vermag; und dann verkündet: das prinzipiell Schlechte sei Euch gestattet; aber das prinzipiell Gute verbiete ich, weil es der öffentlichen Ordnung widerspricht: — so weiß ich nicht, was man mehr bedauern soll: diese öffentliche Ordnung, dieses Gericht, oder die Literatur, die unter solcher Fuchtel steht.

Leopold Schwarzschild

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne. ::
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30

Jugendkultur

Von Ludwig Thoma

Der Zeitungsleser könnte glauben, daß nirgends in Deutschland ein lebhafteres Interesse für Jugenderziehung und alle darauf gerichteten modernen Bestrebungen bestünde, als im Königreiche Bayern.

Was sind das für Leidenschaften, die in seinem Landtage aufflammen, was für Sorgen und Entrüstungen! Wie feurig greift das Zentrum an, wie dienstbeflissen humpelt der Liberale nach, damit an seiner „trotz allem doch kerngesunden" Ansicht nicht gezweifelt werden kann!

Es handelt sich um das Teuerste, was die Nation besitzt, um die Jugend!

Aber welche Gefahren bedrohen sie, und die altbewährten Erziehungsgrundsätze und das kostbare bayerische Erziehungswesen?

Keine, meine Verehrten! Beruhigen Sie sich! Es ist Theaterdonner, Mache und Gesinnungsparade.

Auf dem „Hohen Meißner" war eine Jahrhundertfeier der freideutschen Jugend. Der „Hohe Meißner", Hessens höchster Fels, liegt im Regierungsbezirke Kassel und ist von Bayern weit entfernt, freilich lange nicht so weit wie das ehrliche Streben nach Jugendkultur von der bayrischen Regierung.

Was geht einen klerikalen Schulbakel eine Feier an, die als frei und deutsch seinem Verständnisse entrückt ist?

Eigentlich nichts, aber in der Festschrift, die dazu erschienen ist, hat ein Münchner Gelehrter unter anderem auch von den Gefahren des Klerikalismus gesprochen. Ihm mußte eins angehängt werden, und weil die Tatsachen nicht hinreichten, logen die klerikalen Hetzer nach alter Gewohnheit etwas zusammen, hielten sich an eine anonyme von Lügen strotzende Flugschrift, die sie vermutlich vorher bestellt hatten und schrieen dann Zeter und Mordio

Digitized by Google

über destruktive Tendenzen, welche von bayrischen Universitätslehrern begünstigt werden.

Der Trick ist alt und abgebraucht, und mußte mit einem Fußtritt in die klerikale Gosse zurückgeschleudert werden, aber unser gichtischer Liberalismus hat dazu die Kraft nicht mehr. Uralte Aengstlichkeiten vor Jugend und Vorwärtsdrängen vereinten sich mit dem Bestreben, eine fest umränderte Gesinnung aufzuweisen, und die schöne Gelegenheit, geschwollene Selbstverständlichkeiten herzusagen, durfte man sich auch nicht entgehen lassen.

Anstatt fest aufzutreten und sofort ohne wenn und aber sich auf die Seite des verdienten Gelehrten zu stellen, erging man sich in braven Versicherungen eines denn doch nicht zu weit gehenden Strebens nach Freiheit.

Den Anlaß bot die in Berlin erscheinende Wochenschrift „Der Anfang", in der junge Leute ihre Wünsche nach gesunder, freier Erziehung, noch dazu von sehr nationalen Gesichtspunkten aus kund geben.

Ein wohlmeinender Jugenderzieher könnte es nur begrüßen, daß ihm die nun einmal bestehenden Strömungen unter der heranwachsenden Generation, frei und offen dargelegt werden. Er könnte das für erheblich schöner und besser halten, als Heimlichkeiten, verborgene Widerstände und Abneigungen und seine Vernunft müßte ihm sagen, daß sich das richtige Verhältnis zu Lehrern und Eltern naturgemäß und ganz von selbst einstellen muß.

Aber dem eingefilzten Philologen wird um seine Gottähnlichkeit bange, wenn der Erhabene von — man denke nur! — Schülern auf seinen Wert geprüft wird. Sie sind zwar immer von der Jugend abgeschätzt, und zwar richtig abgeschätzt worden und es gehört die ganze Eitelkeit der Steißtrommler dazu, sich dieser Wahrheit zu verschließen und der Erkenntnis, daß das Verhältnis zwischen der Jugend und ihren Erziehern einer Besserung dringend bedarf.

Man könnte ja einmal darüber nachdenken, warum so viele, wertvolle Männer mit Abscheu und Verachtung von ihrer Gym-

Digitized by Google

nasialzeit reden, man könnte einsehen, daß ganze Generationen sich nicht ohne Grund gegen die Verhunzer ihrer Jugend auflehnen, und begriffe er einmal die Ursache, dann könnte der Herr Oberlehrer ja auch einmal und zunächst einmal sich selber bessern.

Hier, in einer meinetwegen unreifen, grünen Schrift bietet sich dem, der es ehrlich meint, die allerbeste Gelegenheit, kennen zu lernen, was die Sehnsucht der Jugend ist.

Der Philologe, der so oft tieferschüttert und verständnislos vor Schülerselbstmorden steht, sollte es nur begrüßen, wenn er Einblick in die jungen Herzen gewinnt; daß er vom Katheder aus die Fühlung nicht erhält, wissen wir jetzt lange genug. Jedenfalls: was geht es die Pfaffenbude, und dazu die bayrische Regierung an, wenn sich im übrigen Deutschland ein freier Geist regt?

Wir haben unsere Klosterschulen und Seminarien, in denen das Leben erstickt wird, und wir erhalten jedes Jahr noch ein paar dazu, und der Liberale, der erschüttert das jugendliche Treiben jenseits der Grenzen sieht, hält das Maul und duldet es seufzend, daß der Klerikalismus unsere Schulen despotisch regiert.

Gerade in München muß man jetzt Versammlungen abhalten, um mit Gescheidheit hin und wieder die freideutsche Jugendbewegung zu besprechen, um ganz genau zu erforschen, welche Zusammenhänge zwischen dem hohen Meißnertag und der Jugendschrift „Anfang" bestehen, um den Nutzen der Landeserziehungsheime zu zergliedern, um alles und jedes, was einen nicht brennt zu blasen. Die superklugen Haarspalter hätten dringendere Aufgaben.

Kümmert euch darum, daß man in Bayern konfessionelle Lesebücher einführt, mit konfessioneller Scheidung die Jugend verdummt und vergiftet, daß man die konfessionelle Hetze in die Schule trägt. — Das ist die wahre bayrische Jugendkultur. Eine andere haben wir nicht.

Digitized by Google

Die politische Moral in Oesterreich

Von Engelbert Pernerstorfer,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

Von den Begriffen Politik und Moral in einem Atem zu sprechen, ist beinahe geschmacklos. Seitdem es eine Politik im Sinne der jeweils herrschenden Gesellschaft gegeben hat, war sie eine Sache der Zweckmäßigkeit, und auf keinem Gebiete des menschlichen Lebens hat mehr der Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heiligt, gegolten, als auf dem Gebiete der Politik, der großen sowohl wie der kleinen. Auch wo sogenannte religiöse Parteien Politik getrieben haben, sind sie nach demselben Grundsatze vorgegangen. Am skrupellosesten haben das die katholisch-politischen Parteien in allen Ländern getan. Das Zentrum im deutschen Reiche kann sich da gewiß schon sehen lassen. Der großen Massen ihrer Anhänger völlig sicher, benötigt es gar nicht der Kunstgriffe, deren es sich bedient, um ihre Hinterhältigkeit wenigstens einigermaßen zu bemänteln. Der echte und rechte deutsche Katholik ist immer der Polonius, der jederzeit das zu sehen bereit ist, was man ihm nennt. Aber es ist doch eine Verbeugung des Zentrumsführers vor diesem Polonius, wenn er ihm die Sache annehmbarer dadurch zu machen sucht, daß er sie umschreibt, so tut, als ob er selbst glaube, was er sagt. Der österreichische Christlich-soziale hats da schon leichter. Er hat es mit wenig differenzierten Individuen zu tun. Er braucht keine Bemäntelungen, Vorwände, Entschuldigungen und Suggestionen. Er deutet auf einen Esel und sagt zu seinen Anhängern: „Dieses ist ein Papagei. Ist das nicht ein Papagei?" Und erhält die einstimmige gebrüllte Antwort: „Ja das ist ein Papagei." Der Stand der politischen Bildung, der persönlichen Einsicht ist so tief, daß von individuellen Ansichten kaum die Rede sein kann. Alles geht in einer kollektiven Anschauung, die starr und unwandelbar ist, unter.

Digitized by Google

Nur so ist begreiflich, daß die zahllosen Aufdeckungen der verwerflichsten politischen Praktiken, die den Christlich-sozialen schon vorgehalten worden sind, völlig wirkungslos zu bleiben scheinen. Nirgends sind diese Praktiken ärger und schamloser als in Wien. Die Reichsratswahlziffern in Wien haben wiederholt bewiesen, daß die christlich-soziale Mehrheit der Stimmen ungefähr 10 000 beträgt. Nichts destoweniger verfügt der Wiener Gemeinderat von ungefähr 160 Mandaten über mehr als 130. Die christlich-soziale Parteiherrschaft ist rücksichtslos. Sie gewährt der Opposition im Gemeinderat keinen Sitz im Stadtrate. Infolgedessen ist die herrschende Partei völlig ohne parlamentarische Kontrolle. Sie tut was sie will.

Wir haben in Oesterreich-Ungarn schon eine Vorstellung, mit welch' schmutzigen Mitteln Wahlen gemacht werden. In Ungarn hat das adelig-oligarchische Betyarentum das Heft in der Hand. Vermöge eines Wahlsystems, das wohl einzig unter den Wahlsystemen der Verfassungsstaaten dasteht, gelingt es der jeweiligen Regierung sich eine gehorsame Mehrheit zu verschaffen. Die in Wirklichkeit noch nicht die Hälfte der Bevölkerung bildenden Magyaren bringen es fertig, die anderen Nationalitäten des Landes fast völlig ihres Vertretungsrechtes zu berauben. Das geschieht durch Geld und Militär. Jede Wahl kostet der Regierung Unsummen, die auf die unsauberste Art zusammengebracht werden. Das ist in letzter Zeit unzweifelhaft festgestellt worden.

In Westösterreich galt immer Galizien als das Land wüstester politischer Korruption. Was die — immer erfolglosen — Wahlproteste erzählen, erscheint unglaublich. Und doch weiß man, daß sie noch lange nicht alle Fälle der Korruption aufdecken. Nur sind die notwendigen Summen geringer als in Ungarn. Die Wahlbeeinflussung durch die politischen Behörden ist aber mindestens so unverfroren wie in Ungarn.

Aber alles wird in den Schatten gestellt durch die Wahlfälschung, die die christlich-soziale Partei in Wien betreibt. Früher hat man mit einer gewissen Genugtuung sich dessen gerühmt, daß in West-

Digitized by Google

österreich die Wahlen verhältnismäßig honett gemacht wurden. Die politischen Behörden durften sich bei Wahlen nicht sehr weit hervorwagen. Die jeweiligen Regierungen waren immer unbeliebt und die offenkundige Parteinahme einer Regierung für einen Kandidaten hätten ihm mehr geschadet als genützt. Diese idyllischen Zeiten sind längst vorüber. Die Wahlen werden auch in den deutschen Teilen häufig mit unreinen Mitteln gemacht. Aber sie sind noch immer musterhaft gegenüber den Wiener Wahlen.

Die politische Verwaltung Wiens, das eine autonome Stadt ist, liegt in den Händen des Magistrats. Wohl könnte die vorgesetzte politische Landesverwaltung (die Statthalterei) die ärgsten Sachen verhindern, aber sie steht durchaus mit aller ihrer Macht hinter den Christlich-sozialen. Die ganzen oft recht verwickelten Verfahrungsweisen der Christlich-sozialen sind allgemein auch, der obersten Behörden so gut wie der breitesten Oeffentlichkeit bekannt. Als Bienerth, der jetzige Statthalter von Niederösterreich Ministerpräsident war, brachten die Sozialdemokraten in einer Interpellation, die ein ganzes Buch war, eine Sammlung von fast allen Arten des Mißbrauchs, dessen sich die Christlich-sozialen bei den Wahlen schuldig gemacht hatten, zur Kenntnis der Regierung. Alles war mit unwiderleglichen Belegen gesichert. Natürlich wurde diese Interpellation nie beantwortet und die Regierung wäre auch in die größte Verlegenheit gekommen, wenn man sie zu einer Antwort hätte zwingen können. Da hätte es kein Entrinnen mehr gegeben.

Daß die Regierungsorgane mit den Christlich-sozialen gehen, ist nicht verwunderlich. Oesterreich ist noch immer ein Pfaffenstaat schwärzester Färbung. Aber daß sie sich zu stets gehorsamen Lakaien dieser Partei hergeben, daß sie jede Missetat dieser christlich-sozialen Maffia von staatswegen decken und schützen, ist doch eine arge Verfallserscheinung.

Nun hat sich in einer sehr einfachen Gerichtsverhandlung, die vor einem Einzelrichter vor sich ging und deren Gegenstand eine simple Ehrenbeleidigungsklage war, etwas ereignet, was wie

Digitized by Google

eine Bombe in die Oeffentlichkeit platzte. Es gab Enthüllungen, die ja eigentlich keine waren, denn was sie aufdeckten, das war stadt- und reichsbekannt. Aber es hatte doch einen gewissen prikkelnden Reiz, nun in voller Oeffentlichkeit einen Teil dieser bekannten Dinge von einem Zeugen bestätigt zu hören, dessen Klassizität nicht leicht übertroffen werden kann.

Dieser Zeuge ist ein gewisser Friedrich Guth, der durch Jahre hindurch einer der bekanntesten Wiener Agitatoren der Christlichsozialen war. Insbesondere weiß man von ihm, daß er der Organisator der Ochsenziemerbande war, die die Christlich-sozialen zur blutigen Verprügelung ihrer Gegner in Versammlungen benützten, einer Art von Schwarzen-Hundert-Leuten. Daß er bei den Wahlen eine wichtige Rolle spielte, wußte man auch. Er stand in den Diensten der Gemeinde, wurde aber in der letzten Zeit pensioniert. Er fühlt sich offenbar von der Partei mit Undank gelohnt und rächt sich jetzt. Seine Aussage bezieht sich auf christlich-soziale Gewohnheiten, die seit lange kein Geheimnis sind, die aber jetzt zum erstenmale gerichtlich zur Sprache gekommen sind. Er sagte aus, daß die Partei ihn direkt als Wahlschwindler bestellt habe. Ein Haupttrick der Christlich-sozialen besteht nämlich darin, Wähler in Masse zu erzeugen. Wähler kann in Oesterneich nur derjenige sein, der im Besitze der gesetzlich vorgeschriebenen Wahllegitimation ist. Nun fabriziert der Magistrat Wahllegitimationen. Dies geschieht dadurch, daß ein- und derselbe Name mehrfach ausgefertigt wird, d. h. derselbe Name wird unter derselben Adresse mit verschiedenen Vornamen versehen, denselben Vor- und Zunamen werden verschiedene Berufsbezeichnungen beigesetzt, Legitimationen werden auf die Namen Verstorbener, Ausgewanderter oder Verzogener ausgestellt. Alle diese Legitimationen, da sie durch die Post zugestellt werden, kommen als unbestellbar zurück. Solche unbestellte, weil unbestellbare, Legitimationen kommen an die Wahlbehörde, d. h. den Magistrat zurück. Nach dem Gesetze sollen sie hier liegen bleiben, bis sie der Wähler reklamiert. Bei der letzten Reichsratsnachwahl in der Leopoldstadt hat sich die sozialdemokratische Partei

Digitized by Google

die ungeheure Mühe nicht verdrießen lassen, alle 20 000 Wähler zu revidieren und festzustellen, daß über 800 solcher nicht existierender Wähler in der Wählerliste standen. Sie hat die ganze Liste dieser Namen publiziert. Bei allen 800 hat sie die Umstände polizeilich festgestellt. Diese falschen Legitimationen werden nun bei der Wahl von den Christlich-sozialen „verarbeitet". Es werden Leute gemietet, die für ihre Arbeit ungefähr zehn Kronen bekommen und dafür mit den falschen Legitimationen (einer oft bis sechzehnmal) wählen gehen. Die Legitimationen haben entweder ein unscheinbares, dem Leiter der Wahlkommission, der immer ein Christlich-sozialer ist, wohlbekanntes Zeichen, oder die Falschwähler erscheinen in Gesellschaft eines bekannten Wahlmachers, z. B. des Herrn F. Guth. Wenn nun das liberale oder sozialdemokratische Mitglied der Wahlkommission, dessen Gegenwart nicht immer zu vermeiden ist, die Identität des Wählers bezweifelt und zwar mit den allertriftigsten Gründen, so läßt der Vorsitzende abstimmen. Die Mehrheit der Kommission ist christlich-sozial und weiß, wie sie zu stimmen hat. Der Vertreter der Behörde, der nach dem Gesetze dabei sein muß, macht das Maul nicht auf, wenn der Schwindel auch offen zutage liegt.

Der Zeuge F. Guth hat nun durch umständliche Erzählung der ganzen Art und Weise, wie der Schwindel durchgeführt wird, jeden letzten Zweifel über die Sache zerstört.

In der Begründung des Urteils, das mit dieser Angelegenheit nichts zu tun hat, erklärte der Richter, daß man über derartige Vorgänge einfach sprachlos sei und sich an den Kopf greifen müsse.

Man wird aber noch sprachloser, wenn man folgendes bedenkt: wir haben ein Wahlschutzgesetz und F. Guth hat sich der Gefahr ausgesetzt, durch seine Aussage, wegen Verletzung dieses Gesetzes angeklagt und schwer verurteilt zu werden. Wie ist es zu erklären, daß Guth, der das genau weiß, doch diese Aussagen gemacht. Wohl — er hat sich rächen wollen. Aber eine Rache, bei der man selbst hineinfällt, ist doch kein volles Vergnügen. Nun hat der Zeuge Guth gewußt, daß ihm nichts geschehen wird. Er ist ein politisch

Digitized by Google

gewichster Mann. In jedem anständigen Staate würde gegen ihn die Anklage erhoben. In Oesterreich, sagte sich Guth — und er wird darin Recht behalten —, wird man die Sache nicht auf die Spitze treiben. Ist sie einmal im Rollen, so ist sie schwer aufzuhalten. Klagt man Guth an, so kann man nicht wissen, was vor Gericht noch alles herauskommt. Guth war ein sehr wohl unterrichteter Parteimann und er wäre durchaus in der Lage, vor Gericht Dinge zu erzählen, die die Kompromittierung von Amtspersonen zum Inhalt hätten und die unter Umständen den ganzen stinkenden Korruptionssumpf der christlich-sozialen Partei bloßlegen würde. Vielleicht denkt schon der Staatsanwalt an die Notwendigkeit einer Anklage. Vielleicht hat er schon daran gedacht. Vielleicht hat er schon Winke bekommen, was er zu tun und besonders, was er zu unterlassen hat. Der Zeuge Guth wird Recht behalten: man wird ihn in Gottes Namen in Ruhe lassen.

Die österreichische Oeffentlichkeit sieht und hört all dies. Ein Teil von ihr ist empört, ein Teil lacht — in einigen Wochen ist alles vergessen.

Das ist ein Tiefstand moralischer Verworfenheit, der nur mehr würgenden Ekel hervorzurufen imstande ist.

Das ist Oesterreich!

Presse und Kapital

Von Dr. Alfons Goldschmidt

Mehr als 2 Millionen Mark betrugen im letzten Kalenderjahre allein die Redaktionskosten unserer sämtlichen Blätter, von welcher Summe auf den „Berliner Lokal-Anzeiger" der weitaus größte Betrag entfällt. Daraus erklärt sich die Leistungsfähigkeit des vom „Berliner Lokal-Anzeiger" organisierten Nachrichtendienstes, der sich täglich aufs neue glänzend

Digitized by Google

bewährt. Die Aufwendungen für unsere sämtlichen Betriebe bezifferten sich nach deren Bilanzen im letzten Kalenderjahre auf 19 667 404 ℳ 68 ₰. Das bedeutet durchschnittlich eine Ausgabe von mehr als 65 000 ℳ pro Tag .... 2c." (Inserat der August Scherl G. m. b. H. vom Juni 1911). Die Nettogewinne müssen wohl nicht entsprechend gewesen sein oder haben doch nicht den Bedürfnissen des Herrn Scherl genügt. Denn seit Jahren schon mußte die Firma Bankkredit in Anspruch nehmen. Erst drang die Berliner Handelsgesellschaft ein und ließ sich für Anleihevermittlungen wichtige Reservate einräumen, dann nahm der Concern der Diskontogesellschaft Herrn Scherl soviel Anteile, daß er Atemnot bekam. Am 1. Januar 1913 präsentierte sich die Gesellschaftertabelle so:

August Scherl	11 920 000 ℳ
Diskonto-Gesellschaft	980 000 „
Allgemeine Kreditanstalt, Leipzig	1 060 000 „
Norddeutsche Bank, Hamburg	980 000 „
Mitteldeutsche Kreditbank	500 000 „
Gebr. Arnhold, Dresden	160 000 „
Friedr. Klagges, Düsseldorf	100 000 „
Fr. Niethammer, Chemnitz	80 000 „
Wilhelm Förster, Dresden	20 000 „
Otto Büchner, Erfurt	20 000 „
Wilhelm Büchner, Erfurt	20 000 „
Süddeutsche Diskonto-Gesellschaft, Mannheim	180 000 „
Barmer Bankverein	180 000 „
Stahl & Federer, Stuttgart	160 000 „
Magdeburger Bankverein	200 000 „
Strauß & Co., Karlsruhe	300 000 „
v. Dircksen	280 000 „
E. Heimann, Breslau	180 000 „
Bank für Thüringen	380 000 „
Bayr. Diskonto- und Wechselbank	80 000 „
Rudolf Mosse	1 420 000 „
R. Helfft & Co., Berlin	400 000 „
Zurückgezahlte Stammeinlagen	400 000 „
	20 000 000 ℳ.

Digitized by Google

Wer Kenntnis der Verquickungen hat, sieht die breite Druckfläche. 1911 schrieb ich im „März“:

„Seit einigen Jahren ist der Spesenzerschleiß der Berliner Tagespresse in ein rasendes Tempo geraten. Die Propaganda, der Nachrichtendienst, die Köderung illustrer Mitarbeiter, verschlingen Unsummen. Die Folge ist, daß einige Verleger Riesenkredite in Anspruch nehmen müssen. Sie wenden sich an die Darlehenszentralen, an die Banken, die zunächst in Kontokorrentform die Bedürfnisse befriedigen und später durch Beteiligungen sich sichern.“

Die damals von mir aufgezeigten Folgerungen wurden weniger auf das Kritikmotiv als auf den Mangel an Beweismaterial untersucht. Man sah unbegründete Diskreditierung, während ich lediglich eine Kollegenstärkung anstrebte. Heute kenne ich das Glatteis, weiß ich, wie schwierig dem Beurteiler die Konkretisierung des Kombinierten und des Empfundenen ist. Doch: Was ich 1911 geschrieben, gilt mir noch immer, und zwar über das Segment hinaus für den ganzen Kreis — auch wenn ich den Beweis nicht als Einzelheitenaufmarsch führen kann. Für mich sind diese Gesichte Tatsachen, ich erkenne einen Druck des Kapitals auf die Selbstbestimmung der Menschen, die ihrem Wesen nach sagen müßten, was sie wollen und nicht, was der Taler will. Auch heute noch schmerzt mich dieses Geducktwerden der Individualität, drängt es mich, ein Wort für die Freiheit des Berufes zu sprechen, den ich liebe und der nur in Freiheit seinen Zweck erfüllen kann. Und es muß gesprochen werden, wenn ein Verleger, ein Großkonzernverleger dem geschäftskalten Bankkapital Einfluß auf die Tendenz seiner Blätter gibt, wenn dadurch die Gefahr einer Ueberzeugungsbeschränkung akut wird. Herr August Scherl hat den Banken ein Vetorecht gegen jede „Aenderung der politischen oder sozialpolitischen Richtung“ seiner Verlagsunternehmungen gewährt. Ich kenne die Einwendungen, aber es ist völlig gleichgültig, ob das Kapital eine Bestandserhaltung will oder nicht. Die Kompetenz bedeutet einen schweren Druck, ein Festhalten aus Geschäftsgründen, ein Annageln der politischen und sozialpolitischen Meinung. Es ist keine Ueberzeugungsabkehr

Digitized by Google

möglich, weil der Kapitalist aus der zur Zeit seiner Geldgewährung verfochtenen Ueberzeugung das beste Netto zu holen meint, weil ihm konservativ, liberal oder wie auch immer eine Abonnenten- und Inserentensicherung ist. Die unverrückbare Ansicht garantiert das Darlehen, wie das Grundstück die Hypothek. Als ich diese Preisgabe erfuhr, als ich die Zersetzung des Stammkapitals der Scherl G. m. b. H. sah, wußte ich: „hier ist ein Schuldenbedrückter, den Atemnot quält. Lange dauert die Sache nicht mehr." Oktober 1913 kam noch einmal ein Goldkarren aus dem Westen, von der „Schwerindustrie" Zwei Millionen, wie es hieß. Ich will hier auf das Kruppplaidoyer nicht eingehen. Kann man die Vermutenden Verleumder schelten? Der Zuschuß konnte August Scherl nicht retten. Januar 1914 hat ein a. D. Beamter des preußischen Finanzministeriums Scherls Anteile erworben, die anderen Uebernehmer kenne ich nicht. Man sagt, es seien die Zuschießer vom Oktober 1913, es sei eine „Konservative Gruppe" 2c. Der Finanzbeamte weist auf Rheinbaben — westliche Industrie. Auch der Reichskanzler soll vermittelt haben. Vielleicht ist es so, vielleicht auch nicht. Es kommt darauf nicht an. Es kommt hierauf an: Ein Riesenverlag gerät durch die (stolz proklamierte) Spesenschleuderei und durch Privatambitionen seines Herrn in Bedrängnis, in Meinungsabhängigkeit, der Herr akzeptiert schließlich irgend eine gute Offerte, weil er muß (er hätte sicherlich auch die liberale Offerte akzeptiert, wenn sie nur höher gewesen wäre) — und all diese Transaktionen werden ohne Befragung der Redakteure und Schriftsteller gemacht, die man einfach vor vollendete Tatsachen, vor Knebelungsgefahren, vor neue Herrn stellt. Dahin führt es, und das ist anzugreifen. Der Verlegerkapitalist behandelt den Meinungsvertreter als Geschäftsobjekt, er ist transaktionspassiv, er hat nicht das Recht, sich gegen Korruptionsbeschlüsse und Wandlungen zu wehren, es sei denn, daß er gehen will. Das ist Resultat der „kapitalistischen Organisation", dieses „Prozesses", den die Halb- und Hälblinge mit mißverstandenen Hegelmotiven notwendig und vernünftig nennen. Diese „Vernünftig-

Digitized by Google

keit" wütet gegen den Halt der menschlichen Vernunft, gegen die persönliche Freiheit. Vorne kämpfen die Truppen und hinten werden sie vielleicht an ihren Feind verhandelt! Nehmt Kredit, aber Ihr, gegen den er genommen wird, duldet nicht, daß ohne Euer Votum Verträge geschlossen werden, deren Praktizierung Euch gesinnungsbrüchig oder brotlos machen kann. Die Arbeiter der Presse haben dasselbe Recht, das heute Privatangestellte und gewerbliche Arbeiter verlangen: das Recht der Mitbestimmung auf die Wege des Kapitals. Ja, sie haben ein viel natürlicheres Recht darauf. Es ist eine ihrer wichtigsten Aufgaben, diese Forderung durchzusetzen. Sie müssen Garantien haben, daß das Verlegerkapital nicht mit Gesinnungsschacher und Rauswurf gegen sie willkürt. Die Scherlentwicklung ist überaus lehrreich und warnungsvoll. Wohl sehe ich auch das Gute, das Antitrustfaktum, die Fortdauer der Konkurrenz, aber Herr Scherl hat mit seinem Verlage gewirtschaftet und gehandelt, ohne die Menschlichkeiten zu bedenken. Er hat nicht nur sich in die Abhängigkeit hineingepumpt, er hat Leute, die frei sein müssen, mit Unfreiheit bedroht und hat sie zuletzt von einem Herrn an den anderen gegeben, ohne sie um ihre Bereitwilligkeit zu befragen. Der kann nun mit ihnen machen, was ein Herr eben machen kann.

Nicht als ob andere schuldloser wären. Sie sind nur geschickter. Sie reiten sich nicht rein. Aber auch sie kaufen und verkaufen, ohne den geistigen Arbeiter zu fragen, bringen ihn durch Vertrustung verschiedenartiger Gesinnungen in Seelennot, schließen Exklusionsverträge mit anderen Verlagsanstalten, kurz spielen mit Menschen und Meinungen Fangball. Der Kampf gegen Ehrlichkeit und Freiheit wird immer frecher geführt und er wird auch nicht lauterer dadurch, daß einige Arbeitgeber Dualisten, Zwitter, Soundsokönner, Geschäftschemiker, Ableiter der Unmoral, geduldige Träger der Verantwortung, verschwommene Verlags„direktoren" finden. Das ist die Rettung, solch Filter braucht der Herr und jene, ihr Signum auf Visitenkarte und in Spalten, merken garnicht, welch sonderbare Rolle sie spielen. Im Gegenteil, sie

Digitized by Google

beweisen: „Da das Wesen des Kapitalismus Geschäft ist, da ferner eine Zeitung ein kapitalistisches Unternehmen ist, muß auch die Meinung geschäftlich gefärbt sein. Das ist konsequent und damit basta." Sie vergessen, daß man von jedem Warenhersteller eine saubere Qualität verlangt. Jeder Produzent hat Aequivalente zu geben, er darf nicht Verlogenes oder Unechtes verkaufen. Wenn die Meinung schon eine Ware sein soll, dann eine gute Ware, die so ist, wie sie sich gibt. Produkt und Fabrik müssen rein sein, der Fabrikant muß rein sein und muß auf Reinlichkeit seiner Arbeiter halten. Wenn er das nicht will, müssen die Arbeiter es erzwingen. Fühlen sie denn nicht die ungeheure Gefahr, sehen sie denn nicht die Wesenseinheit von Ueberzeugung und Intelligenz, die notwendige Verseuchung, wenn es so bleibt oder gar noch schlimmer wird? Es ist, das behaupte ich, möglich, ein großes Zeitungsunternehmen ab ovo ad publicum einwandfrei zu führen. Da braucht kein Flecken zu sein, da brauchen die Inserate nicht in den Text zu rutschen, Spezialrücksichten genommen, mit Bodenspekulanten der Terrainannoncen wegen Textabkommen geschlossen zu werden 2c. Das alles widerspricht dem Wesen der Zeitung, die vorurteilsfrei-pädagogisch sein soll. Es gibt Beispiele, daß sie es sein kann. Wenn ein gewisses Pressekapital die Aufgabe nicht erfüllt, so müssen die eigentlichen Schöpfer der Presse, die Schriftsteller und Redakteure, auf ihre Erfüllung dringen. Sie haben Verbände, die Schlachtordnung ist da, man braucht nur in die Schlacht zu ziehen. Ich möchte mal den Bankdirektor sehen, der einer solchen Einheit Tendenzdiktate geben wollte, ich möchte den Verleger sehen, der hinter dem Rücken einer solchen Körperschaft Knebel- und Willkürtransaktionen vornehmen wollte: Wir brauchen einen ideellen und zugleich wirtschaftlichen Tarifvertrag, wir brauchen geregelte Mitbestimmung. Kürzlich hat Siegfried Jacobsohn in seiner „Schaubühne" eindringlich und klar den Abstieg geschildert. Er ist aufzuhalten. Einigkeit und Mut, Mut und Einigkeit! Macht Eure Riesenmacht geltend, säubert das Pressekapital, werft jeden üblen Eigennutz hinaus,

Digitized by Google

seid mitbestimmend über die, für die Ihr arbeitet, bestimmend über Euch selbst und duldet nur die Stimme, die aus dem reinsten Herzen tönt.

Kleine Sachen

Von Robert Walser

Die Fee.

Ein armer junger Wanderbursche, eine Art umherziehender Dichter, kam auf einer seiner wilden Wanderungen vor ein artiges, graziöses Schlößchen, das ganz im leichten, hellen, süßen Frühlingsgrün versteckt war. Aus einem Fenster schaute eine Frau und weil der junge Mann so still stand und zu ihr aufschaute, so gefiel es der Dame, die eine Fee oder etwas Feenähnliches war, zu ihm zu sagen, er solle doch zu ihr hineinkommen. Das tat der Bursche, und aufs Allerfreundlichste hieß ihn die schöne Frau willkommen. „Bleibe doch bei mir", sagte sie zu ihm, „was willst du nur immer weiter und weiter wandern?" Eine Zeit lang blieb der Bursche bei ihr, eine Zeit lang gefiel ihm das Leben bei der süßen, lieben, hohen Fee. Doch bald stellte sich in seiner Brust die Wandersehnsucht wieder ein. Er wurde traurig, und er kam sich wie versteinert vor. Das Marschieren fehlte ihm. „Was hast du? Gefällt es dir nicht mehr bei mir?" fragte die Frau den Veränderten. Er gab aber keine Antwort, sondern schaute zum Fenster hinaus in die grünliche, bläuliche Ferne, wo für ihn der ganze Genuß des Daseins lag. Die Fee wollte ihn küssen, doch er wich dem Kusse aus. Sie ging aus dem Zimmer und weinte. Das ging so eine Weile, bis endlich der Bursche eines frühen Morgens reisefertig vor der lieben Dame stand, um Abschied von ihr zu nehmen. Göttliches, bezauberndes Morgenrot brannte am Himmel, und die Vögel auf den grünen Zweigen sangen

Digitized by Google

so verführerisch. „Ich will, ich muß gehen", sagte er, „ich muß wieder hinauswandern in die weite Welt. Ich sterbe hier, ich fühle es. Ich muß meine Beine brauchen. Ich muß Landstraßenluft einatmen, und wenn auch das Essen noch so schlecht ist, so will ich doch lieber wieder im dürftigen Speisehaus essen als hier im reizenden Schloß, wo ich träge bin. Lassen Sie mich ziehen und haben Sie Dank für die vielerlei Freundlichkeit, die Sie mir zu genießen gegeben haben." So sprach der unkluge Bursche, und ohne auf das zu achten, was die Fee sagte, ging er weg, und indem er wegging, sang er mit lauter, frischer, fröhlicher Stimme ein Burschenlied in die offene, schöne, warme Welt hinein. Weg war er, und die Fee hat ihn nie mehr wieder gesehen.

Kleine Wanderung.

Ich lief heute durch das Gebirge. Das Wetter war naß, und die ganze Gegend war grau. Aber die Straße war weich und stellenweise sehr sauber. Zuerst hatte ich den Mantel an; bald aber zog ich ihn ab, faltete ihn zusammen und legte ihn auf den Arm. Das Laufen auf der wundervollen Straße bereitete mir mehr und immer mehr Vergnügen, bald ging es aufwärts und bald stürzte es wieder nieder. Die Berge waren groß, sie schienen sich zu drehen. Die ganze Gebirgswelt erschien mir wie ein gewaltiges Theater. Herrlich schmiegte sich die Straße an die Bergwände an. Da kam ich hinab in eine tiefe Schlucht, zu meinen Füßen rauschte ein Fluß, die Eisenbahn flog mit prächtig weißem Dampf an mir vorüber. Wie ein glatter, weißer Strom ging die Straße durch die Schlucht und wie ich so lief, war's mir, als biege und winde sich das enge Tal um sich selber. Graue Wolken lagen auf den Bergen, als ruhten sie dort aus. Mir begegnete ein junger Handwerksbursche mit Rucksack auf dem Rücken, der fragte mich, ob ich zwei andere junge Burschen gesehen habe. Nein, sagte ich. Ob ich schon von weit her komme? Ja, sagte ich, und zog meines Weges weiter. Nicht lange, und so sah und hörte ich die zwei jungen Wanderburschen mit Musik daherziehen. Ein Dorf war besonders

Digitized by Google

schön mit niedrigen Häusern dicht unter den weißen Felswänden. Einige Fuhrwerke begegneten mir, sonst nichts, und ein paar Kinder hatte ich auf der Landstraße gesehen. Man braucht nicht viel Besonderes zu sehen. Man sieht so schon viel.

Wirtshäuselei

Eines Tages, im heißen Sommer, geschah es, trug es sich zu und machte es sich, daß ich mich ganz furchtbar für Gaststuben interessierte. Ich weiß nicht, ob es ein Zauberspuk war, genug, es zog mich bald in dieses, bald in jenes Wirtshaus hinein. Meistens sind ja die Wirtshäuser auch gerade so schön bequem an der Straße gelegen. Und kurz und gut, ich kehrte dir, lieber Leser, da und dort hübsch artig und solid ein. Ich bin sonst ein sehr, ein sehr solider Mensch, doch an diesem Tag erreichte ich den Gipfel alles dessen, was handwerksburschenhaft und unsolid ist. Wie eine Leidenschaft war es über mich gekommen, daß ich alles, was einem „Schwanen", einem „Löwen", einem „Bären", einer „Krone" oder einem „Rebstock" ähnelte, untersucht und erforscht haben mußte. Bald war es ein Zweier, bald ein Dreier und bald ein halber Liter, was ich trank, und ich trank mit dem größten Vergnügen beides, Rot- wie Weißwein. Wollte ich ein Weinkenner werden? Lag eine dunkle Absicht in mir, mich zum Weinhändler und -Schmecker auszubilden? War das Ganze eine Phantasie? Ein Traum? Nein, nein, es war Wirklichkeit. Die Sonne, o wie lächelte sie so süß auf den heiterblauen Tag herab, den ich vertrank. Und so ging es denn von einer Einkehrsgelegenheit recht manierlich in die nächstbeste andere. Es war ein Einkehren und draus wieder Herausfegen, und als die Sonne untersank, hatte ich etwas so Schönes, etwas so rätselhaft Schönes im Besitz. Etwas Herrliches hatte ich mir zu eigen gemacht. Ich besaß Reichtümer, unerhörte Reichtümer, es flimmerte und tanzte mir vor den Augen. Kaum vermochte ich noch zu gehen, so stark drückte eine holde, reiche Last auf mich herab. Das Gehen kam mir wie ein fremdartiges, unbegreifliches Etwas vor, und eine Lust war

Digitized by Google

in mir, umzufallen und friedfertig am Boden liegen zu bleiben. Was hatte, was hatte ich denn nur jetzt? Was war's, was ich an mich gerissen, was ich mir erobert hatte? Ich besann und besann mich, aber ich vermochte es mir nicht zu erklären.

Der Morgen.

Gestern bin ich früh aufgestanden. Ich schaute zum Fenster hinaus. In der Ferne, über dem Waldrücken war der Himmel glühend rot. Es war noch vor Sonnenaufgang, die Welt war kalt und dunkel. Das Hochgebirge zeichnete sich mit seinen zackigen Gipfeln herrlich-groß und dunkel im brennenden Morgenrot ab. Ich zog mich rasch an, und ging hinunter, um in den wundervollen, frischen Wintermorgen hinauszugehen. Der ganze Himmel war voll rötlichen Gewölkes. Im Dorf, das nur wenige Schritte von unserer Stadt entfernt ist, war die glänzende, rosige Straße voll Schulkinder, die eilig zur Schule liefen. Rührend erschienen mir die zahlreichen jungen Gestalten in ihrer Emsigkeit in dem goldenen Morgen, der silberig glänzte. Eine seltsame, jugendliche Klarheit wehte, gleich einem frischen Wind, durch die Gasse. Auch wehte ja der Morgenwind und einige welke Blätter fingen über die Straße an zu tanzen. Prächtig schimmerte der Glanz des Göttermorgens durch die Aeste der kahlen Bäume. Ich atmete aus voller Brust die köstliche Luft ein, einige Häuser schimmerten grünlich, andere strahlten in süßem, reinem Rosarot, und das Grün der Wiesen war so frisch. Aus der Nacht und ihrem Dunkel war alles hell und unsäglich freundlich aufgestanden. Die Gesichter der Menschen leuchteten so morgendlich. Die Augen blitzten und glitzerten, und am Himmel schimmerten noch die Sterne in überirdischer, verzehrender Schönheit. Ueberall ein Glanz und ein Wind. Der Wind fegte daher wie jugendliche Hoffnung, wie neue, nie empfundene Zuversicht. Alles bewegte sich, die Wäsche flatterte und knatterte, der Eisenbahnrauch flog auf und verlor sich. Auch ich verlor mich. Ich war wie verzaubert, wie neu geboren, und voll Entzücken schaute ich zum Morgenrot

Digitized by Google

hinauf, wo das selige, goldene Gewölke schwamm. In Herrlichkeit und in Seligkeit zerrinnend löste es sich auf, und da trat die Sonne hervor, der Tag war da.

Der Ausflug

Ich ging aus der Stube auf die Straße. Es war zu schönes Wetter, ich vermochte nicht das schöne Wetter zu betrachten und dabei zu Hause zu bleiben. Mild wie ein kleines, artiges Kind sah die Welt aus, so still und hell, so freundlich-grünlich. Gravitätisch und ernsthaft schritt ich vorwärts wie einer, der einen wichtigen Gang zu machen hat, etwa wie ein sanfter, gesetzter Steuereinnehmer oder fast wie ein Notar, der über das Land läuft. Es ist mir zur Gewohnheit geworden, stets so aufzutreten, wie wenn ich Wichtiges und Nützliches im Sinne hätte. Man sieht gut aus so, und die Leute achten einen. Beim Bahnübergang mußte ich warten, aber ich blieb ganz gern eine kleine, feine Weile stehen. Alsdann und so ging es weiter, durch ein Dorf, das ganz in Lieblichkeit gebadet dastand, durch einen Wald, zum Wald wieder hinaus über ein Feld durch ein anderes Dorf. Stellenweise war der Weg recht pappig, breiig und schmutzig. Da tat ich, als sei ich weiß wunder wie entsetzt über die Unreinlichkeit, wie der feinste Herr der Welt. Das Dorf war groß und schön, und da stand auf der grünen sanften Anhöhe ein Bauernhaus, eine rechte Pracht von einem Haus. Spielende Kinder auf der Landstraße und alles so leise, so dunkel, so hell und so weich. Es war, als erwarte die ganze Welt etwas Liebes und Schönes, stehe darum so zart da, so still. Das Dorf hatte ein so kluges, gescheites Aussehen, und das Wirtshaus stand so imposant an der Straße, daß ich recht ordentlich Respekt vor ihm bekam und kaum an ihm aufzuschauen wagte. Auch war die gestrenge Ortspolizei in nächster Nähe, bei deren Anblick ich mir so eigentümlich vagabundenhaft vorkam. O das Gehen in die weite, saubere, stille Welt hinein ist eine Königslust. Ein zweites Dorf tauchte bald danach auf. Dann ging ich den Berg hinauf. Auf dem Berg oben stand in

Digitized by Google

der Waldlichtung ein wunderschönes, altes Gehöfte, so stolz, still und einsam. Bald ging ich wieder bergabwärts, durch den winterlich kahlen Wald. Abends war ich zu Hause, gerade schön pünktlich zum Abendessen. Ich bin und bleibe halt ein sonderbarer Freund der Pünktlichkeit.

Carnevale

Von Ulrich Rauscher

Bleich liegt die Landschaft. Sie verlor ihr Licht.
Versiegt der Tag. In diesen Weiten bricht
Nun kein Gestirn wie eine Blüte auf.
Hier überwölbt der große Abend nicht
Die stillen Bäume, bis in höchster Spitze
Der letzte Schein sich fängt im Schwerterknauf
Des Hüters aller abendschweren Tale.
Kaum scheint der nebelfahle,
Der Mond durch eine schlecht verhüllte Ritze.
Das Licht verklang, nun dunkelt mein Gesicht.

Verwittert sprühn die weißlichen Gestalten,
Die jede Nacht mein Traumbereich verwalten.
Blaß und gebrechlich, aber wohlverständig,
Aus Sehnsucht kommend, jede Sehnsucht kennend,
Den Wunsch, schon eh' er Wort ward, süß benennend,
Sorglich verhohl'nes Ungestüm belauernd,
Ob jeder Trägheit und Ergebung trauernd,
Spinnweb und Glut, verschwiegen und unbändig,
Er, Pierrot, in meinem Bluttakt schreitend,
Sie, Colombine, wie sein Schatten gleitend.

Mein Pierrot, wie deucht dich diese Nacht?
Du stehst und schweigst wie auf bedrängter Wacht.
Der Karneval versinkt. Ach, er versank!
Sie schleppen ihn geschminkt und festgebunden
Auf einem Esel durch die kalten Straßen,
Die Leichenstirn ist siebenfarb umwunden,
Er starb schon lang, seit wir ihn einst vergaßen

Digitized by Google

In einem Park, auf einer weißen Bank.
Seit unsere Sehnsucht ihren irren Tanz
In unsres Geistes sonnenhellem Glanz,
In unsres Herzens pfauenbunten Lichtern
Getanzt vor unsrer Wünsche Traumgesichtern.

Dein Aug' und meines litten an den Gliedern,
Die laut und schwitzend stampften und sich drehten.
An jedem Schädel forschten wir nach Nähten,
In die er modernd einst zerfallen würde.
Wir sahn die Muskel, die ihn heut noch schnürte,
Wir hörten aus den allzu lauten Liedern
Ein Schnarren, wie von Knochen und von Drähten.

Im Wind ist ein gedankenloses Weinen.
Den ganzen Tag schon taut es von den Dächern.
Am Fenster drüben klappert es von Fächern,
Zigeunermünzen, Spangen, Tambourinen.
Die Weiber sticheln mit besorgten Mienen
Den letzten Flitter auf den Changeant-Rock.
Ein Mann beugt sich, hohlwangig wie ein Bock,
Und guckt dem Mädchen blinzelnd in das Mieder.
Dann lassen sie den falben Vorhang nieder.
Man sieht noch Flächen, die sich blaß vereinen.

Geruch von Schweiß und Abfall füllt die Luft
Im Schacht der Vorder- und der Hinterhäuser.
Die Portiersfrau steckt schon in ihrer Kluft
(Zigeunerin in Rot) sie steht und starrt
Breit und begierig, eine feiste Leiche,
In ihrem dumpfen Kehrichtschmutzbereiche.
Aus einem Fenster hackt der neu'ste Reißer,
Nur Takt, nur Tempo, farblos, frech und hart.
Die Portiersfrau lacht mit dem ersten Stock.
Die Köchin dort, herdheiß, mit roten Händen,
Trägt Zeitungspapilloten im Gelock.
Frau Rechnungsrat erstöhnt: wie soll das enden?

Die Nacht schlich übers Dach des Nachbars. Stumm
Dünstet der Hof, es tropft noch von den Traufen.
Weit hinter Häusern kreischt das Dideldum

Digitized by Google

Und treibt und peitscht maskierte Menschenhaufen.
Zwei Schornsteine stehn wie zwei dürre Beine,
Ein Leib stöhnt hoch im ruß'gen Nirgendwo.
Manchmal klatscht's auf die braunen Pflastersteine
Wie Peitschenhieb, wie Jagdschrei! Hojoho!
Es gibt nur Mauern noch. Die Dächer sind
In Nichts gelöst. Die Drähte über Plätzen
Und Straßen klirren im erwachten Wind.
Die ganze Menschheit duckt sich ihren Netzen,
Sie rennt, sie schreit, sie bückt sich, lacht und schrillt,
Sie liegt und schwelgt, begattet und gebärt.
Die Turmuhr schlägt, als schlüge an den Schild
Der Schornsteinriesen, nutzlos und verklingend,
Zum letzten Male das zerspellte Schwert
Des guten Wächters, hurtig sich entschwingend.

Der Himmel rötet sich von Licht und Brunst.
Die Straßenschächte heulen und es schwählen
In halber Haushöh' über den Kanälen
Die Bogenlampen. Glühend aufgerissen
Wie Mäuler, deren Atem dieser Dunst
Von Hunderttausend, stehn Caféportale.
Die Bogenlampen sind wie tote Augen.
Die Straße ist wie eine Rennbahn blank.
Die Autos rasen, Lichtportale saugen
Laternen, Menschen, Kehricht, Staub und Stank.
Die Menschen stauen sich manchmal und schreien
Wie unter unsichtbaren, wilden Bissen.
Ein Totenbaum wächst wie ein Sturm von Händen
Aus dem Asphalt an dunkeln Straßenenden,
Gewaltig über alle Narreteien.

O Pierrot! Du stehst stumm und korrekt.
In all dem Sturm der Stimmen ist nicht eine,
Die herrisch dich zur Wirklichkeit erweckt.
Du hörst nur meine Stimme, meine, meine ....

Wir sind Verirrte, deren Heimatstunde
Nicht Karneval, nicht Aschermittwoch ist.
Wir leben nur in unsrer Seelen Grunde,
Inseln, die achtlos jeder Tag umfließt.

Digitized by Google

Wir tragen unsrer großen Herrin Farben.
Wir stehen schwarz und weiß auf fremden Gassen.
Wir sind nicht Samen und wir sind nicht Garben,
Uns grüßt man nicht und wir sind nicht verlassen.

Wir sind die Dämmerung zu allen Nächten,
Wir sind die Dämmerung zu allen Tagen,
Wir sind die Pforte zu verfehmten Prächten,
Die stille Halle jedem Leichenschragen.

In unserm Zwielicht blitzts wie Krongeschmeide,
Manchmal erlöschen wir in fernen Zeiten,
Verschwiegen stehen wir an jeder Scheide,
Zukunftsbesessen, voll Vergangenheiten.

Das New-Yorker Staatsgefängnis Sing-Sing

Von Dr. Robert Heindl

Seit einigen Wochen meutern die Sträflinge in dem berühmten Staatsgefängnis von New-York. Jeder Tag bringt neue unerhörte Ausschreitungen. Ein Pandämonium, wie es die alte Welt noch nie erlebt hat. In den letzten Tagen des Juli kam es, wie soeben bekannt wird, zu einer regelrechten Messerschlacht. Ein Arbeitsschuppen wurde niedergebrannt. Man requirierte ein Bataillon Marinesoldaten. Erfolglos. Der blutige Kampf dauerte fort und man mußte, da ein Massenausbruch zu befürchten war, zum Schutz der anwohnenden Bevölkerung zwei Kompagnien der Nationalgarde zur Unterstützung holen.

Ich habe bereits vor einem Vierteljahr Gelegenheit gehabt, in mehreren Zeitungsartikeln auf die unglaublichen Zustände des Sing-Sing-Gefängnisses, dieses Ideals aller kriminalistischen Reiseschriftsteller hinzuweisen. Da bislang von begeisterten Gefängnistouristen nur das Schönste und Beste von diesem amerikanischen Allerweltsvorbild berichtet wurde, erwartete ich heftige Erwiderungen. Denn ich konnte nicht hoffen, daß die Sträflinge selbst so bald ein blutiges Nachwort zu meiner Arbeit verfassen würden und meine Befürchtungen zur Tat wandeln würden.

Digitized by Google

Aber verblüfft haben mich die Ereignisse der letzten Tage keineswegs. Was ich anfangs dieses Jahres im Sing-Sing beobachten konnte, war derart, daß ein letales Ende nicht unschwer zu diagnostizieren war.

In der etwa eine Bahnstunde von New-York entfernten Station Ossining verläßt man den Zug und erreicht, wenn man sich auf der unglaublich verwahrlosten Straße nicht vorher beide Beine bricht, nach einer viertelstündigen Wanderung über Felder das Gefängnis. Es ist ein Komplex mehrerer roter Ziegelbauten, von einer hohen Mauer umgeben und überragt von einem riesigen Fabrikschlot. Eine der 4 Seiten des Zuchthauses wird vom Hudsonfluß bespült. Hier ist die Gefängnismauer durch einen Eisenzaun ersetzt.

Im Büro begrüßte mich der Direktor und stellte mich einem Oberaufseher vor, dem ich zur Weiterbeförderung anvertraut wurde. Meine erste — für Gefängnistouristen typische — Frage war: „Wieviele Zellen hat Ihre Anstalt?"

„1200. 6 Stockwerke mit je 200 Zellen."

Ich war erstaunt. Denn ich erinnerte mich, bestimmt in den letzten Jahresberichten des Sing-Sing eine Durchschnittsbelegziffer von 1900—1700 Gefangenen gelesen zu haben. Die Isolierhaft während der Nacht konnte also unmöglich durchgeführt sein. Mindestens die Hälfte der Zellen war offenbar doppelt besetzt.

„Haben Sie neben den Einzelzellen auch noch Kollektivzellen?" fragte ich meinen Führer.

„Nein. Alle Zellen haben dieselbe Größe und Einrichtung" und dabei zeigte er mir ein paar Abteile. Sie waren fürchterlich eng und klein, kaum einen Meter breit und zwei Meter lang. Die Höhe war mäßig. Fast der ganze Flächenraum war von der Matratze eingenommen. Obwohl diese eine sehr geringe Breite besaß, war es unmöglich, neben ihr bequem zu stehen. Sie füllte die ganze Zelle aus.

„Hier können Sie unmöglich 2 Mann unterbringen?" erkundigte ich mich.

„Im Jahre 1909 waren oft 3 Mann in einer Zelle" wurde mir erwidert.

„Aber das Gesetz schreibt doch Einzelhaft vor?" „Allerdings."

Verblüfft betrachtete ich mir diese Miniaturkerker und verfolgte mit den Augen eine über die schmutzige Wand wandelnde Wanze. In Australien und Ostasien habe ich niemals derartiges gesehen.

Man führte mich weiter zu den Dunkelzellen. Kein Licht. Keine Luft. Absolut keine Einrichtung. Nur eine Matratze, die tagsüber entfernt wird.

Um zu den Arbeitssälen zu gelangen, in denen die Sträflinge den Tag verbringen, mußten wir den Gefängnishof passieren. Dort stand eine halbverkohlte Holzbaracke. Ein vor 14 Monaten niedergebrannter Arbeitsschuppen. Man hatte im Laufe eines vollen Jahres nicht Zeit gefunden, die Trümmer

Digitized by Google

wegzuräumen. Als ich an dem Eisenzaun vorbeiging, der den Gefängnishof gegen den Fluß absperrt, fiel mir auf, daß die Stäbe etwa 20 cm über dem Erdboden durch Draht verbunden waren. Ich stieß mit dem Fuß an den Zaun und die wuchtigen Eisenrohre begannen in der Luft zu wackeln. Sie waren vom Rost durchgefressen und nur durch dünnen Draht gehalten. Die Bruchstellen hatte man mit zusammengeschaufelten Sand kaschiert. Ein kräftiges Rütteln mit der Hand, ein Fußtritt genügt, aus dem Sing-Sing ins Freie zu gelangen.

„Hier müssen Fluchtversuche an der Tagesordnung sein" interviewte ich meinen Führer.

„Leider. Erst gestern ist einer auf den Hudson hinaus."

„Und?"

„Die Wache hat auf ihn geschossen. Er wurde nicht getroffen. Aber der Schrecken hat ihn ohnmächtig gemacht, und als er wieder zum Bewußtsein kam, lag er in der Zelle.

In den Arbeitssälen war nichts besonderes zu sehen. Es fiel mir nur auf, daß keine Klassifizierung und Scheidung der Sträflinge vorgenommen war, daß rückfällige Veteranen des Verbrechens und junge Anfänger an derselben Maschine arbeiteten — heute im Zeitalter des individuellen Strafvollzugs eine immerhin bemerkenswerte Tatsache.

Interessanter als der Arbeitsbetrieb waren die Produkte dieser Gefängnisindustrie. In New-York existiert ein Gesetz, das den Gefängnissen nur die Herstellung solcher Gegenstände erlaubt, die vom Staat sonst unmittelbar aus Steuermitteln angeschafft werden müßten. Uniformen, Postsäcke, Schulbänke usw. Viele von den Sachen, die ich im Sing-Sing sah, waren offenbar für Private gemacht. In der Schneiderei lag eine Unmenge Zivilkleidung zum Versand bereit. Wie ich hörte, kauft eine New-Yorker Großfirma den ganzen Posten, um ihn an Detailisten weiterzuverhandeln.

Aus den Werkstätten ging unser Weg in den „Konzertsaal." Hier spielte früher das Gefängnisorchester und der Sträflingsgesangverein. Seit einem Jahr hat das Orchester aufgehört, durch die Macht der Töne das Edle und Gute im Herzen der Büßer zu wecken. Denn gelegentlich eines Konzertes wurden 2 Aufseher von den Künstlern erschlagen. Seitdem ist es den Sträflingen nurmehr gestattet, in den Zellen zu musizieren. Dort kann jeder so viele Instrumente meistern, als er will.

Mein Rundgang war beendet. Man drückte mir eine große, auf Kunstdruckpapier hergestellte und glänzend ausgestattete Zeitschrift in die Hand, und nach einer Viertelstunde saß ich wieder im Zug, der mich nach New-York zurückbrachte. Während der Bahnfahrt besah ich die Zeitschrift genauer. Es war die

Digitized by Google

Weihnachtsnummer der wöchentlich einmal erscheinenden Gefängniszeitung. „Star of hope." Etwa das Format und die Stärke der „Leipziger Illustrierten." Eine künstlerisch einwandfreie Umschlagzeichnung in Violett, Grün und Gold. Der erste Artikel war unterschrieben: „Auburn No. 10 511." Der Autor des zweiten hieß: „Sing-Sing" No. 30 723. Dann kam ein Gedicht von „Sing-Sing No. 62 038." Lauter unfreiwillige Pseudonyme. Dem nächsten Artikel war eine kleine Notiz vorgedruckt: „Vorbemerkung: Dieser Beitrag unseres früheren Lokalredakteurs wurde anfangs November geschrieben. Er ist so interessant und instruktiv, daß wir ihn, obwohl der Autor anfangs Dezember nach Hause abreiste (went home) entgegen unser sonstigen Praxis abdrucken. Der Chefredakteur."

Eigenartig berührte mich auch die am Ende der Zeitung abgedruckte „Mitteilung an die Mitarbeiter: Alle Beiträge müssen Originale sein, geschrieben von jenen, deren Nummer sie tragen. Wer Texte, die er nicht selbst verfaßt hat, einreicht, wird laut Order des Anstaltsdirektors mit 30 Tagen bestraft. Abgelehnte Beiträge werden nicht retourniert. Die Ablehnungsgründe werden nicht angegeben."

Inhaltlich sind die Poesie- und Prosatexte (abgesehen vom Nachrichtenteil) meist voll Emphase und Heuchelei. Hypokriten auf dem Hippogryph. Nach dem Verbrechen wäscht sich der Mörder nicht nur die Hände und die Kleider. Er fühlt oft auch das Bedürfnis, sich das Gehirn in irgend einer poetischen Lauge eigener Komposition zu waschen.

Meine Lektüre wurde unterbrochen. Der Fahrgast neben mir suchte eine Konversation anzuknüpfen: „Sie haben da den Star of Hope. Glänzende Idee. Warum sollen die Sträflinge kein Blatt haben? Die Zeitung ist das Morgen- und Abendgebet des Amerikaners. Wie haben Sie die anderen Einrichtungen in Sing-Sing gefunden? Brillante elektrische Maschinen! Exzellente Dampfheizung! Der Kamin 200 Fuß hoch!" Er sah mich an und seine Augen strahlten.

Ich gab irgend eine Antwort, und er merkte, daß mein Englisch „made in Germany" war.

„Sie haben sicher keine solchen Gefängnisse drüben?"

„Ich glaube, nein!"

Digitized by Google

Wolf Dohrn †

Ein jäher Absturz, Abend im winterlichen Gebirge, hat das Leben des Sechsunddreißigjährigen vernichtet. Ein Tod, aus dessen niederschmetternder Sinnlosigkeit das rasche Bild einer letzten Stunde emporsteigt: dieser starke frische Mann, dessen Leben im Erproben und Genießen der eigenen Kraft ihr Geheimnis hatte, in dem ruhigen und bewußten Kampf mit nie geflohenen Schwierigkeiten, in Mut und Entschlossenheit, und der Hingabe an Ziele und Werte, die immer groß, nie aber rationalistisch berechenbar waren. Jener Tod in dem Genuß der Ueberwindung des Schneefelds hat für diesen Menschen fast Symbolisches.

Die letzten und entscheidenden Werke seines reichen Lebens stehen: die Gartenstadt Hellerau und in ihr die Bildungsanstalt Jacques-Dalcroze. Sie werden auch immer für ihn zeugen, so wie sein Name gerade in dieser doppelten Beziehung sich mit beiden großen Versuchen für das Bewußtsein verbunden hatte. Sie offenbaren die beiden Gemüts- und Verstandesbewegungen ihres Schöpfers: jenen sozialpolitischen Idealisten, der, aus Brentanos Schule hervorgegangen und in der Naumannschen Bewegung geprägt, zum parteipolitischen Führer berufen schien und nun diese Energien in unmittelbare vorbildliche Einzelleistung verwandelt, jenen ästhetisch und philosophisch geschulten Kopf, der mit einer überraschenden Wendung, aber schließlich in innerer Logik einer neuen Methode rhythmischer Gymnastik den Boden schafft, um praktische Erziehungsarbeit für künstlerische Kultur zu treiben. Zwei Ströme, die schließlich wieder in eins münden. Seine Anlagen waren vielfältig, reich, stark, er nahm und gab viel, er steckte immer voll Anregungen, Einfällen, er war unermüdlich in der Arbeit als Organisator, mit scheinbar nie versagender Spannkraft, und seine „Verbindungen", seine Betätigungen schlossen die mannigfaltigsten Elemente, Temperamente, Charaktere zusammen. Aber während man ihn so beschreibt als Tatmenschen, als rastlosen Diplomaten, Praktiker, Unterhändler, Gründer, der mit sicherer Hand an die Stelle des Kulturgeschwätzes die Leistung setzte, spürt man, daß hier nur die Hälfte, das Grobe, das sehr Sichtbare gesagt wird.

Weniger als bei andern begreift man diesen seltenen Menschen in der Addition seiner Werke oder Leistungen.

Sein Wesen besaß den Atem schöner Natürlichkeit, den jene Menschen haben, die aus dem Boden einer gesicherten Familienkultur wachsen. Diesen Untergrund spürte man, in dem schon von ein paar Generationen her eine selbstbewußte und gepflegte Bürgergesinnung mit der Leidenschaft zur wissenschaftlichen Erkenntnis gemischt war. Das Erbteil der selbstverständlichen Verpflichtung an eine Idee, an das Ueberpersönliche, war in ihm fruchtbar.

Wir, die in Freundschaft verbunden mit ihm den Weg unserer Entwicklung gingen und nun ein Stück unserer eigenen besten gläubigen Jugend von unserer Seite gerissen sehen, spüren mehr als je das Menschliche, das Zarte und Gute, das hinter allen Erfolgen und aller Betriebsamkeit ruhte. Völlig unsentimental und doch gütig, selbstbewußt und doch selten begabt, den andern, auch den Arbeitern und Bauern, sich nahezubringen, eine große innere Heiterkeit, die ihn fast nie verließ.

Das Beste, was wir von einem Menschen sagen können, ist, daß wir ihn liebten.

Theodor Heuss

Digitized by Google

Amerikanische Einwanderungsbeschränkungen

Seit Ende Januar wird im amerikanischen Parlament über einen neuen Gesetzentwurf verhandelt, der die Einwanderung weiter beschränken, alle Auswanderer ohne Schulbildung ausschließen soll, ferner an und für sich Hindus und Personen der mongolischen oder gelben Rasse, Malayen und Afrikaner, soweit nicht internationale Verträge oder Abkommen anderes bestimmen. Gewiß richtet sich diese Politik hauptsächlich gegen „niedrige" Rassen und Leute aus Ländern mit rückständiger Kultur, aber Kurt Aram, der vor einigen Jahren in Gestalt eines ungelernten Arbeiters Studien in Newyork machte, versichert, daß Angehörige der westeuropäischen Nationen auf Ellis Island schon bisher „um kein Haar besser als Südslaven und galizische Juden" behandelt wurden.

Die Abneigung gegen rückständige Elemente ist gewiß verständlich, zumal bei den einheimischen Arbeitern. Ihre Ausbreitung gleicht einer Ueberschwemmung. Sie fanden zuerst in größeren Mengen in den Bergwerken Westpennsylvaniens Beschäftigung. Die Gewerkschaften versuchten sie sich anzugliedern und dadurch die Herrschaft über sie zu erlangen. Vergebens; durch rücksichtslose Lohndrückerei brachten es die neuen Einwanderer zu wege, die eingesessenen Arbeiter aus dem Felde zu schlagen. Von den Kohlenfeldern Pennsylvaniens aus drangen sie in andere Gebiete ein. Bald hatten sie die Mehrzahl der geborenen Amerikaner auch aus den Gruben des mittleren Westens verdrängt. Die Vertriebenen gingen scharenweise nach den Bergwerken von Kansas und Oklahoma, wo sie in jüngster Zeit aber auch wieder mehr und mehr durch Süd- und Osteuropäer ersetzt werden.

Der geborene Amerikaner pflegt allerdings ein Arbeitsfeld, in das Einwanderer eingedrungen sind, zu räumen, bevor ihm deren Konkurrenz das Verbleiben unmöglich macht, weil es in seinen Kreisen als verpönt gilt, Seite an Seite mit Süd- und Osteuropäern zu arbeiten.

Der tiefere Grund ist wohl eine verkappte Furcht vor der Ueberlegenheit einer wirtschaftlich stärkeren Arbeitskraft. Von den heute in der wichtigeren amerikanischen Industrie beschäftigten Arbeitern sind drei Fünftel im Ausland geboren. Der vierte Teil sind Süd- und Osteuropäer. Ein Fünftel der gesamten Lohnarbeiter besteht zudem aus Leuten, die zwar in Amerika geboren sind, aber deren Väter erst einwanderten. Eine Kommission, die die Lebensverhältnisse von 22 000 eingewanderten Arbeitern im Alter von 18 Jahren und darüber studierte, stellte fest, daß diese ein durchschnittliches Jahres-Einkommen von 455 Dollar hatten.

Trotz all dieser Tatsachen hat der europäische Politiker keinen Grund, die amerikanische Einwanderungsgesetzgebung zu billigen. Kann man, im Sinne einer internationalen Gewichtigkeit, den herrschenden Klassen in Amerika einen Monopolanspruch für die amerikanische Erde und ihre Schätze zubilligen? Gewiß nicht. Fast alle Führer des Volkes der Vereinigten Staaten sind Anhänger der Weltfriedensbewegung. Aber einen dauernden internationalen Frieden kann es nur soweit geben, als es ein geordnetes internationales Recht gibt und ein solches muß mit dem Recht jedes Mitgliedes der Kulturgemeinschaft beginnen, sich dort niederzulassen, wo die Erde noch unbenutzt der Hände wartet,

Digitized by Google

den ihre Fruchtbarkeit und ihre Schätze erschließen sollen. Dies muß zum mindesten Rechtsideal der Zukunft sein.

Die nordamerikanische Union hat nur ein Zehntel der Bevölkerungsdichtigkeit Deutschlands. An Raum sollte es also für den „neuen" Einwanderer nicht fehlen. Diese sind aber auch nicht für die Urproduktion gut geeignet, entstammen sie doch vorwiegend europäischen Großgüterdistrikten. Einer sich ausdehnenden Landwirtschaft mußten sie umso mehr willkommen sein, als das alte Amerikanertum die Scholle flieht und sich unter den heutigen Einwanderern aus germanischen Ländern wenige befinden, die für eine landwirtschaftliche Beschäftigung überhaupt taugten. Aber die amerikanische Landwirtschaft leidet, wie die europäische, am landwirtschaftlichen Eigentum. Es gab 1910 etwa viermal soviel Farmen als 1900, doch noch lange nicht dreimal soviel bebauten Boden; der Wert der angebauten Fläche hatte sich aber verfünffacht. 1910 besaßen 6 340 120 Farmer nur etwas, etwa 8%, mehr Land als 1910 5 537 372 Farmer, aber der Wert des gesamten Farmlandes hatte sich mehr als verdoppelt. Dabei sind erst zwei Fünftel der gesamten Fläche der Vereinigten Staaten in Farmland verwandelt worden und nur die Hälfte dieser zwei Fünftel ist angebaut. 384 Millionen acres warten noch des Pfluges. Dazu können 75 Millionen acres Moorland trocken gelegt und 40 Millionen acres Steppen durch Bewässerung kulturfähig gemacht werden. Ferner ist die Bodenbestellung erst so oberflächlich, daß von gleicher Fläche in Deutschland mehr als doppelt soviel Weizen gewonnen wird als in Amerika.

In den Schiedsgerichtsverträgen, die die Union mit europäischen Mächten teils abgeschlossen hat, teils erst abschließen will, wird die Frage der Zulassung von Einwanderern ausdrücklich von den Schiedsgerichtsangelegenheiten ausgeschlossen. Mit Hilfe der Monroedoktrin würde man natürlich in Washington auch Fragen der Einwanderung nach anderen amerikanischen Ländern als von der Schiedsgerichtsbarkeit ausgeschlossen betrachten. Dort, wo europäische Mächte, wie China als Machtfaktoren leichter als Amerika sich Geltung verschaffen können, will Onkel Sam an ein internationales Schiedsgericht appellieren; dagegen dort, wo europäische Mächte mit Gewaltmitteln nichts auszurichten vermögen, mit deren weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Interessen willkürlich umspringen können.

Otto Corbach

Die Ueberschrift

Das haben wir eigentlich aus Amerika gelernt, nicht auf die Suppe, sondern auf den Topf zu gucken. Früher fragte man, wie eine Medizin wirke, heute, wie sie verpackt sei. Ein Königreich für einen Titel!

Die Zeitungen habens verschuldet, deren geschickteste Angestellte sich den Kopf zerbrechen müssen, um einen Titel, ein lockendes, fettgedrucktes Wort zu erfinden ... Es ist nicht zu tadeln, wenn eine gute typographische Druckanordnung die Orientierung des Lesers erleichtert, — aber das geschieht bei uns auf Kosten des Inhalts. Die Ueberschrift macht den Kohl fett, der sonst so fad wäre, daß ihn niemand schlucken möchte.

Wenn die Ueberschrift noch den Extrakt der Nachricht, des Artikels enthielte: keine Spur! Anreizen soll sie, und die Folge ist, daß der ewig überhungrige Leser die dünne Kaviar-

Digitized by Google

schicht durchbeißt, auf den pappigen Teich stößt und dann das Ganze überdrüssig wegwirft. So werden viele guten Dinge diskreditiert: nur durch die Ueberschrift. Es gibt gerade in Berlin Zeitungen, die es darin zu einer beängstigenden Fertigkeit gebracht haben. Es kann kommen, was da will: eine Ueberschrift muß es haben, die den Leser vor den Kopf stößt. Wie? „Der Glaszauber?" — Und nachher ist es ein Flaschenfabrikant, der allerlei Triviales über sein Geschäft erzählt. „Der Schrei in der Nacht?" Und das wird wohl das Pfeifen einer Lokomotive bedeuten, und daran anschließend macht es sich sehr hübsch, wenn man ein wenig über die Lohnforderungen der Eisenbahnarbeiter schwätzt. In dieser Art: weil man erstens in der Regel nur Triviales zu bieten hat und zweitens der verhätschelte Leser für ernste und anstrengende Dinge nicht zu haben ist, verputzt man einen an sich gleichgültigen Aufsatz mit glitzernden Mätzchen und krönt ihn mit der Krone des Kolportageromans, mit einem wilden Titel.

Darunter leiden vor allem die Berichte aus den Gerichtsverhandlungen. „Ein trübes Sittenbild aus dem dunklen Berlin." „Der geheimnisvolle Juwelendiebstahl." „Der Mord im Pantinenkeller" und der Unterschied zwischen einem Schundroman und einer parodistischen Operette wird nicht immer gewahrt.

Der Brauch, Flaschen abgestandener Flüssigkeiten mit aufreizenden Etiketts zu bekleben, hat seine Gefahr, weil der Leser gern seine wirklichen Erlebnisse etikettiert. Es gibt schon eine Menge Leute, die nicht deutsch, sondern Zeitungsdeutsch sprechen und die, statt einen komplizierten Seelenvorgang zu untersuchen, das Wort „Lebenswandel" vorziehen.

Die Aufmerksamkeit des bürgerlichen Zeitungslesers auf soziale und wirtschaftliche Kämpfe hinzulenken, ist fast nur noch möglich, wenn man mit einer Dosis ranziger Sentimentalität aufkocht. Ehrliche, sachliche Zahlen, trockenes Material wirken längst nicht mehr. Die Ueberschrift wirkt, die Ueberschrift, das Etikett, die Schablone, das Schema: mit ihnen amerikanisiert diese aufkommende Presse die Köpfe und die Geister.

Ignaz Wrobel

Das Deutsche Symphoniehaus in Stuttgart

Für die Idee —
gegen das „Projekt"!

In Stuttgart soll ein Symphoniehaus gebaut werden. Die Gelder dazu soll ganz Deutschland geben. Zu Beethovens Ehren, zu seinem 150. Geburtstage im Jahre 1920, soll der Bau geweiht werden. Ein schöner Gedanke, der aber so, wie er jetzt geplant ist, zum Widerspruch herausfordert. Eine Versammlung in Stuttgart hat genügt, um den Entwurf des Münchner Architekten Ernst Haiger als das Unabwendbare erkennen zu lassen? Der Entwurf selber ist eine unselbständige Nachahmung des Griechentums. Als ob wir mit den Neubauten der Hoftheater nicht schon genug „Klassizismus" in Stuttgart hätten, soll auch noch ein griechischer Tempel als Krönung eines schwäbischen Städtebildes gebaut werden? Ein Stuttgarter Hochschulprofessor hat als Fachmann dies Bauwerk — unbewußt oder ironisierend? — gründlich gerichtet, indem er die Worte sprach: der Haigersche Entwurf sei „befreit von aller Qual der Erfindung"! Deshalb ist

Digitized by Google

er auch so ungemein eigenartig und eines Beethoven würdig. —

Im Prospekt der Symphoniehaus-Leitung ist von der bekannten „großen Zahl hervorragender Persönlichkeiten" zu lesen, die alle von der Richtigkeit und Notwendigkeit des Haiger'schen Projektes „überzeugt" seien und deshalb beschlossen hätten, „die Kenntnis des Entwurfs in die weitesten Kreise des deutschen Volkes zu tragen." Sehr fein gesagt: in Wahrheit aber haben ein paar Leute über die Köpfe dieser „weitesten Kreise" hinweg einfach erklärt: entweder Haiger oder nichts! Was der Vorsitzende des Ehrenausschusses, Generalintendant Baron zu Putlitz, in den Satz zusammenfaßte: „die Schaffung des Symphoniehauses hat durchaus den Haiger'schen Plan zur Voraussetzung." Ja, wo sind denn die Werke Haigers, solcher Art, daß man ihm, unter Ausschaltung kompetenter Künstlergruppen wie des Publikums ohne Bedenken einen Millionenbau übertragen dürfte?

Wo ist der Schlüssel zu diesem ganz ungewöhnlichen Vorgehen? Und wie war es möglich, daß sich bis jetzt keine Stimme dagegen erhob? Hat man einfach auf die „Autorität" hin geschwiegen oder über den Fall nicht weiter nachgedacht?

Schon der übertreibende Stil, den die Vertreter und Förderer des Projektes Haiger befürworteten, sollte mißtrauisch machen: „die Symphonie entbehrt heute (entgegen dem Bayreuther Drama) der Stätte, wo sie in einer Veranstaltung von außerordentlicher und vorbildlicher Art, dem symphonischen Festspiel, zu vollkommenem Leben erweckt wird." Also seit mehr als 100 Jahren war die symphonische Kunst noch nicht zum vollkommenen Leben erweckt? Wollte man solch phantastische Behauptungen ernst nehmen, dann müßte Sturm gegen ihre Verbreiter gelaufen werden. Die Hauptsache: im neuen Symphoniehaus soll mit verdecktem (unsichtbarem) Orchester musiziert werden (wozu natürlich auch der verdunkelte Saal gehört). Da wären wir nun also glücklich wieder im „Mystischen" drin! Weil ein Richard Wagner mit dem versenkten Orchester, dem „mystischen Abgrund", für das Drama eine durchaus richtige Forderung durchgesetzt hat, müssen wieder Leute kommen, die diese Idee für den Konzertsaal ad absurdum führen wollen? Damit würde das ursprünglich genial Erschaute zur „Idée fixe", als welche ihrem Wesen nach sie längst als unhaltbar erkannt worden ist! Man verweist auf Heidelberg: Ja gerade Heidelberg hat uns allen, die wir damals zunächst für die Versenkung waren, die Augen geöffnet. Das verdeckte Orchester hat in 10 Jahren (!) seines Bestehens keine Nachahmung gefunden. (Nur Helsingfors hat es kürzlich versucht; die Kritik fand den Versuch „interessant", rät aber doch von weiteren Experimenten ab.) Allerdings sagen unsere Reformer: Heidelberg mußte versagen (das wird zugegeben!), aber in Stuttgart soll uns das Heil werden. Und warum? Weil das neue Symphoniehaus extra auf das versenkte Orchester hin baulich angelegt ist! „Ueberraschend" nennt der Prospekt die Lösung des „Problems". Wir nennen es auch so; fragen aber erstaunt: dadurch also, daß man dem Raum eine andere Gestalt gibt, wird eine musikalisch-ästhetische Unmöglichkeit sogleich berechtigt? In Wahrheit heißt das aber nichts anderes, als das Uebel verdoppeln, ein Millionenprojekt auf einer schiefen Basis errichten wollen! Wir wollen

Digitized by Google

gerade das Orchester auch sehen! Wir haben eine ästhetische Freude daran, und doppelten Genuß, wenn wir ein gutes Orchester „an der Arbeit" sehen. Das Publikum braucht auch in vielen Fällen den Dirigenten; fast noch mehr als das Orchester, besonders bei komplizierteren Werken. Wir sind des ewigen Augenaufschlages nun gründlich satt. Wir wollen Freude in den Konzerten, die Gleichberechtigung des „Apollo", und eine natürliche Andacht, wie sie von den großen Werken bei guten Aufführungen von selber ausgeht. Unsere Klassiker der Symphonie, und auf die kommt es an, haben ihre Werke in der Voraussetzung der Sichtbarkeit des Orchesters als der einzigen vernünftigen Voraussetzung geschrieben. Im mystischen Riesenraum aber aus Stein und Glanz — wie wird das klingen, Akustik! — ist die innere Sammlung in Wahrheit gefährdet, weil der Mensch sich über das Unnatürliche beunruhigt; seine Augen finden keinen Halt, der sonst so ersehnte Kontakt zwischen Hörer und Spieler wird von vornherein ausgeschaltet. Die symphonische Musik bliebe in unserem Symphoniehaus einfach unverstanden! Und weiter: wie wird es bei Mitwirkung der Solisten? Sitzt z. B. der Pianist allein auf dem Podium und wird vom unsichtbaren Orchester begleitet? Wie absurd! Der Symphoniehaus-Prospekt ist freilich gleich mit der abgedroschenen Phrase vom „mannigfachen Virtuosentum" bei der Hand, für das unsere bisherigen Konzertsäle gerade recht seien. Für diese olle Kamellen gibt nun aber heute keiner einen Heller mehr; wir freuen uns vielmehr über einen großen Künstler als Solisten, über einen Casals, Marteau, über einen Sauer und Pauer und wie sie alle heißen. Soll das alles mit in die Versenkung?

Aus Folgendem haben wir hiefür wohl die Erklärung zu entnehmen. Man kann nämlich auch anders, und ganz geheuer muß es den Reformern selber nicht sein, wenn sie sagen: „damit nicht das Prinzip der Unsichtbarkeit für solche Werke, die es nicht erfordern, zu einer unübersteigbaren Schranke werde, soll das Orchester auch sichtbar gemacht werden können." Welch eine Logik: das Haus soll also nach dem „einzig wahren Prinzip der Unsichtbarkeit" gebaut werden, dann soll aber gleich wieder dies Prinzip auf den Kopf gestellt werden? Ich kenne kein Werk, das die Unsichtbarkeit direkt erforderte, außer vielleicht das Parsifal-Vorspiel; und das hören wir jetzt im Theater. Im übrigen bleibt es jedem Zuhörer unbenommen, sich sofort und kostenlos das unsichtbare Orchester und den verdunkelten Saal herzustellen, sobald er — die Augen schließt! — Haben übrigens die Herren Strauß, Nikisch, Weingartner, Hausegger u. s. w. oder auch die Kritiker, ich nenne Paul Bekker, die den Aufruf unterschrieben haben, für das verdeckte Orchester wirklich etwas übrig? Hat es in Max Schillings selber, dem Vorsitzenden des Ausschusses, einen unbedingten Verteidiger? Kannten unsere Künstler alle die Bedingungen, als sie den Aufruf unterschrieben? Möchten sie sich nicht mal zur Frage äußern? Die blendenden Namen allein tun's nicht.

Wir fordern, da unsere Zeit Beethoven in einem sichtbaren Denkmal ehren will:

1. Daß ein Bau aus dem Geiste unserer Zeit entsteht.

2. Daß demgemäß ein Ausschreiben an alle deutschen Architekten ergeht.

Digitized by Google

3. Daß die Musiker, die Künstler sich gründlich instruieren, und daß man sie dann ausführlich hört! (die Verantwortung ist größer, als mancher vielleicht glaubt).

Das Symphoniehaus ist eine deutsche Sache, keine Stuttgarter Angelegenheit!

Oswald Kühn (Stuttgart)

Dresdner Akademiejubiläum

Mit ganzen Salven dröhnender Phrasen beging das offizielle Dresden das Hundertfünfzigjährige Jubiläum seiner Kunstakademie. Der Byzantinismus kommt in dem gesinnungstüchtigen Sachsen besonders auf seine Rechnung. Ziehen wir den Vorhang vor dieses Festgepränge, das sich griechisch maskiert und in geschwollenen Versen die Wettiner in Bausch und Bogen als Mediceer — auch den gegenwärtigen König! — und ihre Bliemchenkaffeestadt als ein zweites Athen oder Florenz ausposaunt, indes Akademieprofessoren ehrfürchtig auf einen neuen Titel harren. Dieselben Kunstgeheimräte, die vor bald drei Jahren die Internationale Kunstausstellung moralisch ausgeputzt haben, nach abgeschlossener Jurytätigkeit, aus Furcht vor dem Mißfallen des Königs. Der gleiche Fürst und die gleichen Herrschaften finden sich jetzt wieder zusammen und feierten die Gründung der Kunstakademie.

Darüber, daß diese Akademien der bildenden Künste Zwangsinstitute sind, die auf Lehrer und Schüler gleicherweise verdorrend wirken, waren sich alle wirklichen Künstler schon damals klar, als die Dresdner Akademie gegründet wurde. Um wieviel mehr heute, da diese staatlichen Anstalten die Fühlung mit der lebendigen Kunst längst eingebüßt haben ...

Die Dresdner Akademie hat vor andern etwas voraus, und das ist der Akademische Rat. Ein Kollegium von Juristen, Künstlern und Museumsbeamten, das einen höchst nachteiligen Einfluß ausübt. An der Spitze natürlich ein Kronenträger, der sogenannte Kunstprinz. Dieser Akademische Rat ist zunächst einmal der Kummer des jeweiligen Dresdner Galeriedirektors. Er hat nämlich die Verfügung über die Zinsen aus der Pröll-Heuer-Stiftung, einem beträchtlichen Legat, mit dem im wesentlichen seit Jahrzehnten die Neuankäufe für die moderne Abteilung der Gemäldegalerie bestritten werden. Mit diesem Kollegium, das bis vor einem Jahr über den Kopf des Galeriedirektors hinweg — falls dieser nicht zufällig Mitglied und damit Inhaber einer einzigen Stimme war — Ankäufe beschließen konnte, liegt der gegenwärtige Direktor, Posse, noch immer im Kampf um seine Kompetenzen, und noch immer ist nichts endgültig entschieden über deren Abgrenzung.

Man muß wissen, daß der Akademische Rat die Domäne eines Erzreaktionärs ist, des Geheimrats Hermann Prell, persona gratissima beim Prinzen, daß dieser um ein Haar Galeriedirektor geworden wäre, als Wörmann abging, aber dem einmütigen Protest der Presse weichen mußte. Dieser Freskenmaler Prell, der Matador aller Kaffeehaus- und Theatervorhangdekorateure der Gründerjahre, hat mit seinen Gesinnungsgenossen den Ankauf aller auch nur einigermaßen modernen Bilder hintertrieben, und dies so systematisch, daß die moderne Abteilung der Dresdner Galerie einer Rumpelkammer eher zu vergleichen ist als einer ernsthaften

Digitized by Google

Kunstsammlung. Das Resultat der Tätigkeit dieser Dunkelmänner: unter vierhundert Gemälden des 19. Jahrhunderts haben wir noch nicht zwanzig wirklich wertvolle! Von Liebermann hat der Akademische Rat eine einzige kleine Skizze gekauft, von Menzel ein brauchbares und ein schlechtes Bild, von Leibl nichts. Die Franzosen sind mit einem Courbet, einem Couture, einem Puvis de Chavannes und einem schwachen Monet vertreten. Das ist alles. Nimmt man noch ein paar Uhdes — auch nicht die besten — zwei mittelmäßige Böcklinbilder, ein paar von K. D. Friedrich, einen Feuerbach und zwei Thoma, ein paar Bildnisse von Rayski und einen Slevogt hinzu, so ist alles Anerkennenswerte aufgezählt. Umso reichlicher sind dafür die Künstler vertreten, die im Akademischen Rat sitzen oder Prells Herzen sonst nahestehen.

Und damit kommen wir zu dem dunklen Fleck am Körper des Akademischen Rats: zu der Personalunion zwischen Auftraggebern und Auftragempfängern. Diese tritt am naivsten zutage in der Verteilung der öffentlichen Aufträge, über deren Konkurrenzen wiederum ein wohllöblicher Akademischer Rat zu Gericht sitzt. Vielleicht senken Maler und Bildhauer bei der Zuteilung des Auftrags schamhaft errötend den Blick — ich weiß nicht: aber die größten Wände haben sich die Herren jedenfalls selber vorbehalten: Prell die Ausschmückung des ganzen großen Stiegenhauses in der Skulpturensammlung mit völlig minderwerüiler Fresken und Statuen, sein Schüler Walter Illner Wandbilder im Justizministerium, des Lehrers würdig, und der Geheimrat Dietz, Mitglied des Kollegiums, die auch recht anfechtbaren Reliefs am Aeußeren der Skulpturensammlung. Zum Ueberfluß kann ich auch mit der Gegenprobe aufwarten: ein armer Schlucker ohne Rang und Titel, Lührig, mußte volle vier Jahre ausharren, bis er, obwohl mit dem ersten Preis bei der Konkurrenz ausgezeichnet, seine Fresken im Kultusministerium malen durfte. Vier Jahre brauchte nämlich der Geheimrat Prell zu seinen Versuchen, sich selber oder einem seiner Schüler den Auftrag zuzuschanzen, von 1904—1908.

So sieht's hinter der arkadischen Theaterdekoration aus, vor der die Herren von der offiziellen Kunst den König und seinen Bruder beweihräuchern. Die Pfannen müssen tüchtig geschwungen werden, damit man den Modergeruch von drüben nicht riecht.

Hermann Hieber

Münchener Sezession: Graphische Ausstellung

Dem Beispiel Berlins folgend hat die Münchener Sezession heuer eine graphische Ausstellung veranstaltet. Sie hat damit dasselbe bewiesen wie Berlin: daß es leichter ist, eine gute graphische Ausstellung als eine nur erträgliche Bilder-Ausstellung zu machen. Das liegt zum Teil in der Sache selbst. Das Bild will für sich betrachtet sein, es ist zu anspruchsvoll, um sich unter Hunderte einzuordnen. Das gezeichnete oder radierte Blatt ist bescheiden, es gewinnt mehr durch die Zusammenstellung mit anderen, als es verliert. In der Gemäldegalerie möchte man nach dem dritten Saal nichts mehr sehen; hier will man immer

Digitized by Google

mehr aufnehmen, weil man immer wieder angeregt wird.

Der erquickliche Eindruck einer nur graphischen Ausstellung hat aber noch andere Gründe. Das Niveau der Werke ist gleichmäßiger als das der Bilderausstellungen. Man ist versucht, zu sagen, weil Graphik „leichter" sei. Wird das so verstanden, als könne man zwar ein schlechter Künstler, aber ein guter Zeichner sein, so ist es falsch. Der Zeichner taugt gewöhnlich so viel wie der Maler. Wer etwas kann, kann es mit dem Pinsel wie mit dem Stift. Der Dilettant verdirbt das Papier mit derselben Sicherheit wie die Leinwand und die Kupferplatte. Die Qualitäten sind also im Grunde dieselben, nur kommen sie auf einer graphischen Ausstellung reiner zur Geltung. Wer ein mittelmäßiges Bild malt, kann eine gute Zeichnung machen. Nicht weil die Zeichnung an sich „leichter" ist (man muß sich dabei ebenso einsetzen wie bei einem Bild), nicht weil auch die Zeichnung des Stümpers noch etwas aussieht (wie leicht ist der Schwindel durchschaut), sondern weil das Schwarz-Weißblatt weniger Gelegenheit zu Entgleisungen bietet. Die Aufgabe ist enger begrenzt, und nur in diesem Sinne ist sie leichter. In einem Bilde gibt es halbgelungenes, gutgewolltes und ganz gekonntes nebeneinander. Eine Zeichnung ist gut oder schlecht.

Die Ausstellung der Sezession macht einen etwas zufälligen Eindruck. Man hat genommen, was sich gerade bot. Die neue Kunst, die gerade auf graphischem Gebiet viel Gutes geleistet hat, dürfte mutiger zugelassen sein. Den schönsten Saal stellt das Ausland: Lithographien und Radierungen von Manet, Degas, Renoir, Cézanne und Toulouse-Lautrec. Habermanns Zeichnungen haben einen entzückenden Charme. Sehr gute Blätter sind die Zeichnungen von W. Geiger, O. Gulbransson, Albiker, Thöny-Graz, Schülein, K. Kollwitz und Herwig. Unter den Lithographien ragen die Kompositionen von Karl und Maria Caspar, Max Neumann, J. Kaufmann, W. Klemm und die Landschaften Röslers hervor. Zum besten gehören die Radierungen Schinnerers („Das geträumte Paar"). Außerdem die radierten Blätter von Halm, Welti, Kley, Weinzheimer, Lamm, Scharff, Herthel, Bloch und Werenskiold. Von Holzschnitten fallen die materialgerecht bearbeiteten Blätter von Otto Wirsching und G. S. W. Rößner auf.

Alfred Baeumler

Gulbranssons Zeichnungen

Daß aller Kunst Anfang die Liebe ist und daß Wert und Umfang jeder Kunst vor allem durch des Künstlers Fähigkeit zur Liebe bestimmt werden, dafür ist das neue wundervolle Album von Olaf Gulbransson (fünfzig unveröffentlichte Zeichnungen, bei Georg Müller in München) wieder ein herrliches Beweisstück. Jedermann kennt den großen Zeichner des „Simplizissimus", und Viele haben es ohne Zweifel längst gefühlt, daß die fabelhaften Karikaturen dieses Mannes nicht aus Haß und Bitterkeit entstehen, sondern aus dem tiefen gütigen Humor der Liebe. Aber so schön und deutlich wie in diesem Album war das noch nirgends zu sehen. Diese Publikation rückt den Zeichner Gulbransson einmal ganz vom Aktuellen und Politischen weg, und Mancher wird erst jetzt sehen, wie unpolitisch, wie ganz menschlich gefühlt und gedacht auch die satirischen Zeichnungen Olafs im Simplizissimus sind. Alle diese Blätter haben, von ihrer lapidaren Zeichen-

Digitized by Google

kunst ganz abgesehen, weit mehr als nur Witz, sie haben Humor, sie leuchten von lauter Klarheit des Sehens und von lauter heller Knabenfreude an den Spielen der Natur in ihren Geschöpfen. Es gibt nichts Gesunderes als diese Kunst, und wer es nicht wüßte, könnte es aus diesen Blättern unfehlbar lesen, daß ihr Schöpfer ein Mann voll Kraft und bewußt gepflegter Lebensfreude ist. In unserer ganzen Dichtung ist zur Zeit — zumal seit dem Tode Friedrich Huchs — niemand, der das Leben mit so viel klarer Ueberlegenheit, mit so viel Humor und Güte, mit so viel selbstverständlicher Freude am Starken und Gesunden sähe.

Die Sammler feiner Kunstsachen, denen vor allem das Können imponiert, werden diese Blätter zu ihren besten Kostbarkeiten legen. Weit über sie hinaus aber werden alle Freunde gesunden Menschentums diesen Dichter und Lobpreiser des Lebens lieb gewinnen. Und den Nachdenklichen wird es nicht verborgen bleiben, daß diese Vereinigung frohen Menschentums und meisterhaften Könnens kein Zufall ist, daß die klare Schönheit dieser Stilisierung und die ganze stille Ueberlegenheit dieser Kunst durchaus auf der freudigen Gesundheit eines liebekundigen Herzens und auf der Kraft eines lauteren Charakters beruht. Bloßes Talent wird niemals die Welt so überlegen sehen können. Und auch Gulbranssons Talent, so erstaunlich es ist, hätte niemals diese Größe und strahlende Sicherheit gefunden, wenn es nicht auf dem tiefen, fruchtbaren Boden einer großen Persönlichkeit gewachsen wäre. Talent ist herrlich, und Charakter ist herrlich, aber nur wo beide beisammen sind, können solche Früchte wachsen.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt der Name „Matheus Müller" für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit
Müller Extra

Digitized by Google

Die schwedische Verfassungskrise

Von Wilhelm Janſſon

Schweden kommt seit einem Jahrzehnt aus den inneren Krisen nicht heraus. 1905 lösten die Norweger etwas unsanft ihre Beziehungen zu dem größeren Bruderlande, weil sie der Bevormundungsbestrebungen des schwedischen Junkertums satt waren. Die Liberalen wurden an die Regierung berufen, um durch innere Reformen den Verlust der Union wieder auszugleichen. Herr Staaff suchte zu diesem Zweck eine Demokratisierung des Wahlrechts durchzuführen, scheiterte aber an dem Widerstand der Konservativen, die im Reichstage die stärkeren waren. Er trat zurück und überließ seinem konservativen Nachfolger die Lösung des Wahlrechtsproblems.

Das Jahr 1909 brachte dann jenen gigantischen Kampf zwischen Kapital und Arbeit, bei dem 80 000 Arbeiter wegen nichtswürdiger Lohnreduktionen aufs Straßenpflaster geworfen wurden und 220000 ihrer Kameraden mit ihnen gemeinsame Sache machten. In jenem Kampfe stellte sich die konservative Regierung in den Dienst der aussperrenden Unternehmer — und selbst der König war nicht zu Hause, als Selma Lagerlöw im Auftrage der schwedischen Frauen ihn wegen der hungernden Kinder interpellieren wollte. Jener Kampf mit seiner einseitigen Parteinahme der Regierung für die Unternehmer, bietet eine psychologische Erklärung der Gleichgültigkeit der Arbeiter gegen die Landesverteidigung, die seitdem vielfach zu Tage getreten ist. Die Sozialreform ist selbst hinter der Rußlands zurückgeblieben, Regierung und Unternehmer fanden die Arbeiter Seite an Seite, was sollte da noch ihre Lust am Vaterlande heben!

In dieser inneren Reaktion müssen wir die Wurzel der soeben ausgebrochenen politischen Krise suchen. Schweden ist eben ein

Digitized by Google

altes Junkerland. Jahrhunderte hindurch hat das Schwedentum ſich auf allen Schlachtfeldern Europas herumgetrieben. Es beherrſchte einſt die ganze Oſtſee, hatte ein ausgezeichnetes Soldatenmaterial, aber viele unfähige Staatsmänner. Das Schickſal der heutigen Türkei erfüllte ſich an Schweden 1809, als Finnland ruſſiſch wurde, und 1905, als Norwegen ſich vom faſt hundertjährigen Druck befreite.

Als dann 1911 die inzwiſchen vorgenommene Wahlrechtsreform eine liberal-ſozialdemokratiſche Reichstagsmehrheit brachte, wurde Staaff wieder an die Regierung berufen. Seine Abſicht war nun, durch eine Sozialreform die inneren Gegenſätze nach Möglichkeit auszugleichen und durch eine Reform der Landesverteidigung die äußere Unabhängigkeit des Landes zu ſichern.

Es iſt heute nicht angebracht, zu unterſuchen, wie weit Herr Staaff mit dem erſten Teil ſeines Programms gekommen iſt. Er hat wenig mehr als zwei Jahre amtiert. Zur Löſung ſozialer Probleme eine gewiß kurze Zeit. Die Frage der Landesverteidigung aber überwies er gleich nach ſeinem Amtsantritt einer großen Kommiſſion, in der alle Parteien nach ihrer Stärke vertreten ſind. Dieſe Kommiſſion ſollte alle Fragen der Landesverteidigung unterſuchen, neben den militärtechniſchen auch die finanziellen. Nach Maßgabe der finanziellen Leiſtungsfähigkeit des Landes ſollte die beſtmögliche Landesverteidigung organiſiert werden.

Aktuell iſt dieſe Frage ſchon ſehr lange und die letzte Heeresreform wurde erſt 1901 durchgeführt. Das Geſetz von 1901 macht jeden wehrfähigen Mann wehrpflichtig vom 21. bis zum 40. Lebensjahr. Die Ausbildungszeit der Infanterie, Feſtungsartillerie ꝛc. beträgt 8 Monate, die der Marine 10 Monate und der Kavallerie, Feldartillerie u. ſ. w. ein Jahr. Die Zahl der auf Grund der Wehrordnung von 1901 ausgebildeten Mannſchaften dürfte zur Zeit rund 420 000 betragen, davon 200 000 zum erſten, 70 000 zum zweiten Aufgebot und 150 000 Mann zum Landſturm gehörend. Es fehlt alſo nicht an ausgebildeten Mannſchaften. Aber

Digitized by Google

es hapert bei dem Offizierskorps und den unteren Truppenführern. Ordentliche, berufsmäßige Offiziere ſind nur für etwa 80 000 Mann Truppen vorhanden. Mit den vorhandenen Reſerveoffizieren können höchſtenfalls noch 60 000 Mann im Mobiliſierungsfalle feldmäßige Truppen bilden. Dabei wird ſehr geklagt über den Mangel an Unteroffizieren. Die Vakanzen ſollen hier teilweiſe enorm ſein und auch über das Material ſelbſt wird geklagt; die Art der Rekrutierung iſt weder quantitativ noch qualitativ ergiebig.

Dieſe Armee hat Schweden zur Wehr ſeiner Unabhängigkeit und Wahrung ſeiner Neutralität. Iſt dieſe bedroht? Die Militariſten ſagen ja, und ſie haben in den letzten Jahren eine überaus heftige Propaganda für vermehrte Rüſtungen betrieben. Bei dieſer Propaganda ſpielten aber auch politiſche Sonderbeſtrebungen mit. Man hat die Frage der Landesverteidigung als Grundlage für den Kampf gegen die demokratiſche Regierung gemacht. Schon gleich bei der Einſetzung der oben erwähnten Kommiſſion wurde der König gegen die Regierung mobil gemacht und ſeiner Unterſchrift unter die Kommiſſionsbeſtellung fügte er eine perſönliche Reſervation hinzu, aus der hervorgeht, daß er die Angelegenheit ohne dieſe Unterſuchung geregelt hätte, wenn nicht die parlamentariſchen Machtverhältniſſe im Wege geſtanden.

Die Konſervativen und ihr militariſtiſcher Anhang haben die Zwiſchenzeit für ihre Agitation weidlich ausgenutzt. Die ruſſiſchen Rüſtungen an der Oſtſee, die Ruſſifizierung Finnlands, der Bau von Eiſenbahnen nach dem Norden, die weſentlich ſtrategiſche, aber auch wirtſchaftliche Bedeutung haben, werden als gegen Schweden gerichtet hingeſtellt. Nach dieſer Auffaſſung will Rußland den norwegiſchen Hafen Narvik annektieren mit den dazu gehörenden, an Rußland grenzenden Territorien, wobei denn auch ein Stück Nordſchweden dem ruſſiſchen Bären annektabel erſcheinen ſoll. Ueber die Abſichten Rußlands im hohen Norden iſt natürlich ſchwer zu prophezeien. Aber es iſt nicht recht einzu-

Digitized by Google

ſehen, weshalb Rußland ſeinen eisfreien Hafen gerade oben in Narvik ſuchen ſollte, das doch außerordentlich ſchwierige Navigationsverhältniſſe während des langen Winters hat. Es müßte für Rußland ebenſo nahe liegen, ſich in Südſchweden oder Dänemark feſtzuſetzen. Was zweifelsfrei feſtſteht, iſt, daß Rußland gegen Deutſchland rüſtet. Die Befeſtigung der ganzen ruſſiſchen Oſtſeeküſte von der Inſel Dagö um den finniſchen Meerbuſen bis zu den Alandsinſeln, die auch für eine künftige ſchnelle Armierung hergerichtet werden, ſoll einen Schutz gegen die deutſche Flotte bieten und ſind gar nicht gegen Schweden gerichtet. Den ſchwediſchen Militariſten haben ſie aber das Propagandamaterial zur Erzeugung eines wüſten Schreckens im Lande gedient. Die entlarvte ruſſiſche Spionage, an der ein ruſſiſcher Militärattachee gar beteiligt war, kam dabei recht gelegen. Als Oppoſitionspartei haben die Konſervativen es vorzüglich verſtanden, in ihrem Parteiintereſſe das gänzlich unſchwediſche: die Furcht, zum Ereignis werden zu laſſen. Mit Hilfe der Furcht diregierten ſie 30 000 Bauern nach Stockholm, um dem Miniſterium Knüppel zwiſchen die Beine zu werfen. Angefeuert von der militariſtiſchen Kamarilla und der willensſtarken Königin trat der König vor den Bauernzug, verwarf das Landesverteidigungsprogramm ſeiner Miniſter und ſtellte ſich ſchützend vor die Verächter der Demokratie.

Der Premierminiſter hatte zu Weihnachten ein Programm in der Rüſtungsfrage entwickelt, wonach in erſter Linie die bei der jetzigen Wehrordnung hervorgetretenen Mängel beſeitigt werden ſollen. Um genügend Unterbefehl und Inſtrukteure zu gewinnen, ſollen die Studierenden mit 500 Tagen Ausbildungszeit herangezogen werden. Den intelligenteren Wehrfähigen aus den unteren Bevölkerungsſchichten ſoll die Gelegenheit geboten werden, ebenfalls in dieſe Chargen aufzurücken. Ferner ſoll die Uebungszeit der Spezialwaffen und der Marine auf ein Jahr erhöht werden. Für Waffenbeſchaffung ꝛc. werden beſondere Mittel bereitgeſtellt, die nach deutſchem Muſter durch einen Wehrbeitrag gedeckt werden ſollen.

Digitized by Google

Nur die Uebungszeit der Infanterie will Herr Staaff erſt nach den Wahlen, die im Herbſt ſtattfinden, löſen. Liberale und Sozialdemokraten ſind vor drei Jahren auf ein Programm gewählt worden, das gegen neue Rüſtungen war. Auch die Konſervativen haben ſich zur Sparſamkeit verpflichtet. Der Staatsminiſter hält ſich mit ſeiner Partei an dieſe Wahlverſprechungen gebunden und will daher die große Hauptfrage, die Verlängerung der Uebungszeit der Infanterie auf 10½ oder gar 12 Monate erſt den Wählern vorlegen. Der König aber wartet nicht erſt die Vorlage der Regierung ab, ſondern vor dem Zug der Bauern fordert er entgegen dem direkt ausgeſprochenen Wunſch des Staatsminiſters die ſofortige Löſung der ganzen Heeresreform und zwar lediglich auf Grund der Forderungen der „ſachverſtändigen" Militärverwaltung. Die Arbeiten der Kommiſſion ſind ihm unwichtig, obgleich dort auch die politiſch und finanziell Sachverſtändigen ſitzen. Dabei ſind nach der Verfaſſung die Miniſter die verantwortlichen Ratgeber des Königs, ohne die er keine Beſchlüſſe faſſen darf.

Die Regierung hat dieſen Angriff auf die Konſtitution nicht ruhig hingenommen. Als der König genügende Garantie für die verfaſſungsmäßige Führung der Geſchäfte nicht gab, ging ſie. Sie hatte ein großes Programm für die Landesverteidigung ausgearbeitet, daran fehlte es alſo nicht. Aber ſie wollte auch in dieſem Jahre das Frauenſtimmrecht einführen, eine obligatoriſche Krankenverſicherung und Maßnahmen für die Arbeitsloſen in Angriff nehmen, und ſie wollte in der Militärfrage erſt die Beſitzenden belaſten, bevor ſie an die ärmeren Volksſchichten herantrat. Sie forderte ferner eine demokratiſche Reform der Militärgerichtsbarkeit, ſowie die Sicherſtellung der parlamentariſchen Grundſätze. Das war zu viel für die reaktionären Kreiſe, die den Hof dirigieren, und das Miniſterium mußte ſpringen.

So entpuppt ſich dieſe Kriſe als ein reaktionärer Vorſtoß gegen die Demokratie. Der Hochadel der Stockholmer Garniſon, eine in vormärzlicher Hofromantik wurzelnde dynaſtiſche Auffaſſung,

Digitized by Google

gehören zu den treibenden Kräften. Der alte Junkergeist geht um, der die Volksrechte haßt und die Volkskontrolle scheut. Dieser Junkergeist sieht im preußischen Militarismus und in der preußischen Militärbureaukratie seine politischen und gesellschaftlichen Ideale. Er mußte rebellisch werden gegen eine Regierung, die trotz mancher Sünden auf andern Gebieten doch immer eine tapfere Vertreterin der demokratischen Grundsätze war. Glücklicherweise ist die Zeit des persönlichen Regiments in Schweden endgültig vorüber, weder Parlament, Volk oder Bureaukratie gedenken, sich auf solche Experimente einzulassen. Darüber werden die von dem neuen Ministerium Hammarskjöld angekündigten Neuwahlen zur Zweiten Kammer keinen Zweifel lassen.

Goremykin

Von Leo Lederer

Der Wudki hat Wladimir Nikolajewitsch Kokowzow zu Fall gebracht. Weil er ein allzu gelehriger Schüler seines Meisters Witte war und die einstmals leeren Kassen Rußlands mit den Erträgnissen des Branntweinmonopols so reichlich füllen konnte, haben Witte und andere den Vorwurf gegen ihn erhoben, daß er mit seinem „Schnapsbudget" das Volk demoralisiere. Man weiß, daß sich die russischen Konservativen des Feldgeschreis nach einem Trunkenheitsgesetz erst bemächtigt haben, seit sie erfahren hatten, daß der Zar die Dumareden des Oktobristen Dschelyschew gegen die Trunkenheit mit beifälligen Anmerkungen zu versehen pflege; und da sich in dem Kampf gegen Kokowzow alle Reaktionäre um Witte scharten, sie, die doch auch politisch nur von den benebelnden Folgen des Schnapskonsums in Rußland leben, so ist diese moralische Entrüstung über die glänzenden Schnapsgeschäfte Kokowzows hin-

Digitized by Google

reichend verdächtig. Aber die Debatte über das Trunkenheitsgesetz im Reichsrat war dem Fürsten Mestschersky, dem bekannten Romanzier und Herausgeber des reaktionären „Grashdanin", der die ganze Kampagne gegen Kokowzow lenkte, erwünschter Anlaß, dem längst fälligen Ministerpräsidenten und Finanzminister den Todesstoß und der ganzen russischen Politik den sehnsüchtig herbeigesehnten Ruck nach rechts zu geben. Das Finanzministerium hat man jetzt Bark gegeben und trotz des schönen Reskripts des Zaren und aller moralischen Entrüstung hat er mit dem Portefeuille das gute Schnapsgeschäft Kokowzows übernommen, das er heute auch durch gar nichts anderes ersetzen könnte. Die Ministerpräsidentschaft aber, die an Iwan Logginowitsch Goremykin gefallen, zeigt weit weniger Aktiva.

Denn die Führerschaft Kokowzows war nichts als nur ein Name, Schall und Rauch. Im Kampf mit den Intriguen der Mitglieder des eigenen Kabinetts, den Ränken, die im kaiserlichen Palais und früher schon im Salon der Gräfin Ignatiew gegen ihn gesponnen wurden, hat der Premier Kokowzow die geistige Führerschaft in der Regierung nie erringen können. Und so ist nicht eines der großen Probleme, die ihm Stolypin hinterlassen, gelöst, nicht eine einzige der nötigen Reformen verwirklicht worden. Unerlöst schmachtet der russische Bauer im engen Pferch des „Mir", der Dorfgemeinschaft. Die Versuche zu einer inneren Kolonisation, die Schaffung der Agrarbank, die Verpflanzung von Arbeitern und Ansiedlern in fruchtbare Gebiete Sibiriens und in das Land des Amur, sind halbe Maßregeln geblieben. Und unerlöst wie der Bauer ist auch die russische Intelligenz geblieben. Nicht aus dem Zerrbilde der „Popenduma", aus ihren würdelosen, nichtssagenden und ruhigen Debatten darf man auf die Stimmungen des Landes schließen und meinen, nun habe der russische Bauer, der russische Kaufmann und der russische Student ergeben sein Schicksal hingenommen. Die wahre Lage haben die Erscheinungen nach dem Blutbad in den Lena-Goldfeldern, die Streikunruhen in Petersburg, die Putschversuche

Digitized by Google

auf der Schwarzen Meerflotte weit richtiger gezeichnet. Und die Spaltung in der Oktobristenpartei, die Rede Gutschkows auf dem Kongreß der „Novembristen" haben gezeigt, daß zersetzende Kräfte auch an der „Popenduma" nagen, mögen die russischen Bauern dank dem Bruch mit dem Oktobermanifest in ihr auch keinerlei Vertreter mehr gefunden haben.

Es ist nur zum geringeren Teil die Schuld Kokowzows, daß er nicht eine einzige der Fragen aus dem blutigen Erbe Stolypins lösen konnte. Er hat die Notwendigkeit, gegen den korrupten und herrschsüchtigen Tschinownik, den russischen Beamten, vorzugehen, längst erkannt, er hat großzügige und weittragende Reformen in der inneren Verwaltung vorgeschlagen und er mag auch in der Agrarfrage manche andere Ansicht als die konservativen Mitglieder des Reichsrats haben. Aber gegen die Phantome des alten Regimes, auf die er überall stieß, gegen diese „Dunkelmänner ohne Verantwortlichkeit, die aus anderen Kulturwelten zu stammen scheinen" (wie sie Gutschkow nannte), hat der Opportunist Kokowzow nichts erkämpfen können.

Goremykin ist noch weit weniger der Mann, der das vollbringen könnte oder auch nur wollte. Er hat als Ministerpräsident der ersten Duma das Lebenslicht ausgeblasen, und er ist, nach allem, was man seither von ihm weiß, bis heute noch der Mann jener berüchtigten Dumarede vom 26. Mai 1906 geblieben, mit der er alle Hoffnungen auf eine Besserung erstickte. Kalt verweigernd und bürokratisch ablehnend hat er die Wünsche abgewiesen, die die Abgeordneten der Bauernduma dem Zaren des Oktobermanifestes zu überbringen wagten.

„Die von der Duma vorgebrachten Wünsche betreffend die Verantwortlichkeit der Minister und Beseitigung des Reichsrats hält der Ministerrat nicht für berechtigt. Eine Abänderung der Grundgesetze unterliegt nicht der Aufsicht der Duma. Die Begnadigung zum Tode Verurteilter bildet die Prärogative des Monarchen. Der Ministerrat findet, daß es nicht das Wohl der Gesellschaft fördern würde, wenn an Morden und Gewalttätigkeiten beteiligte Personen begnadigt würden."

Digitized by Google

Ebenso reaktionär ist seine Stellung in der Bauernfrage. Wie wenige in Rußland wäre Goremykin berufen, die Lösung dieser Frage in die Hand zu nehmen. Zu der theoretischen Beherrschung des größten aller russischen Probleme gesellt sich bei Goremykin die praktische Erfahrung, die er als Bauernkommissar und später als Minister des Innern gewinnen konnte. Aber engherzig und bürokratisch hat Goremykin sich stets auch hier bewiesen. Er ist zwar gegen die Beschränkung des Besitzrechtes an Landanteilen aufgetreten und hat sich auch bereit gezeigt, den Bauer aus dem „Mir" herauszuführen, aber mit einer dürftigen Verteilung einiger hunderttausend Däßjatinen Staatsdomänen und der „Vergrößerung des Ackerlandes landarmer Bauern mit Hilfe der Agrarbank" ist dem Landhunger und der Not des russischen Bauern nicht abzuhelfen. Man muß deshalb noch nicht für die radikalen Reformideen schwärmen, die die Agrarreform mit Hilfe einer zwangsweisen Enteignung alles privaten Grundbesitzes durchzuführen denken.

Und so wenig wie dem russischen Bauer werden die um Goremykin der städtischen Intelligenz in Rußland etwas geben. Kokowzow hat es wenigstens gewagt, der vierten Duma eine Reform der Ausnahmegesetze, des Preß- und Versammlungsrechtes zu versprechen; er hat ja dann, wie man an den Entwürfen für die Preßreform gesehen, von dem Versprechen nicht viel halten können. Goremykin weiß sich sicher auch von jeglicher Gedankensünde wider den heiligen Geist der russischen Reaktion frei. Und mag auch den Fünfundsiebzigjährigen über kurz oder lang wirklich der Ackerbauminister Kriwoschein oder ein anderer ersetzen: das Entscheidende liegt nicht in diesem oder jenem Bürokraten, es liegt darin, daß die russische Politik nach innen wie nach außen in jenen reaktionären und nationalistischen Gruppen des Reichsrates verankert ist, für die Goremykin nicht nur einen Wechsel der Person, sondern des Regierungsprogrammes bedeutet.

Digitized by Google

Vielleicht besaß Kokowzow vom Optimisten, den er sich so gern zu nennen pflegte, nur die schlechten Seiten: den Mangel an Voraussicht und das Sich-treiben-lassen. Aber sein Optimismus hat den russischen Bauern und den russischen Intellektuellen durch das Dunkel ihrer Tage doch wenigstens die Hoffnung schimmern lassen, daß es noch einmal besser werden könnte. Die um Goremykin sind keine Optimisten. Und grauer und dichter legen sich die Schleier um Herzen, in denen die Verzweiflung brennt.

Held und Helden

Von Ludwig Thoma

Vor einigen Jahren kam die bayrische liberale Partei beinahe in die Lage, von der Regierung mit Respekt betrachtet zu werden und zwar so, daß die ängstlicheren liberalen Elemente auf ihre Wirksamkeit und Wirkung selbst mit Bedenken hinblickten. Inzwischen ist es ja Seiner Gnaden dem Herrn Bürgermeister Casselmann gelungen, die Partei von der allzu steilen Gesinnungshöhe herunterzubringen, und die obengedachten ruhigen Elemente sehen mit Befriedigung, daß die Regierung ihre Radomontaden nicht mehr ernst nimmt und daß sie nicht so bald mehr in die Lage kommen dürften, Konsequenzen ziehen zu müssen.

In jener Zeit der politischen Geltung des Liberalismus hat ein gewisser Heinrich Held aus dem Limburgischen, wo an der Lahn die Wirtin singt und wo kein Sonnenstrahl mehr in die lange Pfaffengasse dringt, das kühne Wort gesprochen, daß kein Mann von Ehre liberal sein könne. Die Liberalen machten kurzen Prozeß und erklärten, daß sie den Herrn nicht länger als Kollegen im Landtag betrachten und behandeln wollten.

Der Limburger Käse war unter eine Glasglocke gestellt und konnte sich nur mit Mühe noch unliebsam bemerkbar machen.

Digitized by Google

Das war ein selbstverständliches Vorgehen der Liberalen, eine hygienische Maßregel.

Der außer Betrieb gestellte Sänger von der Lahn krakehlte weiter und mußte mehrmals daran erinnert werden, daß sein Stimmstock keiner sei. Aber vor einigen Wochen, als der Feind und Freund des Thronwechsels für Beweglichkeit in Ueberzeugungssachen Beförderung erfahren hatte, mußte sich die Zentrumspartei einen neuen Vorstand küren.

Leider befand sich in der Fraktion kein talentierter Bayer, der für diese eminente Stellung hinreichend begabt gewesen wäre, und man ging damit um, den Limburger zu nehmen.

Aber — er war noch unter der Käseglocke.

Ein Mann, der beinahe für die Hälfte des Hauses Luft war, und zwar keine gute, erschien selbst den Klerikalen nicht als kapabel und repräsentabel. Es wurde dem geistvollen Verfasser des „Zäzilienvereins" und anderer Schriften eröffnet, daß er zuerst wieder Luft sein müsse, und dann könne er ja in Ermangelung bayrischer Größen und in Gottes Namen Vorstand werden.

„Der Held bedacht' sich nicht zu lang", um mit Uhland zu sprechen und bei reiflichem Nachdenken fand er, daß man nicht unbedingt ehrlos sein müsse, um liberal zu sein, oder daß man es zwar glauben, doch nicht sagen müsse und er fand auch, daß man eine Beleidigung ganz leicht zurücknehmen könne, wenn es einen Vorteil brächte.

Er stand in der Kammer auf und erklärte, daß er damals nicht ganz bei sich war, nicht ganz im Besitze all der Geisteskraft, die ihm eignet, daß er nicht ganz nüchtern war — kurz, was man halt so sagt, wenn man krebst.

Daß er sich dazu verstand, ist nicht seltsam, aber daß die liberale Partei die gemeine Beleidigung, die Jahre hindurch aufrecht gehalten worden war, durch diese billige Erklärung als gesühnt betrachtete, das ist wieder einmal ein neuer Beweis von Charakterstärke. Aber, wenn man's recht betrachtet, auch nicht seltsam.

Digitized by Google

Dieses verfluchte konsequent sein liegt nun einmal in der Casselmann'schen Garde, die sich so lang ergibt, bis sie stirbt, nicht.

Was wäre es gewesen, wenn ein Liberaler Namens seiner Fraktion gesagt hätte: Herr Held hat uns nie beleidigen können. Dazu fehlt es an allen Voraussetzungen, und was er jetzt erklärt, ist uns genau so gleichgültig, als was er früher sagte. Wir haben im Interesse des hohen Hauses eine hygienische Maßregel getroffen, und hygienische Maßregeln nimmt man nicht zurück."

Was wäre das gewesen?

Eine Konsequenz, die Konsequenzen gehabt hätte, und darum mußte sie vermieden werden.

So ist es viel besser.

Herr Heinrich Held aus dem Limburgischen läßt sich gütigst herbei, die Liberalen nicht mehr für ehrlos zu halten, und froh dieses erreichten, glücklich erkämpften Erfolges reicht man ihm die Hand.

Denn Brutus ist ein ehrenwerter Mann,
Das sind sie alle, alle ehrenwert — —

Die brechreizende Versöhnung wäre im Hinblick auf die Hauptperson nicht allzuwichtig, und man könnte den Ultramontanen ihren Vorstand gönnen, aber als ein Zeichen des Verfalles war sie bemerkenswert.

Was bleibt den Herren, so kurze Zeit nach den Wahlen, eigentlich noch zum Umfallen übrig?

Den Kampf gegen das Ministerium haben sie beim ersten Schuß aufgegeben; im Augenblick, wo sie es werfen konnten, haben sie mit ihm paktiert, und alles, was sie einmal so heftig und so feierlich versprochen haben, gaben sie auf, als sie Ernst machen konnten.

Ihre Worte haben keinen Klang mehr und finden keinen Widerhall im Lande.

Jede Hoffnung ist aufgegeben, jede Freude; Niedergeschlagenheit, Mißmut und Ekel herrschen da, wo vor zwei Jahren noch frische Tatkraft einsetzte.

Das Werk des Herrn Casselmann und seiner Gefolgschaft.

Digitized by Google

Wenn heute der Herr Heinrich Held seine Burglengenfelder Rede noch einmal hielte, würde die Entrüstung in den liberalen Wählerkreisen vielleicht zu einem Achselzucken hinreichen. Zu mehr nicht.

Nissen

Von Stefan Großmann

ein rechtwinkliger Hune ist zusammengebrochen. Der Mecklenburger Hermann Nissen hat, wie es sich für einen raufluſtigen Nordländer geziemt, bis in die Tage ermattender Kraft sich herumgeschlagen, und noch an seinem Grabe schreit ihm eine heisere Stimme: Stirb nur, das ist das Beste, was Du tun kannst....

Die Großen mit breiten Schultern und rechtwinkeliger Stirn hat er auch auf der Bühne gespielt. Richard Vallentin hat mit ihm den Baumeister Solneß einstudiert und er hat ihn gegeben als den Erdenschweren, der nicht in die Höhe steigen darf, ohne schwindlig zu werden. Zuweilen gewann er den Humor seiner Massigkeit und dann gab er gute, große Onkel, denen man mit einem angenehmen Gefühl der Sicherheit auf den ungeheueren, fest gewölbten Rücken klopft. Das war seine saftigste Rolle in Frau Warrens Gewerbe. Dämonisch konnte er nicht werden, dafür war er zu breitbürgerlich, zu behaglich. Er hat die wunderlichsten Lebensschicksale, geführt von einer unübertrefflichen Köchin, die sein geheimer Lebensstärker war, mit diesem Jenseitsgefühl in der Brust (oder im Magen) wacker überstanden. Solche Leute eignen sich natürlich nicht zum Alba.

Wohl aber zum demokratischen Volksführer. Dieser Hermann Nissen, dem heute noch die heisere Stimme eines nicht sehr menschenfreundlichen Gemütes nachkreischt, hatte glatthin das Recht, den Präsidentenposten der deutschen Bühnengenossenschaft mit einem

Digitized by Google

starken Handstreich an sich zu reißen, denn er war der Führer, wie man ihn braucht: Aus hartem Holz, nicht neurasthenisch, ein Mann der Energie fürs Detail, ein volltönender Redner, ein durch Sitzungsformalitäten nicht umzuwerfender Mann, Einer, dem man die Rechtschaffenheit glaubte und ansah, dabei doch auch ein in feineren Listen gut beschlagener Mann, stark und pfiffig, rauh und glatt, mit einer sehr derben und gelegentlich doch auch sehr behutsamen Hand. Für das Amt wohlausgestattet durch eine übers Schauspielerniveau gerade um Kopfeshöhe, also nicht unpassend hinausragende Weltkenntnis, ein halber Jurist, ein ganzer Gewerkschafter. Sucht den ganzen deutschen Schauspielerstand ab, ob sich ein ähnlich prädestinierter Mann zur Führerschaft findet! Wildere Hetzredner — viele, schlauere Kompromißler — etliche, aber diese Vereinigung von Taktiker und Agitator kaum irgendwo!

Es ist, weiß Gott, kein Vergnügen, der Organisator von Künstlern zu sein. Derlei fällt Einem zu und bleibt auf breiten Schultern lasten. Wer planmäßig oder aus einem schofel selbstischen Motiv dergleichen wählte, wäre beklagenswert und blöde. Nirgendwo gehört der Sklavenaufstand — während der Rebellion! — so sehr zu den Selbstverständlichkeiten. Ein Heer von genialischen Naturen zu disziplinieren, schauderhaftes Geschäft! Jede Weile trat Einer aus den Reihen und wollte dem General frech die Mütze vom Kopf schlagen! Die treuesten Soldaten waren durch eine große Rolle in schändliche Parrizidas zu verwandeln. Ja, es gab eine Zeit, wo die offenbare Talentlosigkeit allein dadurch avanzieren und Hofschauspieler werden konnte, daß sie Hermann Nissen einen jämmerlich geflickten Fehdehandschuh zuwarf. Dann kam die Schar der begleitenden Reporter und zischelte einen „Fall Nissen" durch die Spalten der direktorenfreundlichen Zeitungen. Ein so peinlich korrektes, von sittlichen Leidenschaften glühendes Gemüt wie der in München, Berlin und Budapest bekannte Direktor Eugen Robert entwickelte sich, wenn Nissens Name genannt wurde, plötzlich zum moralischen Ankläger. Alle Verschwörungen gekränkter Kollegen, alle Organisationsquerulanten konnten dem geborenen

Digitized by Google

Führer nicht an, so umzog ihn dann das Gezischel, das nicht zu fassen war, umschwirrte ihn das Geschmeiß, das stach und stank und im rechten Moment fortflog. Jahrelang hat Nissen diese Hölle der schmählichsten Sticheleien erduldet und nicht gewankt und nicht — gekotzt. Der treffliche, wenn auch nicht geniale Schauspieler stand vor einem zweifellosen, wenn auch nie vereinbarten Boykott. Dennoch mußte er die widerwärtigsten Diskussionen edler Mitbürger über sich ergehen lassen, als er sich einen Beamtengehalt bewilligen ließ, wie jeder Führer einer Gewerkschaft. Nie hat man in der Oeffentlichkeit ein Wort des Mißbehagens aus seinem Mund vernommen. Er hat das Zola'sche Rezept, das jedem in der Oeffentlichkeit wirkenden gewidmet ist, erprobt: Jeden Morgen stillschweigend eine Kröte zu schlucken. Sein Magen, der sich auf leckerere Genüsse verstand, war ein guter, fester Mecklenburger Magen und vertrug eine ansehnliche Portion Kröten. Aber als ich ihn vor eineinhalb Jahren zufällig an einem melancholischen Abend in einer kleinen deutschen Stadt traf, und bei einem Glas Wein in einer noch melancholischeren Kneipe mit ihm schwatzte, da erschrak ich doch über den Strom von Bitterkeit, der ihm unwillkürlich aus dem Gehege der Zähne brach ....

Er hinterläßt ein ungeborenes Kind: Das deutsche Theatergesetz. Der Tag, an dem die schmutzigsten deutschen Theatergarderoben durch dieses Gesetz gelüftet werden, wird die eigentliche Gedenkfeier für Hermann Nissen sein. Er hat mit seiner starken Stimme den Staat am Eindringlichsten an diese Reform erinnert und still und laut dieses Gesetz hervorgezwungen! Er wollte sich nicht auf die Munifizenz der Direktoren und vielleicht auch nicht auf die unbeirrbaren Bataillone seines Standes verlassen, deshalb rief er den Staat zu Hilfe. Dieses Theatergesetz wird kommen und es wäre das schönste Denkmal für diesen ganzen Mann, der sich im Dienst einer Sache verbraucht und verzehrt hat, wenn wir es für alle Zeiten die lex Nissen nennen würden!

Digitized by Google

Loisl Haferkorn und Lorenz Wollstrumpf, die genialen Maler

Von C. A. Loosli

uf Ehre und Gewissen, ihr dürft es mir glauben, — ich weiß es nämlich ganz genau, — wenn der alte Xaver Haferkorn in Tölzing ob seinem Holzhandel nicht vergeltstagt wäre, so hätten wir heute die beiden genialen Malrichtungen, den Supersentivismus und den Chromokretinismus nicht. Die Welt wäre um diese beiden Offenbarungen einer höheren, erhabeneren, genialeren Kunst erfroren gewesen, denn keinem Menschen wäre es eingefallen, sich mit den abseits liegenden Problemen einer neuen Kunst, der Kunst der Zukunft zu befassen, — wir hätten die anbetungswürdigen Meister Haferkorn und Wollstrumpf nie kennen gelernt, weil sie anders in den öden Niederungen braver Malerei, wie sie sie schlecht und recht ausübten, versunken und verschwunden wären.

Die geniale Schöpferkraft Haferkorns wurde direkt, diejenige Wollstrumpfs indirekt durch den Konkurs des Holzhändlers Xaver Haferkorn in Tölzing zur vollen, bewunderungswürdigen Blüte gereift, woraus sich wieder einmal die alte Wahrheit erhärtet, daß auch das scheinbar nebensächlichste Geschehnis von unmeßbarer Bedeutung für den Lauf der Welten ist.

Als Loisl Haferkorn vor acht Jahren als Akademieschüler von Tölzing im bayrischen Hochland nach München kam, da nannte er nichts als einen hellen Kopf und einen reichen Onkel, den eben erwähnten Xaver Haferkorn in Tölzing sein eigen. Loisl Haferkorn arbeitete so fleißig, als man es von einem Kunstjünger, der monatlich von seinem Onkel zweihundert Mark Zuschuß kriegt, erwarten durfte. Er war kein Lump, aber wenn er schon einmal in froher Gesellschaft war, und das kam ihm recht oft vor, dann konnte er einen verlorenen Arbeitstag so gut wie irgend ein anderer verschmerzen und sein Gewissen hat ihn darob nie arg gequält. Man hätte ihn arg verleumdet, würde man ihm nachgeredet haben, er besitze eine besondere Begabung zur Malerei, — gewiß, ein hervorragend talentierter Mensch war er nicht, aber ein liebenswürdiger, stets zu allen tollen Streichen aufgelegter Kamerad, ein schlagfertiger, witziger Kerl, dessen Anatomiestudien an einer Kellnerin des Mathäserbräus so tiefgründige waren, daß er einmal

Digitized by Google

drei Wochen lang überhaupt keinen Stift und keine Kohle berührte. Ein Urviech also, wie ihn sein Spezl, der Wollstrumpf, nannte.

Der Wollstrumpf, der war um einige Jahre älter als sein Freund Haferkorn und auch Maler. Ich will nicht sagen, daß er seinen Beruf verfehlt hatte, denn er war wirklich ein angenehmer, wenn auch nicht gerade aufgeweckter Mensch, der sich alle Hänseleien gutmütig gefallen ließ und seine später von aller Welt anerkannte Genialität, damals auf dem Gebiete des Pumpes in geradezu überraschendem Maße zu betätigen verstand. Im übrigen jeder Zoll ein Künstler, dessen Mangel an Farbensinn reichlich durch sein zeichnerisches Unvermögen aufgewogen wurde.

Loisl Haferkorn brachte es im Laufe der Jahre dazu, Bilder zu verfertigen, von welchen man beim ersten Anblick den Eindruck hatte, sie seien recht lieb und mittelmäßig, ein Eindruck, der sich bei genauerem Zusehen entschieden verstärkte.

Lorenz Wollstrumpf dagegen hat nie etwas gemalt, von dem man hätte behaupten dürfen, daß es mit Kunst, im überlieferten und altmodischen Sinne des Wortes, in irgendwelchem Zusammenhang gestanden hätte. Es fehlte ihm auch die Geschicklichkeit, welche es Haferkorn ermöglichte, ab und zu etwas von seinen Bildern an den Mann zu bringen, denn Wollstrumpfs Leinwandsünden waren so apart und originell, daß er einmal, als eine in guter Hoffnung befindliche junge Frau zufällig eines seiner Bilder geschaut hatte, bei einem Haar unter die Anklage auf Attentat auf das keimende Leben gestellt worden wäre.

Immerhin, die beiden Freunde brachten das Kunststück zu Stande, in München zu leben, und manchmal nicht einmal schlecht zu leben, bis eines schönen Tages der Loisl erklärte, jetzt habe er München satt bis an den Hals, für seine Kunst sei ohnehin nichts mehr zu holen, die Sezession habe sich genau wie die alte Schule zu einer Clique ausgewachsen, welche junge und starke Talente aus Neid und Unverstand einfach nicht aufkommen lasse, außerdem sei ihm die Kathl im Mathäser wirklich zu dumm geworden und Paris allein sei die Stätte, wo sein Talent sich ganz entfalten werde, — er verzichte auf das schnöde, unverständige Vaterland, um sich dort einen Namen zu machen, wo die Menschen noch Sinn für Neues und Großes hätten.

Und so tat er, freilich nicht ohne vorher sich von seinem Onkel in Tölzing zu den üblichen zweihundert monatlichen Mark einen Extra-Studienfundus eingeholt zu haben.

Er war noch nicht lange in Paris, so blühten ihm die ersten Erfolge, denn einmal hatte er, wenn auch nicht einen vollgewichtigen so doch eben-

Digitized by Google

bürtigen Ersatz für seine Kathl gefunden und dann, die Malerei, — was soll ich Ihnen sagen? — Es verging kein Jahr, so machte ihm ein Kunsthändler das Angebot, jedes seiner Bilder mit drei Franken zu bezahlen. Es ging nicht lange, hatte er auch in Paris eine Anzahl guter Freunde um sich, worunter sich ein junger Mitredaktor eines allerdings vorderhand noch etwas unbekannten Kunstblättchens befand, mit welchem er, weil ähnlich veranlagt, dicke Freundschaft schloß. Die beiden waren bald unzertrennlich und wenn Haferkorn dem Journalisten in der Regel den Absynth zahlte, so erwies sich jener dankbar, indem er den Haferkorn in jeder zweiten Nummer seiner Zeitschrift erwähnte. Zuerst recht vorsichtig und zurückhaltend, bei näherer Bekanntschaft und vermehrtem Absynthkonsum aber immer mutiger und seiner Sache sicherer.

„Mein lieber Haferkorn", hatte eines Tages sein Freund gesagt, „du mußt, wenn du in Paris vorwärts kommen willst, deinen deutschen Namen ablegen. Haferkorn, das kann kein Mensch aussprechen und schadet dir, — ein mundgeläufiger Name nützt dir hier mehr, als dein unbestreitbares, — nehmen wir noch ein Glas? — dein unbestreitbares, kräftiges Talent."

Sie nahmen noch ein Glas und von jenem Tage an hieß Loisl Haferkorn, Louis Graindavoine, unter welchem Namen sein Freund ihn vorerst einmal in seinen Leserkreis einführte.

Zwei Monate später machte der alte Haferkorn in Tölzing Pleite und von jenem Tage an blieb der monatliche Wechsel aus. Graindavoine mußte malen oder hungern und da malte und hungerte er. Denn sein Kunsthändler verriet sehr wenig Neigung, mit dem einmal festgesetzten Preise zu des Malers Gunsten zu brechen. Also untermalte er eines Tages achtzehn rechteckige Stücke guter Leinwand, in der Absicht, sie folgenden Tages fertig zu stellen und zu verkümmeln, als plötzlich sein Freund, der Redaktor, welchen er seit drei Wochen nicht mehr gesehen hatte, in sein Atelier gestürmt kam.

Er war ganz vergnügt, der Freund Roublard, und hatte seinen Kameraden kaum gegrüßt, als er ihm auch schon erzählte, welch ein Glück ihm widerfahren, indem er von der „Grande Revue des Arts modèrnes" zum Chefredaktor erkoren worden sei. Graindavoine gratulierte, — etwas gedrückt zwar, so daß ihn der Freund um seines Trübsinnes Ursache fragte.

Und Graindavoine erzählte von dem Konkurse seines Onkels, den ausbleibenden Wechseln, der miserablen Bezahlung des Kunsthändlers und den achtzehn angefangenen Bildern, die erst untermalt wären, und doch schon in Brot umgesetzt sein müßten.

Digitized by Google

Roublard lauschte und besah sich die Bilder. Und auf einmal klopfte er dem Maler auf die Schulter und rief:

„Ich hab's, — du bist ein gemachter Mann, wenn du meinem Rate folgst und der besteht darin, an diesen Bildern keinen Strich mehr zu ändern. Willst du?"

„Ich verstehe nicht!" gab Graindavoine ungläubig zurück.

„Aber ich! Und wenn du mir folgst, so ist uns beiden geholfen."

Graindavoine zweifelte. Da griff Roublard großartig in seine Busentasche und überreichte dem Maler eine Fünfzigfrankenbanknote.

„Da, das nimmst du als Anzahlung auf eines dieser Bilder, es ist mehr als du von deinem Blutsauger für alle zusammen kriegen würdest, und dann male noch mehr solches Zeug, aber um eines bitte ich dich, untermale sie bloß wie diese da, keinen Strich mehr, und zwar nimm dir Figuren, Landschaften, Stilleben zum Vorwurf, alles was du willst und so Verschiedenes als du kannst, den Rest laß meine Sorge sein."

„Was willst du damit, — das Zeug ist ja keinen Teufel wert?"

„Das meinst du und irrst dich, laß mich bloß machen, — oder glaubst du mich so dumm, daß ich für etwas Wertloses fünfzig bare Franken opfern würde?"

„Allerdings...., das ist ein Grund", gab der Maler zu.

„Schön, daß du es endlich einsiehst! Und daß du's nur weißt, ich tu es nicht um dich allein, — wir beide wollen unseren Nutzen haben. Male so viel du kannst und wenn du einmal so dreißig, vierzig Stück hast, dann sage mir's, dann wollen wir weiter schauen."

Und bevor Graindavoine noch etwas fragen konnte, war Roublard schon verschwunden. Der Maler blieb, ein wenig dumm im Kopfe, zurück und hätte er nicht die Banknote leibhaftig und greifbar in der Hand gehalten, so hätte er wahrhaftig gemeint, er habe soeben geträumt. Auch so kam ihm das Geschehene noch immer wunderlich genug vor. Wie kam denn Roublard, der sonst nie einen Heller in der Tasche hatte, zu solchen Anwandlungen unerhörter Freigebigkeit? Immerhin, das wird sich ja zeigen, dachte Graindavoine und, nachdem er vor seinen achtzehn untermalten Bildern noch einmal nachdenklich den Kopf geschüttelt, stellte er sie behutsam mit der Bildseite an die Wand seiner Werkstätte, die ihm auch als Wohnung diente und ging hin, wieder einmal nach Herzenslust zu essen. Dann lenkte er den Schritt zum einzigen Schreiner, der ihm noch Spannrahmen auf Kredit verfertigte, von dort vorsorglich zu seinem Kunsthändler, ihn um einen Vorschuß für Leinwand und Farben zu ersuchen. Dieser schaute ihn zunächst ein wenig mißtrauisch an, — er habe ja erst vor wenigen Tagen

Digitized by Google

Vorschuß erhalten und zuerst solle er liefern, er werde kaum schon den ganzen Vorschuß für Material verbraucht oder das Material übermalt haben. Doch Graindavoine, leichtlebig und hoffnungsfroh, wie er nun einmal war, hub an und sagte ernst und gemessen zu dem Händler:

„Wie Sie wünschen, mein Herr, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß wenn Ihnen daran liegt, noch ein einziges Bild von mir zu erhalten, Sie mir diesen Gefallen nicht abschlagen dürfen."

Der Händler war ein alter Praktikus und wenn er von Kunst auch nichts verstand, sondern nur, aber das eine gründlich, gelernt hatte, was er kaufte gut zu verkaufen, so genügte doch der überlegene Ton des Künstlers, um ihn stutzig zu machen. Er hatte schon allerlei miterlebt und er begriff, was Graindavoine noch selber nicht erfaßt hatte, daß der Maler, der da vor ihm stand, entdeckt worden war, oder im Begriffe stand, entdeckt zu werden. Graindavoine aber mißdeutete die Bewegung in des Händlers Mienenspiel und es zu seinen Ungunsten auslegend und sich sagend, daß nun doch alles verloren sei, ließ er großartig eine Hand voll Geld, bestehend aus einigen Kupfer- und Silbermünzen, aber auch aus den zwei Napoleonsd'or, welche ihm soeben in der Speisewirtschaft als Ausgeld auf die Note Roublards ausbezahlt worden war, aus der Tiefe seiner unergründlichen Hosentasche, wo er alles lose trug, durch die Hand, vor des verblüfften Händlers Auge gleiten.

„Sie sehen, ich brauche Ihre Gefälligkeiten nicht", sprach er, — „leben Sie wohl!"

Da war's dem Händler sonnenklar und nun galt es zu retten, was zu retten war.

„Mein Herr", so sprach er, „ich kann nicht verstehen. Sie haben mich mißverstanden, — ich wollte Ihnen eben einen andern Vorschlag machen. Sie wissen ja, welchen Gefahren wir Kunsthändler ausgesetzt sind, wir kaufen alles Mögliche zusammen, aus purem Mitleid mit den armen Künstlern, zum großen Teil und sehr oft in der sicheren Erwartung, das Gekaufte nimmer loszuschlagen. Man tut das, weil man schließlich auch ein fühlender Mensch ist und manchmal mag's den Künstler wohl bedünken, er sei gar schlecht bezahlt für seine mühevolle Arbeit. Allein, Sie wissen ja, gar wenige sind unter ihnen, welche es verstehen, sich einen Namen zu schaffen, an dem der Händler später auch noch was verdient und darum ist man vorsichtig im Geschäft, und gibt nur aus, was man vor sich und seinem Gewissen verantworten kann. Wenn es sich aber zeigt, daß, wie in Ihrem Falle, ein Künstler stete Fortschritte macht und daß der Verkauf seiner Werke sich erleichtert, Nachfrage vorhanden ist und sein Name genannt wird,

Digitized by Google

dann ist es möglich, ihn anständig zu bezahlen, denn schließlich sind wir keine Leuteschinder und es freut uns im innersten des Herzens, das Unserige am Ruhm und Vorteil guter Künstler auch zu tun.

Aus diesem Grunde und weil Sie mir scheinen viel zu versprechen, schlage ich Ihnen vor, — wir lösen den Vertrag, der zwischen uns bestand, ersetzen ihn durch einen andern, neuen, wonach ich Ihnen jedes Bild, das Sie mir liefern, zum höchsten Konkurrenzpreis vorwegs abnehme, ich halte jedes, auch das höchste Angebot. Und dann, wegen dem Material, erlauben Sie, daß ich Ihnen zu diesem Zweck einen Kredit von 500 Franken einräume, wenn's nicht genügt, gut, dann sprechen wir wieder miteinander, aber nicht wahr, nun seien Sie recht fleißig!"

Der Alte schlüpfte in sein Privatgelaß und telephonierte und nach einer Weile erschien er wieder, sich die Hände reibend:

„So, Herr Graindavoine, nun gehen Sie nach der Rue Jacob, zum alten Tristeux, dort können Sie auf mein Konto so viel Material erheben als Sie brauchen."

Graindavoine verstand wiederum nicht. Und weil er nicht verstand und darum zu linkisch war, nähere Erklärungen zu heischen, sagte er kurz und bestimmt:

„S'ist gut, leben Sie wohl, Herr Rapin", und verließ den Laden. Und gerade dieses Kurzangebundene seines Abschiedes befriedigte den Händler sehr, weil er's als über Nacht erwachter Stolz und durch Erfolg geweckes Selbstbewußtsein hielt und schmunzelnd rieb er sich die Hände:

„S'ist gut, daß ich noch einige zwanzig Graindavoine lagernd habe, der junge Mann ist Gold wert", meinte er.

Graindavoine holte sich Material beim alten Tristeux und dieser bediente ihn diesmal selbst. Zwar war er ihm noch für fast hundert Franken Farben und Leinwand schuldig, aber heute erwähnte Tristeux dieses nicht mit einer Miene und während er sich sonst jeweilen über seine Forderung, taktvoll zwar, aber immerhin in nicht mißzuverstehender Weise ausließ, behandelte er diesmal Graindavoine mit aller Rücksicht und Achtung, die er seinen guten Kunden, welche er cher maître ansprach, zollte. Und, als Graindavoine seine Warenauswahl getroffen hatte, da fragte Vater Tristeux höflich, ob er ihm die Sachen durch den Laufburschen ins Atelier solle tragen lassen und als Graindavoine verwundert verneinte, hüpfte der alte Tristeux eigenfüßig bis an die Tür, wo er den Maler mit einer verbindlichen Verbeugung und dem devot ausgesprochenen Wunsche entließ, er möchte ihn, bald wieder beehren. Denn, ein Maler, welchen der Kunsthändler Rapin, der neben allen übrigen Schlechtigkeiten auch noch die hinzufügte, ein

Digitized by Google

Auvergnat zu sein, einen Blankokredit von fünfhundert Franken einräumte, mußte, wenn man ihn zu behandeln verstand, ein vorzüglicher Kunde werden und an solchen litt der alte Tristeux in seinem Quartier Latin gerade Mangel.

Graindavoine trottete heim und begab sich unverzüglich an die Arbeit. Es fiel ihm nicht ein, sich nach Motiven umzusehen, deren hatte er in alten Skizzenbüchern und Mappen haufenweise, — es galt ja nur zu untermalen. Freilich, was dabei herauskommen sollte war ihm immer noch nicht klar, aber er hatte nun einmal Vertrauen zu Roublard und riskieren tat er ja nichts, — das Risiko trug Rapin allein.

Nach einigen Tagen besuchte ihn Roublard wieder. Er trug die neueste Nummer der „Grande Revue des Arts modèrnes" mit sich und verwies den Maler auf einen kurzen Artikel, der freilich an sehr sichtbarer Stelle eingeschoben war. Während der Künstler las, musterte Roublard die neu begonnenen Arbeiten, bis jener ihn unterbrach und rief:

„Wer zum Teufel schreibt denn so verrücktes Zeug zusammen, das ist mir alles nie im Traume eingefallen!" Worauf ihm der andere gelassen erwiderte, gerade darum sei es die höchste Zeit, daß es ihm endlich einfalle, und er möge sich nur bemühen, die in dem Artikel niedergelegten Grundsätze zwar nicht zu denen seiner Malerei, aber doch zu den seinen zu machen, wenn er etwa, was in der nächsten Zeit wohl vorkommen möge, über sein künstlerisches Credo interviewt werde.

„Du schreibst da aber von Werken, die ich gar nie malte!" protestierte der Maler.

„Da muß ich doch sehr um Entschuldigung bitten, was ist denn das?" und wies auf eines der untermalten Bilder der ersten achtzehn.

„Das ist ja doch kaum angefangen", wandte Graindavoine ein.

„Ich bitte dich bloß zu glauben, daß es vollendet ist und daß du nur deine Unterschrift noch darunter zu setzen hast. Die Bilder, die da fertig sind, lasse ich übrigens heute noch abholen, um sie für die nächste Nummer der Grande Revue photographieren zu lassen. Und nun merke dir das eine: du bist von heute an der Träger des Supersensitivismus. Der Supersensitivismus ist eine neue Kunstrichtung, welche dazu berufen ist, alles was bisher in der Malerei geleistet wurde, einfach über den Haufen zu werfen. Denn er geht lediglich darauf aus, die subtilsten, primärsten, ich möchte fast sagen, die chemisch reinsten Empfindungen des Künstlers vorzuführen. Jedes Mehr ist Handwerk und öde Routine. Das Wenige, das hier auf deinen Bildern zu sehen ist, ist viel mehr, als was darauf zu sehen wäre, wenn du sie vollenden würdest. Denn dann würdest du die

Digitized by Google

originelle Untermalung, welche flüchtig und ungeschlacht ist, durch die Uebermalung decken, vergewaltigen, banal machen. Die Farben wären nicht mehr rein, — ihre jungfräuliche Reinheit und ursprüngliche Leuchtkraft muß bewahrt werden. Du würdest die Formen genauer umreißen und das wäre wiederum nur schnödes Handwerk, welches den Zauber des Geheimnisvollen verwischen würde. Die Phantasie des Kenners hätte keinen Spielraum mehr, das Bild wäre gewöhnlich und nichtssagend. So aber ahnt der Beschauer viel mehr als er sieht, — tausend künstlerische Möglichkeiten, — er fühlt was alles in noch rudimentärem Zustande und kaum geahnt, geschweige denn ausgesprochen in dem Bilde liegt. Er muß es fühlen, weil er es nicht sieht und er wird noch mehr fühlen als wir uns träumen lassen. Darin, mein lieber Freund, besteht der Supersensitivismus, daß der Beschauer an Hand der rohen Vorlage sich selbst das Bild ausmalt und das hineinlegt, was hineinzulegen dem Künstler selbst unmöglich wäre.

Verstehst du nun?"

Graindavoine verstand. Er lachte herzlich und drückte dem Freund die Hand.

„Recht hast du, aber eine Viecherei ist's doch!"

Da wurde Roublard ernstlich böse.

„Daß ich aus deinem Munde nie mehr solches vernehme", zürnte er, — „du verdirbst damit dir und mir den Erfolg. Und außerdem mach nur, daß du die zwanzig und mehr Bilder, die du da in Arbeit hast, sobald wie möglich fertig stellst, denn es eilt damit, die Ausstellung muß schon in sechs Wochen stattfinden."

„Welche Ausstellung?"

„Die Ausstellung deiner Werke, der Werke des Supersensitivismus, welche ich in der nächsten Nummer der Grande Revue ankündige."

„Und wo findet sie statt?"

„Bei Rapin!"

„Wann?"

„Etwa einen Monat nach Erscheinen der Studie über den Supersensitivismus, ungefähr in dem Zeitpunkt, wo die deutschen Kunsthändler und Kunstfreunde zu den großen Ausstellungen herkommen."

„Roublard, du bist ein Genie!"

„Entschuldige, mein lieber Graindavoine, das Genie bist du, vergiß das nie, nicht einen Augenblick darfst du's vergessen. Ich bin nur des Genies Entdecker und bin stolz darauf."

„Ich werde mich dessen zu erinnern suchen," lachte Graindavoine. „Was habe ich jetzt sonst noch zu tun?"

Digitized by Google

„Vorderhand nichts als malen! Jede Stunde, die du anderem zuwendest, ist unersetzlicher Verlust. Verstehst du? Es handelt sich um unser beider Ruhm!"

„Ich verstehe, oh, ich verstehe sehr gut!" Und sich in Pose werfend:

„Gestatten Sie jetzt, mein verehrter Freund und Gönner, daß ich mir Ihren Besuch für ein andermal erbitte, — Sie werden mir immer hochwillkommen sein, aber jetzt, — Sie sehen, ich bin dringend beschäftigt, das Bild dort harrt seiner Vollendung, und wissen Sie, — die Inspiration, — — wir Künstler müssen unsere Stimmungen ausnützen. Entschuldigen Sie, nicht wahr!"

Roublard umarmte ihn.

„Vortrefflich, ausgezeichnet!" schrie er, — „du hast verstanden! Paß auf, das Ding wird gut!"

Und auf den parodistischen Ton des Malers eingehend:

„Ich bitte Sie tausend Mal um Entschuldigung, verehrter Meister, die Störung, — na, ich werde bald die Ehre haben, Sie wieder zu sehen, nicht wahr? Leben Sie wohl!"

Und fort war er. Graindavoine aber malte auf Mord und Tod und inzwischen erschien die angekündigte Nummer der Grande Revue des Arts modèrnes. Sie enthielt außer der schwarz-weißen Wiedergabe von fünfzehn Werken Louis Graindavoines, eine tiefgründige, ernste und von wahrer, edler Begeisterung durchdrungene Abhandlung über die neue Malrichtung, den Supersensitivismus. Wies überzeugend nach, daß der Supersensitivismus im Grunde genommen schon von Lionardo, ja von Giotto und Appelles angestrebt worden sei, daß es aber dem berühmten Graindavoine vorbehalten blieb, ihn endgültig zu formulieren. Sie zeigte, daß der Supersensitivismus der einzige malerische Ausdruck sei, den man eines wahren Künstlers für würdig halten könne und wies die rohe Brutalität jeglicher anderen malerischen Auffassung so überzeugend nach, daß für den intelligenten, kultivierten Leser, auf den es in solchen Dingen bekanntlich einzig ankommt, kein Zweifel mehr übrig bleiben, kein Einwurf mehr standhalten konnte.

Die Ausstellung fand statt und am dritten Tage schon wußten die deutschen Zeitungen zu melden, daß das berühmte Gemälde Graindavoines, „Das Erlebnis", für 5000 Franken von dem bekannten französischen Mäcen, dem Marquis de Grandtonnère-des-Veaux erworben wurde. Deutsche Tagesblätter begannen sich ernsthaft um den neuen Stern am Kunsthimmel zu interessieren. Pariser Originalkorrespondenzen über Graindavoine und seine Kunst füllten die Feuilletonspalten der großen Tageszeitungen. Die meisten

Digitized by Google

schrieben skeptisch und spöttisch zwar, aber einige wenige voll scheuer Bewunderung. Drei Wochen nach Schluß der Ausstellung hatte Graindavoine dreiundzwanzig Schüler und sechs kongeniale Nachempfinder. Der Supersensitivismus hatte gesiegt, man durfte an eine größere Kollektivausstellung in Deutschland denken. Sie wurde veranstaltet und hatte den denkbar größten Erfolg. Die großen Tagesblätter waren ihres Lobes voll und Dr. Grot, der berühmte Kunstkritiker, schrieb am Schlusse eines schwungvollen Artikels:

„Ob dieser immensen Offenbarung einer neuen Kunst stellt sich die Frage, ob damit nicht die endgültige Formel des Schönen schlechtweg gefunden sei. Wir sind nicht gewöhnt, Erfolge anzubeten, aber hier zwingt uns ein hoher Geist, ein universelles Totalempfinden in die Knie!"

Nun pilgerten die Kunsthändler nach Paris und kauften. Kauften zu hohen Preisen, was sie nur von Graindavoine und seinen Anhängern erhaschen konnten, und glücklich schätzte sich der, der durch ein Mehrangebot von einigen Tausend Franken, dem andern ein Bild vorwegschnappen und in Deutschland zu Markte tragen konnte.

Graindavoine hatte sich fein und modern eingerichtet, — er wohnte nun in Clichy, in einer koketten Villa, in welche er die ebenso reiche als schöne Tochter eines bekannten Großkaufmanns und Liegenschaftsspekulanten einführte. Sie heirateten im Spätherbst und Graindavoine malte nur noch selten mehr, denn seine Bilder stiegen im Werte umsomehr, als ihrer nicht allzuviele erhältlich waren.

Um diese Zeit erhielt er einen langen Brief von seinem alten Spezl Lorenz Wollstrumpf. Der war nun ganz abgebrannt und hatte alle Pumpmöglichkeiten erschöpft. Graindavoine telegraphierte:

„Komm sofort nach Paris und mach dein Glück, anbei das Reisegeld." Wollstrumpf kam und wurde von Graindavoine, seinem Freunde Roublard und seinen Malgenossen vorgestellt. Der Supersensitivismus konnte nicht ewig halten, es mußten sich neue Offenbarungen finden. Graindavoine hatte sein Schäfchen im Trockenen, er widmete sich fortan dem ebenso einträglichen Kunsthandel, — er brauchte nicht mehr zu malen. Was ihn auf des Ruhmes und des Glückes Höhe geführt hatte, sollte nun auch der arme Freund genießen. Wollstrumpf wurde, wie einst Haferkorn, umgetauft und nannte sich von nun an Laurent Basdelaine. Und kleckste! Und als er endlich so weit war, sich in Paris öffentlich sehen zu lassen, als er genügend französisch verstand, um sich für einen Provinzler auszugeben, da entdeckte Roublard den Chromokretinismus und seinen unerreichbaren Meister, Laurent Basdelaine.

Digitized by Google

Der Chromokretinismus, so schrieb er, — und Graindavoine unterstützte ihn vermöge seiner hohen Kompetenz zuerst nicht, sondern befehdete seine beiden Freunde in Zeitschriften und Zeitungen, — der Chromokretinismus war die einzige ernst zu nehmende Kunstoffenbarung der Neuzeit. Beim Chromokretinismus kommt alles nur auf das naive Empfinden der Farbe an, — Form ist nichts, ist störend, hat in der Malerei keine Existenzberechtigung. Man müßte, um farbig naiv zu sehen, Kretin sein. Denn der Kretin vermöge, in Anbetracht seiner ganz besonderen Gehirnbeschaffenheit, sich von der Form keine bewußte Rechenschaft zu geben. Ihm sei es gegeben, nur farbige Eindrücke festzuhalten. Dem genialen Künstler aber, dem es gelinge, sich in die einfach-naive Psyche des Kretinen einzufühlen, dem erblühe eine Farbenwelt von ungeahnter Schönheit und unerbittlicher Wahrheit. Und das sei dem erhabenen Meister Laurent Basdelaine in einer nicht mehr zu übertreffenden Weise gelungen.

Dann folgten heftige Kontroversen zwischen den Supersensitivisten und den Chromokretinisten, dann Ausstellungen, deutsche Kunsthändler und Mäcene, deutsche Kritiker und ganze Scharen deutscher Nachahmer.

Der berühmte Kunstkritiker, Dr Grot, schrieb:

„Wie wir immer vorausgesehen haben, konnte der Supersensitivismus nur von kurzer Dauer sein. Es lag in der logischen Entwicklung der Sache, daß er durch den ausdrucksvolleren, den göttlichen Chromokretinismus bald abgelöst wurde. Nun haben wir ihn erlebt, den Chromokretinismus und seinen anbetungswürdigen Meister, Laurent Basdelaine, dessen Name fortan mit denen der Größten aller Zeiten ehrfurchtsvoll genannt werden muß, und wir erzittern noch in scheuer und rückhaltloser Bewunderung."

* * *

Die Grande Revue des Arts modèrnes ist vor einigen Monaten verkauft worden und Roublard wurde bei dieser Gelegenheit zum reichen Mann. Er hat mit seinen beiden Freunden Graindavoine und Basdelaine eine große Reise unternommen, — nach China, von wo aus sie ab und zu von ihren Eindrücken schreiben. Man darf auf das Ergebnis ihrer dortigen Arbeiten, welche nächsten Winter in Berlin bei Veilchenduft ausgestellt werden, mit Recht gespannt sein.

Inzwischen entsteht in Paris eine neue Malrichtung, welche ganz den Anschein erweckt, als wollte sie den Supersensitivismus und den Chromokretinismus verdrängen. Sie nennt sich Occularismus und die Literatur, welche sie um sich verbreitet, läßt darauf schließen, daß die eigentliche

Digitized by Google

Formel der malerischen Schönheit zwar erst noch gefunden werden muß, aber nicht mehr ferne ist.

Die Supersensitivisten und Chromokretinisten bekämpfen den Occularismus mit ingrimmiger Wut, denn diesmal sind sie an der Bewegung nicht beteiligt. Immerhin hat Dr Grot, der berühmte Kritiker, bereits vernehmen lassen, daß der Occularismus vielleicht die interessanteste künstlerische Erscheinung der letzten achtzehn Jahrhunderte sei. „Denn, — das Nervensystem ganz bei der Malerei ausschalten, alles Gegenständliche fallen lassen, jede Reflexion, jedes Anlehnen an die Empirie des Auges ausmerzen, scheint in der Tat der höchste Ausdruck künstlerischen, rein künstlerischen Empfindens zu sein und dieses Empfinden vermittelt uns der Occularismus."

Lebens Ueberfülle

Von Erika Rheinsch

O Lieb, seit ich mich ganz in dir verlor,
Ist mir der Tod nicht mehr ein dunkles Tor

In ein geheimnisvolles, düst'res Haus —
Kein wilder Schnitter, kein Gespenst und Graus,

Mir sagt mein tiefes Glück, er ist ein Nichts,
Er hat nicht Raum in dieser Welt des Lichts.

Ein Durchgang nur, der vor der Seele glänzt
Wie eine Siegespforte, reichbekränzt,

Nicht aus der Welt, nicht in die Welt hinein,
Ein Herzschlag zwischen sel'gem Sein und Sein.

Digitized by Google

Logik des Herzens

Es gibt eine Logik des Herzens, wie sie zur Schonung des Hirns mit Vorliebe zur Verwendung gelangt. Das geht folgendermaßen vor sich: Ein Abgeordneter, den der Luder-geruch sozialdemokratischer Gesinnung umgibt, kritisiert das Oberverwaltungsgericht aufs Ungünstigste. Aber immerhin wohl sachlich, denn der Präsident kann den gern bereiten Ordnungsruf nicht los werden. Nun erhebt sich der Minister. Er heißt von Dallwitz und hat eine hohe, piepsende Stimme. Seine Freunde denken dabei an Bismarck. Von Dallwitz frägt verwundert, was eigentlich diesen sozialdemokratischen Rechtsanwalt namens Liebknecht dazu berechtige, den Oberverwaltungsgerichtshof zu kritisieren? Ob er ein besserer Jurist sei? Und tüchtiger als die kritisierten Herrn? (Demagogische Rhethorfragen, kein Zweifel; in jedem Käseblatt ist schon von tiefen Oberlehrern die Frage abgehandelt worden, ob der Kritiker das können müsse, was er dem Kritisierten abspricht.) Liebknecht erwidert und bittet den Minister, sachlich zu antworten und nicht mit saloppen Redensarten. Sturm der Entrüstung auf der Rechten, pfui und abermals pfui, der Präsident ruft den Redner mit erregter Stimme zur Ordnung.

Das ist die Logik des Herzens.

Der Minister darf, unter Umgehung sämtlicher sachlicher Vorbringungen, die Argumente eines gekränkten Provinzianers vorbringen und der Sozialdemokrat wird niedergeschrieen, wenn er solche Trägheit des Hirns mit dem milden Wort „salopp" bezeichnet. Denn in Deutschland ist ein Minister tabu und ein Sozialdemokrat gesellschaftlich unmöglich. Da aber das preußische Abgeordnetenhaus eine gesellschaftliche Angelegenheit ist, denn in ihm beantworten die wahrhaft nationalen Parteien eine politische Aktion mit Beratung der fernerhin einzuhaltenden gesellschaftlichen Linie, ist es wohl erlaubt, so töricht zu sein, als man ist, aber nicht, jemand auf seine Torheit aufmerksam zu machen. Man darf, ohne den Papa Präsidenten zu wecken, sehr wohl sagen, die Sozialdemokratie bewahrheite mehr und mehr das Wort von den vaterlandslosen Gesellen: denn es ist gesellschaftliche Uebereinkunft, daß jene Leute das wirklich sind. Man darf aber, außer in einer Sedansrede, von keiner Wendung durch Gottes Fügung sprechen: denn damit wird eine erhabene Gedankenlosigkeit (zu welcher dies Wort eines ergriffenen Mannes längst wurde), dem bequemen Griff des patriotischen Redners entzogen. Preußische Politik ist ein gutes Geschäft in urbanen Formen. Schimpfworte sind nur dann erlaubt, wenn sie auch ein Ritterguts-besitzer gebrauchen würde: gegen Leute, die, im Widerspruch zu ihrer gottgewollten Abhängigkeit, noch etwas anderes wollen, als in patriarchalischen Bannkreisen schuften.

Als Herr von Oldenburg die Manege betrat, jubelte das konservativ-organisierte Volk. Er rechtfertigte auch sämtliche Hoffnungen, die man auf einen Parteifreund setzen darf, dem man, seiner Geradlinigkeit wegen, zwar keinen Wahlkreis gibt, den man aber, seiner wahrhaft demagogischen Fähigkeiten wegen, immer dann herausstellt, wenn es gilt, Pfui!-Rufe zu extrahieren. Und er bringts immer fertig. Geht es um Zabern, so holt er kalt lächelnd seinen Leutnant mit den zehn Mann heraus und weißt nach, wie recht er damals gehabt habe. Handelt sichs um eine Kabinettsorder aus dem Jahr 1820, so plaidiert er für die Produzierung einer andern

Digitized by Google

von Friedrich I., in der den Anforderungen der Neuzeit erst recht Rechnung getragen sei! Er ist der Saltomortale, in dem sich die Logik des erweiterten Herzens in den gefährlichen Irrsinn einer überfütterten Kaste überschlägt, und daß er seine Fußtritte mit jovialem Lachen begleitet, läßt nur die Hoffnung zu, daß er es einst auch mit guter Laune erträgt, wenn man ihn und seine Gesinnungsgenossen in das Eisen legt, das Gott wachsen ließ, weil er keine Knechte wollte.

Die lachenden Agrarier rufen: Zurück! Und die grämlich-verbissenen: Ja nicht vorwärts! Es ist lediglich eine Weichensteller-Meinungsverschiedenheit. Oldenburg will die Sache mit der ganzen Ehrlichkeit machen, die darin liegt, daß man sich in den Reichstag wählen läßt und hofft, wenn es schief gehe, hole einen der Leutnant im Namen des Königs schon wieder heraus. Und Herr von Dallwitz setzt der Kritik des Umsturzes eine fossile Stirn entgegen, durch deren Unerbittlichkeit kein Gedanke dringt. Der eine tut im konstitutionellen Schattenspiel mit gezücktem Absolutismus mit und der andere unter richtiger Einschätzung der falschen Vorspiegelung dieser ganzen Konstitution. Und der deutsche Bürger? Macht ihnen beiden das Spiel möglich, indem er an den rocher de bronce dieser Konstitution glaubt, die, was er pathetisch leugnet, gar nicht erst abgeschafft zu werden braucht, um den Absolutismus wieder einzuführen. Weil der deutsche Bürger sich ernst nimmt, ist er auch geneigt, seine Rechte ernst zu nehmen, ohne daß er sie sich jemals nehmen würde. Denkt aber einmal einer daran, zuzugreifen, so wirft sich ein Minister in die Bresche, um mit seinem geheiligten Leib den Streich aufzufangen. Und dann.....?

Nun, ich sagte schon: Logik des Herzens!

Ulrich Rauscher

Napoleon und das Militär

Sidney Whitman, der bekannte englische Publizist, der auch in Deutschland zahlreiche Freunde seiner Arbeit besitzt, schreibt uns:

Als langjähriger Abonnent Ihrer Wochenschrift, dachte ich, daß einliegender Auszug aus einer Rede des ersten Napoleon, welche er im Jahre 1802 vor dem französischen Staatsrat hielt, vielleicht ein aktuelles Interesse für Ihre Leser haben möchte.

Es ist bezeichnend, daß dieser Auszug in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem bekannten englischen Schriftsteller Bulwer Lytton, späteren Lord Lytton in seinem Buche „England and the English" abgedruckt wurde. Er führte ihn als Argument an, gegen die zu hohe Bewertung der Verdienste der Militärs, welche damals in England vorherrschend war und meinte, daß diese Aeußerung des großen Schlachtenkaisers von ganz besonderer Tragweite sei.

Jene Stelle lautet:

„Die Erfindung des Pulvers hatte einen ungeheuren Einfluß auf die Aenderung des militärischen Systems und auf alle ihre Folgen. Was machte seit jener Umwälzung die Stärke eines Generals aus? Seine bürgerlichen Eigenschaften, Scharfblick, Berechnung, Geist, Kenntnisse in Verwaltungsdingen, Beredsamkeit, nicht die des Rechtskonsulenten, sondern jene, die an der Spitze der Armeen sich gebührt und endlich die Menschenkenntnis: alles das ist bürgerlich. Heut ist es nicht mehr der Goliath von fünf Fuß, zehn Spann, der die

Digitized by Google

großen Taten schafft. Wenn zum General nichts anderes gehörte als Kraft und Mut, so könnte jeder Soldat zum Kommando kommen. Der General, der großes leistet, ist derjenige, der die bürgerlichen Eigenschaften (qualités civiles) in sich vereinigt. Es ist, weil man ihm geistige Ueberlegenheit zutraut, daß der Soldat ihm gehorcht und ihn achtet. Man muß hören, wie sie im Feldlager miteinander reden: der General gilt mehr, der Voraussicht besitzt, als der tapferste. Nicht als ob der Soldat den Mut gering schätzte, denn er würde den feigen General verachten. Monrad-Bey war unter den Mameluken der stärkste und der gewandteste, sonst wäre er nie Bey geworden. Als er mich sah, begriff er nicht, wieso ich meine Truppen anführen könne; er verstand es erst, als er unsere Kriegsführung kennen lernte.

In allen Ländern beugt sich die Gewalt vor den bürgerlichen Eigenschaften. Die Bajonette senken sich vor dem Priester, der im Namen des Himmels spricht und vor dem Manne, der durch sein Wissen imponiert.

Nicht als Soldat herrsche ich, sondern weil das Volk glaubt, daß ich die bürgerlichen Eigenschaften besitze, die zum Herrschen erforderlich sind; ohne diese Meinung würde sich die Regierung nicht behaupten können. Ich wußte wohl, was ich tat, als ich, der Heerführer, Mitglied der Akademie wurde; ich war, sicher verstanden zu werden, selbst vom letzten Tambour.

Die Eigenart des Militärs ist: alles mit despotischem Entschluß zu wollen, die des bürgerlichen Menschen, alles der Diskussion zu unterwerfen, der Wahrheit, der Vernunft. Sie haben ihre verschiedenen Prismen, sie sind oft trügerisch, aber die Diskussion bringt Klarheit und Licht. Wenn man die Menschen einteilen wollte nach Militär und Zivil, würde man zwei Klassen aufrichten, während es doch nur eine Nation gibt. Wenn man nur dem Militär Ehrungen zuerkennen wollte, würde diese Bevorzugung noch schlimmer sein, denn von da an wäre die Nation ein Nichts."

Presseunfug

Nicht vom höfischen Byzantinismus, der z. B. in den Scherl'schen Publikationen in der milderen Form der „textlosen Illustration" blüht, soll hier die Rede sein. Dagegen vom Unfug, der sich in den größten, politischen Tageszeitungen, angeblich als unerläßliches Zugeständnis an die maßlose Eitelkeit des Lesepublikums, immer breiter macht und ganze Textseiten, oft die Hälfte des redaktionellen Teils eines Blattes, mit Namen und Titel von Personen füllt, die an dem Empfang dieses oder jenes Ministers, einem Rout, einem Ballfest, einem Bazar ꝛc. teilnahmen, endlose, trostlose Listen, die dem gesellschaftlichen Byzantinismus dienen. Als ob wir schon nicht genug tief im Kasten- und Klassengeist drin steckten. Die Wiener Presse ist da der Berliner noch um eine Nasenlänge voran, — obwohl das Wort vor und voran hier schon in den Simplizissimus-Jargon fällt. So haben Wiener Blätter während der letzten Delegationstagung eine ganze Woche hindurch, da zu Ehren der Delegierten außer den Hofempfängen, fast alle Minister ihre Salons zu Massenrouts öffneten, täglich die Hälfte ihres Textes aus ängstlich vollständigen, und sich — da, dem Himmel sei dank, die Ladungsfähigen doch eine begrenzte Ziffer haben

Digitized by Google

— immer wiederholenden Namen zusammengesetzt. Im Mandarinenreich dürfte das kaum weiter ausgebaut worden sein. Da zwischendurch noch Wohltätigkeitsfeste, Eröffnungsfeiern und Beerdigungen liefen, glichen sogenannt politische Blätter — großen Zählungsbögen der gesellschaftsreifen Bevölkerung. Hinzu treten noch Karnevalsfeste, die nach der Präsenzliste (die sogar Nachtragsergänzungen auf grund persönlicher Reklamationen kennt, man denke! . .) noch das Berufsreferat über die weiblichen Toiletten bringen mit den verbrauchtesten Klischees der entzückenden, schicken, besonders distinguierten, vornehmen, reichen, jugendfrischen Robe, wobei natürlich jede Berichtsehrlichkeit eo ipso ausgeschlossen bleibt, da man doch niemals las, daß die alternde Prinzessin oder kaum mehr jugendliche Frau Löwy, Levy, Löwi oder Levi besser getan hätte, den Mangel einer Büste durch ein mäßigeres Decollete zu versöhnen, oder dgl. und alles das setzt nicht ein Mal, sondern zehn, zwanzig, ja hundertmal im Jahr ein Weltblatt seinen Lesern vor.

Zu diesem Presseunfug gesellt sich in der Moderne noch ein zweiter, gegen den die Namenslisten harmlos erscheinen. Anknüpfend daran, daß die Tagespresse der öffentliche Trichter ist, in den Jedermann hineinsprechen kann (obwohl vernünftigerweise nur diejenigen zugelassen werden sollten, die etwas Bestimmtes zu irgend einer bestimmten Sache der übrigen Welt zu sagen haben) — tatsächlich aber wieder aus jenem gesellschaftlichen Byzantinismus, drängen die Zeitungen in Menschen von glanzvollen Titeln und Würden, sich doch im Rahmen des Blattes zu irgend einem Thema zu äußern. So erscheinen denn Artikel auf Artikel, deren Verfasser als Minister, Senatoren, Generale, Admirale, Prinzen zeichnen, die aber zumeist für den behandelten Stoff nicht kompetenter als irgend ein Lehmann sind. Die Titel müssen wirken, nicht der Inhalt. Ein Blatt protzt das andere aus. Bedauerlich sind nur die wenigen Ausnahmen, da sich ein wirklicher Gelehrter oder Fachmann in die illustre Autorengesellschaft verirrt und sich mit seiner Arbeit tatsächlich Mühe gibt. Einmal muß dieser Unfug, geradeso wie die berüchtigten „Umfragen", wohl auch ein Ende nehmen. Vielleicht gelingt es dem findigen Herausgeber eines solchen Blattes, auch einmal einen regierenden Monarchen zu bewegen, sich im Leitartikel über ein ihm ganz fernliegendes Thema zu äußern und den Papst eine Kritik über Parsifal schreiben zu lassen — dann dürfte die Konkurrenz lahm gelegt sein. Auf diese Nummer warte ich noch . . .

v. S.

Die Karlsruher Akademie der bildenden Künste

Seit Jahren ist die Karlsruher Akademie im Zustand einer latenten Krise. Von den bedeutenden Kräften, die früher die Akademie zierten, sind die meisten im Laufe der letzten Jahre teils gestorben, teils von der Akademie weggegangen, und zwar ohne Nachfolger zu erhalten, die ihnen an künstlerischer Kraft und Selbständigkeit ebenbürdig waren. Die Art der Berufungen auf frei gewordene Lehrstellen ließ erkennen, daß eine ziemliche Planlosigkeit in den Kreisen herrschte, die den maßgebenden Einfluß bei der Stellenbesetzung ausüben. Es fehlte dort an einem kunstpolitischen Programm. Nur das eine war mit Bestimmtheit herauszufühlen: Man wollte

Digitized by Google

auf keinen Fall eine „problematische" Persönlichkeit, keinen selbständigen Modernen, keinen, den man etwa des „Impressionismus" oder des „Expressionismus" für verdächtig hielt. Man wollte unter sich bleiben, „gut bürgerlich" bedient sein und bedienen.

Die Karlsruher Akademie wurde zum Ideal einer Pflegestätte für „Kunst der mittleren Linie" gestempelt. Hat man doch hier schon längst mit einer Uebersetzung aus dem Politischen die offizielle Karlsruher Kunst als „nationalliberale Malerei" gekennzeichnet.

Die beiden einzigen, welche den Mißständen hätten erfolgreich begegnen können: Trübner und Thoma haben versagt. Sie sind dem Karlsruher Milieu erlegen.

Bei dem einzigartigen Einfluß, den Thoma in Karlsruhe besitzt, hätte er unendlich viel Gutes schaffen können für die Zukunft der Karlsruher Kunst. Es muß deshalb, so schmerzlich das auszusprechen ist, offen gesagt werden, daß seine Unterlassungen ihm selber ein Schuldkonto angehäuft. Es kann in Karlsruhe gegen Thoma überhaupt nichts durchgesetzt werden. Denn er gilt in den letzten Jahren bei Hofe, in den maßgebenden Regierungsstellen und in der Karlsruher Gesellschaft als ein kleiner Nationalheiliger, der außerhalb der Kritik steht.

Und doch hat auch er seine Schwächen. Wenn man sieht, wie er die Karlsruher Gemäldegalerie als ihr verantwortlicher Leiter „ausgebaut" hat, dann erkennt man, daß sie auf dem Gebiete der Kunstpflege, der Kunstpolitik liegen. Wenn man aber diese bekämpft, dann wird man in Karlsruhe außerordentlich leicht als Gegner von der Kunst Hans Thomas angesehen und ist damit von vornherein gerichtet.

Ende des letzten Semesters sind wieder 2 Professoren zurückgetreten. Bis heute sind ihre Stellen noch unbesetzt. Der eine von ihnen soll schon längere Zeit keine Lehrtätigkeit mehr ausgeübt haben, ohne daß für ihn Ersatz eingestellt wurde. Es scheint also auch in administrativer Hinsicht nicht alles zu klappen.

Jetzt geht das Gerücht in Karlsruhe um, daß auch Trübner das sinkende Schiff verlasse. Zur Zeit sind also an der Karlsruher Akademie drei „Lehrstühle" unbesetzt.

Man hat mithin reichlich Gelegenheit, frühere Fehler wieder auszutilgen. Dann muß man sich aber an den maßgebenden Stellen dazu entschließen, das Prinzip der „mittleren Linie" zu verlassen, keine rubrizierbaren Nummern mehr zu berufen, sondern starke Individualitäten, Menschen, denen die Jugend mit Begeisterung und Hingebung zu folgen vermag. Und diese Menschen müssen sich selbst in erster Linie als Künstler und erst in zweiter als Professoren und Gesellschaftsmenschen fühlen. In Karlsruhe ist es leider allzuhäufig umgekehrt.

Die Karlsruher Zustände tragen die große Gefahr in sich, das System zu züchten, daß die jungen Leute auf der Akademie nicht hauptsächlich in ihrem Handwerk etwas lernen wollen, sondern daß sie sich ihre Lehrer auswählen nach den Vorteilen, die sie sich von ihnen für ihr gesellschaftliches und materielles Fortkommen versprechen. So ist es z. B. heute schon nicht selten an der Karlsruher Akademie, daß Schüler sich bei einem Professor als „Meisterschüler" einschreiben und auch angenommen werden, trotzdem sie ganz offen unter ihren Kameraden

Digitized by Google

erklären, von der Kunst ihres Meisters nichts zu halten. Sie wollen auf diese Weise nur die verschiedenen Annehmlichkeiten sichern, die ihnen die Akademie bietet.

Wenn aber derartige Dinge an einer Schule überhandnehmen und sich zum öffentlichen Geheimnis entwickeln, dann wird Wohltat Plage und die Anstalt, bestimmt zur Förderung der Kunst, wird zu deren Hemmschuh.

Theodor Butz

Eugeniker

Die heutige Menschheit hat eine Sorge, die früheren Zeiten keine Kopfschmerzen machte: die Ungeborenen. Man traut der Natur nicht mehr und nicht der ewigen Regenerationskraft; dafür beginnt der Staat, die irdische Vorsehung, sich zu fühlen. Man mag sich der Tatsache nicht mehr beugen, daß Beschaffenheit und Wille des Einzelnen Schicksal des Ganzen sind; daß die Gesamtheit Ergebnis, nicht Schöpferin ihrer derzeit lebenden Mitglieder ist: vielmehr soll der Einzelne zum Ergebnis des Ganzen werden. Das Mittel, dies zu erreichen, heißt seinen Gläubigen: Züchtung. Freilich, die Geister scheiden sich schon bei der Frage, welche Spielarten gezüchtet werden sollen; erst recht natürlich bei der Frage: wie diese Züchtung erfolgen soll. Liegt das Ideal in der Vergangenheit oder in der Zukunft? Sollen bestehende Typen nach Möglichkeit rein erhalten, oder sollen neue Typen entwickelt werden? Die Anhänger der ersten Anschauungsweise sprechen von Rasse. Die Anhänger der der zweiten sprechen von Eugenik.

Es begreift sich, daß die beiden Gruppen räumlich ziemlich weit von einander getrennt leben. Die Rassenerhalter haben wir in nächster Nähe. Ihnen liegt durchaus nichts an neuen, noch heranzuzüchtenden Eigenschaften: sie sind mit der wirklichen oder vermeinten Wesensart der wenigen überlebenden Rassenmodelle ganz zufrieden. Sie nehmen auch den Staat nur soweit in Anspruch, als er ihrem blonden Herrentyp die Herrschaft freihalten soll. Und sie beurteilen, schließlich, nicht die Voraussetzungen ihrer Züchtung nach dem Ergebnis, sondern das Ergebnis nach den Voraussetzungen. Wie es auch ausfalle.

Das Land der andern Gruppe, der Eugeniker, ist Amerika. Wie sollte es nicht? Der Amerikaner traut der Natur und Geschichte nicht, seiner Zielbewußtheit alles zu. Seine Vergangenheit weist ihn darauf hin. Dies Hundertmillionenvolk ist durch unausgesetzte Mischung entstanden: Wie sollte es nicht an seine Fähigkeit glauben, menschliche Vollkommenheit zu konstruieren? Es ist gewohnt, die Sachleistung anstelle der Person zu setzen, das Mittel mit dem Ziel zu verwechseln: Wie sollte es den Staat nicht überschätzen? Gegen Voreingenommenheit schützt den Amerikaner seine Erfahrung und sein praktischer Sinn: es wird ihm nicht beifallen, den Wert eines Experiments vor dem Gelingen zu entscheiden. Als man vor nicht langer Zeit eine Art Preisausstellung wohlentwickelter Kinder veranstaltete, gingen als Sieger ein kleiner Rumäne und eine kleine Türkin hervor. Also Balkan; also, wenigstens in einem Falle, ein sogenanntes sterbendes Volk. Wenigstens läßt man sich dort drüben nicht mit unbewiesenen Voraussetzungen anschwindeln. Dafür aber hat man keine Achtung vor dem Menschen, dem der Staat, und der nicht dem Staat gehört. Man behandelt die tiefsten Lebensbeziehungen, als ging es um eine Fabrikationsmethode. Os-

Digitized by Google

kar Wilde hat einmal gesagt, es sei klug, einen Mörder hinzurichten: sonst erlebte er vielleicht noch die günstigen Folgen seiner Tat. So unberechenbar sind die Wirkungen menschlichen Handelns; hundertfach unberechenbar, wenn wir versuchen, in die Biologie hineinzupfuschen. Kein großer Umgestalter der menschlichen Dinge hat gelebt, der nicht genau das Gegenteil von dem erwirkt hätte, was er zu wirken gedachte. Und hier handelt es sich noch um sehr vereinfachte, der menschlichen Rechenkunst zugängliche Beziehungen. Einige amerikanische Staaten aber sind schon so weit, über die nächste Generation mit Hilfe operativer Verbrecherbehandlung zu verfügen ... Aehnlich diesen Gesetzgebern empfinden die Eugeniker. Vorläufig haben sie, im Staate Wisconsin, eine Bestimmung erwirkt, nach der keine Heirat mehr ohne ärztliches Gesundheitsattest möglich ist. Die Folgen waren nicht sehr ermutigend. In der Hauptstadt Milwaukee gingen die Eheschließungen rapide zurück, die Aerzte begannen zu streiken, die Kaufleute jammerten; sie berechneten ihren Verlust auf 10 000 Dollar täglich.

Das wird wohl, wenigstens in Wisconsin, das Ende des Ehegesetzes sein. Wird es aber in den andern Staaten die Eugeniker abschrecken? Man hat eine Eheschließung gesehen, die als „erhabenes eugenisches Ereignis" gefeiert wurde. Sie fand in der „Kirche des neuen Gedankens" statt; die Brautleute stellten die Gemeinsamkeit ihrer „Seelenschwingungen" fest ... Die Universität Corbell hat einen Lehrstuhl für Eugenik errichtet; in Michigan besteht eine „Nationalliga für Rassenverbesserung." Das alles könnte harmlos, in manchen Fällen auch nützlich sein. Weshalb wäre Eugenik nicht möglich, und weshalb nicht bewußt, als Wissenschaft? Wie sie zur Zeit aber, nicht nur in Amerika, betrieben wird, hält sie eine etwas bedenkliche Mitte zwischen ... Landwirtschaft und Gesundbetertum. Auch Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der hochgewachsene Bauernmädchen zwangsweise seinen langen Kerlen antraute, war ein Eugeniker; er drang aber nicht durch. Zumal wenn, wie wohl einmal geschah, infolge falscher Bestellung, der Geistliche den langen Kerl mit einem alten Weibe verheiraten mußte ... Die Menschheit wäre verloren, wenn nicht die regenerierende Naturkraft immer wieder für sie sorgte und die besten Absichten in besserer Absicht wieder zuschanden machte. Was wissen wir denn von den Kommenden? Wenn etwas, dann dies eine: daß sie klüger sein werden als wir. Nicht wir werden die Nachgeborenen, sondern die Nachgeborenen werden uns bewerten. Und sie werden über die Tatsache lächeln, daß im eugenischen Amerika jede siebente bis sechste Ehe geschieden wird ...

Hermann Friedemann

Carl Spitzweg

Wir lieben in Spitzwegs Bildern vor allem ohne Zweifel unsre eigene, romantische Sehnsucht nach einem verlorenen Frieden genügsamer Kultursicherheit, wir sehen mit halbem Neid seine Sonderlinge und kindlich heiteren Menschengruppen, seine süßen Kaffee- oder Mondschein-Idyllen und während wir diese hübschen altmodischen Dinge mit einer gewissen Wehmut lieben, fühlen wir uns doch auch mit einigem Stolz diesen lieben Kleinexistenzen überlegen. Nur Wenige fanden in diesen Bildern des bürgerlichen Romantikers auch die malerischen Werte, das feine frische Dichten aus der Farbe

Digitized by Google

heraus und die kleinmeisterlich vollkommene Ordnung einer klug abgewogenen Atelier-Palette sowohl wie eines natürlichen Formen- und Stimmungsgedächtnisses, die es diesem Maler ermöglichte, aus der Erinnerung natürliche Dinge daheim in der Werkstatt zuweilen so zu malen, daß sie fast impressionistisch wirken. Jedenfalls ist neben dem Erzähler und Biedermeierdichter Spitzweg der Maler noch wenig erkannt und noch nie dargestellt worden. Das hat jetzt Uhde-Bernays in seinem „Carl Spitzweg" getan (Delphinverlag, München). Ein solider, etwas weit ins Münchner Lokalgeschichtliche gehender Text müht sich mit liebevoller Gründlichkeit um das Bild dieses Künstlers, der in all seiner Anregbarkeit ein Charakter war und etwa zweihundert Abbildungen zeigen sein Werk, das ja meist in Privatbesitz zerstreut ist. So stellt das sehr gut ausgestattete Buch eine der seltenen modernen Künstlermonographien dar, welche dem Sucher ein Stück wahrer Künstlerschaft nahe bringen und zugleich dem Harmlosen als ein liebes Bilderbuch dienen können. Für den ernsteren Leser wird freilich das rein Künstlerische bald zur Hauptsache, denn wenn es uns auch ziemlich wenig aufregen kann, ob Spitzweg der bedeutendste Münchner Maler vor 1860 war oder nicht, so lehrt uns der Blick in das Leben dieses entgleisten Apothekers doch viel von jenen Wahrheiten künstlerischer Arbeit, die wir als Lebendigstes aller neueren Kunstgeschichte immer wieder in neuen Formen neu bestätigt zu sehen nicht müde werden.

Hermann Hesse

Der Unverwüstliche

Ick dementiere mir, sagte der alte Papa Wrangel, als er fälschlich totgemeldet wurde. An ihn erinnert der Goethebund, wenn er eine Kundgebung erläßt. Er muß sich von Zeit zu Zeit dementieren. Auch er kommt, wie der alte General, nur durch die Jahre zu Verdiensten. Aber wer nie eine Schlacht schlägt, gerät zu leicht ins Vergessen.

Er dementiert sich also, und zwar auf dem Wege eines Preisausschreibens. Er fordert zur Beantwortung der Frage heraus: Was hat zur Milderung der Klassengegensätze zu geschehen, welche heute die aufeinander angewiesenen Kreise unseres Volkes weit mehr trennen, als in den natürlichen Verhältnissen begründet ist.

Als Preisrichter opfern sich auf: drei Exzellenzen, worunter ein Graf und zwei Barone; zwei Professoren und ein Dr. Ing.; nicht zu vergessen ein gänzlich attributlos in ihrem Schatten blühendes bürgerliches Fräulein. Nur allerhärtestes Mitfühlen des Leidens der Klassentrennung gibt eine hinreichende Erklärung für solchen Mut.

Doch fehlen in diesem umstürzlerischen Schritt auch die beruhigenden Momente nicht. Denn was sind jene „natürlichen Verhältnisse", in denen die trennenden Klassengegensätze durchaus nicht begründet sind? Nun, eben die Klassen. Nicht sie sind schuld, sondern daß wir, wie das Ausschreiben sagt, der wachsenden Unzufriedenheit fast ausschließlich auf wirtschaftlichen und politischen (soll heißen sozialpolitischen) Wegen entgegengetreten sind, anstatt auf rein menschlichen. Die Klassenbildung ist das natürliche, das Sträuben dagegen aber sozusagen menschlich unberechtigt. Es ist dringend

Digitized by Google

erforderlich, daß diese Einsicht vermittelst eines preiszukrönenden philologischen Gedankenideals auch in den attributlosen und minderbemittelten Klassen Gemeingut werde, wie sie es in den führenden seit jeher geblieben ist. Weil diese den unbefangenen Sinn für die Natürlichkeit der Klassentrennung besitzen ....

Die Preisfrage sucht also den erfolglosen wirtschaftlichen und politischen Anstrengungen als rettendes Drittes das Reinmenschliche beizugesellen. Wie es beschaffen sein soll, das ahnt der Goethebund selber nicht, sonst würde er nicht fragen. Kühnlich aber setzt er die Grenze: es soll nicht wirtschaftlich, soll nicht politisch sein .... Wie macht man das?

Tatsache ist doch wohl, daß der Anteil der alten Kulturideale an der allgemeinen Lebensgestaltung nicht durch Ignorierung der „natürlichen" Klassentrennung, sondern durch deren Steigerung zurückgedrängt worden ist. Daß die Ideale nicht imstande waren, die roheren Lebenskräfte, die sich zur Herrschaft aufgeschwungen haben, zu bändigen. Daß sie auch nicht fähig sind, sich neben diesen rohen Kräften Recht und Platz zu schaffen, sondern daß diese rohen Kräfte durchaus im offenen Felde, nämlich wirtschaftlich und politisch bekämpft werden müssen, auf daß dereinst, wenn möglich, die Ideale wieder Raum zur Entfaltung finden. Einstweilen nimmt dieser Kampf alle idealen Kräfte für sich in Anspruch und modelt sie demgemäß. Was sollte ihm da an rein menschlichem fehlen? Er ist das rein menschliche von heute, nicht irgend eine nebenherlaufende professorale Gehirnkonstruktion.

Du hast kein Glück, lieber Goethebund, und selbst wenn du dir dementierst, dementierst du dich. Weil auf deinem Schilde nicht der Mensch und Kämpfer Goethe, sondern Se. Exzellenz der Staatsminister von Goethe steht.

Hermann Gottschalk

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne. ::
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30

Digitized by Google

Aus meinem Notizbuch

Von Ludwig Frank, Mannheim, M. d. R.

1. Der Diplomat.

in „großer Tag" im Parlament! Fast alle Abgeordnete sind da. Auch der Reichskanzler mit seinen Staatssekretären und dem mächtigen Geschlecht der Geheimräte ist gekommen! Auf den Tribünen leuchtet es bunt von vielen Uniformen und geputzten Damen. Ein Diener ruft mich aus dem Sitzungssaal in die Halle. Ein Gewerkschaftsführer aus Wien — er macht eine Ferienreise — bittet mich um eine Eintrittskarte. Aber seit Tagen ist alles „vergriffen". Auf dem geordneten Instanzenweg ist nichts mehr zu bekommen. Ich mache einen Bittgang zu dem Präsidenten, dem weißbärtigen Grafen Stolberg. Ich trage meinen Wunsch vor, und mit gütigem Schmunzeln frägt mich der Graf: „Sieht der Herr einigermaßen wie ein Diplomat aus?" Ich mußte laut lachen; denn ich dachte an den staubigen, grauen Anzug, das Jägerhemd und überhaupt die etwas handwerksburschenhafte Erscheinung meines Schützlings. Aber meine Antwort wurde gar nicht abgewartet, — der Frager beruhigte sich selbst mit den Worten: „Ach was! die Wiener sind ja alle — geborene Diplomaten!" Dann schrieb er einen Schein, der für meinen Gast eine bevorzugte Loge öffnete.

Nach einer Viertelstunde werde ich zum Präsidenten gebeten. Und strahlend vor Vergnügen frägt mich Graf Stolberg, mit dem Finger hinaufdeutend: „Ist's der dort?"

Jawohl, — in der vordersten Reihe, neben japanischen Grafen, russischen Baronen und eleganten Diplomaten aller Weltteile saß sehr selbstbewußt der — Diplomat des Zukunftstaates.

Digitized by Google

2. Die Gerechtigkeit.

Ein sonniger Herbsttag! Ich bin auf der Reise nach Berlin. Eine verträumte, mollig-einsame Fahrt! Ich lese, schreibe, rauche Zigaretten ....

In Erfurt sehe ich, daß ein Bahnbeamter unter vielen Verbeugungen einen hochgewachsenen Mann an meinen Wagen begleitet, — ich höre einen lauten Wortwechsel, und gleich darauf tritt der Schaffner bei mir ein:

„Herr Abjeordneter, duhn Sie mir einen Jefallen! Der Bruder der Kaiserin is einjestiegen, und wir haben im janzen Zug keine freie Abteilung mehr für ihn. Jehen Sie doch — bitte — in das Kupee nebenan. Da sitzen schon zwei andere Herren vom Reichstag." Ich hatte schon vorher gesehen, daß ein paar Zentrumsleute meine Nachbarn waren.

In einer rohen Aufwallung von beleidigtem demokratischem Stolze lehne ich ab: „Ich fahre gerade so gern allein, wie der Herzog!" Oder so ähnlich!

Gleich darauf ging ich in den Speisewagen. Und als ich nach einer halben Stunde zurückkam, war ich nicht mehr allein. Die Zentrumskollegen waren zu mir umquartiert worden und grüßten mich treuherzig. Schicksal! Schicksal!

3. Der Philosoph vom Immental.

Zwanzig Jahre sind jetzt schon verflogen, seit wir in Freiburg den sozialwissenschaftlichen Studentenverein gegründet haben, — ich höre wieder die tiefen Münsterglocken läuten und atme Tannenduft und denke ferner jubelnder Sonnentage. Ich grüße die Freunde von einst, — alle, — alle, — die in die weite Welt verstreut und die mir in der Heimat fremd geworden sind. Aus den Zukunft-träumern sind Aerzte und Rechtsanwälte und fürsorgliche Familienväter geworden. Ein Sänger, dessen Lied so oft durch die nächtlich-stillen Gassen geklungen, hat sich in einen strengen Polizeichef und Bürgermeister verwandelt. Und ein anderer,

Digitized by Google

der in einem Briefe aus der Festungshaft sich stolz unterzeichnete als „Beleidiger Seiner Majestät des Kaisers", ist gar zum braven Professor der Philosophie aufgerückt.

Einer aber fehlt mir heute, — ein seltsam-vornehmer, reiner Mensch, der wie ein Nachtwandler über die Erde ging, unser Ludwig Woltmann, — er ist im Meer, das er liebte, im Meer bei Genua versunken. Als ich ihn kennen lernte, war er ganz erfüllt von den Gedanken des Darwinismus und Sozialismus, — er schrieb an seinem ersten Buch, — und wir blieben am ersten Abend bis drei Uhr morgens in einem Café sitzen und stritten uns mit roten Köpfen über Marx und Kant. Ich war damals Soldat und mußte zwei Stunden später auf den Exerzierplatz marschieren. Als ich gegen Mittag totmüde in meine Wohnung kam, um auszuschlafen, empfing mich an der Glastüre die treue Lina, das alte Schwarzwälder Dienstmädel, mit der Botschaft, ein Herr warte schon „eine gute Zeit" auf mich. In meinem langen, schmalen Zimmer auf dem verschossenen, grünen Sopha saß Woltmann. Nur flüchtig erwiderte er meinen Gruß, schüttelte seine rot-blonde Mähne und rief mir mit seiner hohen Stimme zu: „Ich habe darüber nachgedacht, Ihr letztes Argument stimmt doch nicht — —" und ich mußte seufzend den Faden unserer Disputation wieder aufnehmen. —

In unserem Verein wurde unermüdlich gestritten über Gott und Zeit, über den Sinn der Geschichte, über die werdende Zukunft. Je schwieriger die Rätsel waren, um so lieber wurde die Lösung versucht. Unter diesen jungen unreifen Menschen wirkte Woltmanns überlegene Art verblüffend und manchmal ergreifend — komisch, — sein Wort und Geist hoben sich zu blendenden Adlershöhen und in verlegener Hilflosigkeit schauten dann oft die Anderen zu ihm auf. Bald aber brachten ihm die Meisten, auch wenn sie ihn nicht verstanden, eine mit Scheu gemischte Liebe entgegen, — und begleiteten ihn, wie Jünger den Meister, bis zu seinem einsamen Haus im Immental hinter dem Schloßberg. Auf solchen Wegen, in blauen Mondnächten, wurde er manches Mal von

Digitized by Google

unserem fröhlichen Leichtsinn angesteckt, vergaß seines Grüblerernstes, stieg auf einen Felsen und hielt an uns „Zarathustra-Reden", toll gemengt aus Weisheit, Schwermut und phantastischem Humor. So nannten wir ihn bald „Philosoph vom Immental", — und er ließ es sich lächelnd gefallen.

Er ging später wissenschaftliche Wege, die in die Irre führten; er glaubte in dem Germanentum die Quelle aller Schönheit und Größe gefunden zu haben und forschte an alten Gemälden nach blauen Augen und blonden Haaren. Aber die rein-menschliche Güte seines Wesens konnte selbst von diesem Rassenhochmut nicht zerstört werden, — und vielleicht ließ er die Wellen über sich zusammenschlagen, weil er daran verzweifelte, die Wahrheit zu erkennen, nach der er sein ganzes, reiches Leben rastlos und ehrlich suchte.

Kirche und Proletariat

Von Dekan Fr. Holdermann

Man wird der Kirchenaustrittsbewegung kirchlicherseits nicht gerecht, wenn man sie nur nach den Formen beurteilt, unter denen sie sich vollzieht, oder über die Sozialdemokratie schilt. Die Kirche, die zunächst betroffene evangelische Kirche, tut besser, sich zu fragen, wie es kommt, daß gerade bei uns in Deutschland der Ruf zum Austritt aus der Kirche an die Massen ergeht, mit Erfolg ergeht, oder, wo es noch nicht so weit, warum eine so starke innere Abwendung von der Kirche, wenn nicht eine geradezu feindselige Stimmung, bei den sozialdemokratischen Arbeiterschichten die Regel ist. In den anderen protestantischen Ländern mit ähnlicher Industrialisierung gibt es zwar auch breite sozialistisch gesinnte Arbeitermassen und eine sozialdemokratische Partei, aber keine Austrittsbewegung. In den Industriestädten der benachbarten

Digitized by Google

Schweiz finden wir, was wir vergeblich in ganz Deutschland suchen, „Vereine sozialdemokratischer Kirchgenossen", die die Interessen ihrer Schicht im kirchlichen Gemeindeleben zur Geltung bringen. Im Kanton Zürich drang im verflossenen Jahr bei der Volksabstimmung nur mit Hilfe der Sozialdemokratie das Gesetz über die Aufbesserung der Pfarrgehälter durch, das sonst wohl an der Opposition in den bäuerlichen Gemeinden gescheitert wäre. In England ist in Verbindung mit der älteren university extension- und der Settlementsbewegung in den Arbeiterschichten die ausgesprochen religiös-christliche „Brotherhoodbewegung" entstanden, die durch Brüderschaften Christentum und Sozialismus verbinden will. Sie zählt heute bald eine Million Glieder, darunter die Führer der englischen Sozialdemokratie, Keir Hardie und Macdonald, die in Evangelisationsversammlungen für die Sache wirken. Auch in dem großen Gebiet des Protestantismus in Nordamerika ist der stark wachsenden sozialistischen Arbeiterbewegung die antikirchliche Orientierung, geschweige denn eine Austrittsbewegung völlig fremd.

Freilich, nicht nur die Sozialdemokratie, auch die Kirchen sind in den erwähnten Ländern anders orientiert als in Deutschland, und vermutlich ist die letztere Tatsache eine wesentliche Ursache der ersteren. In den reformierten Kirchen der Schweiz sind heute Pfarrer, die der sozialistischen Arbeiterbewegung nahestehen oder direkt der Partei angehören, ein selbstverständliches Entgegenkommen der Kirche und aller Richtungen in ihr, durch das die Arbeiterbevölkerung mit Erfolg bei der Kirche gehalten wird. Ein Wachsen der Freidenkerbewegung wie in Deutschland ist in der Schweiz unbekannt. In den Synoden sitzen Sozialdemokraten, gewählt von Liberalen wie Positiven. In Basel mit seinen starken konservativen Traditionen hat das in seiner Mehrheit positive Kirchenregiment im vorigen Jahr der großen Friedensdemonstration des internationalen Sozialistenkongresses die Pforten des altehrwürdigen Münsters geöffnet und ihr in corpore mit samt den Geistlichen angewohnt.

Digitized by Google

In England stand jüngst der Bischof von Oxford mit zahlreichen anderen kirchlichen Würdenträgern an der Spitze eines Aufrufs zu Gunsten der gesetzlichen Festlegung des Mindestlohns, der hier als eine Forderung der christlichen Kirche aufs eindringlichste proklamiert werde. Die Bischöfe der englischen Staatskirche erklären es in einer offiziellen Kundgebung als „das Privilegium der Kirche, die soziale Bewegung willkommen zu heißen als eine der großen Stufen in der Entwicklung der Menschheitsgeschichte, welche hinter sich die Autorität Gottes haben, ferner, das soziale Gewissen zu wecken und auszubilden, seine Wirksamkeit in der sozialen Gesetzgebung zu fördern. Ist es doch offenbar ganz falsch, vorauszusetzen, daß diese demokratische Bewegung an sich atheistisch oder antichristlich ist". (A. von Bröcker in der „Hilfe" Nr. 47.)

Eine Erklärung des Rates der „Vereinigten evangelischen Kirchen Nordamerikas", die für eine Reihe von bestimmten sozialen Forderungen wie Mindestlohn, Abschaffung der Kinderarbeit, Beschränkung der Arbeitszeit der Arbeiterinnen, Minimalarbeitszeit, Gewinnanteil u. dergl. eintritt, schließt mit den Worten: „den Arbeitern Amerikas und jenen, die durch vereinigte Bemühungen die drückende Bürde der Armut zu erleichtern, die Mühsal der Arbeit zu vermindern, ihre Würde aber zu erhöhen suchen, sendet dieser Rat Grüße menschlicher Brüderlichkeit, wie das Gelöbnis seiner Teilnahme und Hilfe in den Dingen, die alle Nachfolger Christi angehen." Andererseits hat ein Mann, der eine führende Stellung in der sozialistischen Arbeiterbewegung Amerikas einnimmt, Samuel Gompers, der Präsident der amerikanischen Arbeiterföderation, in der „Christian World" in einer wohl auch diesseits des Atlantic zutreffenden Weise präzisiert, wie der Arbeiter sich die Kirche wünscht: „die Arbeiter wollen, daß die Kirche das Evangelium und das Recht des Menschen auf Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit predige — das Recht, nicht allein das Leben zu fristen, sondern die Anwartschaft auf ein besseres Heim, eine bessere Um-

Digitized by Google

gebung, höhere Erziehung, auf höhere Ziele, edlere Gedanken, menschlichere Gefühle und alle menschlichen Instinkte, die eine freiere, unabhängigere, liebreichere, wahrhaftigere und teilnahmsvollere Menschheit ausmachen. Die Arbeiter verlangen die Sympathie der Kirche nicht nur für ihre geistliche, sondern auch für ihre körperliche Wohlfahrt. Wenn sie in ihrem Urteil irren, so wollen sie nicht den Tadel der Kirche, sondern brauchen ihre Teilnahme und ihren liebevollen Rat, um ihre Fehler zu vermeiden und auf dem rechten Wege fortzuschreiten."

Gewiß fehlt es auch in Deutschland nicht an zahlreichen Geistlichen von starkem sozialen Streben und unbefangener Wertung der Sozialdemokratie. Aber was uns fehlt, das ist eine evangelische Kirche, die im öffentlichen Leben als unabhängige Macht die Durchführung der allgemein sittlichen Forderungen des Evangeliums, der sozialen Gerechtigkeit, des Brudersinns, eines menschenwürdigen Daseins vertritt und ihre Sympathien den darum ringenden Schichten zuwendet, deren Vertrauen sie dann auch allmählich wieder erwerben würde. Eine Kirche, die nicht still sein könnte zu der unerhörten Entrechtung der Massen, die das preußische Klassenwahlrecht verübt, nicht zu der Verteuerung des täglichen Brotes der Armen durch eine einseitig agrarische Wirtschaftspolitik, und auch nicht zu der Verherrlichung der Gewalt und des Krieges, sondern die Propaganda für die Friedensgedanken als ihr nobile officium empfände, das ihr keine Sozialdemokratie wegnehmen dürfte. Nur eine Kirche, die durch keine Roheiten und Auswüchse des Klassenkampfes in der Wertung seines menschlich berechtigten Kernes und seiner ideellen Triebkräfte sich beirren läßt, hätte Aussicht, den Kräften, die sie vertritt, wieder Zugang in den Massen zu schaffen. Sie müßte durch ihre Haltung über alle nationalen und staatlichen und auch religiösen Negationen der sozialdemokratischen Theorie und Praxis hinweg in den Massen das Gefühl des Verstehens und der Brüderlichkeit erwecken und das Vertrauen, daß sie ernst machen will mit dem Wort des Apostels: Gott will, daß allen Menschen ge-

Digitized by Google

holfen werde! Daß sie diesen Ton des Gemeinsamen und Menschlichen anschlagen kann, das ist ja gerade die Magna Charta der Kirche als der Gemeinschaft des Brudergeistes, die sie vor der Partei und dem Staat, den Gemeinschaften der Macht und des Zwangs, voraus hat.

Bei uns in Deutschland macht die enge Verquickung der Kirche mit dem Staat diese Kirche unmöglich. Das Staatskirchentum, insbesondere wie es in Preußen besteht, verriegelt den Weg dahin. Als in Preußen in den neunziger Jahren die Pfarrer sich sozial betätigen wollten, wurde die Bewegung vom Kirchenregiment unterdrückt, nachdem an hoher Stelle das Wort gefallen war: „Soziale Pastoren sind Unsinn". Zugleich identifiziert die Verquickung mit dem Staat in den Augen der Masse unwillkürlich die Kirche und ihre Geistlichen nicht nur mit der bestehenden Staats- und Gesellschaftsform, sondern auch mit dem herrschenden System und den herrschenden Klassen. Ihre Passivität und ihr Schweigen gegenüber den großen Gütern, um die die Masse im öffentlichen Leben kämpft, scheint diesem Urteil recht zu geben.

Daß an und für sich die Verbindung mit dem Staat nicht ein unbedingtes Hindernis für eine soziale Betätigung der Kirche ist, zeigt die oben angeführte Haltung der Bischöfe der englischen Staatskirche. In England ist das eben, selbst in den starren Formen einer so konservativen Institution wie die englische Staatskirche, möglich dank dem weitherzigen, unabhängigen Geist einer alten demokratischen Kultur, die dort auch die Kirche stärkt und erfüllt. Bei uns in Deutschland fehlt dieser Geist noch, und darum wird bei uns die Verbindung mit dem Staat, namentlich in der preußischen Form, zu einer Fessel jeder selbständigen Regung der Kirche als einer Macht im öffentlichen Leben. Darum sind bei uns, auch in der freiesten Landeskirche, Pfarrer wie in der Schweiz, die auf dem Boden der Sozialdemokratie stehen, unmöglich, ebenso wie ein deutsches Konsistorium undenkbar ist, das die Sprache der Bischöfe der englischen Staatskirche redet.

Digitized by Google

Ob nun freilich der Kirchenaustritt, mit dem die Sozialdemokratie bekanntlich den Junkerstaat treffen will, seinen Zweck erreicht, ist eine andere Frage. Vielleicht würde die Sozialdemokratie diesem Staat viel mehr unbequem werden, wenn sie in der Kirche bliebe und in ihr ihren Einfluß in der Richtung einer freieren Entwicklung und sozialen Betätigung zur Geltung brächte. Die Macht dazu hat sie, sobald sie will. Auch darf bezweifelt werden, ob für den Austrag einer derartigen Ueberzeugungsfrage die Volksversammlung und die Ueberredung, die auf eine augenblickliche Entscheidung drängt, der rechte und würdige Weg sind.

Trotzdem und trotz ihrer Formen ist die Bewegung nicht zu bejammern. Sie ist ein Kind der preußischen Staatskirche, der Kirche des Spruchkollegiums, der Fälle Jatho und Traub, der Kirche, in der nach allem, was in den letzten Jahren an Gewalttätigkeit gegangen ist, eben jetzt zur Zeit der Massenaustritte ein neues Exempel an der Gemeinde Traubs und dem von ihr gewählten Nachfolger statuiert worden ist! Diese Zustände sind nachgerade eine Gefahr für den guten Ruf des ganzen deutschen Protestantismus geworden. Sie diskreditieren in den Augen aller freier Gesinnten die evangelische Kirche als solche, auch anderwärts. Sie wird ihnen durch sie zu einer Verkörperung aller Enge und Unfreiheit, zu einer Sache, die selbstverständlich in jedem Fall mit dem Rückschritt geht. Einst wurde von der christlichen Kirche das schöne Wort gesagt: die Armen sind der Schatz der Kirche. Auf dem Boden des preußischen Kirchentums kommt heute von unten her, von den Armen, der Ruf: Los von der Kirche! Schärfer können die traurigen Wirkungen des Systems nicht beleuchtet werden, das die Kirche glücklich bis zu diesem toten Punkt verfuhrwerkt hat.

So ernst die Erscheinung der Austrittsbewegung ist und so weh sie dem tut, der mit den Werten der religiösen Gemeinschaft gerade den Menschen unten dienen möchte — trotzdem wäre es im wahren Interesse der Kirche nicht gelegen, wenn sie aufhörte.

Digitized by Google

Sonst wirft sie nicht den Stein in die trägen Wasser, der sie endlich in Bewegung setzt, nötigt nicht, sich auch einmal mit der Kirche zu befassen. Das Schmerzlichste für die Freunde des freien Christentums in der Kirche ist ja die tiefe, trostlose Gleichgültigkeit unserer Gebildeten. Für die Arbeiter, die heute das Tischtuch zwischen sich und ihr zerschneiden oder auf dem Weg dazu sind, ist die Kirche jetzt ein Gegenstand der Bekämpfung, vielleicht des Hasses. Aber, was man haßt und bekämpft, das ist einem jedenfalls nicht gleichgültig. So wenig es uns gefallen mag, — hier ist wenigstens Interesse. Viel schlimmer sind für die Kirche die, die tot sind für sie und doch in der Kirche bleiben, weil sie ihnen nicht einmal wert ist, ihretwegen einen Finger zu rühren, weil sie ihnen völlig gleichgültig ist.

Die Hand des Ewigen klopft heute mit einem gewaltigen Hammer an die Tür der deutschen Landeskirchen. Der Hammer sind die Massen, die nach Hilfe und Licht emporringenden Massen, die den Glauben und das Vertrauen zur Kirche verloren haben. Drinnen in der Kirche aber streiten sie immer noch um die Lehre und die Formeln und die Mächtigen haben Gewalt. Wenn sie jetzt nicht hören, wer an die Tür klopft, dann werden noch stärkere Schläge kommen müssen.

Quo vadis, Austria?

Von A. Kutschbach

Unter diesem Titel ist vor einiger Zeit von dem früheren serbischen Ministerpräsidenten Dr. Vladan Georgewitsch (in Kommission bei S. Hirzel, Leipzig) eine Broschüre erschienen, in welcher er die Rundfrage der „Zeit“ zu beantworten sucht: Warum Oesterreich von den Balkanvölkern im allgemeinen und von den Serben im besonderen so gehaßt werde? eingehend zu beantworten sucht. Georgewitsch bringt eine Masse historischen Materials herbei, das, sorgfältig und chronologisch aneinander gereiht, für jeden objektiven Beurteiler erkennen

Digitized by Google

läßt, in welcher, fast möchte man sagen, gewollt konsequenter Weise Oesterreich sich die Herzen der Balkanvölker, speziell der Serben entfremdet hat: Oesterreich weist die ihm als Ersatz für seine italienischen Provinzen — die ihm später doch verloren gingen — angebotenen Donaufürstentümer Moldau und Walachei von der Hand, es verweigert dem Großvater des jetzigen Königs Peter von Serbien, dem Führer der großen serbischen Revolution Karageorg, die dreimal angebotene Annexion Serbiens ebenso oft, es weist selbst den vor anderthalbhundert Jahren fast kniefällig ausgesprochenen Wunsch Montenegros, aus diesem Lande eine österreichische Provinz zu machen, in kränkender Weise zurück und verrät dafür oft und oft alle diese Länder und deren Freiheitshelden an die Türkei. Metternich hält Führer der griechischen Revolution, Fürst Ypsilanti, in Munkacs' hohem Turme interniert und wehrt sich gegen ein Wachstum des erstandenen Hellas. Mit Bulgarien steht es nicht besser und an den Kleinlichkeiten der österreichischen Wirtschaftspolitik leiden alle Beteiligten.

Welche große Hoffnungen hatten die christlichen, unter dem türkischen Joche schmachtenden Balkanvölker einstmals auf Oesterreich gesetzt, auf den apostolischen Kaiser, weil er als nächster Monarch der Christenheit und als Augenzeuge des christlichen Märtyriums der Berufenste schien, das heilige Kreuz wieder auf der Sophienkirche aufzupflanzen. Wenn die Balkanier zu ihrem Schrecken aber bereits sahen, daß ihr heiliges Mütterchen Rußland mit allen seinen Kriegen gegen die Türkei nicht die Befreiung der Christen am Balkan, sondern zuerst die Eroberung der östlichen Hälfte der Halbinsel mit Konstantinopel anstrebte, so erlebten die Balkanier die größte Enttäuschung mit Oesterreich. Das christliche Apostolat, an welches sie geglaubt, entpuppte sich als jesuitischer Proselytismus, als ein System des unbarmherzigen Entnationalisierens; selbst im Jahrhundert der Gewissensfreiheit und des Nationalitätenprinzips.

Und dieses System wuchert auch noch heute fort, ja wird gegenwärtig vielleicht noch rücksichtsloser angewendet als vordem. Dessen ist Jedermann Zeuge, der mitten im Balkangetriebe steht und die von Oesterreich-Ungarn ausgehenden Machenschaften verfolgt und auf ihren Ursprung ergründet. Was für falsche Anschuldigungen, was für unwahre Tatsachen, was für Verdrehungen leisteten sich nicht fast täglich die österreichischen und ungarischen Organe, sobald es sich um die Balkanvölker und speziell Serbien handelt und worauf vor einigen Jahren bereits der Prozeß Friedjung (wo sich herausstellte, daß österreichische Spitzel mit gefälschten Dokumenten operiert hatten) ein so bezeichnendes Licht warf. Man erinnere sich nur des Falles des österreichischen Konsuls Prochaska in Prisren, wegen dessen fälschlich gemeldeten und wochenlang von der österreichischen Regierung unwidersprochen gebliebener Ermordung die Volksleidenschaft bis nahezu zum Kriegsausbruche getrieben wurde, zumal auch noch das

Digitized by Google

Gerücht von der Ermordung des österreichischen Gesandten in Belgrad verbreitet wurde. Aber noch weiteres aus der allerletzten Zeit vermögen wir zur Erhärtung unserer Ansicht anzuführen.

Als Issa Buletinaz von Elbassan aus wenige Wochen nach dem Bukarester Frieden einen mit fremder Beihilfe wohlorganisierten Zug gegen die Serben in Szene setzte — die vorher entwaffneten Albanesen waren auf geheimnisvolle Weise wieder mit funkelnagelneuen Gewehren, die man sogar unter die Albanesen auf serbischem Gebiete verteilt hatte, versehen worden — und die Serben diesen Angriff zurückschlugen, wobei sie zu ihrer Sicherheit einige Punkte auf albanesischem Gebiete besetzten, da wurde in Posaunentönen die sofortige Räumung dieser Punkte verlangt. Paschitsch erklärte, daß die Punkte nur bis zum Eintritt der Wiederberuhigung der dortigen Bevölkerung gehalten, dann aber sofort geräumt werden sollten. In Oesterreich setzte man aber keinen Glauben in diese Worte, obgleich die serbische Regierung vor Skutari und anderwärts nachgegeben hatte. Bereits wenige Tage später richtete Oesterreich ein schroffes achttägig befristetes Ultimatum nach Belgrad. Die Serben warteten den Ablauf desselben nicht erst ab, sondern räumten schon vorher die besetzten Punkte und bereiteten dadurch Oesterreich-Ungarn einigermaßen eine Beschämung.

Dann kamen die falschen Nachrichten der ungarischen Presse über angebliche Bündnisverträge der Balkanstaaten, die sich gegen Oesterreich richten sollten. Es wurde von einem Balkankomplott gegen Oesterreich-Ungarn gesprochen. Obgleich in aller Form dementiert, tauchten diese Nachrichten doch immer wieder auf und noch jüngst konnten wir solche apokryphe Bündnisverträge lesen, deren Veröffentlichung nur dazu dienen soll, die Erregung gegen Serbien aufrecht zu erhalten.

Welchen Belästigungen das reisende Publikum und selbst der einfache Lokalverkehr zwischen Semlin und Belgrad vor wie nach dem Kriege, ganz besonders aber während des Krieges, in Semlin ausgesetzt war und ist, spottet jeder Beschreibung. Es ließen sich darüber dicke Bände schreiben. Wohl jedermann, welcher auf der Reise nach oder von Belgrad Semlin passiert hat, weiß ein Lied davon zu singen und hat die Empfindung mit fortgenommen, daß hier alles getan wird, um den Verkehr mit Belgrad zu erschweren. Selbst die aus Deutschland für das Rote Kreuz in den serbischen Lazaretten bestimmten Sendungen zur Verwundetenpflege blieben aus nichtigen Gründen in Semlin wochenlang liegen und wurden nicht weiterbefördert. Erst auf wiederholte persönliche Intervention des damaligen deutschen Konsuls Dr. Schlieben in Belgrad (der freilich für diese österreichischen Eigenheiten kein Verständnis hatte, weshalb man auch dessen Maßregelung durchsetzte) wurden die Sendungen nach Serbien freigelassen.

Digitized by Google

Als das kleine Dreieck des albanischen Gebietes, das sich nordöstlich vom Skutarisee nach der montenegrinischen Grenze hinter Plawa erstreckt, von der Botschafterkonferenz Montenegro zugesprochen worden war (es war bereits im Berliner Vertrage so vorgesehen gewesen), da gingen österreichische Sendboten — insgeheim von Skutari zu den Hoti und Klementi, den widerspenstigsten Stämmen dieses neuen montenegrinischen Gebietsteiles, hielten daselbst Versammlungen ab und forderten sie auf, sich mit den Waffen in der Hand der Annexion zu widersetzen, und es kam dann auch zu mehrfachen blutigen Kämpfen zwischen diesen Stämmen und den Montenegrinern, wobei sich herausstellte, daß auch bei den Hoti und Klementi zahlreiche neue Waffen nebst Munition eingeschmuggelt worden waren. Welche Ziele verfolgten die österreichischen Sendboten bei ihrer Agitation und wie war es möglich, daß neue Waffen nach Albanien gelangten?

Was ist im Laufe der beiden Balkankriege nicht alles berichtet worden von angeblichen Grausamkeiten der Serben! Namentlich die „Albanesische Korrespondenz" und die „Südslavische Korrespondenz" (beides österreichische Gründungen), konnten sich darin nicht genug tun und ihre Tatarennachrichten wurden fleißig von der österreichisch-ungarischen Presse nachgedruckt. Aber obgleich diese Nachrichten zum Teil mit allen möglichen Einzelheiten ausgeschmückt worden waren, hat sich bei deren Nachprüfung, bei der sich auch ein deutscher Konsul und der Schreiber dieses beteiligten, doch ihre absolute Haltlosigkeit herausgestellt. Ja selbst ein österreich-ungarischer Konsul, der in dem fraglichen Gebiet tätig ist, gab dem Verfasser zu, daß ihm über wirkliche Ausschreitungen der serbischen Truppen etwas Tatsächliches nicht zu Ohren gekommen sei. Und ein deutscher Offizier, welcher mit bei den Türken in Adrianopel gegen das bulgarisch-serbische Belagerungsheer kämpfte, versicherte dem Verfasser ausdrücklich, daß die serbischen Soldaten und deren Offiziere nicht bloß wegen ihrer Tapferkeit, sondern auch wegen ihrer übrigen moralischen Haltung ihm und seinen türkischen Kameraden die höchste Achtung abgenötigt hätten.

Wenn man aber gar nichts findet, was man Serbien vorwerfen kann, so bindet man sich den russischen Gesandten Herrn von Hartwig in Belgrad vor. Derselbe wird als Beelzebub dargestellt, als der böse Geist Serbiens. Warum wohl ist Oesterreich-Ungarn dieser Mann so schrecklich, derart verhaßt, daß sich sogar neulich ein hoher österreichischer Offizier seinem Bruder (einem geborenen Serben, der früher in seinem Lande eine geachtete Beamtenstellung einnahm) zu der Drohung verstiegen haben soll, daß wenn Herr von Hartwig nicht bald aus Belgrad versetzt werde (à la Schlieben), man dafür sorgen werde, daß er mit Hilfe eines Albanesen heimlich verschwinde?! Nun, weil Herr von Hartwig mit seinem diplomatischen Geschick und seinen Kenntnissen den bisherigen öster-

Digitized by Google

reich-ungarischen Gesandten Herrn Baron Ugron um Haupteslänge überragte und der letztere, über den man sich in Belgrad eine große Anzahl amüsanter Geschichten erzählt, neben seinem russischen Kollegen eine wenig beneidenswerte Rolle spielte. Jetzt ist Baron Ugron durch Herrn von Giesl, welcher Oesterreich-Ungarn bis dahin in Cetinje vertrat, ersetzt worden und da dieser Gesandte ein ganz anders gearteter, tüchtigerer Diplomat als Baron Ugron ist, dürfte das Bildnis des letzteren in Belgrad wohl auch bald verblassen.

Als Verfasser dieses im Jahre 1875 nach der Herzegowina kam, um den dortigen Aufständischen in ihrem Kampfe gegen die türkische Herrschaft beizustehen, hißten die Insurgenten zum Zeichen ihrer Erhebung die österreichische Fahne. Dort und bei allen christlichen Völkern des nordwestlichen Balkans war von der Zeit des Prinzen Eugen, des „edlen Ritters", her ein großer Fonds von Sympathien für Oesterreich vorhanden. Wie ganz anders heute! Durch seine unglückliche Politik gegen die Balkanvölker und vor allem gegen Serbien hat Oesterreich alle Sympathien, die es bei ihnen besaß, verscherzt und Haß gegen sich erzeugt. Und wie leicht wäre es gewesen, Serbien an sich zu fesseln! Die große Mehrheit des serbischen Volkes ist auch heute noch nicht russophil. Wäre es nicht weiser gewesen, durch eine Politik der Duldung und Freundschaft dieses tatkräftige und aufstrebende Volk an sich zu fesseln und sich seiner zu versichern — namentlich auch im Hinblick auf die eigene starke slavische Bevölkerung — statt es in konsequenter Weise zu drangsalieren und vor den Kopf zu stoßen?

Leider ist durch diese Politik Oesterreich-Ungarns auch dessen Verbündeter, Deutschland, in Mitleidenschaft gezogen. Deutschland muß für die österreichischen Sünden mit dulden. Oesterreich-Ungarn rasselt auf dem Balkan auch gern mit dem deutschen Säbel. Ja, es geht soweit, gegen diejenigen deutschen Diplomaten, die nicht ohne weiteres diese Politik mitmachen wollen, zu intrigieren und in Berlin deren alsbaldige Versetzung zu betreiben. Es gäbe darüber und über Verwandtes gar erbauliche Dinge zu erzählen. Als vor einiger Zeit für den früheren serbischen Gesandten in Konstantinopel, Nenadowitsch, das Agrement in Berlin eingeholt werden sollte, da wurde dasselbe auf österreichische Einflüsterungen hin (es wurde die unerwiesene Behauptung aufgestellt, Nenadowitsch habe zu den Verschwörern gehört) abgelehnt. Selbst wenn die Behauptung wahr gewesen wäre, hätte sich die deutsche Regierung durch diese Ablehnung inkonsequent gezeigt. Denn Enver Bey, der im Juli 1908 das Signal zur türkischen Revolution durch seinen Handstreich in Resna gab, wurde kurz darauf als Militär-Attachee bei der türkischen Botschaft in Berlin zugelassen, und Mahmud Schefket Pascha, der doch den Sultan Abdul Hamid entfernt hatte, wurde mit einem hohen preußischen Orden ausgezeichnet!

Digitized by Google

Selbst bis zur höchsten Stelle hinauf bedient man sich Deutschland, um österreichische Interessen auf dem Balkan zu „schützen." Als im vorigen Jahre das Projekt einer Heirat zwischen dem serbischen Kronprinzen Alexander und der Tochter des Königs Konstantin von Griechenland, Prinzessin Helene, betrieben wurde, wurde der alte Kaiser Franz Josef von seinen Ratgebern veranlaßt, einen Brief an den Kaiser Wilhelm zu schreiben, damit dieser sein Veto (es handelte sich ja um eine Nichte des deutschen Kaisers) gegen dieses Projekt einlegte. Es geschah und die Heirat unterblieb. Wäre es wirklich so schlimm gewesen, wenn Serbiens künftiger König, der auch die deutsche Sprache wie seine Muttersprache beherrscht, die griechische Prinzessin geheiratet hätte, auch wenn diese eine Verwandte des deutschen Kaisers ist? Wäre das nicht ein reelleres Geschäft als die immer unsichere Hypothek auf die türkische Zukunft, eine gute Freundschaft mit Serbien, wo ein uns näher liegendes großes und reiches Gebiet der wirtschaftlichen Erschließung harrt und dessen Bevölkerung auch, wenn sie nicht geflissentlich in die Reihen unserer Feinde getrieben wird, gern sich unseren kulturellen Bestrebungen — vielleicht auch politisch — anschließen wird?

Oesterreichs Balkanpolitik ist mit Blindheit geschlagen. Soll Deutschland auch ferner darunter leiden, wie bisher? Als unser Verbündeter hat Oesterreich nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten uns gegenüber. Diese Pflichten verletzt es auf dem Balkan aber oft grob genug.

Freilich gehen die tendenziösen österreichischen Balkannachrichten nur zu oft unbesehen und kritiklos auch in die deutsche Presse über. Die letztere auf die Gefährlichkeit dieses Tuns aufmerksam zu machen, ist namentlich mit der Zweck dieser Zeilen. Wir werden dabei freilich auf manchen Widerstand stoßen, denn zahlreiche österreichische Journalisten sind an den reichsdeutschen Blättern tätig und ihnen widerstrebt es ganz natürlich, in den ihnen unterstellten Zeitungen eine andere Balkanpolitik zu treiben als die rein österreichische.

Sollte man sich dies alles in Berlin nicht einmal klar machen können? Es wäre eine verdienstliche Tat, wenn man auch einmal die Stimmen der langjährigen Balkankenner hören wollte, die dort die Verhältnisse nicht mit der vorgeschriebenen türkenfreundlichen und slavenfeindlichen Brille des Militärs und des Diplomaten studiert haben, sondern ihnen objektiv näher getreten sind, und man Oesterreich in wahrer Bündnistreue warnend zuriefe: „Quo vadis, Austria?"

Digitized by Google

Südwärts

Von Anders Oesterling

Der letzte Tag in München, der Faschingsdienstag, Korso durch die Straßen einer vollkommen revoltierten Stadt! Veilchengeschmückte Wagen, Wagen mit bemalten Papieren — Heere weißer Bajazzos, die tanzen, die Reiterhorde der ungarischen Offiziere, die mit wilden Eljenrufen über den Platz sprengen.

Ich stehe in der Theatinerstraße und sehe die endlose Wagenreihe vorbeirollen, schöne Wagen, humoristische Wagen, politische Wagen, harmlose Wagen. Es nimmt kein Ende. Während ich bestrebt bin, nach einem heftigen Konfettigruß mein Sehvermögen wieder zu erlangen, höre ich plötzlich wie im Traum eine klingende Stimme:

— Ein schwedischer Lyriker! Meine Damen und Herren, ein echter, schwedischer Lyriker! —

Vor mir sehe ich einen riesenhaften Phantasiewagen mit etwa fünfzig Herren und Damen. Das soll die Dichter der Schillerstiftung vorstellen. Unter diesen Gesichtern entdecke ich einen Bekannten, einen jungen Münchner Dozenten, Literarhistoriker. Mit weithin tönender Stimme setzt er seinen übermütigen Vortrag fort, während der ganze Korso stehen bleibt:

— Meine Damen und Herren! Die schwedische Lyrik weist in diesen Jahren eine reiche Blüte auf. Wir haben das Vergnügen, einen ihrer Repräsentanten hier vor uns zu sehen....

„Wo? Wo?"

„Der Herr im braunen Ulster! Dort, auf dem Trottoir!"

Einer der Schillerdichter bietet mir Ehrenlaub, eine junge Dame kredenzt ein Glas Sekt. Ich ziehe ohne alles Zögern das letztere vor, und winkend und jubelnd setzt sich der Wagen wieder in Bewegung. Die Volksmasse betrachtet mich neugierig, und ich denke

Digitized by Google

mit einem Lächeln: es gibt so viele Arten von Weltberühmtheit: die des Kriegers, des Staatsmannes, des Hofsängers und des Zahnwassererfinders. Ich werde nie eine solche erreichen, aber vielleicht ist die eine halbe Minute währende, lustige Weltberühmtheit des Karnevals nicht die allerschlimmste. Sie ist auf jeden Fall absolut ungetrübt und kann keinerlei Neid erregen.

Am Aschermittwoch sind die Gassen reingefegt, aber in den Dachtraufen liegt noch Konfetti und schimmert blaurot. Durch das Karlstor gehen die Menschen aus und ein, und die Gesichter haben das Gepräge des bleichen Nachdenkens, vielleicht grübelt man darüber, was man in den Fasten beichten soll. Im Restaurant der Station sitzen Herren im Frack und verzehren mit religiöser Miene ihre letzte Weißwurst. Nun ist das Fest zu Ende, und der Alltag beginnt, mit dem nicht zu spassen ist. Glücklich, wer seine Katerstimmung in einem wintertrüben Wartesaal zurücklassen und weiter über die eisfunkelnden Alpen der Sonne und neuen Abenteuern zuwandern kann! Eine Welle der Freude zieht durch meine Brust, wenn ich daran denke, daß ich in ein paar Stunden wieder einmal Italiens Erde betreten werde.

Durch den Zug seiner ganzen Länge nach läuft ein dicker, atemloser Herr hin und her. Das ist der Mann, der das beste Kupee im ganzen Zug haben will. Er hat seine Frau auf einen zentralen Platz in einem Korridor gestellt und jedesmal, wenn er sie passiert, keucht er, sie solle nur ganz ruhig stehen bleiben, wo sie steht. Das tut sie auch als gute Ehegattin, sie steht mit ihrem ganzen Wesen still. In den Kupees sind freie Plätze genug, aber noch immer läuft ihr Mann dahin. Ich lese das Rätsel seiner schwarzen Augen: er hofft, daß alle Plätze der zweiten Klasse allmählich besetzt werden und daß er dann mit seinem Billet zweiter Klasse in der ersten fahren kann — möge es ihm gelingen!

Tirol im Schnee.... Weiße Konfetti auf allen Abhängen, Innsbruck im bläulichen Sonnennebel! Ich sehe aus dem Kupeefenster die funkelnden Alpenwände hinauf und suche mich nach vorhergehenden Reisen zu orientieren. Auf dem weißen Weg

Digitized by Google

dort drüben ging ich einmal vor langer Zeit.... Und ich begegnete einer alten Frau, die ihr großes Reisigbündel hatte fallen lassen und es nicht wieder auf den Rücken bekommen konnte. Ich half ihr, und sie segnete mich und wünschte mir Glück auf die Reise, ganz wie in einem freundlichen Märchen.... Ueber den Brenner geht der Zug langsam, und tief unten liegen die Dörfer mit beschneiten Dächern, und stille Rauchsäulen steigen in die dünne Luft. Und in der Dämmerung steige ich in Ala ab, der italienischen Grenzstation, wo die Carabinieri aufgereiht stehen, ganz gelb im Gesicht von all dem Tabak, den sie während ihrer ganzen Dienstzeit das Vergnügen hatten zu konfiszieren.

Nun beginnen Zypressen hinter den gelbgetünchten Bauernhöfen aufzutauchen, und die letzten Verzweigungen der Alpen verschwimmen ganz weich in dem Abenddunkel der lombardischen Ebene. In einer Station steigt eine Dame ein, offenbar ein Familienmädchen aus Verona. Einem jungen Herrn aus derselben Stadt erzählt sie, daß sie die ganze Nacht getanzt hat und bald senken sich die schweren Augenlider, und sie schlummert, die parmesangelben, etwas vulgären Züge scharf von der Kupeelampe beleuchtet. In Verona muß ich eine Stunde warten. Ich sehe in dem matten Sternenlicht die lange Platanenallee, die in die Stadt führt, und wieder erwacht eine Erinnerung — eine Nacht vor sieben Jahren, als ich zum erstenmal nach Italien kam und sogleich von einem Träger um zehn Lire betrogen wurde und ein allzu romantisches Albergo vor der Stadt fand. Ich erinnere mich an den einbeinigen Kellner, an das Klippklapp seines Holzbeines auf der Holzwendeltreppe und an das große, dürftige, einsame Zimmer, dessen Altantüren durchaus nicht schließen wollten. Und an meine Freude, lebendig zu erwachen und den Schrei der Maulesel aus dem milchfarbenen Nebel zu hören, der nach Rauch und Obst und Italien duftete....

Ich weiß, daß irgendwo draußen in der blauen Dunkelheit die hundertjährigen Zypressen des Giardino Giusti schlummern. Ich kenne sie alle, und die sieben Jahre, die verflossen sind, seit

Digitized by Google

ich in ihrem Schatten ging, sieben Jahre, die für mich reich an Gut und Böse waren, haben sie sicherlich nicht verändert. Sie stehen das ganze liebe Jahr grün, und nur der Wind, der in ihren Wipfeln kommt und geht, weiß etwas von ihrem Alter und ihrer Widerstandskraft. Seid gegrüßt, ihr unsichtbaren Bäume von Verona, ihr hochgemuten Kavaliere von dazumal!

Nach zwei Stunden höre ich, daß wir in Mestre sind — und bald rollt der Zug auf der langen Brücke über die Lagunen. Venedig steigt aus einem dichten Nebel empor, in dem die Lichter grüne Heiligenscheine haben, und bald wiegt sich die Gondel auf dem Canal grande. Es ist eine Gespensterfahrt mit tonlosem Wassergeplätscher an die Stufen der Paläste und den heiseren Warnungsrufen der Gondolieri durch die Dunkelheit. Hier und dort fällt der Laternenschein auf ein Stück gotisch-arabische Verzierung oder eine ziegelrote Mauerfläche und von dem Lichtnebel zeichnet sich das Drachenprofil des Schnabels einer vorübergleitenden Gondel ab .... Hier öffnet sich eine schwarze, düstere Kanalmündung, eine sacca, wie es heißt. Ich suche nach besten Kräften zu kontrollieren, daß der Gondoliere mich nicht auf Abwege oder Umwege führt, während ich, an die bevorstehende Abrechnung denkend, meinem Gedächtnis alle italienischen Redensarten über Unverschämtheit, Ausplünderung, Prellerei einpräge. Bei dem matten Schein einer vorübergleitenden Laterne schlage ich in dem Parleur das Wort „unverschämt" nach. Es heißt sfacciato, und ich übe meine Zunge, denn das wird zu brauchen sein.

Eine Hand streckt sich mir aus dem Dunkel der Riva degli Schiavoni entgegen, und ich gelange halbschlummernd ans Land.

Auch am folgenden Morgen liegt der Nebel noch, und als ich auf dem Markusplatze stehe, ist Venedig nur wie eine halbe Wirklichkeit, eine Vision, deren glänzende Konturen sich im Bewußtsein auflösen und jeden Augenblick verdunsten können. Das gibt ein angenehmes, phantastisches Gefühl der Unsicherheit. Hiezu kommt dann, daß es noch verhältnismäßig friedlich ist. Die Fremdensaison hat ja noch nicht begonnen, und ich erkenne den Platz kaum

Digitized by Google

wieder. Es ist, als könnte alles auf der Wolke von Flügeln, die gerade jetzt über die Dächer hinzieht, entführt werden. Die Tauben gurren idyllisch und picken die Maiskörner aus meiner Hand, die violettgrünen Hälse schwellen. Da stürzt ein Photograph herbei und macht sich enthusiastisch erbötig, die schöne und in Venedig so selten vorkommende Szene zu verewigen: Fremder, der Tauben füttert. Ich photographiere ihn vom Scheitel bis zur Sohle mit einem haßerfüllten Blick.

Kann jemand überhaupt noch etwas über Venedig hören? Selbst bete ich diese Stadt mit elegischer Liebe an.

Es ist ein ganz bestimmter Kreis von Träumen, in die man hier gerät. Man träumt diese Träume nirgends anderswo. Aber jedesmal, wenn man die blanke Piazetta wieder betritt, sind sie da — die Träume der schönen Vergänglichkeit, in einen Schleier welkender Rosenblätter gehüllt. Die schwankende Architektur gibt die Stimmung einer totmüden Zeit. Die ganze Welt scheint im Zeichen des letzten Sonnenuntergangs zu stehen, bald wird alles unter dem Meere ruhen. Die Musik der toten Gefühle beginnt wieder zu spielen, sehnsüchtig und geisterhaft, und der Gedanke findet eine Art von Wollust darin, sich in verflossene Schmerzen zu versenken. Es ist eine organische Vergiftung, der kein sensitiver Mensch ganz entgeht. Warum in aller Welt macht man Hochzeitsreisen nach Venedig — in die Stadt, die mehr als irgend eine andere die Erinnerung an entflohene Gelegenheiten, an unvollendete Schwärmereien und verschwiegene Desillusionen heraufbeschwört, nach Venedig, das den durchsichtigsten Wein des Augenblicks mit allem Bodensatz der Müdigkeit und Lebensskepsis trübt? Was hat das normale Glück unter abendblassen Ruinen zu suchen?

Ich wandere in das wunderbare Labyrinth hinein. Durch schmale Gäßchen komme ich auf kleine Marktplätze mit Marmorbrunnen in der Mitte; unter geheimnisvollen Torwölbungen sehe ich Kanalwasser blinken, eine Brücke führt hinüber, und ich sehe die Steinfassade eines Palastes am Canale grande. Ein

Digitized by Google

kleines Gärtchen mit Lorbeer und Zypressen versucht ein bißchen Grün in die graue Steindämmerung zu streuen, und auf einem Altan mit aristokratischer Wappenornamentik sitzt in seinem Käfig ein ganz bürgerlicher Kanarienvogel und singt. Ich komme wieder in lebhaftere Verkehrsadern. Im Fond eines Gäßchens steigt die Treppe der Rialtobrücke auf, und auf der gegenüberliegenden Seite ist ein Markt mit Grünzeug und Blumenständen, wo Nelken neben Kohlköpfen duften. Ein alter Mann, der Goldfische und Eier verkauft, fesselt meine Aufmerksamkeit. Die verwegene Zusammenstellung macht ihm alle Ehre. Ich lese auf seiner kleinen Tafel: wer zwölf Eier kauft, bekommt zwei lebendige Goldfische geschenkt .... Von dem Täfelchen wende ich den Blick auf das Gesicht des Greises. Es spricht von einer übernatürlichen Schlauheit und einer wohlbegründeten Menschenverachtung. Ein Stück weiter weg liegt die Fischhalle mit offenen Säulengängen, wo adriatische Austern und Muscheln in feuchten Körben schimmern, und Fische von mir unbekannten Formen mit leidenschaftlicher Beredsamkeit von schwärzlichen Männern feilgeboten werden. Ich komme zu einer altersgeschwärzten Barockkiche, die als Kinematographentheater eingerichtet ist, und sehe auf dem Plakat, daß Max Linder in seiner letzten Creation auftritt. Nichts erregt mein Staunen, und die Details fließen zusammen, aber das Ganze sammelt sich zu einem wunderlichen, verwirrten Bild von Decadence und Poesie.

Und inzwischen ist die Sonne gekommen, das Wasser funkelt grün, und der Himmel ist blühend blau. Ich nehme den Vaporetto zum Markusplatz zurück, der in bleiches Gold gebadet daliegt. Marineoffiziere promenieren mit samtschwarzen Damen durch die Säulengänge der Prokurazien, man trinkt Kaffee im Freien, das Leben bewegt sich für einen Augenblick in leichtem, federndem Tanzrhythmus. Dann kommt der Februarnebel zurück und hüllt den neuerrichteten Riesenbau des Campanile ein, der galoppierende Nebel, wenn ich so sagen darf — analog mit galoppierender Schwindsucht.

Digitized by Google

Später am Nachmittag gehe ich in den großen Saal des Hotels, um Briefe zu schreiben. Das wehmütige Frühlingslicht fällt durch die alten Spitzbogenfenster, und eine einsame junge Dame steht da und sieht hinaus. Es ist die englische Schauspielerin, zu einer Tournee gehörig, die in den Karnevalstagen im Teatro Fenice gespielt hat. Ihr bildschöner Kopf zeichnet sich tadellos von der panoren Beleuchtung ab, und das schmale Band aus bunten Perlen gibt ihrer schwarzen Haarkrone einen noch schwärzeren Glanz.

„Jetzt hat er mindestens zehn Lire", sagt sie.

„Wer?"

„Der mit den blauen Hosen."

Ich sehe zum Fenster hinaus. Es ist ein junger, betriebsamer, arbeitsfähiger Bettler, dessen Tätigkeit auf dem Landungsplatz der Gondeln sie verfolgt hat.

„Langweilen Sie sich so?" sage ich.

„Ich warte", erwidert sie. „Ich erwarte telephonische Nachricht von meinem Direktor. Wir reisen morgen weiter, aber heute Abend wollten wir zusammen dinieren. Ich fürchte, er hat mich vergessen."

Nach einer Weile komme ich zurück. Sie steht noch immer am Fenster und sieht hinaus.

„Es ist jetzt blauer", sage ich. „Es wird schön."

„Im Sommer muß es hier schön sein" erwiderte sie. „Aber im Sommer reisen wir immer in Rußland."

„Reisen Sie gerne?"

„Ach, wenn man gezwungen ist! Warum sollte man reisen, wenn man nicht muß? Die Glücklichen reisen ja nicht, die bleiben."

„Und Ihr Direktor, — hat er noch nicht telephoniert? Sie brauchen doch nicht auf jemanden zu warten! Wollen Sie nicht mit mir zu Mittag essen?"

Sie denkt eine Sekunde nach und sieht mich an.

„Ich kenne Sie ja nicht. Aber so ist es manchmal am hübschesten. Außerdem wird es ihn ärgern."

Digitized by Google

„Wen?"
„Den Direktor."
„Gut."

Und sie erzählt mir beim lichten Wein im Capello Nero ihre kleine Lebensgeschichte, sie vertraut mir ihren Ehrgeiz und ihre Melancholie an, und sie hat ohne Zweifel die Seele einer Tragödin, wenn sie auch bis auf weiteres nur in Operetten auftritt .... Mit jedem Blatt, das sie von ihrer Artischoke löst, komme ich ihrem Herzen näher. Und die Gewißheit, daß ich diese halbunschuldige Ophelia der Operette nie wieder sehen werde, gibt den fliehenden Stunden, die von dem dumpfen Klang der Torre del'Orologgio gemessen werden, einen Zauber, einen Unterstrom, auf dem ihre sentimentalen Worte forttreiben, erlöschen und verklingen .... etwa wie das Lichtglitzern auf einem dunklen, endlosen Kanal.

(Autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.)

Café-Kultur

Von Ignaz Wrobel

Daß das wahrhaft Gute sich immer durchsetzt, dafür liefert einen eklatanten Beweis das .... Café, welches sich trotz der Hochflut von Neuerscheinungen dauernd in der Gunst des Publikums auf dem Berliner Westen behauptet. Und dies kann auch bei der Originalität dieses Cafés kaum Wunder nehmen. Man empfindet immer wieder die wohltuende Wirkung abgetönter Beleuchtung, stilvoller Dekorationen und all dessen, was eine gediegene Innenarchitektur anregend und doch maßvoll geschaffen hat. Speisen und Getränke entsprechen der Fashionabilität des Lokals. Ueber dem ganzen schweben die Harmonien der Musik eines ...., eines Meisters fein anregenden Stils, während jeden Nachmittag der aus Rußland engagierte berühmte Geigenkünstler ... konzertiert. In-

Digitized by Google

mitten dieses Milieus von nobler Aesthetik und wonnigem Behagen bei einer exakten Bedienung der nach Art der Pariser Boulevard-Cafés gekleideten Kellner seine Melange zu schlürfen, ist ein wahrhaft kultivierter Genuß. Und so hat sich denn auch das .... Café zu einem bleibenden Rendezvous der Leute von Geschmack in Berlin W. herausgebildet."

Das ist eine Annonce, und das sind Phrasen. Gut. Aber ein Lokal, in dem man eigentlich nur etwas zu essen und zu trinken bekommt, wird wirklich von den Leuten von Ungeschmack so echt empfunden, wie es das Reklamegeschwätz unecht ausdrückt. Das Café hat in dieser Stadt eine ganz eigentümliche Entwicklung durchgemacht. Was es in Wien ist, weiß man, und wir Norddeutschen haben wohl von München gehört, daß Schriftsteller oder Schauspieler dieses oder jenes Café bevorzugten. Hier kannten wir dergleichen früher nicht. Es gab wohl eines, dessen Besucher auch nach außen hin nichts unterließen, um ihre inneren Fähigkeiten zu dokumentieren, aber im großen und ganzen hatten wir doch mehr Konditoreien, artige kleine Räume mit roten Samtmöbeln, in denen sich Liebespaare trafen, küßten und einen Apfelkuchen verzehrten.

Heute ....! Heute sind wir so weit gekommen, daß der Berliner, der abends zuhause bleibt, nächstens noch polizeilich bestraft wird. Man geht aus. Und die Psychologie der Ausgeher ist merkwürdig und unverständlich, wie ihr ganzes Gehaben. Das Café, das immer phantastischere Namen bekommt — wir haben schon ein Luxus-Café —, wird von diesen Menschen wirklich als ein sympathischer Kulturträger der Moderne empfunden. Nicht wahr, da ist ein rauchiger Raum, mehr oder weniger bunt, denn auch das gute Kunstgewerbe hat sich der Cafés angenommen, und meist sind sie hübsch und aufdringlich eingerichtet, dicke Rauchschwaden ziehen durch die Luft, hinten schnarrt und quiekt eine Kapelle, es riecht nach Bier, Kaffee, Speisen und vielen menschlichen Parfüms. Ich habe eine Menge Cafés gesehen, solche mit Brillantenschiebern und Kokotten und einem biederen Künstler-

Digitized by Google

publikum und solche mit ausschweifenden Bourgeois und mit Ladenjünglingen und ihren Verhältnissen .... Ich habe nie begreifen können, was die vor Langeweile glotzenden Besucher in diesen Räumlichkeiten wollten. Wahrscheinlich muß man einmal unter Menschen sein und sich den Wind der Großstadt um die Nase wehen lassen, und überhaupt etwas sehen, wofür der Berliner einen ungemein bezeichnenden Ausdruck geprägt hat: den Betrieb. Betrieb ist etwas Undefinierbares, erinnert leicht an das geschäftsmäßige Gebaren in einer Fabrik und faßt das Café wohl nicht zu unrecht als Amüsier-Werkstatt auf. „Da ist ein mächtiger Betrieb" — das heißt: da gehen viele Leute hinein, kommen viele heraus. Das Ganze ist etwas lärmend, laut, knallig und durchaus nicht sehr wohlfeil. Die Cafehausbesitzer plakatieren geradezu: „Stimmung! Humor! Betrieb!" Es ist verwunderlich, woher sie das vorher so genau wissen. Sie wissens, weil der Berliner, gehorsam, wie er ist, sich sogar seine inneren Gefühle oder das, was er dafür hält, durch ein Reklameschlagwort oktroyieren läßt.

Aber wenn man schon oktroyiert: vielleicht reden wir dem Berliner noch das Heim auf? — Das eigene Heim .... wie er seine Mietswohnung zu titulieren beliebt? — „Heut gehn wa nich nach Hause, — heut gehn wa nich zu Bett ....!" — Passé, meine Lieben, passé! „Man" bleibt jetzt wieder zu Hause, in der letzten Zeit! — In England, die feinsten Leute, alles zu Hause! — Und ich bin überzeugt, wenn einmal die Mode aufkommt, die dem Berliner auferlegt, zu Hause zu bleiben, weil das schick sei, — er bekommt es fertig, sich um einen fingierten Kamin zu plazieren, ein Buch hervorzuholen und gemütlich zu Hause zu bleiben. Das wäre der einzige Weg, ihn daran zu erinnern, daß er auch eine Wohnung besitzt. Und es steht zu hoffen, daß er an ihr so viel Geschmack gewinnen wird, daß er auch noch zu Hause bleibt, wenn es wieder schick ist, auszugehen.

Digitized by Google

George Meredith's Briefe

Von Beda Prilipp

Vier Jahre nach Meredith's Tode mahnen uns zwei stattliche Bände Briefe, von seinem Sohne pietätvoll gesammelt und herausgegeben (Constable, London) an alles, was der Heimgegangene uns schenkte und was wir in ihm verloren haben. Noch einmal redet uns der Dichterphilosoph, der zu Lebzeiten ein weltscheuer Einsiedler gewesen, der sein Haus und Herz nur einem erlesenen Freundeskreise öffnete, eindringlich von seinen innersten Gedanken. Und diese Sammlung bestätigt, was uns als Kulturmission Meredith's aus seinem reichen Lebenswerk entgegenleuchtete. Aeußerlich schematisch betrachtet, steht er als Bindeglied zwischen der frühviktorianischen Zeit und der Gegenwart. Sein Erziehungsroman „The Orveal of Richard Feverel" ist ein Zeitgenosse von George Eliots „Adam Bede." Wenn aber so manche Wandlung der sittlichen Anschauungen, tiefere Einsichten in das Verhältnis der Geschlechter zu einander bei der gefeierten Schriftstellerin erst am Horizont ihrer poetischen Welt zu dämmern scheinen, so sind sie bei Meredith bereits in das helle, blendende Tageslicht gerückt. Für sein prophetisches Auge war der Tag des Kampfes bereits zur Mittagshöhe vorgerückt, der besonders in dem in Erziehungsfragen noch heut rückständigen England viel später anbrechen sollte. Deshalb erntete diese früheste Schöpfung, über der der volle Morgenglanz kraftbewußter Jugend liegt, beim großen Publikum damals nur Feindseligkeit und Mißachtung. Deshalb aber auch grüßt uns der „Feverel" über das halbe Jahrhundert, das seit seinem Werden dahinging, so unverwelklich frisch und unserm Denken und Kämpfen so innig vertraut. Eine Jugend ist ihm eigen, die seinen oft zu grübelnder Reflexion neigenden Nachfolgern fehlt. Und wie das zuging, verraten uns die Briefe. Der Mann, der das selbstsichere Wort sprach: „Mein Werk ist für das Publikum — nicht ich selbst!" — hat gleichwohl schwer darunter gelitten, daß er für seine hohe, frohe Botschaft von der Emporentwicklung des Menschengeschlechts im weiten Umkreise kein Gehör fand. Daß ein Dichter in sich den heiligen inneren Beruf fühlte, die Menschen besser machen zu wollen, statt sie angenehm oder spannend zu unterhalten, galt vielen als Anmaßung. Obendrein bewegten sich diese Erziehungsversuche in einem eigentümlichen, poetisch-philosophischen Stil, der an die Denkkraft des Lesers recht anspruchsvolle Forderungen stellte. Weil aber in der Folge der ausgleichende Kontakt zwischen Publikum und Dichter ausblieb, so verstärkte sich bei diesem die Neigung

Digitized by Google

zu tiefgründigen Reflexionen, die sich dem allgemeinen Verständnis mehr und mehr entzogen. Marksteine sind die vertraulichen Ergüsse dieser Briefe auf Meredithis stillem Wege von Einsamkeit zu Einsamkeit. Wir hören ihn von den meilenweiten Waldwanderungen vor Tau und Tag reden, wo er aus den Atemzügen der Mutter Erde jene wundervollen Naturschilderungen erlauschte, in denen Baum und Gras beredt wird und die leisen Stimmen tröstend oder lockend eindringen in ein leidenschaftbewegtes Menschenherz. Wir fühlen mit ihm, wie sein Blut rascher kreist beim Wehen des Südwestwinds und schauen an seiner Seite nach den Sternen an der Wende des Jahres. Aus dem Funkeln des Himmelsjägers und seines Hundes meint der Dichter um jene Stunde einen „Schimmer vom unerforschlichen Antlitz des Wesens zu erspähen, das uns, wie auf den Speichen eines Rades, forttreibt von Staub zu Staub." Wir bemerken, wie ihm schon in frühen Jahren eine charakteristische Erscheinung der Landschaft zum Symbol einer Persönlichkeit wird: so singt ihm bei einem ersten Aufenthalt in den von ihm sehr geliebten Alpen die silbergrüne Rosanna mit der Stimme seines Freundes Maxse, dessen Portrait der Roman „Beauchamp's Career" gibt.

Die äußeren Erlebnisse treten neben diesen inneren fast völlig zurück. Es fällt kein Wort über die rasch geschlossene und früh wieder gelöste erste Ehe, aber wir lernen Meredith als zärtlich fürsorgenden Vater kennen in rührenden, dem kindlichen Verständnis angepaßten Briefen an den dieser Verbindung entsprossenen Sohn Arthur, dessen Erziehung dem Vater oblag. Seine Sehnsucht nach einem Heim, das sorgende Frauenhände ordneten und schmückten, findet einen leise humoristisch gefärbten Ausdruck, bis endlich der Jubel über ein neues Glück folgt, das ihm eine zweite Ehe spendete. Auch dies sind nur ein paar kurze Briefe, die intimeren behielt die Familie in sehr berechtigter Diskretion wohl zurück. Doch dürfen wir mit einigem Recht annehmen, daß Meredithis zweite Gattin alle die hohen Erwartungen erfüllte, die der Dichter über Weib und Liebe hegte. Irgendwie scheint es unmöglich, daß er sie sonst so treu und unverbrüchlich nicht nur in seinen Werken, sondern auch in den vertraulichen Aeußerungen der Briefe festgehalten hätte.

Ein Paar seiner Worte genügen, um sein Frauenideal zu umreißen. „Ich kann kein Weib lieben, dessen Seele ich nicht fühle", schreibt er. „Ich muß sicher sein, daß Kraft in ihr ist, mit den Lebenstatsachen (geheißen der Engel des Herrn) zu ringen." Aus solcher Erkenntnis aber spricht er auch das Verdammungsurteil über die Vernunftehe, über jede Berücksichtigung einer elterlichen oder gesellschaftlichen Autorität bei einem Schritte, über den nur die persönliche, strenge Selbstprüfung entscheiden kann. „Wer die geeignete Gefährtin gefunden hat und sie um irgend etwas auf der Welt aufgibt, ist wie einer, der ein Juwel am Strande liegen sieht und es fortwirft, um die Mühe

Digitized by Google

des Heimtragens zu sparen." Daß solche Frauen so selten sind, schrieb er zum großen Teil ins Schuldregister der Männer. Ihr Bedürfnis zum Tändeln habe einen lebensuntüchtigen Frauentypus großgezogen, der für die anspruchsvolle Pflicht, dem Gatten Gehilfin, den Söhnen Pfadfinderin zu sein, untauglich wäre. Und er begrüßte die Frauenbewegung als einen Akt der Selbstbefreiung, eine Wendung zum Besseren und hatte selbst für Torheiten und Ausschreitungen der Radikalen nur ein nachsichtiges Lächeln.

Bisweilen finden sich hier an Ibsen mahnende Gedankenketten, nur daß Meredith den weiteren Blick, die größere Klarheit hat. Ihm hätte kein Fjordnebel die Augen trüb machen können und er hielt es bis ans Ende mit dem tapferen Wort: „Das Licht jeder Menschenseele brennt aufwärts, athmosphärische Störungen abgerechnet. Die meisten freilich sind Kerzenflammen im Wind."

Wie mild verstehend klingt dieser Nachsatz! Und diese verständnisvolle Güte wuchs in ihm mit den Jahren und verklärte ihn von innen her, wenn wieder der kalte Wind des Todes eine der Kerzenflammen auslöschte, die er mit Augen der Liebe behütet hatte. Sein ältester Sohn, seine Frau, viele seiner treuesten Freunde starben. Der letzte Teil der Briefe ist ein langes, schmerzliches Abschiednehmen und Meredith, der Zurückbleibende, war siech und hilflos. Aber er hatte längst gelernt, „mit dem Geiste zu leben" und so erneute sich dem Greise noch mit jedem ihm geschenkten Tage das Wunder des Lebens. „Tod und Leben sind Nachbarn", schreibt er, „und eins ist des andern Ursache. Unsere Aufgabe aber ist, in der Qual des Entbehrenmüssens unsere Geliebten im Geiste aufzunehmen und so mit ihnen zu verkehren; da sind sie uns denn inniger nahe als zur Zeit, da sie noch Stimmen und Augen hatten." „Ich werde noch dem Tode ins Ohr lachen", schreibt er, „denn das ist's, was unser Schöpfer am Menschen wert hält", und später noch! „Meine Lebensreligion ist, immer guten Mutes zu sein."

In diesen Worten, denen der Dichter so treulich nachgelebt hat, ist seinen Freunden ein Vermächtnis überkommen, das ihnen alle Zeit lebendig sein wird.

Digitized by Google

Die Mütter

Wenn man nach den Bemühungen auf das Befinden der teuern Kranken schließen darf, so muß ihr's erschreckend schlecht gehen. Der Sittlichkeit nämlich. Sie scheint am Ende ihrer Tage angelangt zu sein, es sei denn, die Roßkur hülfe, zu der sich ihre Wärter entschlossen haben. Eine lex Tacitus bereitet sich vor, die das deutsche Volk auf eine ganz neue sittliche Grundlage zu stellen berufen ist und wobei die Jugend, die Großstadt und der Geburtenrückgang gleichmäßig teils gefördert, teils bekämpft werden sollen. Auf jeder Polizeiwache wird sich in Zukunft ein Keuschheitstempel erheben und wie es heute mehrsprachige Polizisten gibt (Erkennungszeichen: zwei gekreuzte Flaggen am Aermel), so plant man die Einführung auf keusch geprüfter Polizeidiener (Erkennungszeichen: ein Feigenblatt am Aermel), an die sich jeder um Auskunft wenden kann, wenn er sich über den einzuschlagenden Pfad im nächtlichen Berlin im Unklaren ist.

Mit den Postkarten fing es an. Was sich in seiner Bekleidung mit dem Berliner Klima in Widerspruch setzte, wurde systematisch konfisziert. Begründung: im Original, in einem reinlichen Museum, in fürstlichem oder städtischem Besitz: zulässig; im Postkartenformat; für einen Groschen, jedem Halbwüchsigen zugänglich — apage! Dann kam das Abgeordnetenhaus, in dem Herr von Dallwitz alle Konfiskationen als Akte seines kulturellen Gewissens anerkannte, während Herr Lisko im Reichstag immerhin einige Mißgriffe für möglich hielt. Dann kam die kleine Lex Heintze, die die Jugend vor dem Schmutz bewahren soll und über die sich reden läßt und schließlich bereitet sich nun im Dunkeln das Zwangsgebärungsgesetz vor, das endlich auch das Ehebett zum Schauplatz polizeilicher Maßnahmen macht und mit dem Vorurteil aufräumt, es gäbe noch Privatangelegenheiten der Staatsbürger, und sei es auch nur bei der Herstellung der eigenen Familie.

Die Aktionen der Reaktion sind immer gut geleitet. Aber sie sind dieser Zeit und ihrer selbst nicht mehr sicher. Sie überinstrumentieren. Sie haben das Gefühl für das Wahrscheinliche verloren, sie übertreiben. Die Aktion York von Wartenburg — Heydebrand — Preußentag hat ihnen für Jahre die preußisch-partikularistischen Felle weggeschwemmt; das maßlose Geschrei ob der bedrohten Kommandogewalt und der frechen Demokratie hat durch seine Tonstärke die rein mechanische Herkunft verraten: die Herren taten, als harften sie auf den reinsten Saiten ihrer Brust und dabei stellte sich heraus, der ganze Heldengesang stamme von einem Grammophon und einer Platte. Und jetzt überinstrumentieren sie die Sittlichkeit. Sie wollen und müssen ein Gebiet haben, auf dem eine fieberhafte Tätigkeit populär wirkt. Aber ihr Augenmaß ist dahin, sie haben sich in den Kampf für die Kinder gestürzt und sind dabei auf die Eltern gefallen. Sie halten ihre tolpatschige Hand über Dinge, wo pädagogische Dilettanten nichts zu suchen haben, sie sind zu den Müttern hinabgestiegen

ins Unbetretene
nicht zu Betretende;
ein Weg ins Unerbetene.

Nun werden sie vor ihrem eigenen Geschöpf fühlen, daß das Schaudern der Menschheit bestes Teil ist.

Daß die Regierung des Herrn von Dallwitz mitmacht, ist kein Wunder: in ihrem administrativen Eifer schafft sie fiktive Staatsbürger schon vor der

Digitized by Google

Geburt und legt deren Rechte aufs Erzeugtwerden im Zusammenhang mit ihrer Einbeziehung unter die kaiserliche Kommandogewalt dar. Das wäre noch schöner, wenn in preußischen Landen ausgerechnet das Wichtigste, das Geborenwerden, von der beschränkten Einsicht der Untertanen abhängen und etwa durch künstliche Mittel in einem christlichen Staat die Erfüllung des Bibelwortes in Frage gestellt werden sollte: Ich will die Sünden der Väter an den Kindern heimsuchen bis ins dritte und vierte Glied. Im Gegenteil, die Sünden müssen vermehrt werden, keiner darf ihre Strafe vorenthalten werden, kein Schutz, keine Vorbeugung: Dallwitz, unser Gott, ist ein furchtbarer Gott!

Die Mütter! „Von ihnen sprechen ist Verlegenheit!" Aber unsere Schuld ist's nicht. Zweifelt jemand daran, daß diese uns von einem haltlosen Klüngel aufgezwungene Diskussion mehr Jugend verdirbt, als die gesamte Postkartenindustrie? Ist sich aber jemand im Unklaren, daß hier der schamloseste Eingriff in das körperliche und seelische Leben der Frau praktiziert werden soll, gegen den alle Abtreibung harmlos ist? Hier wird der Fluch, der am Anfang der Menschengeschichte steht, noch überboten, weil zu den Schmerzen der Geburt auch noch deren Zahl vorgeschrieben werden soll. Kein krankes, zerfahrenes, unseliges Leben soll mehr mit seinem Tode enden dürfen; jede Flüchtigkeit, jede betrunkene Nacht, jedes Sichvergessen soll weiterleben müssen, dem Lebensunwürdigen wird die Unsterblichkeit dekretiert und einem müden Frauenleib dafür ein lebenslanges Märtertum aufgelegt. Die hohe Kinderzahl hat jedes Kulturvolk noch belohnt; aber noch keines hat die zwangsweise Gebärpflicht eingeführt. Das blieb preußischen Konservativen und ihren Mitläufern vorbehalten, aus dem Mutterleib eine National-Registered-Cash zu machen.

Schützt die Jugend! Bekämpft schamlosen Schacher mit Geburtverhinderungsmitteln! Aber grauen soll Euch vor einer Gesetzesmacherei, die sich zwischen zwei vermählte Leiber eindrängt, die an die Zusammenhänge von Geschlecht und Liebe und Kind rührt, als sei das alles unter einem Aktendeckel zusammengeheftet. Die schlimmste, öffentliche Zote: das ist dieser Gesetzeswunsch einer Gesellschaft, die wahrhaftig Mephistos Geheiß nicht mehr bedarf: „dein Wesen strebe nieder!" Was Faust von Schweinsberg mit Mephisto von Dallwitz in der dunklen Galerie zusammenwispern, muß jeden empören, dem das Wort „Mütter" so wie Goethen in den Ohren klingt. Die Herren wollen ein Mysterium mit den Manieren des Gesetzes übers Schnapsbrennen steuerfähig machen. Aber wir werden ihnen das Handwerk legen und wenn auch die nächste Szene (hell erleuchtete Säle, Kaiser und Fürsten, Hof in Bewegung) mit dem Triarier-Angriff beginnt: „macht Euch daran! der Herr ist ungeduldig."

Ulrich Rauscher

Putilow und die drei Milliarden

Als Herr Kokowtzow vor etwa sechs Monaten nach Paris reiste und von den reichen Verbündeten eine abermalige Anleihe von 3 Milliarden forderte, da fand die französische Hochfinanz den Happen ein wenig zu groß. Wie konnte man den französischen Rentnern, die für die russische Allianz schon nahezu 17 Milliarden geopfert

Digitized by Google

haben, auf einmal klar machen, daß trotz dieser Unsumme, besagte Allianz noch immer keinen Pfifferling wert ist? Wie ihnen gestehen, daß Rußland immer neuer Gelder bedürfe, nicht etwa um seine Unterbilanz zu decken (bewahre, Herr Kokowtzow hatte ja mit Riesenmehreinnahmen jongliert und bewiesen, daß der russische Staat heute in noch nie dagewesener Weise prosperiert), sondern eben nur, um die strategischen Eisenbahnen im westlichen Rußland auszubauen und damit die Beweglichkeit und Stoßkraft der russischen Armee zu erhöhen? — Es war wie gesagt nicht möglich, diese neue Dreimilliarden-Anleihe so mir nichts dir nichts vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen. Und die französische Hochfinanz wartete und zögerte und diskutierte .... bis schließlich Herr Kokowtzow, begleitet von den liebenswürdigsten Versprechungen, aber ohne den endgültigen Anleihekontrakt nach Petersburg zurückreisen mußte.

Aber Väterchen brauchte sein Geld. Und Eile tat not. Wenn man die Zinsscheine von 17 Milliarden regelmäßig bezahlen muß und obendrein keinerlei geordnete Staatsbuchhaltung, keine parlamentarische Kontrolle über Einnahmen und Ausgaben duldet, dann zerrinnt einem das Geld zwischen den Fingern, man weiß nicht wie noch wofür. Unmöglich konnte man dem teuren Freund und Verbündeten die verzweifelte Lage der innerrussischen Finanzen gestehen; der französische Rentner hätte revoltiert, die Pariser Börse hätte eine nie gekannte Katastrophe erlebt und mit dem Verlust des Kredits wäre man an den Rand des Bankerotts gedrängt worden. Was tun?

Da meldete eines Tages ein einflußreiches Pariser Blatt, daß die schrecklichen Deutschen im Begriffe seien, sich finanziell an der „Sanierung" der russischen Waffenfabriken Putilow zu beteiligen. — Wer ist Putilow? fragte der naive Zeitungsleser. — Wie, Sie wissen nicht? Aber das ist ja jene national-russische Waffenfabrik, die unser berühmtes 72-Geschütz, die wunderbarste Erfindung des französischen Patriotismus im 20. Jahrhundert fabriziert. In dieser eminent französischen Erfindung steckt ein sorgfältig gehütetes Geheimnis, das unserer und der russischen Armee eine himmelweite Ueberlegenheit über die deutsche sichert; jawohl, dieses Geschütz ist der Stolz und die Hoffnung unseres Landes. Und darum begreifen Sie gewiß, daß man die Deutschen um jeden Preis von diesem Geheimnis fernhalten muß. Um jeden Preis; denn wenn Krupp und die Deutsche Bank die innersten Geheimnisse unserer Bewaffnung ausschnüffeln, dann ist es mit unserer militärischen Ueberlegenheit aus.

Ein patriotischer Entrüstungsschrei gellte durch Frankreichs Gauen und übertönte die spöttischen Stimmen derer, die da behaupteten, daß man ja das schreckliche Geheimnis des 72-Geschützes schon lange den Italienern und den Balkanvölkern verkauft habe und daß es übrigens bei der heutigen Internationalität der Kriegsindustrie überhaupt keine Geheimnisse mehr gebe.

Interpellationen folgten auf Zeitungsartikel, Telegramme auf Ministerberatungen. Väterchen versicherte seine Verbündeten seines besten Wohlwollens. Aber nicht wahr, er konnte leider die Deutschen (die übrigens inzwischen Engländer geworden waren) nicht hindern, seine Waffenfabrik zu sanieren, sintemalen er ja schon vor Monaten durch seinen Minister hatte sagen lassen, daß trotz der glänzenden

Digitized by Google

Mehreinnahmen, eine bedenkliche Ebbe in seinen Kassen herrsche.

Die französische Regierung alias Hochfinanz, der Creusotschneider und die Zeitungsleser sahen das alles ein. Und der „Zwischenfall" wurde, wie die Zeitungen nach drei Tagen triumphierend meldeten, „durchaus im Sinne und entsprechend den Interessen der Allianz ausgeglichen". Das sorgsam gehütete Geheimnis bleibt Geheimnis, die französische Armee bleibt also nach wie vor der deutschen himmelhoch überlegen; den Deutschen hatte man wieder einmal heimgeleuchtet und (last not least) Väterchen bekommt seine drei Milliarden; freilich nicht auf einen Ruck (er wird sich gern ein wenig einschränken), sondern in jährlichen Abschnitten von mindestens 500 Millionen .... für strategische Eisenbahnen versteht sich .... Um jene Querulanten, die in die ordnungsmäßige Verwendung der neuen Anleihe Zweifel setzten, zu beschwichtigen, hat Väterchen gestattet, daß ein technisches Komitee der .... Pariser Hochfinanz diese Arbeiten leite. (Vorsichtshalber hat man die Leute, die hierfür eine Abordnung des französischen Generalstabs in Vorschlag brachten, nicht zu Wort kommen lassen.)

Die erste russische 4½prozentige Anleihe von 665 Millionen für „private" Eisenbahnen ist nunmehr mit verblüffender Schnelligkeit zum Abschluß gebracht worden. Und — was schließlich die Hauptsache ist —, schon am 17. Februar ist sie bereits hundertfach überzeichnet worden.

Fürwahr, der Patriotismus ist keine nutzlose Erfindung.

Paris Herm. Fernau

Komödie aus der Mozartstadt

In Oberösterreich lebte ein katholischer Pfarrer Hans Kirchsteiger, ein braver Bauernseelenhirt in Röhrenstiefeln, aber mit einem gefährlichen Plauderbedürfnis begabt. Aus diesem verhängnisvollen Talent heraus schrieb er vor zehn Jahren einen Roman „Das Beichtsiegel", der in schlechtem Deutsch und ohne Phantasie das geistliche Handwerk des katholischen Dutzendgeistlichen unbarmherzig schilderte, unbarmherziger vielleicht als der gute Pater Kirchsteiger wollte. Aber das kommt davon, wenn man Roman schreibt, ohne Phantasie zu besitzen, sie werden dann so peinlich wahr! Der Beichtsiegelroman erregte schäumende Wut. P. Kirchsteiger wurde seines Amtes entsetzt, es wurde versucht, ihn als irrsinnig zu erklären. Auch das Priesterstrafhaus ist P. Kirchsteiger nicht erspart geblieben, er hat diese Erfahrungen dann in einem anderen, ebenso miserabel geschriebenen und sachlich interessanten Buch geschrieben. Schließlich ließ ihm die Regierung einen Tendenzprozeß anhängen, aber die Justiz ist doch leider nicht verläßlich ausrechenbar, der verhaßte Pater wurde freigesprochen.

In der vorigen Woche hat ihm der Staatsanwalt von Salzburg wieder ein Bein stellen wollen. Das kam so: Die Katholiken, die ihre Ehe in Oesterreich scheiden ließen, dürfen nicht wieder heiraten. Das ist monströs, aber die Klerikalen lassen an dieses Eherecht nicht tippen und so schmachten Zehntausende geschiedener Katholiken in einem notgedrungenen Zölibat, das ihrem Naturell, ihrer Jugend, ihrer bürgerlichen Stellung gar nicht entspricht. Dieser grausame und blöde Zwang erregte das für Liebesgefühle nicht ganz taube Gemüt des P. Kirchsteiger und er erfand die Salzburger

Digitized by Google

„Gottesehen." Die guten Leutchen, die durch den § 111 des österreichischen Ehegesetzes gehindert werden, sich wieder zu verheiraten, pilgerten zu dem guten Pater, der nun mit ihnen und für sie eine trauungähnliche Zeremonie aufführte. Er segnete das Brautpaar ein, er nahm ihnen das Sakrament der Buße ab, um sie vom Sündenschmutz zu reinigen und vereinigte sie vor Gott. Ausdrücklich sagte er ihnen, daß diese Ehe vor Staat und Kirche keine Geltung hätten, wohl aber vor den Augen Gottes, als dessen Stellvertreter der katholische Priester anzusehen sei .... Das Bedürfnis nach Zeremonien ist besonders bei den Frauen stark ausgebildet und so fand der ausgestoßene Priester, aber immer noch Priester („denn die Weihe ist unauslöschlich" zitierte P. Kirchsteiger) großen Zuspruch. Die katholisch Geschiedenen feierten fröhliche Gottesehen, bei denen es hoch herging, mit weißen Kranzeljungfern, mit vollbesetzten Tafeln, mit eingravierten Eheringen, mit Priestersegen, mit einem Wort: das Schauspiel einer regelrechten Hochzeit wird täuschend imitiert.

Den Staatsanwalt von Salzburg verdroß das, wahrscheinlich in höherem Auftrag. Er klagte den P. Kirchsteiger an, die Institution der Ehe herabgewürdigt und die Einrichtungen der katholischen Kirche verspottet zu haben. Aber P. Kirchsteiger verteidigte sich fuchsschlau. Er hatte die lustige Perfidie, einen Hirtenbrief des Salzburger Erzbischofs Katschthaler zu zitieren, der ein machtvoller Panegyrikus auf die unverletzliche Macht des katholischen Priesters ist, der stärker als alle Fürsten und Könige der Erde, ja stärker als Maria sei. Außerdem erklärte er mit glaubwürdigem Ernst, er habe dem Uebel des Konkubinats durch diese Gottesehen steuern wollen und Zeugen bestätigten den würdigen Verlauf der Zeremonie. Es ist also in Salzburg nicht so leichtfertig zugegangen wie bei der Trauung Max Stirners, der keine Eheringe hatte, als er sein Liebchen Maria Dehnhart heiratete und der in der Verlegenheit schnell die zwei Stahlringe seines Geldbeutels aus der Tasche zog, um mit dem nötigsten Requisit der Trauung aufzuwarten.

Die Salzburger Richter sprachen P. Kirchsteiger f r e i. Weder die Ehe, noch die katholische Kirche seien durch die Gottesehen verhöhnt worden, den Pärchen sei gesagt worden, daß die Zeremonie vor Staat und Kirche ungültig sei. So wird also Salzburg weiterhin die Stadt der Gottesehen bleiben, ja, der Zulauf zu dem pfiffigen Pater wird sich nach dem glorreichen Prozeß verzehnfachen.

Gottesehen .... Sieht keiner, daß hier ein Stoff zur reizendsten komischen Oper vorliegt? Der Salzburger Schutzpatron, der heitere Heilige Wolfgang Amadeus, säh es gern, wenn ein junger Musikant die Musik zu diesen Gottesehen machte!

Stefan Grossmann

Wie der liebe Gott den 80. Geburtstag Ernst Häckels feierte

Am 16. Februar des Jahres 1914 erinnerte sich der liebe Gott, daß sein Sohn Ernst Häckel, derselbe, der beinahe die Rätsel seiner Welt erraten und verraten hätte und der die Schöpfungsgeschichte ganz natürlich fand, ohne sich weiter darüber aufzuregen, 80 Jahre alt würde. Der liebe Gott dachte nun nach, wie er dem lieben Sohne, der so gar nichts von ihm

Digitized by Google

wissen wollte, eine Freude machen könnte. Er ließ sich eine Ansichtskarte von der Erde bringen, die seinen alten Widersacher zeigte. „Welch ein Feuerkopf!“ sagte sich Gott. Und ein Schmunzeln der Befriedigung verklärte seine Züge. „Durchaus wohlgeraten!“ fuhr er dann fort, „aber daß er so gar kein Verhältnis zu mir gewinnen kann, das verstehe ich nicht!“

Und der liebe Gott ließ durch seine Englein — die inneren Stimmen der menschlichen Brust — bei Häckel anfragen, ob er sich nicht doch zu Ihm und zur Bibellehre bekehren wolle, jetzt, wo er ein patriarchalisches Alter erreicht hätte und an die Propheten des Alten Testamentes gemahne. Häckel wehrte heftig ab: er lasse sich kein X für das U seiner Augen vormachen — und wenngleich die Bibellehre wahr sei: er bleibe der Erde treu und den Himmel werde er noch frühzeitig genug erreichen!

Mit dem teuren Ernst war also nichts anzufangen. Gott wollte ihm das Geschenk der Gnade machen — und dieser Mensch verzichtete! — Unerhört! —

„So will ich ihn denn bestrafen“, sagte Gott, „aber auf eine besondere Art!“ — Und er lächelte. Darauf griff er nach der Ansichtskarte, die das geistsprühende Antlitz Häckels mit den strahlenden Augen zeigte und legte sie als Lesezeichen in die Genesis.

Wien Max Hayek

Der gottlose Jules Verne

Wer hätte das gedacht! Jules Verne ist auf den Index gekommen. Für den wir uns begeisterten —: Jules Verne, der Phantast, listige Naturwissenschaftler, Beseeler nüchterner Lehrsätze, Voltigeur über Hindernisse aller Möglichkeiten, Luftikus der Physik, Phrophet des Uebermorgens, — Jules Verne, der Heros unsrer Knabentage ward allen Gläubigen verboten.

Sollte der gemütliche Plauderer etwa im Geheimen, in Nachgelassenem, in unbekannten Schriften (denn wer hätte sie alle, alle gelesen!) Gottloses bekannt haben? Sollte sich Anstößiges, Unsittliches in ihnen gefunden haben? Ist irgendwo gegen Kirche, gegen Konfession geeifert?

Nein!

„In allen Werken Jules Vernes, in allen mit überhitzter Phantasie erfundenen Abenteuern ist der göttlichen Vorsehung die Leitung der Ereignisse des Lebens genommen.“

Sagt der Patriarch.

„Es findet sich darin nicht die leiseste Anspielung auf das Gebet, selbst in den schwierigsten und gefährlichsten Augenblicken.“

Sagt der Patriarch.

„Was ist die Folge davon? Die Kinder, die diese abenteuerlichen Erzählungen gerne lesen, werden leicht zu der Meinung geführt werden, daß man im Verlaufe des Lebens den lieben Gott ganz gut entbehren kann.“

Sagt also der Patriarch und verbietet!

Es war bisher nur üblich, dem Index Werke, die eine ausgesprochen antikirchliche oder -religiöse Tendenz hatten, einzuverleiben. Ein Angriff, eine Opposition war Voraussetzung. Soll mit dem Vorliegenden vielleicht ein neues System eingeleitet werden: das Verbot auch wegen religiöser Unbeteiligtheit, wegen nicht ausdrücklichen und fortgesetzten Bekenntnisses zum Glauben? Da muß sich doch die Frage erheben: Was kann bei

Digitized by Google

konsequenter Befolgung dieser Methode für die Jugend überhaupt noch übrig bleiben? In der Hauptsache nur: salbadernde Traktätchen, psalmodierende Verlogenheit. Das ist, weiß Gott (Religiosität an sich in hohen Ehren!) der übelste und verderblichste Schund.

Dem Schreiber dieser Zeilen gab sein Vater (der, nebenbeibemerkt, ein außergewöhnlich frommer und innig gläubiger Mann war) in seinem achten Lebensjahr etwa des guten Verne's „Reise nach dem Mond“ in die Hand. Späterhin die „Reise um die Erde“ und „20 000 Meilen unter dem Meer.“ Der Knabe las das alles, und manches andere danach, gierig und gespannt. Noch heute sind ihm die Figuren des Philias Fogg, des Kapitäns Nemo und des seltsamen Mannes mit dem Eisenhaken statt der rechten Hand nicht aus dem Gedächtnis gewichen. Und er ist der Ansicht, daß es für gesunde Jungens kaum eine bessere Lektüre gibt als den alten Verne mit seiner Sachlichkeit, seinen realen Begriffen, seiner Sentimentlosigkeit, seinem weiten Horizont. Er ist dem jugendlichen Geist wie nur wenige angemessen. Welcher Würdigere könnte ihm den Tausenden von Knaben, denen man ihn jetzt entzieht, ersetzen?

Der Patriarch sagt es nicht.

Aber wir wissen es: Karl May!

Denn da gibt's ja Gebete und Vorsehung die Fülle! Daß außerdem eine ungesunde, schwüle, komödiantische Atmosphäre herrscht, ist belanglos. Gebete, Gebete, Gläubigkeit vor aller Welt wird gewünscht. Die gibt es nicht bei Verne, nicht im Struwwelpeter und Münchhausen, nicht im Robinson und Lederstrumpf, — nicht in den allermeisten der Bücher, die unsre Kindheit geleiteten und unbefehdet waren. Aber Struwwelpeter und Münchhausen, Robinson und Lederstrumpf werden folgerichtigerweise bald wohl ebenfalls auf den Index kommen (sofern sich nicht irgendwie Vorsehung und Gebete passend einfügen lassen). Eine naturlose, augenaufschlagende Jugendliteratur wird noch üppiger in's Kraut schießen als bereits jetzt. Und es wird eine fromme, untadelige Jugend aufwachsen!

Mit Karl May und sanften Historien zwangsweise gesättigt!

„Das walte Gott!“ ..... (sagt der Patriarch).

Leopold Schwarzschild

Dr. Friedrich contra „März“

In den verbundenen Privatklagesachen Dr. Hans Friedrich, Schriftsteller in München,

gegen

Dr. Theodor Heuß, Redakteur in Heilbronn, und

Moriz Hauptmann, Studierenden der Kunstgeschichte in München,

wegen Beleidigung

schlossen die Parteien in der Hauptverhandlung vor dem Schöffengericht des K. Amtsgerichts München vom 19. Februar 1914 in Gegenwart:

1. des K. Oberlandesgerichtsrats Mayer,
2. der Schöffen:
   a) Piskorz, Julius, Hoffriseur,
   b) Amann, Wilhelm, Werkmstr.,
3. des st. Gerichtsschreibers Heß

folgenden

Vergleich:

I.

Herr Moriz Hauptmann hat in Heft 40 der Wochenschrift „März“ vom 4. Oktober 1913 einen Aufsatz „Der Töter Hodlers“ veröffentlicht,

Digitized by Google

worin über den Vertrieb der Broschüre „Hodler, die Schweiz und Deutschland" von Herrn Hans Friedrich durch die „Janus-Verlag G. m. b. H." Behauptungen aufgestellt waren, die diesen Vertrieb als nicht einwandfrei bezeichneten. Herr Moriz Hauptmann erklärt aber nunmehr hiemit, er habe sich durch die heute gepflogene Beweiserhebung überzeugt, daß der Vertrieb dieser Broschüre ein durchaus einwandfreier gewesen ist, weshalb er die dagegen seinerzeit gutgläubig erhobenen Vorwürfe als unbegründet zurücknehmen müsse.

II.

Herr Dr. Theodor Heuß als Chefredakteur des „März" schließt sich dieser Erklärung seinerseits an.

III.

Die Herren Beklagten übernehmen die Kosten.

IV.

Herr Dr. Theodor Heuß verpflichtet sich, diesen Vergleich im redaktionellen Teil des „März" innerhalb vierzehn Tagen zu veröffentlichen.

Der K. Oberlandesgerichtsrat.
gez. Mayer. gez. Heß.

Zur Beglaubigung:
Der st. Gerichtsschreiber:
Heß, Gerichtsassistent.

*

In der Glosse, die von Dr. Friedrich unter Anklage gestellt war, lag der entscheidende Nachdruck der Kritik natürlich nicht in der Auseinandersetzung über den buchhändlerischen Vertrieb der Anti-Hodlerschrift, sondern in der sachlichen Zurückweisung des Inhalts dieser Schrift. Dieser Teil war natürlich nie Gegenstand des Vergleichs; auch konnte der Verlauf der Gerichtsverhandlung nicht den Eindruck erschüttern, daß es unerwünscht sein muß, ästhetischen Diskussionen den Charakter des Sensationellen aufzuprägen.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Scheil'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt der Name „Matheus Müller" für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit.
Müller Extra

Digitized by Google

Magyarische Komödien

Von Engelbert Pernerstorfer,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

Schon einmal habe ich in diesen Blättern die Führer und Nutznießer der herrschenden Politik in Ungarn als politische Schmierenkomödianten bezeichnet. Das Ausland weiß noch immer viel zu wenig vom Wesen dieses Klüngels, was umso bedauerlicher ist, als die politischen Ereignisse in Ungarn von größter Bedeutung nicht nur für die dieses Land bewohnenden Völker, sondern auch für die große europäische Politik sind. Ist schon die innere und äußere Politik des Gesamtreiches ohne geschichtliches Augenmaß, so treibt die besondere ungarische Politik zu unausweichlichen Katastrophen.

Diese Politik hat zwei Wurzeln. Erstlich betrachtet die herrschende Schichte, die durch den bisher meist adeligen Großgrundbesitz gebildet wird, das Land als ihr unanfechtbares wirtschaftliches Ausbeutungsgebiet. Zweitens will sie die Vorherrschaft des magyarischen Volkes für alle Zukunft sicherstellen. Das nationale Interesse ist scheinbar das leitende. Wäre das aber wirklich der Fall, so würde die herrschende Schichte es mit Sorgfalt vermeiden, daß, wie es in den letzten Jahren in immer steigendem Maße geschieht, aus kernmagyarischen Gegenden große Massen auswandern. Das müßte vom nationalen Standpunkte umso mehr verhindert werden, als die magyarische Nation kaum die Hälfte der Bevölkerung Ungarns ausmacht. Die amtliche Statistik gibt zwar mehr als die Hälfte an. Aber als zur magyarischen Nation gehörig wird jeder gerechnet, der über die Kenntnis auch nur einiger magyarischer Phrasen verfügt. Von anderen Fälschungen ganz abgesehen. Es ist aber sehr zu zweifeln, ob die Zahl der wirklichen Magyaren mehr als ein Drittel der ungarischen

Digitized by Google

Bevölkerung ausmacht. Die aus den reinmagyarischen Bezirken Auswandernden gehören fast ausschließlich der Landarbeiterschaft an, die bei den von den Magnaten gezahlten Löhnen nicht mehr bestehen können und so genötigt sind, das Weite zu suchen. Sie gehen über See. Während die auch sehr stark auswandernden Slovaken zum großen Teil mit erspartem Geld wieder zurückkommen, bleiben die Magyaren ebenso regelmäßig in ihrer neuen Heimat. Denn jene sind Bauernsöhne, deren Landbesitz von den Zurückbleibenden betreut wird, diese sind landlose Landarbeiter.

So ist also auch der so oft gerühmte und bewunderte Nationalismus der herrschenden Klasse in Ungarn auch ein Schwindel. Es ist ihr nicht um das Schicksal ihrer Volksgenossen zu tun, es treibt sie vielmehr aus dem Lande. Aber ihre Herrschaft und die Herrschaft ihrer Sprache liegt ihnen am Herzen. Der rassenhaft-physisch so stark charakterisierte finnisch-ungarische Magyare geht fort und an seine Stelle tritt ein frisch gemachter Magyare, dessen rassenhafte Physis ausgesprochen deutsch, slavisch oder semitisch ist. So ist denn das magyarische Volk vielleicht das einzige auf der Erde, das sich nicht organisch, sondern unorganisch vermehrt. Das magyarische Volk wird größer und größer, nicht weil die magyarischen Mütter fleißig gebären, sondern weil die Kinder nichtmagyarischer Mütter zu ihm treten oder fälschlich ihm zugerechnet werden. So wird ein Steinhaufen größer, wenn immer mehr Steine auf ihn geworfen werden. Von innen heraus wächst er nicht.

Zwar ist im Jahre 1867 im Ausgleich die Erlassung eines Nationalitätengesetzes für Ungarn von der Krone gefordert worden und dieses Gesetz verbürgt den nichtmagyarischen Völkern ihre Nationalität und deren Pflege. Nur hat es dabei einen kleinen Haken. Dieses Gesetz ist nie durchgeführt worden und jede bisherige ungarische Regierung hat es einfach nicht beachtet. Gegen dieses Gesetz wurden die nichtmagyarischen Nationen in ihrer Entwicklung vom Staate nicht bloß nicht gefördert, sondern unmittelbar gehemmt. Es gibt in ganz Ungarn (Kroatien hat Aus-

Digitized by Google

nahmsrechte) keine nichtmagyarischen Volks-, Mittel- oder Hochschulen. Wenn trotzdem solche Volksschulen bestehen, so müssen sie von den nichtmagyarischen Nationen selbst erhalten werden, sei es als Gemeindeschulen oder als konfessionelle Schulen. Der Staat erhält alle magyarischen Volksschulen und alle von Andersnationalen besuchte Volksschulen, sofern sie die magyarische Unterrichtssprache einführen. Man kann sich vorstellen, was dabei herauskommt. Nimmt eine deutsche Gemeinde, die unter anderen deutschen Gemeinden liegt, die Bedingung der Regierung aus finanziellen Gründen an, so ist das Ergebnis, daß die Kinder weder deutsch noch magyarisch schulmäßig erlernen, also mehr oder weniger Analphabeten bleiben. Denn der eine magyarische Lehrer im reindeutschen Dorfe ist samt dem Schulunterricht nicht imstande, die heranwachsende Jugend zu germanisieren. Der Slave und der Rumäne widersteht der Entnationalisierung noch kräftiger. Es ist interessant genug, daß es den Magyaren bisher nicht gelungen ist, auch nur ein einziges slovakisches Dorf zu magyarisieren, daß aber die fleißigen Slovaken eine Reihe von magyarischen Dörfern durch Grundankäufe und Besiedlung slovakisiert haben.

Diese Unterdrückung der anderen Nationen dauert nun von 1867 bis heute. Sie hat zu grausamen Gewaltmaßregeln geführt. Man hat die Slovaken verfolgt unter dem Vorgeben, sie trieben panslavistische Agitationen und alle deutschnationalen Bestrebungen, die nur auf Erhaltung und Pflege der Muttersprache gerichtet waren und dabei immer die staatstreue Gesinnung der Deutschen betonten, wurden als alldeutsche Umtriebe gebrandmarkt.

Nun ist in der letzten Zeit entdeckt worden, daß die im nordöstlichen Winkel Ungarns lebenden Ruthenen, die an Galizien und die Bukowina angrenzen, in einer starken kirchlich-religiösen Bewegung begriffen sind. Die Ruthenen bilden den kleinsten Nationssplitter in Ungarn. Sie machen ungefähr eine halbe Million aus. Dem Religionsbekenntnis nach sind sie wohl fast ausnahmslos Angehörige der griechisch-unierten Kirche. Plötzlich

Digitized by Google

mehrten sich die Uebertritte zur orthodox-russischen Kirche so auffallend, daß man russischen Einfluß vermutete und auch fand. Darob eine Massenanklage wegen Hochverrats, die harte Verurteilungen zur Folge haben wird. Es ist aber klar, daß, selbst wenn Rußland seine Hand im Spiele hat, Erfolge nur deswegen erzielt werden konnten, weil diese Ruthenen zu den ärmsten und ausgebeutetsten Teilen der ungarischen Bevölkerung gehören. Ihre Armut hat einen äußerst tiefen Stand der Volksbildung zur Folge und macht sie zu geeigneten Elementen für die tollsten Einflüsterungen. Der Prozeß hat wochenlang gedauert, die Richter sind Magyaren, das Prozeßverfahren war echt magyarisch — man mußte auf alles gefaßt sein.

Hier bei den armen Ruthenen handelt es sich um Abschreckung. Eine eigentliche Gefahr besteht da wohl nicht. Doch mit Besorgnis sehen die Voraussichtigeren unter den magyarischen Politikern auf die Rumänen. Nun ist der Ministerpräsident Tisza wohl ein Gewaltmensch, aber nicht dumm. Hart anschließend an das Königreich Rumänien wohnen die ungarischen Rumänen in geschlossenem Gebiet, weit über drei Millionen. Oesterreich ist sehr auf die Freundschaft Rumäniens angewiesen. Die Zeitungen Rumäniens führen gegen Oesterreich eine höchst feindselige Sprache und zwar hauptsächlich wegen der nationalen Unterdrückung der Rumänen in Ungarn. So machte denn Tisza einen vor kurzem endgültig gescheiterten Versuch, mit den Rumänen eine Verständigung herbeizuführen. Die nationalen Forderungen der Rumänen waren wirklich sehr mäßig, Tisza mag wirklich in diesem Punkte die beste Absicht gehabt haben — aber die Verhandlungen scheiterten. Im guten werden die Magyaren nie zu belehren sein. Sie werden Notwendigkeiten erst dann anerkennen, wenn sie Wirklichkeiten geworden sind. Ihr Hochmut ist unbeschreiblich und für einen Nichtösterreicher ganz unverständlich.

Während der Verhandlungen mit den Rumänen stellte Tisza die Deutschen in Ungarn als die eigentlichen Musterknaben für die nichtmagyarischen Nationen hin. Sie seien zwar Deutsche,

Digitized by Google

hätten sich aber in den magyarischen Staat schon völlig eingefügt. Sie seien gute Ungarn. Da er magyarisch sprach, sagte er natürlich: gute Magyaren. Denn der „Ungar" heißt eben im Magyarischen „Magyar". Das ist natürlich ein Unsinn, der aber gar nicht zu umgehen ist. Aber auch mit dieser Behauptung hat Tisza nur wieder gezeigt, daß er, wie alle magyarischen Politiker, ein Komödiant ist. Seine Bemerkung hat einen gewissen Sinn, wenn man bloß an die Siebenbürger Sachsen denkt. Sie sind zwar von den ungarischen Regierungen fast aller ihnen feierlich zugesicherten nationalen Rechte schamlos beraubt worden, haben es zwar versucht, sich zu wehren und bei der Krone Schutz zu suchen, mußten aber schließlich nachgeben und sind seitdem in jeder Regierungsmehrheit im Parlamente. Dieses ihr Verhalten ist gerade kein Ruhmesblatt in ihrer sonst so glanzvollen Geschichte. Aber sie blicken trübe in die Zukunft und jede Generation halbwegs gesicherter nationaler Existenz erscheint ihnen schon als Glück und Gnade. Daß sie heute so still und bescheiden auftreten müssen, haben sie selbst verschuldet. Hätten sie nicht seit langer, langer Zeit das Zweikindersystem, so wäre heute Siebenbürgen ein deutsches Land.

Aber für alle Deutschen in Ungarn gilt das Wort Tiszas nicht. Vor allem nicht von den Schwaben im Süden. Vor hundertfünfzig Jahren wurden sie als Siedler berufen, kamen in der Zahl von 40 000 und haben sich bis heute verfünfzehnfacht. Sie waren ruhige Bauern und betätigten sich politisch nicht. Aber sie sind national aufgewacht und werden nicht mehr einschlafen.

Wären die Magyaren vernünftigen Erwägungen zugänglich, so müßten sie sich sagen, daß ihre unnatürliche Vorherrschaft nicht aufrecht zu erhalten ist, daß es für sie nur eine Möglichkeit gäbe, im Verein und im gleichberechtigten Bunde mit den Deutschen und Rumänen einen starken Damm zwischen das nördliche und südliche Slaventum zu legen. Diesen Damm zu überfluten wäre den Slaven schwer möglich. Er reichte vom Schwarzen

Digitized by Google

Meer bis an die Leitha und stützte sich hier auf sicheren deutschen Boden.

Die herrschende Klasse der Magyaren hat diese Einsicht. Vielleicht hat sie das magyarische Volk, das bisher noch gar nicht zu Worte gekommen ist.

Bushido

Von Max R. Funke

Man schlägt sich jetzt gelegentlich in Tokio, und das erboste Volk verlangt die Demission der Regierung. Es war bekannt geworden, daß eine deutsche Schiffswerft Beamten und Offizieren zur Erlangung einiger Baukonzessionen von Kriegsschiffen zahlreiche Checks auf eine Bank in Tokio zusenden ließ. Wo ist der wunderbare „Bushido" hingekommen?

Im letzten Krieg in der Mandschurei war die europäische Presse voll von diesem Fabelwesen. Wenn die Japaner Port-Arthur erobert und bei Mukden gesiegt haben, so wurden diese Erfolge wunderbarerweise dem Bushido, dem heroischen Moralkodex, zugeschrieben, welcher einen jeden in den Kampf ziehenden Soldaten in einen Ritter ohne Furcht und ohne Vorwurf verwandelt. Noch beherrscht dieser alte Kult das ganze Land, noch bestimmt der Bushido jede Handlung des Lebens, und obwohl in Japan eine bürgerliche Gesetzgebung vorhanden ist, wird sich der Japaner hüten, dieselbe gegen den Beschluß des Bushido anzurufen, lieber greift er zum Selbstmord.

Dem Fremden muß die moderne japanische Politik wie ein hoffnungsloses Wirrsal erscheinen. Das moderne Japan von den Fesseln des feudalen Gesetzes befreit, behielt dennoch die soziale Struktur, sein altes Aussehen, welches den Abendländer entzückt und bezaubert. Ihm erscheint Japan als das wunder-

Digitized by Google

bare, das schöne, das groteske und das geheimnisvolle Land. Und dieses Wunder aller Wunder blieb unverstanden, — unverstanden von den meisten Okzidentalen bis auf den heutigen Tag.

Noch bevor der russische Krieg zu Ende ging, wurde Tokio von recht unliebsamen Skandalen entwürdigt. Infolge des Krieges haben sich mehrere Lieferanten militärischer Effekten ziemlich rasch große Vermögen erworben, die nach japanischer Auffassung im Einklang mit dem Pflichtgefühl nicht zu bringen sind, denn diese Schmauser, die sich vom öffentlichen Unglück mästeten, wurden heftig kommentiert. Diese Beschuldigung und Drohungen von 1906 zeigten nur den Volksaufstand von 1914 an.

Jahrhunderte lang blieb Japan unter der Herrschaft der geistlichen und militärischen Aristokratie. Dann folgten in sehr kurzen Zwischenräumen zwei soziale Revolutionen der merkwürdigsten Art, nämlich die Unterdrückung der militärischen Klasse — Samurai — und die Ersetzung der aristokratischen Armee durch eine plebejische, die rasche Bildung eines neuen Bürgerstandes, die industrielle Expansion, der Aufstieg einer neuen Geldaristokratie und die Heranziehung einer Volksvertretung zur Gesetzgebung. In Alt-Japan, d. i. das Japan noch vor 40 Jahren, hatte es nie eine wohlhabende, mächtige Mittelklasse gegeben wie in Europa, ja Japan hatte vor 40 Jahren nicht einmal jene Stufe der industriellen Entwicklung erreicht, wo die ersten politischen Kämpfe zwischen Reich und Arm geführt werden. 1904 zählte man 8836 große Fabriken in Japan und 1907 schon 10938. Der japanische Auslandshandel von 1868 wies nur 26 Millionen Yen (1 Yen = 2 ℳ) auf; 1900 bereits 491 Millionen und 1908 gar 814 Millionen Yen. Noch vor 40 Jahren war die Klasse der Kaufleute auf die unterste Staffel der Gesellschaftsleiter herabgedrückt, selbst unter jene, die in höher entwickelten Gemeinwesen der Gnade der Geldmacht am meisten preisgegeben ist, nämlich die Klasse der Bauern. Jetzt verdrängen jedoch diese freigewordenen und privilegierten kommerziellen Klassen unaufhaltsam die herrschenden aristokratischen Klassen aus ihrer Macht und erlangen ein außerordentliches Ueber-

Digitized by Google

gewicht. Aus dieser Verschiebung der Verhältnisse entwickelt sich eine neue Form: das soziale Elend, welches Japan bisher nie gekannt hat. Man vergegenwärtige sich, daß Tokio allein augenblicklich 150 000 Arme zählt, die nicht imstande sind, ihre jährliche Zuständigkeitssteuer von nur 20 Sen (= 40 ₰) zu zahlen. Eine solche Not hat es in Japan, bevor sich der Reichtum in den Händen einer Minorität konzentrierte, nie gegeben.

In Japan werden die höchsten Leistungen im Verhältnis zu ihrem Wert nicht höher bezahlt, als die geringfügigsten, d. h. die unersetzlichsten Dienste werden nicht besser entlohnt, als jene, welche am leichtesten zu ersetzen sind. Gleichviel ob man nun in der Marine, der Armee, der Justizverwaltung, im Unterrichts- oder Verkehrswesen oder im Handwerk beschäftigt ist. Die Entlohnung steht zu den Fähigkeiten in gar keinem Verhältnis. Ein General empfängt 1000 ℳ Monatsgehalt, ein Richter 100—800 ℳ, der bestbezahlte Professor an der kaiserlichen Universität 200 ℳ; die Polizeibeamten werden mit 20—30 ℳ monatlich honoriert, ein Schullehrer mit 7—19 ℳ, und die Postbeamten erhalten noch weniger. Diese Gehälter sind 1890 festgelegt worden, zu einer Zeit, wo es noch keine Goldwährung gab, wo man für 6—8 ℳ monatlich ein ganzes Haus mieten konnte, wofür man heute selbst für das kleinste mindestens 40 ℳ zahlen muß. Dabei sind auch die Nahrungsmittelpreise rapid gestiegen, man spricht in der Zeit von 1896—1899 um 42%, und von 1900—1912 um 70%. Die Mietpreise haben sich verfünffacht, für die Armen sogar versiebenfacht. Die konstant zunehmende Verteuerung des Lebensunterhaltes lastet schwer auf Personen, die ein kleines Einkommen haben, besonders auf all den kleinen Beamten. Trotz der teueren Zeiten fehlt es den teueren Theatern nicht an Besuchern einer Klasse, die bis jetzt unbekannt war — eine höhere Mittelklasse von nouveaux riches, für die die altjapanische Gesellschaft keinen Platz gehabt haben würde.

Schon fängt der Sozialismus an in Japan Wurzeln zu schlagen. Statt der alten freundlichen Beziehungen zwischen Meister und

Digitized by Google

Arbeitern entwickeln sich alle Greuel der Fabrikproduktion. Ja dieses Fabrikelend hat auch Frauen und Kinder in seinen Bann eingezogen. Und hier zeigt sich am schlagendsten die Umwandlung in der Gesinnung eines Volkes, das einst wegen seiner Güte berühmt war, seiner Güte selbst gegen Tiere und Pflanzen. Nichts hat die Regierung getan, um die Not der ärmsten Arbeiter, deren Zahl weit über eine Million betragen soll, zu lindern. Und wenn die Armut und die Teuerung so zunehmen sollte, daß die Frage wie die Gefahr des Verhungerns abzuwenden sei, für Millionen brennend würde, könnte selbst diese langmütige Geduld, die der Japaner hat, versagen. Wenn dann der primitive Mensch findet, daß der moralische Mensch ihn ins Tal der Todesschatten gebracht hat, wird er sich dann nicht aufraffen und mit dem Mute der Verzweiflung für sein Daseinsrecht kämpfen?

Die Salvarsanfrage

Von Dr med. Wilhelm Struve-Kiel, Mitglied des Reichstags

In den letzten Wochen bringen Tagesblätter und Zeitschriften Notizen oder Artikel gegen Salvarsan. Namentlich machen Ausführungen des Berliner Polizeiarztes Dr. Dreuw unter dem Titel „Die Wahrheit über Salvarsan" die Runde durch die ganze Presse. Dr. Dreuw ist ebenso von der Unwirksamkeit dieser Erfindung von Excellenz Ehrlich wie von ihrer Schädlichkeit überzeugt und er fordert daher ein Verbot des Mittels, zum mindesten eine Herstellung nur durch den Staat und eine Abgabe nur in Dosen, die ungefähr vierzigmal kleiner sind als die jetzt üblichen. Er ist ein so konsequenter Gegner des „606", daß er es nicht ein einziges Mal in seiner Praxis angewandt hat: seine Erfahrungen schöpft er aus seiner Tätigkeit als Polizeiarzt. Er sieht jede Woche an einem großen Material die Wirkungen der Salvarsan-Behandlung an den Berliner Prostituierten. Außer seinen Veröffentlichungen in der Tagespresse hat er dem Reichsgesundheitsamt eine Denkschrift überreicht „weil er es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren konnte, daß die öffentliche Meinung über ein für die Gesundheit so gefährliches Mittel nicht richtig orientiert ist."

Digitized by Google

Das Kaiserliche Gesundheitsamt hat die Eingabe von Dr. Dreuw pflichtgemäß zur Kenntnis genommen — wie es das auch mit jeder anderen Zuschrift macht — hat sich aber bis zum heutigen Tage nicht veranlaßt gesehen, irgendwie die Behauptungen des Herrn Dreuw tragisch zu nehmen und Vorschriften über die Anwendung oder über eine Verkehrsbeschränkung — Einführung einer Maximaldosis — oder irgend etwas Anderes gegen das Salvarsan zu veranlassen. Das habe ich durch eine direkte Anfrage im Reichsgesundheitsamt erfahren und ich kann diese Stellungnahme wohl verstehen. Auch in der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses erklärte der Minister, die amtlichen Stellen hätten mit den Publikationen gegen das Salvarsan nichts zu tun.

Dr. Dreuw nimmt seinen Kampf sehr ernst, er wird ihn auch weiter führen, wenn er ganz allein steht, das weiß ich von ihm selbst. Aber er freut sich bei jeder Unterstützung. Die hat er erhalten durch ein Buch von Dr. Mentberger-Straßburg, auf das ich später noch zurückkomme. Sofort aber soll protestiert werden gegen die Angriffe auf die persönliche Ehrenhaftigkeit von Excellenz Ehrlich.

Auch nicht den Schatten eines Beweises können meines Erachtens die Gegner dafür anführen, daß Geheimrat Ehrlich 1910 nur dann, wenn er von den Aerzten gute Berichte über die Wirkung des Salvarsans bekommen habe, ihnen neues Material gesandt habe, bei Eingang ungünstiger Erfahrungen aber weitere Proben verweigert hätte. Tatsache ist, daß alle Herren, die offizielle Stellungen hatten oder sonst wissenschaftlich bekannt waren, immer wieder 606 erhalten haben, einerlei wie sie geantwortet haben — sogar wenn sie manchmal überhaupt nicht berichteten. Weder von einer Bevorzugung der „Freunde" Ehrlichs kann die Rede sein, noch von einem „Monopol." In Berlin allein haben über fünfzig Aerzte Versuchsmengen erhalten.

Solche unerhörten Vorwürfe richten sich selbst und ihre Verbreiter.

Was die Todesfälle nach Salvarsan angeht, so ist zuzugeben, daß solche vorgekommen sind. Dr. Dreuw spricht von 274, die in der Literatur veröffentlicht sind und fügt die ungeheuerliche Behauptung an: „Die Zahl der Todesfälle könne auf das Zehnfache angenommen werden, wenn schon so viele Fälle in der medizinischen Literatur niedergelegt seien!" Mit diesem Ausspruch nützt er weder sich noch der deutschen Medizin. Außerdem zitiert er Professor Gauschter: Das Salvarsan hätte schon mehr Todesfälle verschuldet als die Syphilis, „denn man stürbe nicht an frischer Syphilis." Schiefer kann doch nicht geurteilt werden!

Weiß Herr Dreuw nicht, daß jedes Jahr Tausende unserer Volksgenossen an ungeheilter Syphilis, an Paralyse, an Rückenmarksschwindsucht, an Herz- und Blutgefäßerkrankungen zu Grunde gehen? Daß die Syphilis jährlich viel mehr Opfer kostet als Pocken und Cholera! Daß das Siechtum dieser

Digitized by Google

Kranken das elendste ist, das man sich nur denken kann, daß wir einen großen Teil unserer Irrenanstalten frei von Insassen hätten, wenn wir diese Ursache ausschalten könnten! Lohnt es sich nicht, um diese Massensterblichkeit zu verhüten, Gefahren für den Einzelnen in den Kauf zu nehmen, Gefahren, die viel geringer sind als die bei jedem größeren chirurgischen Eingriff? Denn die Zahl 274 ist auch irreführend. Sie stammt ebenfalls von Mentberger. Mit einem wahren Bienenfleiß ist dort zusammengesucht, was man nur irgendwie dem Salvarsan zu Last legen kann. Wie unwissenschaftlich aber Herr Mentberger vorgegangen ist, ersehe ich aus einer Kritik in den Therapeutischen Monatsheften, Heft 2, Februar 1914, in der es heißt: Mentberger stellt 274 Todesfälle zusammen, die er nicht nur ausdrücklich als „Todesfälle nach Salvarsan" bezeichnet, sondern auch noch ausdrücklich samt und sonders mit der Salvarsanbehandlung in Beziehung gebracht sehen will. Darunter befindet sich neben vielen ähnlichen der folgende:

224. Fall Czerny. 61jähriger Kaufmann mit Mastdarmkrebs erhielt 0,6 gr EH. intramuskulär. Gute Beeinflussung, starb an Krebsmetastasen 5 Monate später.

Solche Art von Statistik spricht für sich selbst, ebenso der Umstand, daß Mentberger den „Wasserfehler" ausdrücklich vollkommen ins Reich der Fabel verweist. Dr. Dreuw seinerseits erwähnt: Lähmungen des Sehnerven, Erblindungen, Ertaubungen usw. „Diese Fälle seien so zahlreich, daß es unmöglich ist, sie einzeln aufzuzählen." „Wer gibt den Erblindeten ihr Gesicht wieder, wer den Tauben ihr Gehör?"

Hierzu ist zu bemerken, ich folge der Autorität von Geheimrat Neisser-Breslau, es ist bisher noch nicht eine einzige beglaubigte Erblindung, die auf Salvarsan zurückzuführen wäre, bekannt geworden. Ertaubungen sind reichlich beobachtet, nur hat Dr. Dreuw vergessen, daß mit Sicherheit festgestellt ist, daß diese Ertaubungen Erscheinungen der Syphilis sind und daß man sie mit Sicherheit durch das Salvarsan selbst heilen kann.

Was will nun Dr. Dreuw? Am liebsten ein Verbot der Herstellung von Salvarsan, auf jeden Fall aber eine Verwendung nur in Mengen, die die bisherige Maximaldosis von Arsen nicht übersteigen. Also anstatt daß jetzt 0,4 gr gegeben wird, sollen nur 5 Milligramm auf einmal eingeflößt werden.

Mit diesem Vorschlage zeigt er, daß er von den ganzen Motiven der Salvarsanbehandlung unberührt geblieben ist. Solche minimalen Mengen würden in keiner Weise heilen, die Syphiliserreger nur reizen und die schwersten Folgeerscheinungen, Neurorezidive usw. heraufbeschwören.

Was sagen nun die Männer, die die Syphilis und ihre Behandlung aus eigener Praxis kennen? Zunächst zwei Franzosen. In der Presse médicale

Digitized by Google

No. 11, Februar 1914, finde ich folgende Worte von Professor Jeanselme, Hospital Broca, Paris: „Aus meiner Statistik geht hervor, daß alle Personen, denen ich vor Ausbruch der sekundären Erscheinungen eine genügende Anzahl Einspritzungen mit „606" machte, noch heute frei von Erscheinungen sind nach einer Beobachtungsdauer von 2½ Jahren und länger. Diese Personen betrachte ich als geheilt." Es folgen die klinischen Gründe für diese Behauptung. „Alle schwangeren Frauen an frischer Syphilis erkrankt und mit „606" behandelt, sind niedergekommen mit fast oder ganz ausgetragenen und lebenden Kindern." Die Behandlung mit Quecksilber gibt unendlich weniger günstige Resultate."

Sein Fachgenosse, Professor Hudelo meint: Ich habe in länger als 3 Jahren mehr als 1200 Kranke mit Salvarsan behandelt: er hält Salvarsan für ein „wunderbares Reinigungsmittel", geeignet die frische Syphilis in einigen Wochen zu unterdrücken und daher besonders sozial zu wirken, d. h. neue Ansteckungen zu verhindern.

Ein Blick auf größere medizinische Veranstaltungen der letzten Zeit!

Die Dermatologische Sektion des Londoner Internationalen Kongresses im Sommer 1913 hat sich mit Entschiedenheit für Salvarsan erklärt. Auch auf der Naturforscherversammlung in Wien ist keine einzige Stimme gegen Ehrlich oder sein Mittel laut geworden. Im Januar war der Kongreß der Italienischen Dermatologen in Rom. Das Ergebnis? Ehrlich wurde zum Ehrenmitglied ernannt.

Darf ich einige deutsche Forscher zitieren? Professor Herxheimer-Frankfurt am Main muß ich leider übergehen: Die Kritik sagt ja schon, daß dort der „genius loci" zu mächtig wirkt. Aber ich habe selbst Herxheimers ausgezeichnete Erfolge gesehen. Aber was sagt Geheimrat Neisser-Breslau? Dessen letztes Urteil: 22. Februar 1914 lautet: „Das Salvarsan ist von der ausgezeichnetsten Heilkraft gegen die Syphilis und kann Heilerfolge herbeiführen, die wir früher mit Quecksilber nicht erreichen konnten. Ich darf mir darüber ein Urteil erlauben, da ich sicherlich zu denen gehöre, die 20 Jahre lang intensiver, wie wohl alle meine Fachkollegen, die Quecksilberbehandlung durchgeführt haben. Und doch sind jetzt die Resultate nach jeder Richtung hin glänzender. Wenn wir trotzdem Salvarsan in Kombination mit Quecksilber anwenden, so geschieht das nicht deshalb, weil Salvarsan nicht auch alleine die Syphilis heilt, sondern weil wir uns als Aerzte für verpflichtet halten, jede Möglichkeit, dem Kranken zu helfen, auszunützen."

Professor Hoffmann-Bonn urteilt: „im Salvarsan haben wir ein ausgezeichnet wirksames Spezifikum, das Jod und Quecksilber übertrifft und in allen Stadien der Syphilis Erfolg hat. Die Heilungen: 94—100% bei primärer Syphilis,

Digitized by Google

83% bei sekundärer, bei tertiärer 60%. Heilung nennt Professor Hoffmann völliges Fehlen von Krankheitserscheinungen und dauernd negativer Wassermann, also auch keine Blutreaktion in einer Zeit bis zu drei Jahren. Er bedauert nur die mangelnde Ausbildung der Medizinstudierenden bei uns in Haut- und Geschlechtskrankheiten: das sei das größte Hindernis für die wirksame Bekämpfung dieser Volksseuchen. Er hat mit diesem Hinweis leider nur zu sehr Recht. Hier hat Preußen viel, viel nachzuholen.

Professor Scholtz-Königsberg schreibt in seiner neuesten Publikation: Das Salvarsan kann schon heute als das Antisyphilitikum par excellence betrachtet werden. Nach unsern bisherigen Beobachtungen scheint in der Tat durch eine Behandlung mit Salvarsan und mit Quecksilber bei primärer und frischer sekundärer Lues in der großen Mehrzahl der Fälle eine vollständige, fast sofortige Heilung der Krankheit erzielt zu werden.

Darf ich zum Schluß noch unsere Erfahrungen aus Kiel anführen. Kiel ist eine Stadt, in der die Syphilis heute wie früher aus mancherlei Gründen verbreiteter als in anderen Orten ist. Der berühmte Kieler Altmeister — Esmarch — prägte uns immer wieder ein: wenn Sie etwas nicht gleich diagnostizieren können, denken Sie zuerst und dann immer wieder an Syphilis. Der Leiter unserer Universitätsklinik für Geschlechtskrankheiten Professor Klingmüller hat mir seine Ansicht freundlicher Weise am 24. Februar 1914 wie folgt zur Verfügung gestellt: Salvarsan ist für die Behandlung der Syphilis in allen Stadien ein unersetzliches Mittel geworden. Besonders ist seine Wirkung unschätzbar bei der Behandlung der frischen Syphilis, welche wir jetzt sicherlich in einer Reihe von Fällen durch kombinierte Behandlung in wenigen Wochen und zwar besser als mit Quecksilber allein heilen können. Da man bei einer so außerordentlich chronischen Krankheit, wie es die Syphilis ist, selbstverständlich alles tun muß, um den Kranken heilen zu können, wird heute fast jeder Kranke außer mit Salvarsan auch mit dem anderen bewährten Mittel, mit Quecksilber, behandelt.

Die Nebenwirkungen des Salvarsans können bei vorsichtiger Anwendung fast ganz vermieden werden. Die unangenehmen Zufälle waren in der ersten Zeit häufig, wo man die Dosis des Mittels noch nicht genügend kannte und es gegen unheilbare oder komplizierte Fälle von Syphilis anwandte.

Wir haben in der Kieler Hautklinik im Ganzen 2500 Fälle behandelt mit weit über 10 000 einzelnen Anwendungen des Salvarsans. Nur in einem Fall aus der ersten Zeit können wir für den traurigen Ausgang das Salvarsan allein verantwortlich machen. Aber gerade auch dieser Fall, so traurig er ist, hat uns gelehrt, daß man bei geschärfter Vorsicht solchen Ausgang vermeiden kann. (Gekürzt wiedergegeben).

Digitized by Google

Ueber eine große persönliche Erfahrung verfügt auch der Marineoberstabsarzt Dr. Gennerich, der die venerische Station in unserm Marinelazarett Kiel leitet. Er hat über 1200 Patienten mit Salvarsan behandelt. Sein Resultat: 95% Dauerheilungen. Das soll sagen: auch bei sogenannter Provokationsbehandlung keine Krankheitserscheinungen, keine Veränderungen des Blutes (Wassermann'sche Reaktion) und nachgewiesen normale Rückenmarksflüssigkeit. Außerdem verfügt Gennerich über 17 sichere Fälle von erneuter, von zweitmaliger Ansteckung mit Syphilis. Diese Reinfektion gilt ja bis heute — trauriger Weise — als der theoretisch sicherste Beweis der Heilung der zuerst erworbenen Syphilis. Auf seine eingehende und meines Erachtens vernichtende Kritik des Mentberger'schen Buches kann ich hier leider nicht eingehen: warten wir zunächst die Antwort aus Straßburg ab.

Wenn ich meine eigene Praxis erwähnen darf, so verfüge ich als Privatarzt über keine hohen Patientenzahlen, aber über das angenehme Bewußtsein, vielen geholfen und niemandem geschadet zu haben. Ich habe bis heute auch noch nicht den geringsten Zufall bei der Salvarsanbehandlung erlebt. Alle Patienten haben das Mittel anstandslos ertragen; in keinem Falle hat es versagt.

Je länger und intensiver jemand mit Salvarsan behandelt — so ist auch das Urteil unserer besten Kenner — um so mehr sieht er, daß ein abschließendes Urteil über die zweckentsprechendste Methode und Dosierung sehr schwer ist. Die Leistungsfähigkeit des Mittels in den einzelnen Stadien der Krankheit ist verschieden, die Aufgabe stets die gleiche: bei möglichst hohem therapeutischem Effekt alle Schädigungen zu vermeiden.

Zu vermeiden sind aber die Schädigungen, die leider in der ersten Zeit der Anwendung vorgekommen sind, die auf Zersetzung des Salvarsans oder auf Ueberdosierung beruhen. Das Mittel muß stets *frisch* zubereitet gegeben werden, der Arzt muß alle Phasen der Vorbereitung selbst machen, das Wasser muß stets frisch destilliert sein, die gläsernen Gefäße von bester Qualität, die Asepsis wie bei einer ernsten chirurgischen Operation.

Die Infusion selbst langsam und mit gelindem Druck, die Anfangsdosis immer klein.

Excellenz Ehrlich hat selber, das habe ich manchmal von ihm gehört, die mit Salvarsan verbundenen Nachteile stets laut und energisch betont — auch wenn alle Praktiker noch so sehr dankten und lobten. Alle Arbeiten Ehrlichs berücksichtigen vorzugsweise diesen Punkt. Immer hat ihn dabei das Bestreben geleitet, die Ursachen der Schädigung aufzufinden und sie dadurch vermeidbar zu machen. Welche Aufregung, als man zunächst von den Neurorezidiven hörte; nun wissen wir, daß sie nur Folgen einer ungenügenden Behandlung sind,

Digitized by Google

daß sie nicht mehr in Betracht kommen, wenn man in der Frühperiode der Sekundärsyphilis eine intensive Behandlung mit Gründlichkeit und Ausdauer einschlägt. Zur Salvarsanbehandlung gehören allerdings Kenntnisse, gehört andauerndes Studium, eine gute Beobachtung und ein erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl. Dann aber ist kein Mittel so geeignet, Vertrauen zwischen Arzt und Patient zu säen wie dies: die gesunden Kinder danken noch mehr als Vater und Mutter.

Der Satyr

Von Graf Alexej N. Tolstoj

I.

Im September, mitten im Altweibersommer, legte sich plötzlich auf Petersburg ein dichter Nebel.

Der Nebel kam vom Hafen herangerückt, wälzte sich über die Dächer, legte sich auf die Straßen, wo die schon seit Vormittag brennenden Laternen wie Phosphoreier schimmerten; es war dunkel und wiederum nicht dunkel, doch die Häuser konnte man nicht mehr sehen; auf den trockenen Trottoirs hallten Schritte, gegen die Pflastersteine schlugen hie und da Pferdehufe, und vor der Nase eines zurücktaumelnden Vorübergehenden tauchte ein Pferdekopf auf, bald darauf der ganze Körper und verschwand sofort wieder im Vorbeifahren.

Im Stadtteil der Wassilij-Insel, wo während der Dämmerung die eine Häuserfront wie ein Wald erscheint, und ein Baum hinter einem Zaune wie ein Schutzmann, der sich auf dem Kopf einen ganzen Wagen Zweige aufgepflanzt hat, hier ist es während solcher Augenblicke auf den hinteren Straßen ganz leer.

Im Nebel kann man auf der leeren Straße leicht auf einen betrunkenen oder auf einen zudringlichen Gesellen stoßen, und daher ging Ljuba Molina sehr eilig mit hastigen Schritten; doch blieb sie plötzlich stehen, als sie hinter sich Schritte hörte, sie zog die Augenbrauen zusammen und hielt sich an den Zaun (deren gibt's noch in diesen Gegenden viele) und hier nun vollzog sich

Digitized by Google

ihre erste Begegnung mit dem Mann, von dem am nächsten Tage ganz Petersburg, von Neugierde gepackt, sprach; und die zur Wintersaison zurückgekehrten Damen wurden von Ahnungen gequält ....

Kaum hatte sich Ljuba dem Zaun genähert, als aus dem Nebel vor sie ein Mann mittlerer Größe, noch lebhaft vom schnellen Gehen, trat, sich hastig umdrehte und, seinen kräftigen Hals dehnend, Ljuba mit den Augen zu verzehren begann.

Der Kopf des Menschen war merkwürdig, — gleichfalls kräftig mit einer widderartigen, gewölbten Stirn (der steife Hut saß ihm knapp auf dem Kopfe), die Nase nach oben strebend, die Gesichtshaut rosig und der spitze Bart rötlich gelockt, der Schnurrbart bedeckte sehr schöne Lippen und die länglichen Augen waren derart, daß, wollte er sie weit öffnen, man in der feuchten Bläue zu ertrinken wähnte.

Ljuba hatte dies alles sofort erspäht, senkte ärgerlich die Lider und, mit der schmalen Schulter zuckend, wandte sie sich ab, um weiterzugehen. Der Fremde sprang zur Seite, zog den Kopf in die Schultern und fauchte wie ein Kater.

Und er hatte auch Grund zu fauchen: Ljuba Molina galt im ganzen Stadtteil der Insel als „süßes Kind". Sie war klein und brünett, die Haare trug sie als Schnecken auf den Ohren, die Unterlippe war etwas schnippisch vorgeschoben, und die schwarzen Augen leuchteten Funken.

Und sie verstand es, so mit ihren Kavalieren umzuspringen, daß mehr als ein Angestellter zu trinken begann, um am nächsten Morgen allerlei Unsinn in die Kontorbücher einzutragen; die Kommis vom Andrejew-Markt traktierten einander mit Grobheiten, und sogar ein Duell hatte einmal ihretwegen stattgefunden; nur wußte man nicht recht, was für eins, ob es ein Faustkampf oder ein Pistolenduell war.

Doch ihre schnippische Lippe täuschte nicht: nicht von Kommis träumte Ljuba Molina. In schlaflosen Nächten schwärmte sie von Automobilen, von Besprechungen in der Zeitung und von

Digitized by Google

ihrem Bild, das bei der Mrozowska auf dem Newski ausgestellt wäre. Aber vorläufig tröstete sie sich mit armen Studenten, und im Augenblick eilte sie zu einem Stelldichein, das ihr ein neuer Verehrer gegeben hatte; und da kam ihr der Fremde gerade in die Quere.

Ljuba zuckte mit den Achseln, trippelte über die Straße auf die andere Seite und verschwand in einem Papiergeschäft, wo Ansichtskarten aushingen. Als sie wieder herauskam, mit einer Postkarte in der Hand, wartete der Fremde bereits an der Türe und war ihr wieder auf den Fersen ....

Obwohl Ljuba diesen gelinden Schreck beim Verfolgtwerden liebte: wenn ein vor Lüsternheit toll gewordenes Mannsbild hinterherläuft, und gleichsam Elektrizität den Rücken entlang kribbelt, und das Herz in der Erwartung bald lospocht und bald stehen bleibt (man kann ja jeden Augenblick angepackt werden) —, doch war sie heute nicht aufgelegt: sie hatte sich fast um eine Stunde verspätet, und als sie den großen Prospekt durchschnitt, überholte sie der Fremde und verstellte ihr den Weg. Da stieß ihn Ljuba zur Seite, setzte sich in eine Droschke und rief dem Kutscher zu:

„Nun los, nun los; Esel ....

Der Kutscher fuhr darauf los, doch bald begann er, wie so üblich, nachzulassen und trottete daher, während er etwas vom Nebel brummte ....

Ljuba knüllte die Postkarte in der Hand .... Plötzlich fühlte sie auf der Backe einen heißen Atem, sie wandte sich um — hinten hatte sich der Fremde angehängt, sein Mund hatte sich breit gezogen, mit den Winkeln nach oben, die Backen traten wie Aepfel hervor, mit den Armen hatte er Ljuba an sich gepreßt, wühlte sich mit dem Mund in ihre Lippen hinein und küßte sie, ohne zu atmen ....

Ljuba hob die Hände hoch, wollte losschreien, konnte es jedoch nicht, während der Fremde sie losließ, wieder absprang und im Nebel verschwand ....

Ljuba schrie nun endlich doch auf, dann zog sie das Taschentuch, hielt es vor den Mund und begann verschmitzt zu lachen.

Digitized by Google

II.

Ljuba Molina kehrte um 6 Uhr nach Hause zurück. Sie erklomm die höchste Etage dieses vielstöckigen Hauses, wobei sie zwischendurch sich hinsetzte, so ermüdet war sie.

Die Taschen ihres Pelzjacketts waren voller Konfekt, in der Muff lagen warme Apfelsinen, und auf den Lippen fühlte sie noch immer den Geschmack von Tabak, Wein und Schnurrbart.

Als sie auf dem vierten Stock ausruhte, blickte Ljuba durch das farbige Fenster, das von der Dämmerung getrübt war, in ihrem Innern sah es leer aus und fast ebenso zerknüllt, wie ihr Kleid, ihr Leib und ihre Wäsche. Sie hatte nur noch das Bedürfnis zu liegen und dem Geräusch in den Ohren zu lauschen — diesem Geräusch, das aus der Tiefe des Hofes heraufdringt, wenn unten ein Leierkasten spielt, und wenn einem dann so traurig und so süß ums Herz wird.

Plötzlich hörte sie auf der Treppe hastige Schritte, und an ihr vorbei stürmte, immer zwei Stufen überspringend, der Fremde. Ljuba verdeckte hastig das Gesicht hinter die Muff.

Der Fremde klingelte oben, sie konnte nur nicht unterscheiden wo, denn in der oberen Etage gab es vier Türen.

„Er ist einfach verrückt", dachte Ljuba, und sie hörte, wie der Fremde mit klarer Stimme hastig fragte:

„Verzeihen Sie, ich habe die Telephonnummer vergessen; sehen Sie, ich habe es sehr eilig, unten wartet eine Dame .... Danke sehr, ich werde es auch so behalten."

Und nun stürzte er wieder in seinem aufgeknöpften, karrierten Paletot noch hastiger an Ljuba vorbei — machte plötzlich Halt, und nach dem Geländer greifend, wandte er sich um, blickte sie an und verschwand wieder.

III.

Ljuba betrat endlich ihr Zimmer, das niedrig und einfenstrig war und mit rosa geblümten Tapeten beklebt; sie zog das Konfekt aus der Tasche, legte das Jackett ab; dann knöpfte sie ihr Woll-

Digitized by Google

kleid auf, reckte sich im Korsett und, nachdem sie die Lampe angesteckt hatte, nahm sie einen Flanell-Morgenrock um und legte sich aufs Sopha, um in die Betrachtung ihrer Schuhspitzen zu versinken.

„Wo mochte er nach der Telephonnummer gefragt haben", dachte sie und langte nach dem runden Tischchen, auf dem ihr Konfekt lag, und mit zusammengekniffenen Augen nahm sie sich einen Band dekadenter Gedichte vor, stützte ihren kleinen Kopf, der etwas von einem Tier hatte, auf die Hand und dachte sich: „kann es etwas Angenehmeres geben?"

Da trat ihre Mutter ins Zimmer, eine, wie so üblich, dicke, schmutzige und nachlässige Beamtenwitwe, die durchaus nichts von Kunst wissen wollte.

„Solch eine liederliche Person, bist schon wieder zu dem Schwein gelaufen?" stieß die Mama mit Ekel hervor, während sie sich auf den Stuhl neben der Tür setzte.

„So lange Sie nicht gewillt sind, Ihre spießigen Ausdrücke zu unterlassen, habe ich nicht die Absicht, Ihnen Antwort zu geben", versetzte Ljuba gelassen, während sie sich zur Seite wendete.

„Und woher haben Sie das edle Blut, Sie Luder?" fuhr die Mutter fort, die zu ihrer Freude ein lebhaftes Gespräch sich entspinnen sah.

Doch Ljuba ließ sich nicht stören und fuhr in ihrer Lektüre fort.

„Na ja, und da sagen mir Schamschews neulich: „Sie hätten lieber auf Ihre Tochter ein bißchen acht gegeben, die Leute lachen sich ja krank, einen Schatz hat sie wieder, das ist ein Kerl! Wer wird denn solch eine Person jetzt heiraten wollen?" Du aber hast nichts anderes zu tun, als zu lesen, kannst dich zeigen lassen", stöhnte die Mutter.

„Sie werden mir noch mit Ihrem Gerede die ganze Karriere verderben", warf Ljuba ein.

„Wie meinst du das", wunderte sich die Mama und starrte schweigend die Tochter an. „Hast du schon den neuen Mieter gesehen?" fuhr sie nach einer Weile fort. „Er scheint reich zu sein.

Digitized by Google

Aber er hat gar kein Sitzfleisch, es ist fürchterlich, in einem fort rennt er herum; heute früh sprang er im Korridor auf mich los und packte mich in seine Arme, pfui Teufel!"

„Was für Sitzfleisch? Ich versteh' nicht, wovon Sie reden, Mama, ich habe Ihren Mieter nicht gesehen. Halt, das Telephon!"..

Tatsächlich klingelte im Vorzimmer das Telephon (in der Anzeige war auch zu lesen: ein Zimmer zu vermieten mit Telephon). Ljuba lief flink hinaus, schlug die Türe hinter sich zu, so daß die Mutter allein in ihrem Zimmer blieb.

„Halloh", rief Ljuba, „wer da. Ich kenne Sie nicht. Wie — ganz gleich? Hören Sie mal, ich hänge wieder an. Wie?.... Na schön, ich will dableiben, aber passen Sie auf. Was, eine andere Stimme? Wen haben Sie denn angerufen? Nein, ich habe eine andere Nummer. Sie haben sich geirrt. Ach so, das ist Ihnen ganz gleichgültig? Sie sind ja ein richtiger Windhund. Mein Aeußeres, na, wissen Sie.... Nun gut.... Ja, ich bin sehr schön, sehr schlank.... Die Augen? Groß natürlich. Und was geht Sie denn die Nase an. Natürlich ist die Nase auch schön, mit zitternden Nasenflügeln. Nun hören Sie mal, Sie haben doch versprochen, sonst werde ich böse. Nein, sind Sie komisch! Was ich mache? Ich liege in meinem großen orientalischen Zimmer auf seidenen Kissen. Um mich herum stehen Tubarosen. Sie berauschen mich; ich liebe, wenn es im Kopf schwindelig wird. Ja, die Fenster sind mit Samtportièren, verhängt, ja, mit himbeerfarbenen. Der Teppich auf dem Fußboden ist so weich, daß man die Schritte nicht hört. Wie ich angezogen bin. Vielleicht sage ich es Ihnen doch: hier im Zimmer ist es ja fast finster. Nein, ich kann's nicht.... Ja, ich bin eben gar nicht angezogen, ich habe nichts an, als mein üppiges, rotes Haar. Was?.... Sie wollen herein.... Sie sind aber zu keck.... Ach, Sie wollen sich nur vorstellen, schön.... Nun, sagen wir, da sind Sie schon da; schön, setzen Sie sich. Nein, nein, nein, nicht neben mich, Sie dürfen mich nicht so angucken, ich liebe keine groben.... Sie sind zärtlich.... Ja, ich bin ganz rosig, und meine Füßchen

Digitized by Google

sind ganz klein, ich halte sie gekreuzt. Nein, nein, nicht anfassen. Was? Was? — Ich höre nichts .... Nein, man darf nicht .... Nun, einen Kuß vielleicht doch ...."

Doch in diesem Augenblick öffnete sich die Türe, und auf der Schwelle erschien die Mutter, zornerfüllt. Ljuba wandte ihr ihr erregtes Gesicht mit den flammenden Augen und Lippen zu.

„Nun aber Schluß", rief die Mutter, und Ljuba legte sofort die Hand auf den Schalltrichter. „Bist eine Dirne oder meine Tochter? Das Mädchen in der Küche liegt ja auf der Erde vor Lachen, und auf dem Amt werden sich ja die Mädchen was Schönes denken. Du kommst ja in die Zeitungen, du schamlose Person, du!"

„Ich will ja nichts anderes, als in die Zeitungen kommen, Sie alte Spießerin", antwortete Ljuba und hängte geräuschvoll wieder an.

IV.

Gegen 11 Uhr läutete es am Vordereingang, und als das Mädchen zurückkam, fragte sie Ljuba, wer da wäre.

„Nun, der neue Mieter", antwortete das Mädchen. „Solch ein Esel, ich nehme ihm den Paletot ab, und er packt mich gleich mit seinen Pfoten: „nimm du dich wenigstens meiner an", sagte er, „den ganzen Tag ist mit niemand etwas herausgekommen ...." Und was da rauskommen sollte, versteh' ich nicht."

„So, so", brummte Ljuba, und sie trat an die zweite geschlossene Türe ihres Zimmers und horchte .... Diese Türe führte ins Zimmer des Mieters. Ljuba konnte hinter der Türe seine Schritte unterscheiden — sein krächzendes Räuspern und dann das Knarren des Bettes ....

Der Mieter seufzte lange, wahrscheinlich liegend, dann wurde es still. Ljuba wurde plötzlich von großer Neugierde gepackt, zu sehen, wie der Mieter aussah .... Vielleicht ist es gar ein reicher Gutsbesitzer aus der Provinz (Mama hatte doch früher solche Andeutungen gemacht), oder vielleicht gar ein Amerikaner. Plötzlich unterschied Ljuba sonderbare Laute und dann Worte, und, wie sich herausstellte, sang der Mieter.

Digitized by Google

„Mein Gott, das ist ja ein Dichter", flüsterte Ljuba, „das trifft sich aber gut, er muß mir ein Gedicht widmen, dann wird man über mich zu sprechen beginnen. Oder soll ich vielleicht einfach zu ihm hineingehen. Wenn ich nur die Courage hätte. Mama schnarcht .... Ich klopfe einfach an und frage, ob er mir vielleicht ein Gedichtbuch zur Nacht leihen könnte. Dabei ist doch nichts Schlimmes, wir werden ein bißchen schwatzen und dann...."

Ljuba begoß sich hastig mit Parfüm, glättete sich das Haar mit den Händen und trat auf den Zehenspitzen an die Türe des Mieters, wo sie anklopfte.

„Wer da, ein Weib" fragte der Mieter mit hastigem Flüstern und öffnete die Türe.

Vor Ljuba stand der frühere Fremde, furchtbar zottig, ohne Rock, sein Hemd war aufgeknöpft, und darunter kam eine breite Brust, ganz mit dichten, widderartigen Haaren bewachsen, hervor.. Ljuba entfuhr ein leiser Schrei, sie wollte fliehen, doch fürchtete sie den Lärm, da es ja spät war; der Mieter aber zog sie an der Hand ins Zimmer, schloß die Türe hinter ihr ab und warf sich sofort auf den Boden zu Ljubas Füßen, umklammerte ihre Knie, und mit zurückgeworfenem Kopf begann er, ihr in die Augen zu blicken und zu bitten.

„Sind Sie verrückt geworden, was machen Sie, hören Sie doch", flüsterte Ljuba, sich gegen seine Schultern stemmend.

„Ich habe nur an Sie gedacht und bin Ihretwegen gekommen", sagte der Fremde mit einer so zärtlichen und klaren Stimme, daß Ljuba sofort die Angst verlor, und nur noch eine beseligende Neugierde bei ihr zurückblieb. „Fürchten Sie sich nicht, das war ich, der Sie heut am Morgen geküßt hat, meine Süße! Ich bin noch anderen nachgelaufen, den ganzen Tag, aber niemand wollte von mir etwas wissen. Ich begreife nicht, was Ihr alle wollt. Ihr seid doch Weiber, nicht wahr? Nun schön, ich begreife, man fürchtet ein bißchen, man zappelt, aber schließlich gibt man doch nach. Eine war schon beinahe bereit zu lieben, und das nur am Telephon.... Aber dafür war das eine Prinzessin, und

Digitized by Google

die redete Sachen, sage ich.Ihnen, daß ich mich sogar ein bißchen genierte. Wenn ich sie nur treffen könnte ..."

„Also Sie waren es, mit dem ich gesprochen habe? Gefiel es Ihnen?"

„Sie, Prinzessin ...." begann wieder der Fremde.

„Sind Sie nicht Dichter?" unterbrach ihn Ljuba hastig. „Lesen Sie mir doch Gedichte vor, Sie sind ein sehr sonderbarer Mensch, aber ich fürchte Sie nicht. Sie werden mich doch nicht anrühren? ... Man wird uns ja hören, ich will nur so ein bißchen sitzen. Nun, habe ich Sie wieder gekränkt."

„Ich begreife nicht: wozu all die Worte, was wollen Sie eigentlich", sagte er bitter und schien verzweifelt.

Ljuba begann zu lachen und befreite ihre Beine; sie ging durchs Zimmer und setzte sich in den Sessel, wobei sie den Kopf in die Hand stützte ....

„Sind Sie naiv", sagte sie verschmitzt, „was ein Mädchen will: die Mädchen lieben es, mit der Gefahr zu spielen, man muß sie lieben und zu ihnen zärtlich sein, darf aber nicht zu weit gehen .... nein, nein, mein lieber Dichter."

„Ich bin kein Dichter", sagte der Fremde, noch immer verzweifelt; er erhob sich vom Boden, setzte sich aufs Bett und senkte seinen Kopf gleich einem Widder. „Die Dichter sind weise, sie verstehen alle Ihre Wirren. Aber ich bin nur ein Tier, ein ganz gewöhnlicher Satyr."

„Wie, ein Satyr", fragte Ljuba aufspringend.

„Nun ja, ein ganz gewöhnlicher Satyr. Ich habe Hörner und Hufe und alles, was dazu gehört. Die Wälder hat man gefällt, die Nymphen haben sich verlaufen .... Wo sollen wir nun bleiben, wir gehen natürlich in die Städte. Aber hier ist es viel schlimmer ...."

Ljuba horchte gespannt. Sie hatte sich vom Sessel erhoben und stand nun neben dem Bett.

„Mein Lieber, ich will für Sie alles tun, zeigen Sie mir nur den Huf", flehte sie.

Digitized by Google

„Wie, alles wollen Sie tun?" fragte der Fremde ermutigt.

„Nun natürlich, du Dummer. Ach Gott, mir wird schwindelig."

Ljuba setzte sich schnell aufs Bett, streichelte ihm den Huf und befühlte die Hörner.

„Oho", rief sie, „höre mal, wir werden berühmt werden und sehr reich...." Und in furchtbarer Erregung betastete Ljuba seine zottigen Beine und die Hufe, und mit glänzenden Augen und sich überhastend, begann sie zu erklären, daß sie sofort heiraten müßten, dann an alle Zeitungen telephonieren, daß man die Photographen schicken solle, um sie nackt in einer phantastischen Ausstattung photographieren zu lassen, dann werden am nächsten Tage in allen Zeitungen ihre Bilder sein. Dann kommt eine Tournée durch Europa, dann ein Engagement für 100 000 Dollar in Amerika. Ljuba wird in einem Kostüm à la Ida Rubinstein auftreten und er nackt, um seine Beine zu zeigen.

Und während Ljuba so sprach und schwärmte, schien der Satyr immer mehr eingeschüchtert und in sich zusammenzusinken. Da begann er nach einigem Nachdenken sich anzuziehen, und ohne die Augen zu erheben, wandte er sich zur Türe....

„Wohin?" fragte Ljuba und betrachtete unruhig seinen Koffer und das silberne Necessaire, das neben dem Waschtisch stand.

„Ich komme sofort wieder, sofort", antwortete der Satyr mit dünner Stimme und trat, sie zur Seite schiebend, aus der Türe.

„Paß auf, daß du nicht zu spät zurückkommst! Du hörst, ich warte auf dich", rief ihm Ljuba in strengem Tone nach.

Der Satyr ging langsam die Treppe hinunter, trat aufs Trottoir, blieb an der von Nebel umsponnenen Laterne stehen, blickte nach beiden Seiten, wo gleich matten Eiern die Laternen im Nebel schimmerten, hob den Kopf gegen den Himmel, der nicht zu sehen war, zwinkerte mit den Augen, machte eine abwehrende Handbewegung und verlor sich in der Dunkelheit.

(Autorisierte Uebersetzung von Paul Barchan.)

Digitized by Google

Wilhelm Schmittbonns Legenden

Von Joachim Benn

Wenn in Deutschland Bücher Epoche nicht nur unterirdisch und für das rückschauende Auge, sondern sofort und für die Allgemeinheit machten, dann müßte dieses neue Buch Wilhelm Schmittbonns, müßten die dreiundzwanzig Legenden des „Wunderbaums“ *) für unsere Zeit Epoche machen. In gewissem Sinne liegt mit diesen Erzählungen, nur schon im Stadium größerer persönlicher Reife, eine ähnliche Erscheinung vor wie mit den Gedichten des Lyrikers Franz Werfel: es hat eine Zeit gegeben, wo die Lyrik als Lyrik die allgemeine Achtung verloren hatte und in eine Art realistischer Stenographie umgewandelt wurde; die nächstfolgende Zeit wollte sie doch noch immer insofern der Prosa nahehalten, als sie auf streng logische Stellung des Wortes im Satze, auf spruchartige Kürze drang; als kompliziertere Rhythmen erlaubt wurden, sollten sie wenigstens nicht an die früheren, fest normierten erinnern, sondern aus dem weitschweifenden, freien Wesen unserer Zeit heraus denen Verhaerens ähnlich ins Gewaltige drängen. Dieser Werfel nun geht, wo es ihn ankommt, auf die bekanntesten, scheinbar veraltetsten rhythmischen Typen zurück; und da er den lyrischen Strom hat und dabei von den Inhalten unserer Zeit, und wirklich als Dichter, ihr also voranstürmend, gerüttelt voll ist, so klingen diese alte Formen, die so tief in unserem Blute wurzeln, plötzlich neu und tief wahr. So erneuert heute Schmittbonn die alte Form der Legende, die nicht weniger tief in unserem Blute liegt und — mit einiger Einschränkung sei es gesagt — ungefähr so den reinen Gesang in der Epik darstellt wie die feste Rhythmik in der Lyrik: denn bei der bis ins Letzte konzentrierten Form, die die Legende hat, tritt das eigentlich symbolische Wesen aller Dichtung, tritt die Umsetzung von Leben in ein phantastisch erlebtes Bild, die Dichtung heißt, in ihr natür-

*) Egon Fleischel & Co., Berlin.

Digitized by Google

lich deutlicher hervor, als in dem Roman, der lange allein geschätzt wurde, und selbst noch in der Novelle.

Wie bei Werfel der alte Rhythmus wird freilich auch bei Schmittbonn die alte Legende etwas ganz Neues, was genau so für die Form gilt, wie für den Inhalt, den sie ausspricht. Die Gedichte Werfels nehmen vielfach Formen aus der Frühzeit Goethes auf: in Wilhelm Schmittbonns neuem Buch wird altes Sprachgut des großen deutschen Mittelalters und der Uebergangszeit lebendig, wie die Gesamtform der Legende selbst mittelalterlich ist. Das einzelne Wort hat bei ihm eine treuherzige Kraft, eine Saftigkeit und Frische, die an die Sprache Luthers, Hans Sachsens und der mittelalterlichen Bauerndichtung gemahnt; und der Umriß der einzelnen Erzählung hat den einfach-großen, den kargen und in seiner Ehrlichkeit doch stets monumentalen Umriß eines Dürerschen Holzschnitts. Aber der Satz, der diese einzelnen Worte verknüpft und in den Gesamtumriß einsetzt, ist nun von modernster Anschauung gefüllt, gestrafft; die Kühnheit der neuesten Metapher — „die Leichen lagen wie Berge im Frührot da" — mischt sich mit der letzten Konzentration beschreibender Darstellung — „Riza, sonst bleich, stumm und immer hinter einer Burgecke versteckt, sang und lief den Hühnern im Hofe nach" — so daß, was entsteht, doch ganz das Licht unseres Lebens hat. Solchem Ineinander von Altem und Neuem entspricht dann das im Inhalt: diese Legenden sind wirklich Legenden und voller Wunder auf jeder Seite wie die alten nur je, aber der Gott, der sie bewirkt, tritt nicht selbst auf; das würde unserem Glauben widersprechen, denn wir erleben heute das Göttliche in dem Ereignis, in der Verknüpfung und wunderbaren Lösung der Schicksale selbst. Dieser Gott ist wieder nicht Christus oder Maria oder einer ihrer Heiligen, sondern die Liebe, jene Liebe, die mit unüberwindbarer Naturmacht Mensch zum Menschen reißt und darüber hinaus den Menschen mit allem Außermenschlichen leidenschaftlich verknüpft: alle Legenden sind Liebesgeschichten, dabei greifen nicht nur Menschen nach Menschen, sondern Blumen, Wolken, Bäume buhlen um

Digitized by Google

Frauen, Männer umarmen Tiere; die menschliche Welt ist im heutigsten Geiste ergänzt in Geschichten von Riesen und Zwergen, und die Gesamtlegende von dem natürlichen Liebesbluten auf diesem Erdball aufs schönste gerundet durch die Legende von der tragischen Liebe des letzten Menschen.

Die schönsten Geschichten sind wohl die von „Riza" und den „Drei Jungfrauen von Heemsteede": von Riza, die zu dem verwundeten Geliebten über Wasser wie über Bretter schreitet, ihm auf der Mitte des Weges begegnet und stillfröhlich zurückgeht, da ihr Schoß empfangen hat, obwohl der Mann tot versinkt; von den Jungfrauen von Heemsteede, die von aufwachsendem Gras und anstürmenden Käfern, von aufwehendem Sand und ausrankenden Sträuchern schon fast gefangen schließlich von verliebten Wellen entführt werden. Diese Geschichten gehören zum Schönsten, was in unserer Sprache geschrieben worden ist. Um sie schlingt sich ein Kranz anderer, die noch immer eine dauernde Bereicherung der deutschen Erzählung scheinen wollen; an schließen sich solche, die weniger gut gelungen sind. Da ist die erste, gedanklich noch nicht völlig gebundene und beherrschte, die erste rohe Impression stehen geblieben, und es wird um so peinlicher, je mehr inhaltlich das Aeußerste gewagt ist. Aber das kann dem Gesamtwerk nur wenig schaden: eine Entwicklung, die von der naturalistischen Erzählung ausging, zu Dramen kam, die herrlich schon in vielen Einzelheiten im Ganzen doch noch vielfach der letzten Bindung entbehrten, führt mit diesen legendären Geschichten bei Schmittbonn plötzlich zum reifen Kunstwerk. Er verbindet die klassische Erzählerkunst, wie sie in den „Anekdoten" und dem „Stauffer" ein Wilhelm Schäfer wiedergewonnen hat, mit dem rein dichterischen, zu symbolischer Konzentration drängenden Geiste, der die jüngere Generation beherrscht, und schließt damit den Kreis einer Entwicklung, die nicht mit dem Naturalismus, nicht einmal erst mit dem klassischen Zeitalter, sondern fast schon mit dem Ende des alten deutschen Mittelalters vor Jahrhunderten begann.

Digitized by Google

Der Fürst von Albanien

Wilhelm von Albanien, den sein Volk eines Sprachenmangels wegen, König oder gar Imperator nennt, indes Europa nur ein Fürstentum konzedierte, hat sich nun durch alle Höfe durchgespeist und hat die üblichen Großkreuze für seine Tafeltüchtigkeit entgegengenommen. Damit dürfte der angenehmste Teil seiner Kulturmission abgetan sein.

Da der Prinz zu Wied als guter Kopf galt, wird er in der Lage gewesen sein, die Unterschiede in der Auffassung von Zukunftsalbanien bei den sechs Diners der Großmächte auseinander zu halten und sich nicht durch die Homogeneität der Speisenfolge täuschen zu lassen.

England brachte — wenn man vom deutschen Hofe absieht, wo der Prinz als Potsdamer Gardeoffizier aus- und einging und von Wien, das die Vaterschaft des albanischen Kindes nicht verleugnen kann — dem neuen Fürsten das meiste Interesse entgegen. Für den Engländer gibt es vor allem kein exotisches Gebiet, wo sich etwa kein nationales oder staatliches Gebilde errichten ließe. Der britischen Politik, die nicht so sehr wie jene Frankreichs im Zeichen von Impressionen steht, ist eine Verstärkung der nichtslavischen Balkankräfte durchaus recht. England fängt an, sich zu besinnen, bis wohin es mit dem Dreierverband gehen könne. Es stoppt jetzt öfter ab.

In Paris fand der Fürst nur Höflichkeit vor, wenn man nicht mit jenem Teil der Presse ins Gericht gehen will, die es als Farce hinstellte, einen echtpreußischen Gardeoffizier an der Spitze ungebändigter Skipetaren marschieren zu sehen. Abgesehen vom geographischen Nebel, der Franzosen hindert, sich ein klares Bild von dem Irgendwoland Albanien zu machen, gilt der neue Staat für sie als Dreibundsbrut.

Italien hat zu viele reale Interessen in Albanien, um sich bedenkenlos einem Fürsten gegenüber zu zeigen, von dem man politisch nichts weiß. Und die ängstliche Rücksicht auf italienische Eifersucht warf auch ihre Schatten auf den Empfang in Wien, wo man nicht müde wurde, dem Fürsten zu empfehlen, sich möglichst international zu geben. Erst beim nachfolgenden Besuch der rückkehrenden Albanerabordnung in Wien, erinnerte man sich daran, daß es doch gut wäre, Essad Pascha und seinen Leuten einen Machteindruck von der Monarchie zu verschaffen und zeigte ihnen Soldaten, Kanonen und Flugmaschinen.

Nun hat sich auch Fürst Wilhelm dem russischen Zaren präsentiert und mit Ssasonow über die Zukunft seines Landes gesprochen.

In Rußlands Balkanprogramm liegt es derzeit, nichtslavisch zu kommen. Die russischen Diplomaten erschöpfen sich in Liebenswürdigkeiten gegenüber Rumänien und Griechenland und ein klein Weniges fällt dabei auch für Albanien ab. Denn eine balkanslavische Gemeinsamkeit hat nicht mehr den früheren Wert, seit die nichtslavischen Staaten des Balkans sich als so erstarkt erwiesen haben.

Bedeutsam genug erscheint es, daß sich die Großmächte entschlossen haben, die internationale, albanische Kommission als beratende Stütze des Fürsten weiter wirken zu lassen. Diese Maßregel verrät noch mehr gegenseitiges Mißtrauen der Mächte, als Mangel an Vertrauen zu dem neuen Fürsten. Geradezu geboten erscheint es für

Digitized by Google

Neualbanien, möglichst wenig Politik zu treiben. Die erste Periode der Unabhängigkeit müßte ausschließlich der wirtschaftlichen Hebung gewidmet werden. Und wenn die Mächte es ehrlich mit Albanien meinen, muß es ihre Sorge sein, in Epirus Ordnung mit der griechischen Propaganda zu machen. Denn wenn Fürst und Albaner gezwungen würden, zu den Waffen zu greifen, dann wäre der Anfang vom Ende des neuen Staates nicht mehr ferne....

v. S.

Der „Geist der Masse"

Auf Mehrheiten beruft sich jeder einmal. Etwa, wie der Mensch sich auf sein Lebensalter beruft: aus Bequemlichkeit, aus Verachtung des Disputierens, und weil man sich höflicherweise auf nichts anderes berufen darf. Kein Hochmut ist so einsam, kein Selbstgefühl ist so trotzig, daß es nicht, zuweilen wenigstens, der Resonanz bedürfte: sei es auch nur, damit ihm seine Einsamkeit bestätigt werde.... Wenigstens das Brauchbare hat die Zahl, daß sie überhaupt ein Maßstab ist, wo sonst die anerkannten Maßstäbe fehlen. Darüber ist kein Wort weiter zu verlieren.

Wer eine Mehrheit hat, verliert auch kein Wort. Wer sie nicht hat, klagt den Massengeist an. Somit: was ist „Massengeist"?

Kein Zweifel, daß er besteht; und auch, daß er bei mindestens einem großen Teil derer besteht, denen er vorgeworfen wird. Das ist denn bewußter Massengeist. Demokratismus reinster Form, der nicht versteht, was es noch zu erwägen gibt, wenn die Mehrheit ausgezählt ist; der nicht Gleichheit der Voraussetzungen will (die das beste, nein, einzige, Prüfungsmittel menschlicher Ungleichheit ist), sondern Gleichheit der Endergebnisse; der es als Schimpf empfände, anders zu sein als die andern; der das Gute nicht von dem Bedürfnis, sondern von der Einsicht der Massen erwartet. Und der auf einen Zweifel an der Freiheit in seinem Weltstaat antwortet: es werde dann, selbstverständlich, nichts Unrechtes mehr verlangt werden....

Sein Gegner ist Massenmensch: ohne es zu wissen. Das heißt, er rechnet mit kleineren Einheiten. Wenn er sich auf Hunderttausende beruft, wie der Pandemokrat auf Millionen, die Mehrheiten ganz ähnlich bewertet, den Massenwiderhall nicht entbehren kann: so mag man das zu den Aeußerlichkeiten der Parteitechnik rechnen; nicht darauf kommt es an. Sondern darauf: dieser Vernichter des Massengeistes tritt nur in Scharen auf. Wirkt nur als Masse. Kennt nur Massen. Lebt nur in Massen. Er ist vor allem ein Fanatiker der Gleichheit.

Er sagt es ja selbst. Es ist ein Irrtum, zu glauben, zu einer „Masse" gehörten Millionen: Millionen sind gar nicht in der Lage, eine „Masse" zu bilden. Tausende, Hunderte aber sind es. Und ein Dutzend genügt dazu. Massen sind nur, wo einer den andern kennt, wo der Einzelne imstande ist, das Ganze zu überblicken. Je kleiner an Zahl die Einheit, desto gebundener, desto persönlichkeitsloser jedes ihrer Mitglieder; desto unmöglicher der Widerstand. In einer Weltstadt (in manchen Weltstädten) kann man annähernd angezogen sein wie man will; in einem Dorf ist es unmöglich.

Die Unterschiede sind mir nicht fremd. Artbewußtsein. Gegliederte Volkheit. Kampf gegen die Atomisierung.... ich weiß, ich weiß. Die Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, die

Digitized by Google

Lebensfarbe, die zu erzeugen das Individuum als solches zu dürftig ist, soll bleiben; der Gedanke wäre grauenhaft, sie zu verlieren. Was aber hat das mit dem Massengeist zu schaffen: nicht der Demokraten, sondern der Autoritätsschützer? Die wollen ja nicht einmal den Individualismus der Gruppen. Denn ihr Ideal ist: Disziplin.

Die Erörterungen der letzten Monate gaben ein brauchbares Beispiel. Konzentrierter Massengeist stand auf und rief Wehe über den Geist der Masse. Menschen, die vorgaben, alles Massenwesen zu verachten, forderten knieende Ehrfurcht vor der „Uniform". Was ist denn Massengeist, in des Wortes ausschließendstem Sinne, wenn nicht der Geist des Heeres? Der Gemeinschaft, die, nicht nur ihren Abzeichen nach, „uniform" ist? Welche Autorität ist aus dem echten Massengeist geboren, wenn nicht die äußerliche, verliehene? Es klingt nicht übel, von dem „Adel der Leistenden" zu sprechen; aber will den der massenfeindliche Massenmensch? Sein Denken, vielmehr, geht parallel dem des Gutsbesitzers, der die Briefanrede „Geehrter Herr" empört zurückwies: er, der Besitzer von soundsoviel Morgen! Das ist die Autorität, die sie meinen: die auf Zugehörigkeit beruht, nicht auf Eigenschaften. Ist es Massengeist, wenn man findet, zur feinsten Essenz bedürfe es des größten Ausgangsmaterials? Massengeist aber ist es: die Durchsiebung gar nicht erst zu versuchen; weil man sich unter Gleichgearteten weiß.

Massengesinnung ist es: künstliche Ungleichheiten zu erhalten, weil man den natürlichen nichts zutraut.

Hermann Friedemann

Transaktionssklaven

Vor einigen Jahren zog die A. E. G., ein süddeutsches Großunternehmen der Elektrizitätsindustrie in ihren Konzern. Tendenz war: Erweiterung des Absatzfeldes, Reduktion der Gestehungskosten. Arbeiter und Angestellte, die nicht unbedingt verwendbar waren, mußten raus. Zwar versprach die A. E. G.-Verwaltung möglichste Unterbringung, aber wohl nur Wenige erhielten Ersatz. Die Angelegenheit veranlaßte sozialpolitische Diskussionen. Vorübergehend selbstverständlich, denn in Deutschland schläft so was erfahrungsgemäß bald ein. Wohl drangen einige Angestelltenverbände in Aktien-Generalversammlungen und brachten dort ihre Wünsche vor, aber erreicht ist bis heute so gut wie nichts. Der einzig gangbare Weg zur Mitbestimmung wurde kaum betreten. Zwar häufen sich Gelder in den Gewerkschaftskassen, sie dienen jedoch Unterstützungszwecken, Begräbniserleichterungen, Streiks. So wichtig das ist, dürfen dabei doch Mittel nicht mißachtet werden, die nachweisbar erfolgreich sind. Die Aktientransaktion steht unter dem Votum der Generalversammlung. In der Generalversammlung darf der sprechen, welcher durch Aktienbesitz stimmberechtigt ist. Natürlich wird durch solche Berechtigung noch nicht ohne weiteres die Entscheidung wirksam beeinflußt, aber energische Stetigkeit, Wunschwiederholung, können viel tun. Auch kommt das Gesagte in die Handelsblätter, regt zu sozialpolitischer Diskussion an und ermöglicht, Arbeitgebergewohnheiten vor das Publikum zu stellen. Die Sache ist so einfach, so selbstverständlich, daß sie sofort bewerkstelligt werden kann. Man wird zunächst kalte Abweisung, Zorn der Dividendenaktionäre, Verwaltungslächeln, ernten, aber das schadet

Digitized by Google

nichts. Die Hauptsache ist, daß der Weg begangen wird. Manch Vorteil ließe sich schnell erringen. Perspektiven mag sich jeder selbst machen. Hier also ist eine Möglichkeit, Transaktionsbrutalitäten zu begegnen, die gesetzlich sanktionierte Willkür zu fesseln oder doch zu mildern. Das aus Spesengründen betriebene Aufdiestraßesetzen bei Fusionen und dergleichen braucht nicht mehr kritiklos geduldet zu werden.

Schlimmer noch sind kaltes Knebeln und kaltes Weghauchen, wenn Gesinnungen davon betroffen werden. Da können Transaktionen ohne Angestelltenmitbestimmung zu einer Ueberzeugungsgefahr werden. Vertrustungstendenzen im deutschen Zeitungswesen geben Anlaß zu solchen Gedanken. Das Kapital fusioniert Meinungsverschiedenheiten, akklimatisiert im weiteren Verlauf des Prozesses die eine Gesinnung der anderen und stellt Redakteure und Schriftsteller vor die Wahl: Kippen oder auf die Suche gehen. So was vollzieht sich still, hinter dem Vorhang. Eines Tages tritt der Verleger oder sein Beauftragter in die Redaktion und verkündet den Uebergang. Die Seelen flattern ängstlich, der Brotengel droht. Soll man die Feder von rechts nach links, von links nach rechts gleiten lassen oder die Brust aufwerfen und danach den Herren den Rücken zeigen? Kommt der Bruch schnell, mit ehrlicher Kapitalistenbrutalität, so geht es noch an. Gefährlicher ist das Hineinträufeln der Ueberzeugungsabkehr, das langsame Drücken, die erst heftiger und dann kaum noch verspürte Erziehungswandlung zum geistigen Masochismus. Der Meinungsverbreiter, der Kulturbeurteiler muß Anteil an dem Wirken des Kapitals haben. Sonst dringen immer wieder Privateinflüsse unsichtbar aber mit dem gewünschten Resultat bis in die Spalten. Sonst werden hinter der Kulissen Goldkugeln zugeschossen, die sich vor den Kulissen als vaterlandverteidigende Geschosse erheben. Sonst drückt die leise aber mächtige Bankenhand die Objektivität nieder, sonst bestimmt das Geld die Tendenz. Man komme nicht mit der Erklärung, das sei Kapitalswesenheit, daran lasse sich nichts ändern. Sie verlangen vorne Tarifverträge, Transaktionseinfluß der Arbeitnehmer in der Industrie, und hinten wüten sie viel schlimmer als ihre sozialpolitischen Gegner. Auf keinem Gebiete hat der Mensch so sehr das Recht der Selbstbestimmung wie auf dem des Geistes und der Ueberzeugung.

Alfons Goldschmidt

Eine Lourdes-Konkurrenz

Mein Hauswirt bekam drei Wochen nach der Geburt seines ersten Söhnchens aus Hamburg einen rot und schwarz bedruckten Zettel mit einem ovalen Bildchen zwischen Kreuzen als Kopf, darstellend die Taufe Christi durch St. Johannem Baptistam, auch die strahlende Taube fehlt nicht. Im Rahmen dieses auferbaulichen Bildleins steht „Jordanwasser" und darunter:

Jordanwasser zur Taufe wird vom heiligen Lande aus in plombierten, mit dem Wappen von Jerusalem versehenen Originalflaschen mittelst Einschreibsendung direkt an die Interessenten versandt. — Der Unterzeichnete hält sich zu diesem Zweck persönlich in Jerusalem auf..

Nach seiner Erfahrung in der Marine ist es der sehnliche Wunsch vieler Eltern, ihr Kind mit dem Wasser taufen zu lassen,

Digitized by Google

mit dem einst Christus getauft worden ist.

Wegen der Schwierigkeit der Beschaffung, früher nur in Fürstenhäusern (bekanntlich auch in unserem Kaiserhause) verwandt, kann Jordanwasser heute infolge besserer Verkehrsverhältnisse jedermann zugänglich gemacht werden.

Immerhin ist die Beschaffung mit Gefahr verbunden; das Wasser muß durch eine unbewohnte, von Räubern unsicher gemachte Gegend 40 Kilometer weit auf Eseln nach Jerusalem transportiert werden.

Echtheit wird durch Poststempel der Einschreibsendung und unverletzbaren Verschluß durch Stahlblechplomben garantiert, sowie vom deutschen Konsulat amtlich bescheinigt. (Konsulatsattest wird jeder Sendung beigefügt.)

Im übrigen wird durch die Persönlichkeit des Unterzeichneten — Beamter der Kaiserlichen Marine im Range eines Kapitänleutnants, welcher nach vier Jahrzehnte langer Dienstzeit im In- und Auslande ehrenvoll verabschiedet ist — die absolute Reellität des Unternehmens gewährleistet.

Das Wasser wird vor Versendung durch Filter gereinigt.

Preis einschließlich Versendungskosten: für die kleine Flasche zu 100 Gr. Inhalt 5 Mk. (6.20 Frcs.), für die große Flasche zu 300 Gr. Inhalt 8 Mk. (10 Frcs.).

Betrag ist bei der Bestellung einzuzahlen, da Nachnahme wegen der weiten Entfernung nicht zu empfehlen. Lieferfrist 2—3 Wochen.

Bestellung und Geldsendungen sind zu richten an den Generalvertreter für Deutschland: J. Grothkarst, Hamburg 39, Barmbeckerstraße 171 oder direkt an den unterzeichneten Unternehmerin Jerusalem: M. Hoffmann, Marine-Stabszahlmeister a. D., Ritter des Königl. Preußischen Roten Adler-Ordens und des Königl. Kronen-Ordens 3. Kl.

Das Ding ist nicht schlecht gemacht. Mit religiösen Gefühlen, die in protestantischer Verhüllung hart an den katholischen Wunderglauben streifen, mit dem erhabenen Beispiel des Kaiserhauses, ferner mit etwas Räuberromantik (der gefahrvolle Transport) und schließlich mit dem kaiserlichen Kapitänleutnantsrang und zwei Orden geht der Jordanwassermann krebsen. Und das deutsche Konsulat unterstützt diesen Bauernfang.

Was heute doch zum Geschäftemachen alles gut ist! Der eine benützt seinen militärischen Rang als Sprungbrett für einen leitenden Posten bei Krupp, der andere seinen bescheideneren bei der Marine mit frommem Augenaufschlag zum Jordanwasserhandel. Glück zu, meine Herren!

Hermann Hieber

„Gut und Böse"

„An sich ist nichts weder gut noch böse; das Denken macht es erst dazu", sagte Hamlet. Und hat recht, selbst

Digitized by Google

wenn man ihm seinen Sinn umdreht und den Begriff a priori festsetzen möchte, in Dingen des Geschmacks nämlich und des Verantwortlichkeitsgefühls gegenüber der Qualität. Hier glaubt nämlich das liebe Publikum nicht an Gut und Böse, sondern lediglich an seinen eigenen untadeligen „Gusto". Es ist noch nicht bis zum Baum des Paradieses vorgedrungen, es lebt noch in Unschuld: aber die Schlange wacht gottlob auch.

Eine solche Erkenntnisschlange stellte die erste große Ausstellung in Offenbach dar. Diese hessische Fabrikstadt, das Aschenbrödel neben dem stolzen Frankfurt, beginnt sich auf sich selbst und auf eine gewisse Kulturpflicht zu besinnen. Und fängt ganz richtig mit dem ersten Grad an: zu erkennen, was Gut und Böse im täglichen Leben ist, gespiegelt im Gebrauchsgerät; in der Gegenüberstellung langer Reihen gediegener und schöner Sachen mit ebenso langen Kolonnen von Scheußlichkeiten, jeweils ein gleiches über oder neben dem gleichgearteten „von der anderen Fakultät". Und der Erfolg war ein überraschender: täglich gefüllte Räume.

Man kann diesen Baum der Erkenntnis jetzt wohl schon pflanzen, und er gedeiht. Nur muß man das Prinzip vereinfachen, nicht die hundertfachen Nüancen von Künstler- und Fabrikarbeit hineinmengen und reine Grundgedanken festhalten. Der war hier: klare Sachlichkeit des Zwecks, ausgeprägt in schönem Material und gediegener Arbeit, veredelt, wenn möglich durch leis umformende Künstlerhand — gegenüber der Unwahrheit des Gerätes, die sich mannigfach äußert: im Surrogat und seinem Mehrscheinenwollen, in zweckloser Dekorierung, in Nachahmung toter Stile, in läppischer Verwitzelung; ganz zu schweigen von sinnlosen und unschönen Grundformen.

Wie gesagt: dergleichen ist heut schon möglich. Unsere Künstler haben gut vorgearbeitet; sie haben auf die Grundbedingungen des Gebrauchsgegenstandes erst hingewiesen, auf Zweck und Konstruktion, Material und Qualitätsarbeit. Und haben den Grund gelegt zu unserer besten Veredelungsindustrie, haben vorgebaut für Deutschlands Weltstellung, die allein auf Qualitätsarbeit beruhen kann. Sie arbeiten schließlich daran, sich selber überflüssig zu machen, wenigstens in allen rein praktisch lösbaren Aufgaben. Entbehrlich aber werden sie niemals werden. Und wenn man als Ideal aufstellt ein Sichauflösen des Künstlerischen in alle Zweige der Verfeinerungsindustrie, ein Verschmelzen des Künstlers mit dem Fabrikanten und Handwerker: so wird immer als höchste Elite die Künstlerschar bleiben müssen, die das schöne Ueberflüssige hervorbringt und über der Produktion als oberster Gerichtshof wacht.

Paul F. Schmidt

100 000

Das hundertste Tausend von „Also sprach Zarathustra" ist heraus! Götz Krafft und Winnetou sollen sich ein Beispiel nehmen. Es ist, als ob die Vielzuvielen ihn aufkaufen wollten — den Einmaleinen.

Heißt das: Die Ueberwindung des Menschen ist schon so weit vorgeschritten? Oder bedeutet es einfach die ungeheure Auflageziffer einer Utopie, die den süßen Zorn eines Verdammungsurteils mit der zornigen Süße einer Zukunftspredigt vereinigt, vereinigt zu dem hymnischen Jubel, der über alle Uebel der Zeit hinweg ein Paradies — nicht verkündigt, nein, ankündigt? Es

Digitized by Google

hat wohl jeder der neunundneunzigtausend Käufer mindestens eine kleine Tugend geheim in sich, die schon den Uebermenschen ausmacht.

Und all die andern, denen erzählt wird, denen vorgelesen wird, die von Leihbibliotheken zehren, die einen Blick hineinwerfen, einen Satz aufschnappen, die in Zeitungen und Zeitschriften „darüber" gelesen haben, — die geistige Ansteckung mit einem Wort, die an die Hunderttausend noch so manche Null fügt. Ein Millionenerfolg!

Jedenfalls — eine neureligiöse Tatsache, ob sie jetzt von der heiligen Sehnsucht Zarathustras zeugt oder von seinem nicht minder heiligen Grimm. Eine Tatsache, mit der ein Religionsstifter von heute oder morgen zu rechnen hätte. Er hätte sich in Rapport zu setzen mit den Millionen Partikelchen Zarathustra im Bewußtsein und mit den Millionen Partikelchen Zarathustra im Unbewußtsein des modernen Menschen.

Der Untergang Zarathustras — hinunter in die Keimerde.

* * *

Ein anderer Untergang — der Parsifal!

Bedeutet die Parsifalraserei wirklich, daß wir sie gleicherweise nötig haben, Zarathustra und Parsifal? Schwelgen dieselben Massen im Gifte und im Gegengifte? Hat Zarathustra, als er sich verhunderttausendfachte, nicht einmal eine Hemmung gegen den Parsifal zu setzen vermocht? Hat er, wo er mit seiner leidenschaftlichsten Wut aburteilte, kein merkbares Vorurteil suggeriert?

Sicher ist, daß der Theaterrummel, daß die großstädtische Aktualität in dieser Frage nichts entscheiden. Der Versuch, das Werk eines Massenkünstlers wie Wagner durch ein Gebot des Meisters exklusiv zu machen, mußte so enden. Die Weihe von Bayreuth mußte folgerichtig zur Entweihungsorgie überall führen. Diese Publikumspsychologie, so banal sie ist, steht fest. Die Dornröschenhecke verlangte gebieterisch ihre Ergänzung: den Zeitungsskandal.

Der Parsifal ist, da er auf die Dauer den Naturgesetzen nicht entziehbar war, jetzt in den Aggregatzustand des Kassenrapports eingegangen. Der feiner Horchende vernimmt hinter all dem Applaus als begleitendes Geräusch die Verleumdung Zarathustras. Es wird sich erst entscheiden, ob der Parsifal exklusiv bleibt — ob er in der nächsten Saison gähnend leere Häuser macht.

Berthold Viertel

Anschauung und Begriff

Wenn man das, was die psychologische Forschung der allerletzten Jahre Neues gebracht hat, unter einem höheren Gesichtspunkt zusammenfassen will, so ist es wohl dies: sie hat die naive Art, mit welcher früher logische Kategorien mit psychologischen identifiziert wurden, beseitigt. Dadurch aber bekam das seelische Leben einen Aspekt ungeheurer Mannigfaltigkeit. Die logischen Kategorien sind notwendigerweise scharf abgegrenzt und einfach; werden sie aber erlebt, wirklich gedacht, dann treten sie unter ganz andere Gesetzlichkeiten; an die Stelle der scharfen Konturen treten Uebergänge und Zwischenstadien, die für die Logik — mit Recht! — nicht existieren. Denn Logik ist Grundlage wissenschaftlicher Gegenstandsbestimmung und alle solche „Objektivierung beruht auf Abstraktionen; handelt es sich hingegen darum, den seelischen Inhalt selbst möglichst in seiner sub-

Digitized by Google

jektiven Unmittelbarkeit — und das heißt eben psychologisch — zu erfassen, so muß die Scheidung in Gedanken wieder aufgehoben, die Verbindung wiederhergestellt werden." (Natorp.)

Die Unterscheidung von Anschauung und Begriff gehört zu den grundlegenden Sonderungen der Logik, denn sie ist die grundlegende Sonderung der Wissenschaft, deren Aufgabe sich doch hierin bezeichnet, die Anschauung in Begriffen zum Stillstand zu bringen. Diese Dualität, die alle Wissenschaft erst möglich macht, kann durch keinerlei Uebergänge verflüchtigt werden. Aber etwas anderes ist die Wissenschaft und die ihr zu Grunde liegende Logik, etwas anderes das wirkliche Denken des Forschers. Im Kopfe des Chemikers ruht der Begriff des Wasserstoffs nicht in jener kristallenen Klarheit wie ihn das Lehrbuch umschreibt: da gibt es wohl nur den klaren Kern einer Atmosphäre von Erinnerungen, Gefühlen, Vermutungen, für welche der Chemiker als Wissenschaftler nicht einstehen möchte.

Es gehört zu den wesentlichen Verdiensten des Buches, das Max Brod und Felix Weltsch über das Problem der Begriffsbildung geschrieben haben*), daß sie in denkbar schärfster Form das logisch-wissenschaftliche Gegensatzpaar Anschauung — Begriff, sondern vom Erlebnis des Begriffes. Dadurch haben sie sich den Weg zum psychologischen Tatbestand, der hier vorliegt, erst frei gemacht. Jetzt können sie den Weg verfolgen, der von der „vorbegrifflichen Gesamtanschauung" zum reinen wissenschaftlichen Begriff führt. Am Anfang — der von uns nur erschlossen werden kann — steht die Gesamtanschauung; der Name will den Gegensatz zu hergebrachten Theorien bezeichnen, nach denen auch schon die primitive Anschauung in sich gegliedert und für die begriffliche Erfassung vorbereitet wäre. Brod und Weltsch meinen — und stützen ihre Ansicht durch Hinweis auf die Erscheinungen der Ermüdung und andere — daß die ursprüngliche Gegebenheit des Seelenlebens ungegliedert ist und daß die Gliederung schon der Weg zur Begriffsbildung ist. Befindet sich z. B. ein Hund im Kinderzimmer, so sieht ihn das Kind in den verschiedensten Stellungen, ein Etwas kehrt da immer wieder, dessen Eindruck sich durch die Wiederkehr verstärkt, bis es aus der Gesamtanschauung hervortritt. Das Bild, das so das Kind von dem Hunde gewinnt, sein anschaulicher Begriff „Hund" besteht aus diesem hervorgetretenen „Etwas" („A") eingebettet in ein verschwommenes Anschauungsmaterial („x"), in welchem die Eindrücke des sitzenden, stehenden, laufenden, fressenden Hundes in merkwürdiger Verwebung vereinigt sind zu einem unbestimmten und deutbaren, aber in sich doch anschaulichen Gesamteindruck: der Begriff ist ein „A+x"-Gebilde. In dieser Formel bringen die Autoren das wesentliche Resultat ihrer Untersuchung zum Ausdruck. In diesem (A+x)-Gebilde ist die Uebergangserscheinung zwischen der Anschauung und dem wissenschaftlichen Begriff entdeckt und damit eine ganze Reihe von Schwierigkeiten gelöst, die alle dadurch entstanden waren, daß man vom erlebten Begriff die scharfen Konturen des wissenschaftlichen verlangt hatte und nun mit Anschauung und Begriff als einem Gegensatz operierte. Auch gegen das Kehrbild dieses Gegensatzes, wie es bei Bergson erscheint,

*) Anschauung und Begriff. Grundzüge eines Systems der Begriffsbildung von Max Brod und Felix Weltsch. Kurt Wolff Verlag, Leipzig 1913.

Digitized by Google

wendet sich die eingehende Kritik der Autoren. Die Erfahrung kennt diesen Gegensatz überhaupt nicht: das A+x ist ein anschaulicher Begriff. Die übliche Theorie, welche die Begriffe als unanschaulich charakterisiert, setzt an die Stelle der Deutbarkeit eines Unbestimmten, des x, eine psychologisch nicht auffindbare Unanschaulichkeit.

Gebilde des seelischen Lebens, die sie sind, haben die A+x selbst in sich ein immer bewegtes Leben. Das Kapitel über das lebendige Spiel der A+x gehört zu den genußreichsten des Buches. Dieses Spiel ist vor allem ein Hin und Her zwischen der unbestimmten Sphäre und dem deutlichen Kern. Bald wird das x in gewisser Weise spezialisiert, wie wenn zum Beispiel ein in uns vorhandener Erinnerungskomplex auf eine aktuelle Wahrnehmung angewendet, das Wahrgenommene „erkannt" wird: wir werfen die in uns vorhandenen A+x in die Wahrnehmung hinein. Bald halten die A+x „wie narkotisiert" still, wollen den Bereich ihrer Verschwommenheit nicht verlassen, wir haben etwas „auf der Zunge", das heißt wohl anschaulich, aber nur verschwommen und unbestimmt.

Unser Bericht muß hier notgedrungen Halt machen. Wir können den Autoren in die feinen Verzweigungen ihrer Analysen nicht folgen. Wer seine Freude haben will an der Art, wie hier geduldig und liebevoll das seelische Leben in seine Wirrnisse verfolgt wird, muß das Buch selbst zur Hand nehmen; nicht zumindest aber auch die, welchen das Problem Anschauung — Begriff am Herzen liegt, das heute in tausend Namen und Verkleidungen die Fragestellung der Philosophie beherrscht.

Hugo Bergmann

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30

Digitized by Google

Die Arbeitslosenfürsorge als Gegenstand der praktischen Verwaltung

Von Professor Dr. J. Jastrow, Charlottenburg

Seit Beginn dieses Winters mehren sich die Klagen über zunehmende Arbeitslosigkeit und die Anforderungen an die Gemeindeverwaltungen, helfend einzugreifen. An dem einen Orte wird verlangt, die Arbeitslosen müßten aus Gemeindemitteln unterstützt, aber nicht als Gemeindearme behandelt werden; anderswo hält man die Zeit für gekommen, den Plan einer Arbeitslosenversicherung durchzubringen; Notstandsarbeiten, innere Kolonisation und ähnliche Maßregeln finden unter dem Eindrucke eines vorhandenen oder eines befürchteten Notstandes mehr Aufmerksamkeit, als sonst.

Die Redaktion dieser Zeitschrift hat mich aus diesem Anlasse ersucht, mich über die Stellung, die die öffentliche Verwaltung zu diesen Fragen einzunehmen habe, allgemein auszusprechen; indem sie von der Voraussetzung ausgeht, daß dem Orientierungsbedürfnisse ihrer Leser hiermit mehr gedient sei als mit der Empfehlung irgend einer einzelnen, von dem Autor gerade besonders bevorzugten Maßnahme.

Will man unter Arbeitslosenfürsorge etwas mehr als ein bloß gelegentliches und ausnahmsweises Eingreifen, will man unter ihr wirklich einen Bestandteil ordnungsmäßiger Verwaltung erblicken, so muß ihr, wie allen anderen Verwaltungsakten, an einer ordnungsmäßigen Feststellung der Tatsachen eine bestimmte Unterlage geschaffen werden. Jede Verwaltung, die auf dem Gebiete der Arbeitslosenfürsorge tätig werden will, muß zunächst wissen, ob und inwieweit in ihrem Gebiete eine außerordentliche Arbeitslosigkeit vorhanden ist. Diese Unterlage ad hoc zu schaffen ist unmöglich; sie kann nur aus einer regelmäßigen Verfolgung

Digitized by Google

des Arbeitsmarktes in ruhigen Zeiten hervorgehen. In dieser Beziehung steht man heute nicht mehr so hilflos da wie in früheren Zeiten. Es scheint, daß die Ziffer, mit der ich im Jahre 1895 versuchte, eine Arbeitsmarkt-Berichterstattung zu begründen, sich heute einer allgemeinen Anerkennung erfreut. Diese Ziffer beruht auf der Formulierung: „Auf 100 offene Stellen kamen .... Arbeitsuchende." Jede größere Stadt besitzt heute einen öffentlichen Arbeitsnachweis. Stellt man jene Ziffer für einen eben abgelaufenen Monat fest und vergleicht sie sowohl mit den Vormonaten wie auch mit dem entsprechenden Monat der vorangegangenen Jahre, so wird man mit Hinzunahme einiger Orts- und Sachkenntnis mit Sicherheit feststellen können, ob der Andrang im Zunehmen begriffen ist, oder nicht. Die erste Stadt, die schon Ende der 90er Jahre, aus der fortlaufenden Beobachtung des Arbeitsmarktes einen geordneten Bestandteil der Verwaltung machte, war Charlottenburg. Die Art, wie das Ziffernmaterial des Arbeitsnachweises mit der Beschäftigtenziffer der Krankenkassen, der Zahl der geklebten Versicherungsmarken, der Zahl der Unterstützten in der öffentlichen und privaten Armenpflege, den Ergebnissen etwaiger Arbeitslosen-Zählungen oder Arbeitslosen-Meldungen, aber auch mit den Aussichten, die die Anmeldung von Baugesuchen für den Arbeitsmarkt eröffnet, u. a. m. kombiniert wurde, scheint sich inzwischen allgemein eingebürgert zu haben.

Besteht in einer Stadt (und nur an städtische Verwaltungen pflegt man gegenwärtig bei Erörterung von Arbeitslosenfragen zu denken) ein gut fungierender Arbeitsnachweis, so wird dieser schon bei den leisesten Anzeichen einer Zunahme des Andranges bestrebt sein, Anmeldungen von offenen Stellen zu erhalten. Jede Arbeitsnachweisverwaltung steht heute mit größeren Arbeitgebern in Beziehung. Derartige Beziehungen können nach der Seite hin ausgebaut werden, daß eine matte, aber noch unentschiedene Lage des Arbeitsmarktes zu Anregungen benutzt wird. Es gibt manche Arbeiten, die gerade bei schlechterer Geschäftslage mit größerem Vorteil in Angriff genommen werden können (z. B. Reparaturen

Digitized by Google

in der eigenen Fabrik). Wenn sich die Lage entschieden nach der ungünstigen Seite wendet, wenn Arbeiterentlassungen beginnen oder im Anzuge sind, so kann versucht werden, statt dessen eine „Arbeitszeitverkürzung" herbeizuführen. Es kann eine 10stündige Arbeitszeit auf 8 Stunden herabgesetzt, es können im Notfalle jedem Arbeiter zwei arbeitslose Tage in der Woche auferlegt und so eine Entlassung von 20% oder auch $33^1/_3$% der Arbeiter unter Umständen vermieden werden. Es bedeutet dies zwar nicht eine Beseitigung, auch noch nicht einmal eine Verminderung der Arbeitslosigkeit, aber doch eine mehr gleichmäßige Verteilung der Last auf eine größere Zahl von Personen; und insofern auch eine Entlastung des Arbeitsmarktes, als doch wenigstens eine der schlimmsten Folgen der Arbeitslosigkeit, die Nötigung hungernder Arbeiter zu Lohndrückern zu werden, noch eine Zeit lang hintangehalten wird.

Haben diese Einzelmaßregeln nicht den ausreichenden Erfolg, tritt vielmehr die „Krisis" in Gestalt größerer Scharen von Arbeitslosen kräftiger zu Tage, dann nimmt das Verlangen nach Beschaffung von Arbeitsstellen einen anderen Charakter an. Die Gemeinde soll solche Arbeitsgelegenheit nicht bloß bei andern ermitteln, sondern selbst in ausreichendem Maße schaffen; es erhebt sich der Ruf nach Notstandsarbeiten. Mit diesem Schlagwort ist in den letzten Jahrzehnten in Deutschland viel gesündigt worden. Man las nicht selten in den Zeitungen, daß hier Hunderttausende, dort Millionen für Notstandsarbeiten bewil igt worden seien, und hielt jeden, der darüber hinaus noch etwas verlangte, für unersättlich. In Wirklichkeit handelte es sich sehr häufig nur um Hoch- oder Straßenbauten, die auch ohnedies hätten stattfinden müssen, und bei denen das einzige Außerordentliche allenfalls darin bestand, daß die Gemeinde den Arbeitslosen niedrigere Löhne bewilligte. Andrerseits aber war der Gedanke, eine Zeit der Arbeitslosigkeit für kommunale Arbeiten zu benutzen, gesund, und das Verlangen, unter Umständen Arbeiten bloß wegen der Arbeitslosigkeit vornehmen zu lassen, nicht unberechtigt. Das

Digitized by Google

Verdienst, in diese Maßregeln Klarheit hineingebracht zu haben, gebührt der Stadt Mannheim. Von hier ging der Gedanke aus, die Frage auf das Gebiet des Etatsrechts hinüberzuspielen. Es mußte unterschieden werden zwischen solchen Arbeiten, die nur zu Beschäftigungszwecken gemacht werden (und sonst nie vorgenommen worden wären) einerseits, und solchen Arbeiten andrerseits, bei denen die Rücksicht auf die Arbeitslosigkeit sich nur in der Auswahl des Zeitpunktes zeigt. Jene allein sind Notstandsarbeiten im engeren Sinne und stellen sich etatsrechtlich im vollen Umfange als Ausgaben für die Arbeitslosen dar; diese aber sind nur insoweit als Notstandsarbeiten zu betrachten, als der Stadt dadurch eine Mehrausgabe erwächst (z. B. weil sie den Unternehmern die Verpflichtung auferlegt, auch minderwertige Arbeitskräfte zu beschäftigen) und sind daher etatsrechtlich zwischen den betreffenden Ressorts und dem Notstandsetat zu verteilen.

Notstandsarbeiten im engeren Sinne sind von Jahr zu Jahr schwerer zu beschaffen. Man läßt in der Parkverwaltung einen Komposthaufen umgraben, den man sonst noch jahrelang unberührt würde stehen lassen (auf die genaue Abrechnung, daß er schließlich doch einmal umgegraben werden müßte, kann man allenfalls verzichten); man läßt an der Peripherie der Stadt Straßen täglich fegen, die sonst nur dreimal wöchentlich gefegt werden würden; man kann kleines Holz noch mehr zerkleinern lassen; man kann bei etwas milderer Witterung sich mit manchen Erdarbeiten helfen, — aber ein niederdrückender Notbehelf bleibt es stets. Entweder dienen diese „Notstandsarbeiten" im engeren Sinne wirklich n u r dem Interesse der Arbeitslosen, dann hat man das beklemmende Gefühl, wie unvollkommen unser Wirtschaftsleben organisiert sein muß, daß man der rechtschaffenen Absicht zu arbeiten nicht anders als mit einem bloßen Scheine der Wirksamkeit entgegenkommen kann. Soweit aber in diesen Arbeiten wirklich ein sachlicher Zweck eine Bedeutung erlangen kann, hören sie auf, Notstandsarbeiten im engeren Sinne zu sein und unterliegen der Gefahr, zu einer Ausbeutung der Notstands-

Digitized by Google

löhne auszuschlagen. — Trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß mit diesen Notstandsarbeiten in den deutschen Städten zusammengenommen, doch alljährlich viele Tausende über Wasser und in dem Bewußtsein gehalten werden, das was sie empfangen, „verdient" zu haben. Beruht dies z. T. auf einer Illusion und einer schonenden Scheu vor der klaren logischen Fragestellung, ob die Notstandsarbeit eine einseitige Gewährung oder ein zweiseitiges Vertragsverhältnis sei: so muß doch eine gewisse Ordnung auch hier Platz greifen. Handelt es sich um eine größere Anzahl von Arbeitern, so müssen ihre Rechte und Pflichten bestimmt, und es muß festgestellt werden, ob sie auf Grund eines Arbeitsvertrages beschäftigt sind, ob für sie Versicherungsmarken zu kleben, Krankenkassenbeiträge zu zahlen sind; es müssen Normen bestehen, nach denen der Lohn festzusetzen ist (einerseits nach dem Prinzip des Bedürfnisses: für Familienväter und Ledige verschieden; für alte und schwächliche Personen ohne Rücksicht auf die Höhe der Leistung, — andrerseits aber, schon zur Verhütung von Mißbräuchen, auch gerade unter Berücksichtigung akkordähnlicher Prinzipien). Es muß vor allem auch geregelt werden, wer einen Anspruch auf Zulassung zu Notstandsarbeiten hat. Dieser schwierigen und undankbaren Aufgabe, gewissermaßen die Systemlosigkeit in System zu bringen, hat sich die Stadtverwaltung Frankfurt a. M. unterzogen, wo Flesch die ersten Notstandsarbeitsordnungen so geformt hat, daß sie, wie manche andere Frankfurter Einrichtung die Runde durch die deutschen Großstädte machte. Auch der von Frankfurt beeinflußte Kommunalverband Wiesbaden (Hessen-Nassau ist die einzige preußische Provinz, in der auch die Bezirke kommunale Körperschaften sind) soll einen Teil seiner Wegebauten in ähnlicher Art zur Beschäftigung Arbeitsloser verwendet haben. Ein systematisches Zusammenarbeiten mit den Gemeindeverwaltungen betreibt in dieser Beziehung der Verein für soziale Kolonisation Deutschlands (Sitz: Berlin-Zehlendorf).

Sehr mit Unrecht wird solchen Arbeitslosen, die Notstandsarbeiten ablehnen, hieraus ohne weiteres ein Vorwurf gemacht.

Digitized by Google

Die Zahl der Arbeiter, die darauf bedacht sein müssen, sich für wiederkehrende bessere Zeiten zu schonen, ist größer als man gewöhnlich annimmt. Ein Schneider z. B. der Steineklopfen oder in kalter Jahreszeit Straßen fegen sollte, würde sehr leicht seine Hände so zurichten, daß er auf lange Zeit hinaus Arbeit in seinem Fache nicht annehmen könnte. Auch ist die Abneigung gelernter Arbeiter, von ihrem gesellschaftlichen Niveau nicht sofort herabzusteigen, nicht weniger berechtigt, als dieselbe Abneigung in anderen Gesellschaftsklassen. Ein gewisser Ansatz zu Spezial-Notstandsarbeiten liegt in den „Schreibstuben für Stellenlose", wie sie (wenn ich nicht irre von Düsseldorf ausgehend) sich in den beiden letzten Jahrzehnten in einer größeren Reihe deutscher Städte für stellenlose Kaufleute und Mitglieder anderer schreibkundiger Stände gebildet haben und für den Austausch von Erfahrungen eine Zentralstelle in Essen besitzen.

Daß diese und ähnliche Notstandsarbeiten i. e. S. noch eine bedeutende Keimkraft entfalten werden, ist wenig wahrscheinlich. Eher läßt sich dies gerade von den Arbeiten annehmen, denen man (übrigens mit Recht) den Namen von Notstandsarbeiten hat bestreiten wollen. Sucht man nämlich den Gedanken, daß eine Gemeinde die schlechte Lage des Arbeitsmarktes benützen will, um Arbeiten, die sie sonst später vorgenommen hätte, schon jetzt vorzunehmen, vom entgegengesetzten Ende aus zu fassen, so würde man dazu gelangen, daß die Gemeinde in arbeitsreichen Zeiten alle irgendwie aufschiebbaren Arbeiten für die Zeiten einer Arbeitslosigkeit aufspart. Es würde sich so statt einer Arbeitsverfrühung viel wirksamer eine Arbeitsverspätung oder „Arbeitsverschiebung" ergeben. Da fast jeder Winter ein gewisses Maß von Arbeitslosigkeit zeigt, so sollte man daraus die ganz allgemeine Regel entnehmen, Arbeiten, die sich irgendwie auf den Winter verschieben lassen, auch in Wirklichkeit bis dahin aufzusparen. Solche Ermahnungen gelten nicht bloß den städtischen und allen öffentlichen Einrichtungen, sondern auch den Privaten in weitestem Umfange. Fast alle Gewerktreibenden klagen darüber, daß im Wechsel der

Digitized by Google

Jahreszeiten und beim Herannahen hoher Feste ihnen alle Aufträge gleichmäßig und zwar gleichmäßig spät zugehen. Jeder, der sich daran gewöhnt, seine Wintersachen im September und seine Sommerkleidung noch vor den ersten Frühlingslüften zu bestellen, der seine Oefen vom Töpfer im August nachsehen läßt, seine Weihnachtseinkäufe im Oktober und November, seine weihnachtlichen Bestellungen sogar noch früher macht, kann das Bewußtsein haben, daß er zu seinem Teil ein klein wenig zur vorbeugenden Vermeidung der Arbeitslosigkeit beiträgt.

Ist die Arbeitslosigkeit auf keinerlei Art zu beseitigen, dann kann der Verwaltung noch immer die Aufgabe gestellt werden, wenigstens ihre Folgen zu vermindern. Die Arbeitslosen-Unterstützungen, die in letzter Zeit von einzelnen Gemeinden an Arbeitslose gezahlt worden sind, verfolgen diesen Zweck. Da Bedürftigkeit wegen Arbeitslosigkeit ebenso wie Bedürftigkeit aus jedem anderen Grunde unter die Armenpflege fällt, so kann es rechtlich zweifelhaft sein, ob eine Gemeinde befugt ist, einer auf Grund von Bedürftigkeit gewährten Unterstützung den Charakter als Armenunterstützung abzusprechen. Die Berliner Stadtverordneten-Versammlung suchte den rechtlichen Bedenken dadurch zu begegnen, daß sie 300 000 ℳ zu zinsfreien Darlehen„ bewilligte. Aber auch von der Rechtsfrage abgesehen, liegt es nicht im Interesse der Arbeiter, daß derartige Einrichtungen sich verallgemeinern. Ganz gewiß ist es richtig, daß in einer Zeit, in der der Staat mit so weitreichenden Maßnahmen das Wirtschaftsleben beeinflußt, wie mit Schutzzöllen und Gewerbebeschränkungen aller Art, in der Kartelle und Syndikate mit einem Federstrich Produktionsherabsetzungen verfügen und über ungezählte Tausende die Arbeitslosigkeit verhängen, die Verantwortlichkeit für diesen Zustand und seine Folgen dem Individuum billigerweise nicht mehr aufgebürdet werden kann. Daß diese Verantwortlichkeit nicht etwa zu einer allgemeinen Verpflichtung der Gemeinden zur Geldunterstützung ihrer Arbeitslosen führen wird, darüber scheint Uebereinstimmung zu herrschen; und deswegen kann ein

Digitized by Google

derartiges Vorgehen in einzelnen Gemeinden nur von dem wirklich anzustrebenden Ziele ablenken. Dieses Ziel kann gegenwärtig nur in einem Kompromiß liegen. Das eine Mittel, die Summen aufzuschaffen, die für eine Geldunterstützung der Arbeitslosen erforderlich sind, besteht darin, daß die Arbeiter diese Summen auf den Lohn aufschlagen und aus diesen Beträgen Kassen bilden. Das andere Mittel besteht darin, daß für den gleichen Zweck auch öffentliche Gelder in Anspruch genommen werden. Beides kombiniert führt auf den in letzter Zeit viel besprochenen Gedanken einer „Arbeitslosenversicherung", deren Träger zwar die Arbeiter selbst sind, an der sich aber auch die Gemeinden oder sonstigen öffentlichen Körperschaften beteiligen. Das sogenannte Genter System, wie es nach den Vorschlägen von Varlez in Gent (1900) versuchsweise eingerichtet wurde, geht von jenem Grundgedanken aus. Es hat sich sehr schnell über andere Städte Belgiens und benachbarter Länder verbreitet, ist in Deutschland bisher von Straßburg (1907), Mühlhausen, Freiburg, Mannheim, Heidelberg, Stuttgart, Heilbronn, Schöneberg u. a. m. angenommen. Nach diesem System bleibt die Arbeitslosenversicherung in der Hauptsache Sache der Gewerkschaften. Aber jeder Arbeitslose erhält zu dem Betrage, den er aus seiner Versicherung empfängt, einen weiteren Betrag aus der städtischen Kasse für jeden Tag seiner Arbeitslosigkeit. Um das städtische Risiko nicht ins Ungemessene wachsen zu lassen, sind gewisse Maximalziffern vorgesehen; auch kann durch Parallel-Einrichtungen dafür gesorgt werden, daß Arbeiter, die etwa den Wunsch haben, nicht durch Gewerkbeiträge, sondern durch Sparkasseneintragungen dasselbe Ziel individuell zu erreichen, die gleichen Zuschüsse erhalten. Es lassen sich auch Kombinationen gestalten, in denen die öffentliche Versicherung den Gewerkschaften nur als Rückversicherung dient, wie England auf Grund seines Arbeitslosen-Versicherungsgesetzes augenblicklich im Begriffe zu sein scheint, es durchzuführen; ein Ergebnis, zu dem in Deutschland die Stadt Köln gelangt, indem sie ihre ältere freiwillige Arbeitslosen-Versicherung neben dem

Digitized by Google

Zuschußsystem fortbestehen läßt und damit in Verbindung setzt. In ähnlicher Richtung bewegt sich die Entwickelung in einer Reihe bayerischer Städte, denen die Staatsregierung die Wege zu ebnen suchte. Dort waren zwei kleinere Städte, Erlangen und Kaiserslautern (1910, 1913) vorangegangen; München, Nürnberg, Augsburg und Ludwigshafen sind im Begriff, ihnen zu folgen. Die Staatsregierung macht ihre Unterstützung u. a. davon abhängig, daß neben den Organisierten auch den Unorganisierten die Beteiligung ermöglicht wird. In den Staatshaushaltsetat für 1914 bis 1915 sind hierfür 75 000 *M* eingestellt; ein Vorgehen, dessen Nachahmung in Württemberg die Zweite Kammer mit Nachdruck verlangt hat. Alle diese Formen stimmen in dem Grundgedanken überein: aus öffentlichen Mitteln eine Prämie darauf zu setzen, daß das Individuum gegen den Lohnausfall sich selbst versichert.*)

Ueberblickt man, was gegenwärtig in literarischer und praktischer Behandlung der Arbeitslosen-Frage geschieht, so ist klar, daß wir auch hier in ein Zeitalter der Kleinarbeit eingetreten sind. Neigung und Fähigkeit, Prinzipienfragen zu erörtern, haben in hohem Maße abgenommen; ja zuweilen wird die Politik der kleinen Mittel in einem Maße gepriesen, der von Ueberschätzung nicht freizusprechen ist. Aber im großen und ganzen scheint man doch sich langsam vorwärtszutasten auf dem Wege zu einem einstweilen noch unbekannten Ziel.

*) Die verschiedenen Formen der Arbeitslosenversicherung und die damit in Zusammenhang stehenden Prinzipienfragen sind ausführlich behandelt in: Jastrow und Badtke, Kommunale Arbeitslosenversicherung, Denkschrift und Materialsammlung, vorgelegt dem Magistrat Charlottenburg. Vermehrte Buchausgabe: Berlin, G. Reimer 1910; und unter Berücksichtigung der Literatur der 3 letzten Jahre von denselben beiden Autoren in dem Artikel „Arbeitslosenversicherung" in der (demnächst erscheinenden) Lieferung des „Handwörterbuchs der Kommunalwissenschaften" (Jena, G. Fischer), woselbst auch zu vergleichen: die Artikel „Arbeitslosenbeschäftigung", „Arbeitslosenfürsorge", „Arbeitsmarkt", „Arbeitsverschiebung" u. a. m.

Digitized by Google

Die Verbrechen des neuen Serail

Von Dr. med. * * * (Konstantinopel)*)

Im türkischen Kaiserhaus hat vor einigen Monaten eine interessante Verlobung stattgefunden. Prinz Fuad Effendi, der Siebzehnte unter den präsumptiven Nachfolgern des regierenden Sultans, ein Sohn des Prinzen Salaheddin Effendi, hat sich mit der Tochter des Walis von Brussa, des ägyptischen Prinzen Abbas Halim Pascha, dessen Bruder Said augenblicklich Großwesir ist, verlobt. Das große Publikum hat von der kurzen Zeitungsnachricht über diese Verlobung kaum Notiz genommen. Ihre große Bedeutung ist aber denen nicht entgangen, die über das Serail unterrichtet sind. Diese Verlobung ist nämlich ein Ereignis ohne Präzedenzfall. Sie bedeutet den Bruch mit einer Jahrhunderte alten Tradition, die es den Mitgliedern des Sultanshauses zur Pflicht machte, sich nur mit unfreien Frauen zu verbinden und diese aus der Schar der — meist tscherkessischen — Sklavinnen des Serail zu wählen. Sie ist daher von allen, die das Serail in seiner bisherigen Form als einen Rest asiatischer Barbarei betrachten, freudig als ernstes Zeichen einer neuen Zeit begrüßt worden. Die Optimisten träumen gar bereits von einer Epoche, da man neben dem Sultan eine fürstlichem Blut entsprossene Kaiserin und neben jedem Prinzen als einzige Gemahlin eine echte Prinzessin erblicken wird.

Diese Zeit ist allerdings wohl sicher noch sehr fern. Trotzdem bleibt die Verlobung des Prinzen Fuad Effendi als erster Schlag gegen die unwürdige Sklavinnenwirtschaft des Serails ein Ereignis, zu dem man die Türkei nur beglückwünschen kann. Osman Bei hat in seinem Buch „Die Frauen in der Türkei" vor einem

*) Aus dem französischen Originaltext des Verfassers übersetzt.

Digitized by Google

Menschenalter bereits erklärt, daß eine Reform des Serails die Vorbedingung für eine sittliche Wiedergeburt des türkischen Volkes ist. Das ist auch heute noch wahr, denn das Serail mit seiner asiatisch-barbarischen Organisation ist immer noch eine Quelle der Korruption, die weite Kreise des osmanischen Volkes vergiftet und ernste Reformbestrebungen vereitelt. Die Zeiten sind allerdings vorbei, da der Mord im Serail kraft blutiger Ueberlieferung als heilige Pflicht galt. Der Brudermord zum Besten der Ruhe und Unteilbarkeit des Reiches ist nicht mehr, wie ehedem, die erste Regierungshandlung eines neuen Sultans. Und das alte furchtbare Gebot, nach dem die Söhne kaiserlicher Prinzessinnen, gleichfalls zur Verhütung gefährlicher Thronansprüche, sofort nach der Geburt erdrosselt werden mußten, besteht nicht mehr. Aber an die Stelle der alten Untaten des Serail sind neue Verbrechen getreten. Wenn man das Menschenleben, den Gesetzen westlicher Zivilisation gehorchend, dort jetzt schont, so scheut man sich nicht, das keimende Leben dafür zu vernichten. Statt des Mordes herrscht heute im Serail die Abtreibung.

Diese Anklage formuliere ich nicht etwa auf Grund von unkontrollierbarem Klatsch. Das Serail bildet heute noch, wie früher, eine geheimnisvolle Welt für sich, und das große Publikum der türkischen Hauptstadt ist über die intimen Vorgänge hinter seinen Mauern so gut wie gar nicht unterrichtet. Die traurige Tatsache, daß Verbrechen gegen das keimende Leben im Serail etwas Alltägliches sind, ist den meisten Bewohnern von Konstantinopel vermutlich ganz unbekannt. Aber die Aerzte der Hauptstadt wissen etwas davon zu erzählen. Denn gar manchem von ihnen ist die zweifelhafte Ehre zuteil geworden, von hoher Stelle um Vornahme verbrecherischer Eingriffe ersucht zu werden.

Ich selbst hatte bereits einige Jahre in Konstantinopel als Arzt und speziell Geburtshelfer praktiziert, ohne in Beziehungen irgendwelcher Art zum Hof getreten zu sein, als der kaiserliche Prinz X. Effendi mich eines Tages zu sich bitten ließ. Der Prinz empfing mich in dem üblichen nachthemdartigen türkischen Hausrock und

Digitized by Google

in Pantoffeln, den roten Fes natürlich auf dem Kopf. Er teilte mir, unbekümmert um mehrere anwesende Personen, völlig ungeniert mit, seine Favoritin — wir wollen sie Fatma Hanum nennen — sei im siebten Monat schwanger. Ein Arzt habe bereits erfolglos versucht, die Frucht abzutreiben; er habe mich nunmehr zur Vornahme dieser Operation rufen lassen. Ich hatte bis dahin von diesen Gepflogenheiten des Serails nichts gewußt. Der unerwartete Auftrag versetzte mich daher in solche Verblüffung, daß ich im ersten Augenblick nichts zu antworten vermochte. Der Prinz hielt mein Schweigen offenbar für Zustimmung. Er winkte einem Eunuchen, der mich zu Fatma Hanum führen sollte. Als ich dann erklärte, es sei mir unmöglich, den Wunsch Seiner kaiserlichen Hoheit zu erfüllen, da ich mich als Arzt eidlich verpflichtet habe, Menschenleben zu erhalten, nicht aber zu vernichten, schaute der Prinz mich verständnislos an. Es war ihm scheinbar noch nicht vorgekommen, daß ein Arzt einen derartigen Auftrag ablehnen könne, zumal mit solcher Begründung. Da er aber sah, daß ich, trotz der Verheißung eines glänzenden Honorars, fest blieb und die gewünschte Operation unter keiner Bedingung ausführen wollte, verabschiedete er mich achselzuckend.

Etwa zwei Monate später wurde ich zu meinem größten Erstaunen abermals zu dem Prinzen beschieden. Diesmal handelte es sich indessen nicht um einen verbrecherischen Eingriff, sondern um die Entbindung der erwähnten Fatma Hanum, und ich hatte keinen Grund, den Auftrag abzulehnen. Obgleich an der Frau, wie ich sofort feststellte, noch vor wenigen Wochen mißglückte Abtreibungsversuche vorgenommen worden waren, verlief die Entbindung völlig glatt, und die Familie des Sultans wurde um eine gesunde Prinzessin vermehrt.

Einige Wochen darauf erschien eines Morgens eine Serailsklavin bei mir und flehte mich im Auftrag ihrer Herrin Fatma Hanum an, möglichst rasch nach der kleinen Prinzessin zu sehen, da diese schwer krank sei und scheinbar in Lebensgefahr schwebe. Ich fuhr sofort hinaus und fand die kleine Patientin tatsächlich

Digitized by Google

in recht bedenklicher Verfassung vor. Durch Befragen der Mutter konstatierte ich, daß die bisherige ärztliche Behandlung des kranken Kindes allen Geboten moderner Wissenschaft Hohn sprach und bei weiterer Fortsetzung zweifellos den Tod des Kindes herbeigeführt hätte. Es kam dann zu einer erregten Auseinandersetzung zwischen mir und dem Arzt, der die Kleine bis jetzt behandelt hatte. Mehrere anwesende Seraildamen nahmen lebhaft für den türkischen Arzt gegen mich Partei und bemühten sich, Fatma Hanum von dem Plan, mir die Behandlung des Kindes anzuvertrauen, wieder abzubringen. Fatma Hanum schien einen Augenblick unentschlossen. Dann aber siegte offenbar die Mutterliebe, und sie bat mich, ihre Tochter zu retten. Drei Tage und Nächte lang widmete ich mich fast ausschließlich der kleinen Kranken, und zu meiner größten Freude gelang es mir, das Kind dem Tode zu entreißen.

Während der Auseinandersetzung am Krankenbett der Prinzessin konnte ich den Eindruck nicht loswerden, daß der verbrecherische Plan bestanden hatte, die Patientin um keinen Preis genesen zu lassen. Ja, es schien mir sogar, als sei Fatma Hanum anfangs für den Plan gewonnen gewesen und als habe sie mich später erst in einer plötzlichen Aufwallung von Mutterliebe heimlich als Retter rufen lassen. Ich habe Fatma Hanum nach Ueberwindung der Krisis in ein ernstes Verhör genommen, und ihr höchst verlegenes Benehmen bei diesem hat meinen Verdacht noch bestärkt. Indessen vermochte ich kein Geständnis von ihr zu erlangen.

Diese Gelegenheit benutzte ich, um die Wahrheit über die Abtreibungsversuche zu erfahren. Und Fatma Hanum, deren Vertrauen ich durch die Rettung ihres Kindes gewonnen hatte, beantwortete meine Fragen nach diesen Dingen ohne jede Scheu. Sie erzählte mir, der Sultan habe Befehl gegeben, die Zahl der Geburten im Serail nach Möglichkeit zu beschränken. Der Zweck dieser Maßregel sei die Vermeidung der beträchtlichen Kosten, die jede Geburt eines Prinzen oder einer Prinzessin verursacht.

Digitized by Google

Sobald nämlich eine Serailsklavin dem Sultan oder einem der kaiserlichen Prinzen ein Kind geboren hat, muß für die neue Kadine ein ganzer Hofstaat mit Sklavinnen und Eunuchen gebildet werden. Ist der Prinz oder die Prinzessin herangewachsen, so wird die Bildung eines weiteren besonderen Hofstaates für das junge Mitglied des kaiserlichen Hauses erforderlich. Die dem Hof zur Verfügung stehenden Mittel sind seit der Wiederherstellung der Verfassung so beschränkt, daß sie den Ansprüchen des großen Sultans-Serails sowie der kleinen Serails für die dreißig kaiserlichen Prinzen und die fünfundzwanzig Prinzessinnen kaum mehr genügen. Es ist daher an sich nicht überraschend, daß die Frage, wie die kostspielige Vermehrung der kaiserlichen Familie zum Besten der Hofkasse etwas eingeschränkt werden kann, an „höchster Stelle" ernst erwogen worden ist. Das Mittel, das man jetzt zur Erzielung größerer Sparsamkeit anwendet, ist aber denn doch höchst bedenklich und verdient, öffentlich gebrandmarkt zu werden.

Schon unter dem alten Regime sind, wie Fatma Hanum mir berichtete, häufig Abtreibungen im Serail vorgekommen. Aber damals veranlaßten die Sklavinnen in aller Heimlichkeit auf eigene Faust Eingriffe von Aerzten oder weisen Frauen, um sich von der kaiserlichen Frucht zu befreien. Denn Abdul Hamid, der Kinderfreund, hätte die Vornahme solcher Manöver vermutlich scharf geahndet. Das Motiv der Sklavinnen war damals Freiheitsliebe. Die kinderlos gebliebenen Serailis dürfen den kaiserlichen oder prinzlichen Harem nämlich in einem gewissen Alter als freie Frauen verlassen und sich draußen nach Belieben verheiraten. Der Hof pflegt sie beim Abschied reich auszustatten. In der bürgerlichen türkischen Gesellschaft wird den einstigen Serailis ein Ehrenplatz eingeräumt, und es fällt ihnen leicht, gute Partien zu machen, da die Männer sich von den Beziehungen ihrer dem Serail entstammenden Gattinnen zu den Hofkreisen viel für die eigenen ehrgeizigen Pläne versprechen. Trotz der Vorrechte, die jede Kadine vor den übrigen Seraildamen aus-

Digitized by Google

zeichnet, trotz der für alle Prinzenmütter bestehenden Möglichkeit, eines Tages die hohe Würde der Sultan-Walide (Mutter des regierenden Sultans) zu erreichen, träumen die meisten Serailsklavinnen von Freiheit und Gründung eines bürgerlichen Heims. Die Aussicht, das ganze Leben hinter den Serailmauern zu verbringen und zum Schluß vielleicht gar im Witwenpalais beim Alten Serail lebendig begraben zu werden, flößt ihnen Furcht ein.

Fatma Hanum hatte denn auch für meinen Einwand, daß die Vernichtung des keimenden Lebens den persönlichen Interessen der Seraildamen widerspreche, kein Verständnis. Nach gewissen Andeutungen muß ich annehmen, daß der Hof die Zustimmung der Damen zu dem Eingriff überdies durch Verheißung eines wertvollen Geschenkes zu erkaufen pflegt. Sittliche Bedenken dagegen kann man bei den Serailis unmöglich erwarten. In der Türkei, wo ein Menschenleben heute noch viel weniger gilt als in Europa, wird die Zerstörung des keimenden Lebens kaum als Verbrechen empfunden. Türkinnen wie Armenierinnen, Griechinnen und Israelitinnen halten es daher fast durchweg für erlaubt, unerwünschtem Kindersegen durch Abtreibung vorzubeugen. In welchem Umfang die Abtreibung im Serail vorgenommen wird, erhellt aus der fast unglaublichen Tatsache, daß eine Seraili, die Fatma Hanum mir bezeichnete, nicht weniger als vierzehnmal abgetrieben hat. Leider konnte ich nichts Sicheres darüber feststellen, ob durch derartige Eingriffe gelegentlich Todesfälle im Serail verursacht werden und wie groß eventuell die Zahl der Opfer in den letzten Jahren war.

Aufgeklärte türkische Freunde, mit denen ich über diese Dinge gesprochen habe, waren übereinstimmend der Ansicht, daß ich durch diese Veröffentlichung der Türkei einen Dienst erweise. Von diesen Freunden hörte ich, daß Prinzessin Nasimeh-Sultan, eine Tochter des Sultans Abdul Asis und leibliche Schwester des 1869 geborenen Prinzen Abdul Medschid Effendi, vor einiger Zeit bereits eine Reform des Serailwesens angeregt hat. Sie bemühte sich, einige Prinzen zum Verzicht auf die Polygamie

Digitized by Google

zu bewegen. Aber nur Prinz Abdul Medschid, der sich als Förderer von Kunst und Wissenschaft vorteilhaft bekannt gemacht hat, zeigte sich den Wünschen seiner Schwester geneigt. Er selbst hat seine ganze Liebe der Mutter seines Sohnes, des im Wiener Theresianum sich bildenden Prinzen Omer Faruk Effendi, geschenkt und betrachtet diese Kadine, eine frühere tscherkessische Sklavin, als seine rechtmäßige Gemahlin. Daß die Verlobung des Prinzen Fuad mit der Prinzessin Halim von allen Freunden einer radikalen Serailreform hoffnungsfreudig begrüßt worden ist, bedarf nach den obigen Ausführungen keiner besonderen Betonung mehr.

*

Die Reform des türkischen Serailwesens ist jetzt in die Wege geleitet worden. Wie das „Berliner Tageblatt" kürzlich meldete, verfügte der Scheich Ul Islam auf Antrag des kürzlich eingesetzten Ratsausschusses für Angelegenheiten der Dynastie, daß künftig nur eine Frau der kaiserlichen Prinzen als legitime Gemahlin anerkannt wird, und daß nur die Kinder dieser einen Frau als Mitglieder der kaiserlichen Familie betrachtet und entsprechend dotiert werden. Bisher hatten die Prinzen das Anrecht auf vier legitime Frauen, deren Kinder sämtlich als Prinzen und Prinzessinnen galten. Die jetzt eingeführte Neuerung ist in erster Linie als Sparsamkeitsmaßregel gedacht, bedeutet aber einen wichtigen Schritt in der Reform des Serailwesens.

Haie

Von Fritz Arenhövel

Wir lagen in der Dünung von Lagos. Weitbogig schwoll sie dem Festlande zu. Unser Schiff taumelte zwei, drei Meter in die Höhe und sank dann sonnenmüde ins Wellentief zurück. Ganz hinten lag das Geflimmer des flachen Lagosstrandes. Man sah nur einen hellen Streifen, der sich zwischen den Kuß von Himmel und Erde drängte. Das war der Lagosstrand.

Drei, vier Wracks hatten wir gezählt. Wir standen über die Reling gelehnt und besprachen tropenschlapp, daß auch unser

Digitized by Google

Dampfer, der unsere kopratrockenen Glieder von der Mittagslinie fortschleppte, hier vor einem Jahre auf dem Strand gesessen hatte. Das wäre doch wenigstens eine Abwechslung gewesen!

Im Wasser lungerten Haie um den Schiffsleib herum. Sie standen still. Nur ab und zu, wenn ein Großer seinen Stand veränderte, kam Leben in die Lumpenbande.

Auf dem Vorschiff klangen Hammerschläge. Da stand eine Feldschmiede, auf der ein Holzkohlenfeuer fauchte. Deutsche Holzkohlen von deutschen Bäumen, aus deutschem Wald, aus deutscher Kühle! O wären wir doch! — Wären wir doch zwanzig Tage älter!

Die Hammerschläge schmiedeten eine Haiangel. Die wird immer geschmiedet, wenn ein Schiff vor Lagos liegt. Das wußten wir alle. Wir wußten auch, daß von den Herrschaften da unten niemand auf die Menschenschläue schnappte. Lieber eine leere Konservenbüchse im Magen als diesen verdächtigen Happen anrühren! Aber die Angel wurde ausgebracht — mit einem übelriechenden Kalbsviertel als Köder. Ein gut Stück Kiefernscheit diente als Flott. Ein deutscher, harziger, köstlicher Kiefernscheit! O wären wir auf deutschem Grund und Boden!

Der Lagosstrand flimmerte grell vor den Augen. Die ganze Luft flimmerte, als wenn Millionen und aber Millionen Mücken tanzten. Eine Stunde noch — und dann, Gott sei's getrommelt und gepfiffen, würde es weiter gehen.

Unsere Reisegenossin, der einzige weibliche Fahrgast unter hundert Männern, unsere schöne, begehrenswerte Reisegefährtin schoß Möwen. Sie saß auf der Reling, die Beine außenbords, den Haien zu. Man durfte in ihrer Gegenwart getrost einen derben Witz sagen, ein heißes Wort. So sagte einer, sagte das ganz nebenhin, sonnenlahm, gedankenbar:

„Ich möchte wohl ein Hai sein."

Nur so, wie man etwas sagt, was man vor einiger Zeit gedacht, aber nun schon halb vergessen hat: „Ich möchte wohl ein Hai sein."

Digitized by Google

„Warum?“ fragte sie.

Sie wußte ganz gut warum, denn sie preßte ihre Knie zusammen. Er gab keine Antwort. Nur ein heißer Blick flog auf ihre Brust. Die schön Frau nahm einige Patronen aus ihrem Handriemen. Sie trug einen doppelreihigen Patronenriemen um das linke Handgelenk. Die Nickelhülsen blitzten in der Sonne. Eine Möwe kreuzte gegen den Hitzwind auf. Die Frau schoß. Die Möwe faltete die Flügel halb ab und schwankte in ihrem Flug. Eine wilde Jagdfreude blitzte aus den Augen des Weibes. Die Möwe stürzte und fiel auf die Brust der Frau. Die Flügel spreizten sich weit. Der halb geöffnete Schnabel legte sich an den Frauenhals. Ein paar heiße Korallen Lungenblut tropften auf die weiße Haut. Die Schöne saß verzückt mit weit abgespreizten Armen da. Das Gewehr polterte aufs Deck. Die Möwe krampfte ein paar Mal zusammen und rutschte dann über die Brust der Frau ab. Ein schaumiger Blutstreifen kroch über die Brust. Die Frau griff nach der Möwe, faßte sie aber nicht. Sie beugte sich wild vor. Zu weit!

Alle Hände griffen zu und konnten sie nicht mehr halten. Möwe und Frau klatschten ins Wasser.

Die Haie glaubten, jetzt käme ein ganz Großer ihrer Sippe, oder eine neue Angel oder sonst so ein menschlicher Unfug, wie alte Stiefel und dergleichen, und zogen sich unwillig ein paar Flossenwindungen zurück. Die Frau da unten besann sich nicht lange. Mit einigen schnellen Schwimmzügen hatte sie die Strickleiter der ausgebrachten Backspier erreicht und enterte auf. Die ganze Geschichte ging so schnell, daß wir sonnenträgen Kerle erst in Aufregung kamen, als sie schon mitten unter uns stand.

Fadennässe formte das leichte Kleid um ihren Körper. Er war so göttlich schön, daß wir aus unserem Tropenduſel erwachten. Alle unsere Sinne umwarben das Weib. Da sagte sie, unsere Augen niederzwingend:

„Ihr seid wie die Haie, lungernd, feige und träge.“

Digitized by Google

Einer löste sich aus unserer Gruppe heraus, derselbe, der erst den Wunsch geäußert hatte, ein Hai zu sein. Ehe ihn jemand hindern konnte, war er auf die Reling geklettert und über Bord gesprungen. Die geschossene Möwe war abgetrieben. Er schwamm ihr nach, faßte sie und kam in mächtigen Stößen zurückgeschwommen. Bald stand auch er wohlbehalten wieder an Deck und überreichte ihr lächelnd den Vogel. Wir sahen den prächtigen Körper des Mannes durch das nasse Zeug.

„Das haben Sie mir gut nachgemacht", sagte sie, „Sie könnten mein Diener sein."

Sie lächelte spöttisch.

„Ich hätte mehr sein wollen."

„Dann hätten Sie dabei sterben müssen."

„Ich werde."

Er hatte ihr die Möwe entrissen und sie weit ins Wasser geschleudert. Wieder sprang er in die Dünung. Sie dachte nicht daran, ihn zu hindern. Er schwamm der Möwe nach, die dem Lande zugetrieben wurde, den Haien zu. Die wichen mehr und mehr zurück.

Dann aber plätscherte plötzlich einer zwischen dem Schwimmer und dem Schiffe. Eine peinigende Spannung brachte unsere Herzen in Trab. Die Rückenflosse eines mächtigen Haies tauchte aus dem Wasser. Jetzt eine ganz in der Nähe des Schwimmers! Die schöne Frau wurde bleich. Sie schoß, einmal, zweimal, immer wieder. Unter dem Schutz ihrer Schüsse erreichte er die Möwe. Er wendete. Ab und zu schlug er mit einem Schwimmbein kräftig aufs Wasser, um sich das Gesindel vom Leibe zu schrecken. Schnell kam er dem Schiffe näher. Nun mußte er noch durch das feindliche Geschwader, das vor dem Schiffe lungerte.

Da sahen wir, wie einer, ein wahrer Recke, auf ihn zuzog, langsam und gewaltig.

Sie nahm ihn unter heftiges Feuer. Der Hai verschwand, mit seiner Schwanzflosse von der Wasserdecke abstoßend, daß ein rauschender Gischtstrudel aufgähnte. Nach einem Augenblick

Digitized by Google

kam er wieder hoch. Ueber seinem Kopfe schwebte eine leichte blutrote Wolke im Wasser. Wie ein Helmbusch krönte sie ihn. Wieder tauchte er unter und immer wieder, in stets kürzeren Fristen, und immer erregter tauchte er wieder auf.

Die Frau kam nicht aus ihrer Ruhe. Schuß um Schuß peitschte sie der Bestie in die Lederhaut. Und es gelang ihr, den Hai ein Stück von dem Schwimmer fern zu halten.

Da tauchte ein zweiter Fisch dicht bei dem Kopfe des Schwimmers auf und verschwand wieder. Zum zweiten Mal kam er und hatte sich auf den Rücken geworfen, daß man seine weiße Bauchseite silbern in der Sonne schimmern sehen konnte. Das war höchste Gefahr, denn so greifen Haie an.

Der Schwimmer schlug wild mit beiden Armen um sich und rief uns trotz seiner verzweifelten Lage ein sorgloses Wort zu. Wir verstanden es nicht.

Sie sagte: „Der Kerl macht noch faule Witze. Ich soll mich auf die Reling setzen." Sie lachte gezwungen und überlaut und gab wieder einen Schuß ab. — — —

Da schwamm er nicht mehr. Wir starrten hinab, unfähig uns zu rühren. — Er schwamm nicht mehr. An seinem Kopfe wuchs ein blutigroter Helmbusch. — — —

In der folgenden Nacht waren wir auf hoher See. Eine frische Brise hielt uns an Deck. Der alte Schiffszimmermann hobelte ein paar rauhe Sargbretter zurecht. Sie wurden mit Flüchen zusammen genagelt. So ein Schiffszimmermann will nachts seine Ruhe haben.

Wir sammelten Hobelspäne auf und preßten sie mit beiden Händen fest auf unsere Gesichter: Köstlich duftendes Tannenholz aus deutschem Wald, deutscher Kühle!

Digitized by Google

Der Tanz im Vatikan

Von Hans Barth-Rom

Auch in der heiligen Roma, dem Sitz der Päpste, dem Mittelpunkte der Religion, nimmt die Verderbnis der Sitten, die Versuchung der Seelen immer mehr über Hand. Ja heute müssen wir zu unserem Schmerze erleben, daß man einen Tanz bei uns einführen will, der, von jenseits des Meeres gekommen, das Schamgefühl im höchsten Maße verletzt und nicht allein von illustren Bischöfen, sondern sogar von Protestanten verdammt worden ist." Also der Kardinal-Vikar von Rom an seinen Klerus. Und das Rundschreiben weist noch auf die ungeheuren Gefahren hin, die erwähnter Tanz für das leibliche und sittliche Wohl der römischen Familien haben müsse. Der römischen Familien, die neunzehnhundert Jahre Kirchenstaat doch an ganz andere Dinge gewöhnt als an das bischen Tango, das eine französische Tanzfee mit dem ominösen Namen Simone de Ferkel in der römischen Gesellschaft einzubürgern bestrebt ist.

Beruhigen Sie sich, Eminenz, man hat schon damals, als die Kirche noch allmächtig war, in Rom Tango getanzt. Viele hundert Jahre vor Simone de Ferkel. Sogar im Vatikan. Auch wenn der Tanz nicht amtlich „Tango" und die Damen, die ihn tanzten, nicht Ferkel hießen. Aber getanzt hat man im Palast der Päpste, ohne daß der damalige gestrenge Kardinal-Vikar sein Veto eingelegt hätte. Das tat er schon darum nicht, weil .. die eigenen Verwandten, die eigene Tochter Seiner Heiligkeit mittanzten. Und die Heiligkeit selbst in Persona dem „Tango" schmunzelnd zusah. Hören Sie, Eminenz:

„Bei der Hochzeitsfeier der Lukretia (Papst Alexanders VI. Tochter) mit Giovanni Sforza von Pesaro saß der Papst nebst zwölf Kardinälen inmitten der Frauen. Während des Mahles wurde eine Komödie mit Musik und Gesang aufgeführt. Zum Schlusse tanzten die Frauen .... Die Festfeier war ein glänzendes Fest mit Damen, wie es der Vatikan bisher nie gesehen mit T ä n z e n u n d a l l e r l e i U n a n s t ä n d i g k e i t e n." (Ludwig Geiger, Einleitung zu „Alexander VI. und sein Hof." Stuttgart bei Robert Lutz, pag. 36 und 44).

Aber es kommt noch besser: „Am Abend des letzten Oktober 1501 veranstaltete Cäsar Borgia (des Papstes Lieblingssohn) in seinem Gemach im Vatikan ein Gelage mit 50 ehrbaren Dirnen, Kurtisanen genannt, die nach dem Mahle mit den Dienern und anderen Anwesenden tanzten, zuerst in ihren Kleidern,

Digitized by Google

dann nackt. Nach dem Mahle wurden die Tischleuchter mit den brennenden Kerzen auf den Boden gestellt und rings herum Kastanien gestreut, die die nackten Dirnen, auf Händen und Füßen zwischen den Leuchtern durchkriechend auffammelten, wobei der Papst, Cäsar und seine Schwester Lukretia (des Papstes Kinder) zuschauten." Was folgt ist hier schlechterdings nicht wiederzugeben. (Tagebuch des päpstlichen Zeremonienmeisters Burcardus; herausgegeben von L. Geiger, Stuttgart bei R. Lutz, pag. 315).

Auch unter anderen Päpsten wurde im Vatikan flott getanzt. Wenn auch nicht der Argentinische Tango, so doch etwas, was nicht viel dezenter war. An Leos X. üppiger Tafel floß der Wein in Strömen, während des Papstes Leibpoet Querno als „Venus" gekleidet sich produzierte und zweideutige Lieder vortrug (Arcidiacono di Salvioneta). „Sodann ließ er (der Papst) Gesang und Saitenspiel ertönen, zumal bei nächtlichen Gelagen. Da erschallte der ganze Palast (Vatikan) von musikalischen Instrumenten .. Wie der Tribunus Voluptatum der Römer erschien der Papst in seinem von Musikanten, Schauspielern und Charlatanen schwärmenden Vatikan. Da ließ er alte und neue Komödien, die schamlosesten Zoten aufführen... Die Zwischenakte füllten Musik, auch gab man die Moreska, ein Ballett... Diese Lustspiele bewegten sich meist nur um Verführung und Ehebruch, und Päpste, Fürsten, Geistliche und Adel brachten sie mit Enthusiasmus in Szene. Leo schwelgte in ihrem Genuß ohne jemals Scham oder Uebersättigung zu empfinden. Man mag es begreifen, wenn er sich an gemeinen Späßen von Hofnarren erfreute, ... aber man wird doch Mühe haben, das ganz kritiklose Verhalten des Oberhauptes der Kirche zum Theater seiner Zeit zu erklären. Denn seine eigenen Zeitgenossen bebten zuweilen davor zurück.... Der Verfasser einer der unzüchtigsten Komödien trug den Kardinalpurpur mit umso größerer Ehre, weil er eben ihr Autor war." (Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom, Band VIII, pag. 222 u. f.).

Das geschah unter dem Regiment des lebenslustigen Leo X., von dem das berühmte Wort stammt „Godiamoci il Papato, Che Dio ce l' ha dato". (Laßt uns des Papsttums froh genießen, Denn Gott hat es uns zugewiesen). Und dem sein Freund und Hofnarr und Zechgenosse, der Mönch Mariano zutoastete: „Viviamo, Babbo Santo, che ogni cosa è burla! (Laßt uns leben, Heiliger Vater, denn alles ist Schwindel). (Clementi, Il Carnevale Romano nelle Cronache contemporanee).

Auch ein Eremitenballett, d. h. ein Ballett, wo unter den Auspizien der Venus eine Schar frommer Eremiten von Amor beschossen und zur Liebe bekehrt ward, mußte im Hofe der Engelsburg den Heiligen Vater ergötzen. (Castigliones Briefe an den Herzog Federigo Gonzaga).

Digitized by Google

Die Bischöfe trieben es nicht besser, worüber Gregorovius im Kapitel Stephans V.: Wie beim Gastmahl des Trimalcion ergötzte ihre Sinne der Anblick schöner Tänzerinnen und die „Symphonia" der Musikanten ..., Sie schliefen in den Armen ihrer Beischläferinnen auf seidenen Kissen."

Zum Schlusse ein in seiner Tendenz an den Matrosentango streifendes Bankett unter Papst Alexander VII.

„Im Palast (Palazzo = Apostolischer Palast) fanden fortwährend Soupers von Kurtisanen und Prälaten statt, deren viele schlafend nach Hause gebracht werden mußten. .. Alles ging dabei drunter und drüber, indem die Prälaten sämtliche Konfektschalen plünderten und die Busen der Damen und Fräulein mit Süßigkeiten füllten." (Clementi am angegebenen Orte, pag. 477).

Und das alles, obschon noch kein offizieller Tango die paar römischen Ballsäle verheerte und kein Fräulein von Ferkel die, ach! so naiven und moralischen Römerinnen mit dem Gifte des neuen Reigens und Beugens infizierte. Aber damals, wie gesagt, schritt kein Kardinal-Vikar ein, auch wenn Aretin, der es wissen mußte, vom päpstlichen Hofe behauptete, er sei

„una putana,
„Che par bella di forme e poscia dentro
„Parte non ha che si ritrovi sana"

zu deutsch =

„Wie eine Dirne,
Von außen schön und blühend anzusehen,
Doch innen, ach, wie eine faule Birne."

Nachts

Von Karl Pries

Schon begann das Rauschen ferner Wälder.
Leise wurden weiche Winde wach,
Hörbar, weit durch die Getreidefelder
Wogt ihr warmer Atem zitternd nach.

Ueber Dehnen, Sehnen viel und Schmerzen
Blinkt vom Himmelblau der Sterne Pracht.
Durch die Stille fühl ich wache Herzen
Schläge klopfen, laut, in tiefer Nacht.

Digitized by Google

Kronprinzenprozesse

Das Sechstagerennen um die huldvolle Anerkennung des Kronprinzen, das gleichzeitig mit dem um seine Manschettenknöpfe stattfand, hat leider mit einem Fiasko geendet: durch einen Mangel in der Organisation konnte der dritte Verbrecher nicht innerhalb der von der Rennleitung vorgesehenen Zeit zur Strecke gebracht werden, so daß wir uns mit einem Teilresultat begnügen müssen. Das Ergebnis ist: Hans Leuß sechs Monate, Vorwärts (sonst viel besser in Form) drei Monate. Damit ist der Kronprinz vor der Weltgeschichte rehabilitiert, selbst sein Stil hat die staatsanwaltliche Anerkennung gefunden. Leider aber kann dem Sportsberichterstatter der „Deutschen Tageszeitung" nicht recht gegeben werden: das muntere Plappermäulchen hat die Hoffnung ausgesprochen, nun würden wohl solche „Schriftsteller" die Hände von dem thronfolgenden Zollernsproß lassen. Die Gänsefüßchen, die er mit seinem Gänsekielchen hingekritzelt hat, wirken kaum abschreckend. Sie passen zu einem Gänsehirnchen, in dem sich die Welt als eine Versammlung von Lumpen malt, die frech drauflos schimpfen und sich winselnd ducken, wenn der Korporalstock zwischen sie fährt. Sage mir, was du mir rätst und ich will dir sagen, was du bist.

Hans Leuß hat in einem Artikel die Kronprinziana der letzten Monate behandelt: Telegramme an Herrn von Reuter und General von Deimling, Abschied vom Regiment, politischer Umgang. Er hat bestritten, daß die Person des Thronfolgers ein aussichtsvolles Propaganda-Mittel für den Monarchismus sei und sich erschreckt von der Vorstellung abgewendet, der junge Mann könne heute Kaiser werden, was ein ziemliches Kompliment an Wilhelm II., dessen sich Leuß vor der neuesten Evolution des Kronprinzen sicher nicht für fähig gehalten hätte. Er hat Kritik an der Einrichtung geübt, daß gerade der älteste Sohn einer Königin Thronfolger sei und hat schließlich auf die, nicht von ihm, sondern von der Geschichte, etablierte Tatsache hingewiesen, daß man die Notwendigkeit der Fürsten und Thronfolger häufig überschätze. Quittung: sechs Monate.

Der „Vorwärts" hat gar nur den rührseligen Abschied vom Regiment parodiert, nicht mehr und nicht weniger, also die etwas peinliche Stilübung eines jungen Offiziers, die nun wirklich nach keiner Seite hin haltbar ist. Wenn die vorzugsweise national Empfindenden darin ein warmes Gefühl entdecken, so mögen sie recht haben. Es gibt aber eine Art, Gefühle zum Ausdruck zu bringen, die unleidlich ist, die entwertet, auf die man nur mit Spott antworten kann, wenn man nicht durch empörten Ernst das Strafmaß erhöhen will. Der „Vorwärts" hat gespottet. Quittung: drei Monate!

Diese Urteile haben einen unleidlichen Zustand geschaffen, denn es sind politische Urteile. In der Begründung des Vorwärts-Urteils heißt es: „Andererseits kommt in Betracht, die weite Verbreitung des Blattes, wodurch die giftigen Früchte desselben in die weitesten Kreise getragen werden." Was für Früchte wird solch eine parteipolitische Verdammung in einem deutschen Richterspruch „in die weitesten Kreise tragen?" Aber abgesehen von dieser parteipolitischen Polemik bedeuten diese Urteile einfach die Unterdrückung der Kritik an den Handlungen einer bestimmten Person. Der Kronprinz ist für uns kein Gegenstand bedingungsloser Hochachtung, dann erst recht nicht, wenn er, unter völliger

Digitized by Google

Verkennung seiner Stellung, selbst sein schlimmster Feind, politisch in die Oeffentlichkeit tritt, wenn er mit bewußter Brüskierung gerade das billigt, was wir für ungesetzlich halten, wenn er, der einst von allen Deutschen gleiches Zutrauen erwartet, ganze Volksteile herausfordert und beleidigt. Das ist die zweite Merkwürdigkeit an diesen drakonischen Sprüchen, daß sie so unerhört hart ausfielen, weil es sich um den Erben der Krone handle. Kronprinz sein, ist eine interne Angelegenheit des Hauses Hohenzollern, ist keine besondere, staatliche Würde. Das Gesetz kennt nur Angehörige des landesherrlichen Hauses und sieht nicht auf den Taufschein, diesen einzigen Befähigungsnachweis des Thronfolgers. Der Richter hat das Recht der freien Beweiswürdigung, aber nicht das, besonders geschützte Persönlichkeiten zu kreieren.

Weiter: das Urteil beschäftigt sich, unter ewigen Bücklingen: „Kaiserliche Hoheit! Kaiserliche Hoheit!", aufs flammendste mit den Verbrechen der Angeklagten, aber hat das Gericht auch nur einen Blick auf das geworfen, was der Kronprinz als Tatbestand beisteuerte? Kann man eine Kritik verdammen, ohne die kritisierten Dinge in die Betrachtung einzubeziehen? Billigt das Gericht die Telegrammatis des Kronprinzen so unbedingt, daß es in den Funkensprüchen des Hohen Herrn nicht einmal mildernde Umstände für die Angeklagten entdeckte? Gibt es, wenigstens für die Abmessung des Strafmaßes, keine Wahrung berechtigter Weltanschauungsinteressen? Der Kronprinz hat sich auf den Markt gewagt und Dinge dort feilgehalten, die den Protest herausforderten. Und dieser Protest ist strafbar? Absicht der Ehrverletzung? Mein Gott, eine tüchtige Abfuhr ist nie etwas ehrvermehrendes. Wer sich sagen lassen muß, er stecke seine Nase in Dinge, die ihn nichts angehen, kann das noch nicht als Faustschlag ansehen, aber freuen wird es ihn kaum. Und wenn ein Gericht in der Einbeziehung einer solchen Nase den Tatbestand der gewollten Ehrverletzung erfüllt sieht, so schafft es damit den ursprünglichen Tatbestand noch nicht aus der Welt. Wir sagen, allen Gänsefüßen zum Trotz: Quand même!

Und schließlich: hat das Gericht einen Augenblick an die politische Ueberzeugung der Angeklagten gedacht, die der Kronprinz von den „Elenden" bis zu „Immer feste drauf" in jeder Weise verletzt hat? Ist es angängig, daß ein junger Offizier, der die Welt meistens durch das Gittergeflecht eines Tennisschlägers ansieht, plötzlich in den politischen Kampf sich einmischt, Porzellan (Berliner Manufaktur) nach allen Richtungen zerschlägt und schließlich durch den Staatsanwalt die Zeche von der Gegenseite einziehen läßt? Eine merkwürdige Art, Kritik zu üben und Kritik zu knebeln, wenn man selbst Bravo! ruft und den antwortenden Zischer abführen läßt. Die Kronprinzenprozesse scheinen die Stelle der Majestätsbeleidigungsprozesse einnehmen zu sollen, seit diese unter Einwirkung des gesunden Menschenverstandes abgenommen haben. Eine Gesinnung zu haben und sie scharf und mutig auszusprechen, ist unmöglich, sobald der Herr in Frage kommt, der die Ansichten Herrn von Oldenburgs frisch in alle Welt telegraphiert und dann vergnügt zum Sechstagerennen fährt, während der Staatsanwalt die Geschichte aufputzt. Entweder Sechstagerennen oder Politik; aber nicht beides durcheinander, so daß man in Versuchung kommt, von deutschen Gerichten in Sportsausdrücken zu reden.

Digitized by Google

Aber wahrscheinlich fände, in dieser rekordfrohen Zeit, auch die Schilderung einer Ideengemeinschaft zwischen Friedrich Wilhelm und dem Rennfahrer Rütt ihren Staatsanwalt.

Ulrich Rauscher

Kopp

Als das zweite Knäblein armer Webersleute zu Duderstadt am Harz in der Wiege schrie, wurde just im selben Monat des Jahres 1837 der Erzbischof Clemens Droste von Vischering in Köln verhaftet und ins Gefängnis abgeführt.

Am 8. Dezember 1864 hat Pio Nono im Syllabus der 80 modernen Irrlehren den endgültigen Absagebrief des Papsttums an die menschliche Kultur erlassen und am 18. Juli 1870 das Dogma von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des Papstes erlassen. Sofort nach dem großen Krieg sammelte der Welfe Ludwig Windthorst in der streng konfessionellen Zentrumspartei alle partikularistischen Tendenzen, die welfischen Agrarier, den bayrischen und schlesischen Adel, die Bauernsame der Kaplanherrschaft und alle Hasser der Hohenzollern und des Preußentums; jener geborene Parteiführer erkannte klar, daß der lateinische Kultus allein nicht als parteibildende Kraft ausreiche. Bismarck versuchte durch die feindselige Durchkreuzung seiner inneren Politik durch Windthorsts Partei deren Organisation zu zerstören, indem er die Kirche angriff, die Orden austrieb, Klöster aufhob, die Erziehung des Klerus in vaterländischem Sinne anordnete, die Gesetze über die kirchliche Disziplinargewalt und über die Priesterausweisung — Mai 1873 — erließ. Damit hatte sich der eiserne Kanzler gründlich verhauen. Die ausgesperrten Priester hatten sich in haßerfüllte Agitatoren verwandelt, fünf Bischofsstühle (Fulda, Köln, Hildesheim, Paderborn und Mainz) standen leer, und die unter Laienführung stehende Zentrumspartei zog Ende der siebziger Jahre als die stärkste Fraktion in den Reichstag.

Bismarck ging nicht nach Kanossa in Oberitalien, sondern fuhr als Büßer gleich nach Rom. Unter Abschiebung aller Schuld auf den Kultusminister Dr Falk gewann er Leo XIII. mit der Anrede seines ersten Schreibens: „Sire!" Das schien, es gelte der Papst als Souverän. Dafür ward das katholische Zentrum ungesäumt zur Unterstützung der Schutzzollpolitik abkommandiert. Nach den Attentaten Hödels und Nobilings versprach der kluge Leo dem erschütterten alten Kaiser die Religion als beste Regierungsstütze, wenn erst der Frieden und die Ruhe des Gewissens den katholischen Untertanen zurückerstattet seien. Im Juli 1879 kam der Münchener Nuntius Masella zu Bismarck nach Kissingen und das Jahr darauf der Wiener Nuntius Jacobini nach Gastein. Ständiger Unterhändler aber zwischen Rom und Berlin wurde der ehemalige Sekretär des Bischofs Sommerwerk von Hildesheim, Georg Kopp, nachdem der ehemalige Telegraphengehilfe mit einem Taler Taggeld anno 1872 zum Generalvikar jener Diözese aufgestiegen war. Drei Jahre lang weigerte sich das zierliche Herrlein den ihm von Preußen angebotenen Bischofsstuhl von Fulda zu besteigen, bis am 15. November 1881 des Papstes Befehl eintraf.

Als Bischof Kopp am 29. April 1886 ins preußische Herrenhaus berufen wurde, schrieb die „Kölnische Volkszeitung": „Ein Danaergeschenk, weder dem Ernannten noch dem katholischen Volke erfreulich". Die Abtragung der

Digitized by Google

Kulturkampfgesetzgebung feierte Kopp mit einer großen Rede: „Siehe, wie schön sind die Füße desjenigen, der den Frieden bringt"; augenblicklich proklamierte Windthorst auf dem Katholikentag zu Breslau den alten Kriegszustand gegen den Racker Staat; denn „die Verfolgungen der Heiligen Kirche" gehörten zu den wirksamsten Werbemitteln der katholischen Partei. Nach dem Tode des Kardinals Diepenbrock ist der Fuldaer Bischof nicht vom Domkapitel der schlesischen Provinz gewählt worden. Jenes Wahlkollegium in Breslau erhielt vielmehr seine Kandidatenliste mit fünf Namen recht unwirsch heimgeschlagen. Papst und Kaiser ernannten Kopp zum Fürstbischof von Breslau, nachdem Kaiser Franz Josef seine Zustimmung telegraphisch gegeben: 9. August 1887.

Als Vertrauensmann Wilhelms II. ist Georg Kopp bei den Vorgängen, die zum Sturze des ersten Reichskanzlers führten, zu Rate gezogen worden. Anno 1888 hatten der klerikale Führer Kaspar Decurtius aus Graubünden und der Radikale Favon aus der welschen Westschweiz den Antrag beim schweizerischen Bundesrat eingebracht, einen internationalen Kongreß zur Verbesserung des Arbeiterloses auszuschreiben. Wilhelm II. griff diese Idee mit Feuereifer auf, während Bismarck den stärksten diplomatischen Druck in Bern ausübte, um jenen auf den 15. März 1890 nach Berlin einberufenen Kongreß noch in der letzten Stunde zu vereiteln. In seinem Brief vom 8. März 1890 erbat Kaiser Wilhelm II. die Unterstützung des Papstes zugleich mit der Ankündigung, daß sein Fürstbischof von Breslau als kaiserlicher Vertrauensmann am Kongreß teilnehme, weil gerade er des Papstes Intentionen genau kenne. Kopp erhielt den Vorsitz in der 3. Kommission: gesetzgeberische Lösung der Sonntagsruhe.

Am 17. März 1891 hielt Kopp die Gedächtnisrede auf den toten Windthorst in der Kirche der Hl. Hedwig zu Berlin, worin er sich als der politische Testamentsvollstrecker des verstorbenen Führers der Klerikalen vorstellte, die zur Regierungspartei aufgestiegen waren. Eindringlichste Mahnung zur Einigkeit. Im „großen Konsistorium" des 16. Januar 1893 empfing Kopp den roten Hut und blieb seit jenem Tag der Fürsprecher Preußens im Vatikan. Daß dabei der Staat Friedrichs des Großen gut gefahren, kann niemand behaupten; denn die Politik der französischen Gesandten Lefébure de Behaine und Nisard drang siegreich durch. Leo begrub die monarchische Idee in Frankreich und überhäufte den Kardinal Lavigerie mit Gunstbeweisen, der als Patriot das freimütige Wort gesprochen: „Meine Weißen Väter haben als Missionäre für die glorreiche Fahne Frankreichs Afrika zu erobern". Gegen die von Leo XIII. befohlene Förderung der republikanischen Staatsform durch den Episcopat Frankreichs hat Wilhelm II. insgeheim im Vatikan Protest eingelegt; ohne Erfolg. Kopp rühmte dem Papst das germanische Imperium als Hort des Glaubens gegen die religionslosen Weltmächte, vergebens. Als vollends Pius X. mit seinen Enzykliken wider den Modernismus, wider das Luthertum und die räuberischen Fürsten, wider die Interkonfessionalität losfuhr, vermochte der gewandte Diplomat auf der Breslauer Dominsel überhaupt nichts mehr zu „vermitteln". Um das Schlimmste zu vertuschen, vergriff sich der alt gewordene Unterhändler in den Mitteln: so wurde die Gewerkschafts-Enzyklika „Singulari" bei der Uebersetzung ins Deutsche hellblau über-

Digitized by Google

tüncht, gleichzeitig durfte der „Gegenpapst" Adam Stegerwald in Essen eine die päpstlichen Forderungen annullierende „Erklärung der Bischöfe" öffentlich verlesen, die Kopp auf telegraphischen Befehl des Apostolischen Nuntius A. Frühwirth O. Pr. vom 29. November 1912 widerrufen mußte.

Seit dem Schreiben an den Reichsgrafen Johann von Oppersdorff vom 21. Januar 1914, das auf des Papstes Anordnung veröffentlicht wurde, erkrachte das Genick des kranken Greises unter den rohen Schmähungen und Flüchen der Zentrumspresse. Vor 28 Jahren griff die „Kölnische Volkszeitung" den Fuldaer Bischof an, weil er ihr als staatsfreundlicher Streber nicht integral genug war und jetzt goß dieselbe „Kölnische Volkszeitung" sechs Wochen lang die Schalen ihres Zornes über den Breslauer Fürstbischof aus, weil der romtreue Kardinal allzu integral war, und weil die „Kölnische Volkszeitung" als Regierungsorgan den Westen staatskatholisch verseucht hat, weil die „Kölner Richtung" ihre Regierungsfähigkeit und ihre parteipolitische Bündnisfähigkeit nach rechts und links sich wahren und gleichzeitig mit ihrer christlichen Gewerkschaftlerei als rosaroter Demagogie der Sozialdemokratie den Rang ablaufen will.

Kardinal Kopp ist zeitlebens ein echter Ultramontaner geblieben, der als Werkzeug der preußischen Kirchenpolitik schon geraume Zeit vor seinem physischen Ableben zerbrach.

Spectator alter

Großbanken

Der Ziffernrausch der Bankbilanztiger ist verflogen. Die Liquiditätsfanatiker haben mit der bekannten Pedanterie die Relation von „leichtgreifbaren Aktiven" und Verpflichtungen berechnet. Die ganz Tüchtigen stellen jetzt schon 10 Parallelen auf. Beinahe wurde die Hälfte dessen gesagt, was in den Inseraten steht. Vielleicht kommen wir auf diese Weise noch zur Ueberflüssigkeit der Bankinserate. Die Federkiele mit dem bekannten Rückgrat schrieben sanfte Monita nieder, wieder sah man die Enthusiasten aus Ueberzeugung und Uneigennützigkeit und wieder den lieben Schlängeler, der zwischen Eiern tanzt und dabei tut, als ob er mit dem Schwert ficht. Keins wird abgeknickt, keins gestoßen und doch glauben die Menschen, hier seien Hiebe niedergegangen. Indessen erklimmt der Bankdirektor die höchste Zinne der Objektivität. Es gelingt ihm — man denke in Deutschland — über den Parteien zu bleiben oder, wenn man will, bei jeder Partei Unterschlupf zu finden. Das Bankinserat ist parteilos bezw. parteiuniversell. Wie auch sonst die Hinterfront gefärbt ist, jeder läßt sich für einen Augenblick und gute Groschen gern den Lappen draufheften. Vorne natürlich, vorne wird eifrig und mit dogmatischem Brustwurf gefochten und gebrüllt. Wagt einer zu zweifeln, lächelt einer, lacht gar etwa einer? So zersplittert das deutsche Ueberzeugungsleben ist, so aristokratisch, links- und rechtskratisch, demokratisch die Augen blitzen und schielen, hinten ist nunmehr alles gleich. Hauptsache, daß auf dem umgekehrten Nährwege die Speise ihre Metamorphose zur Individualüberzeugung, zur Parteirichtung, durchmacht. Was Wunder, daß etwas Schweifwedeln drin bleibt, da die Nahrung aus jener Gegend gekommen ist.

Wir wollen folgendes vermerken: Fürstenberg konnte nicht, wie er gescherzt hatte, die „reine Kreditbank"

Digitized by Google

gibt diesmal nur 8½% von sich. Also minus ein Prozent. Die Nationalbank für Deutschland dito minus 1%. Wahrscheinlich beide infolge eines kräftigen Effektenfiaskos. Wir wollens mal annehmen, sie sagen es alle, vielleicht stimmt es, wahrscheinlich sogar stimmt es. Ein Unglücksknabe ist der Schaaffhausensche Bankverein. Wirklich noch ein Knabe mit dem Altruismus des kindlichen Gemüts. Der Oberscherzier des deutschen Bankgewerbes würde den Knaben so charakterisieren: „ein christlicher Bankier ist wie ein jüdisches Armeekorps". Resultat des Altruismus? 3% Dividende. An allen Ecken und Enden reingeschliddert: schlimme Werte, die man nicht notiert, Immobildebacle, gefingerte Heimlichkeiten, daneben verpfändete Weinkeller, eine Bankgroteske. Sie haben den Spezialreservefonds ganz und die Verwaltung teilweise aufgelöst. Hätten sie das tun sollen? Eine Personalauffrischung war nötig, aber die Reserven sind ebenso nötig. Sie sagen sich: dividendenlos machen wir keine Geschäfte, wir müssen etwas Fassade haben, sonst kommen die Leute nicht in die Bude. Eine Kalkulation auf die Psyche der Kreditoren. Stimmt sie? Vielleicht. Sicherer wäre die Beibehaltung eines Fonds. Den hätte man, die neuen Kunden hat man noch nicht. Sieh mal die Kommerzbank! Ganz ruhig schaut sie aus, gibt 6% und präsentiert eine hübsche Abschlußzahl, als ob es selbstverständlich wäre. Alles vorbei, alles geglättet, jene Debitoren raus, die Wechsel in Ordnung, alles in Butter? So ein Abschluß rechnet sich entzückend, so eine Bilanz läßt sich aufstellen, es ist eine wahre Freude. Du siehst ein Kleid, aber nur wenig Dekolleté, Fleisch, und die Hauptsache vom Fleisch, das Blut und die Nerven, siehst du nicht. Du wirst also skeptisch und hast ein gutes Recht zum Mißtrauen. Du denkst: ob hier wohl eine Wade, ein Busen falsch ist? Dann aber, beim Anblick der Deutschen Bank, rufst du: welcher Busen, Hals und Kehle.... Auch hier ist eine feste Hülle drum, aber die Hülle ist kolossal ausgefüllt. Wir wissen, daß Geschwürchen noch nicht abheilten, daß da noch Schönheitsfehler und sogar Wesensfehler sind, aber die Riesenhaftigkeit imponiert. Selbst die reduzierte Riesenhaftigkeit imponiert noch. Die Deutsche Bank konnte einen Gesamtumsatz von 129 Milliarden Mark verbuchen. Das ist zwar ein Minus von 3 Milliarden Mark gegen 1912, aber die Summe ist ungeheuer. So sehr mein Großbankvertrauen erschüttert ist, 35,7 Millionen netto haben etwas Ueberzeugendes. Manches ist mir peinlich, das in die Eckequetschen mag ich schon ganz und gar nicht, an die im Falle Fürstentrust proklamierte Rettungsabsicht glaube ich nicht, dennoch bleiben die Ziffern, der ungeheure Geschäftskreis, die politische Einmischungsmöglichkeit, das Turmhohe, das Breite, es ist eine dicke Säule, die aus dem Wald von Mittelpfeilern ragt. Sie hat immer noch nicht genug. 50 Millionen neues Aktienkapital wird die Deutsche Bank demnächst stolz auf die Passivseite schreiben und wird damit das größte Bankinstitut der Welt sein. Es gibt nichts Breiteres, nichts Ragenderes. Dieser kalte Moloch hat einen unendlichen Appetit und hatte bisher eine gute Verdauung. 12½% Dividende gibt er von sich. Er wird sie wieder von sich geben, er hat in allen Gliedern latente Kräfte gespeichert, die auf Geheiß in Funktion treten können. Das Institut gliedert sich die Elberfelder Bergbank an, festigt damit seinen Ein-

Digitized by Google

fluß in Deutschlands wichtigstem Industriebezirk und bekommt reichlich Mittel, um große Aufgaben im Innern und in der Welt zu erfüllen. Da sind Chancen und Geschäftsanfänge im Orient, in Südamerika, da sind Petroleumquellen auszuschöpfen, Bahnen zu bauen, Exporte und Importe zu beleihen, ostasiatische Jammerfisci zu unterstützen, da sind — Gott schütze uns — amerikanische Bahnpapiere nach Deutschland zu bringen, da harren die tausend Kredithungrigen, die alle von der überaus Reichen befriedigt sein wollen. Schon setzt sie die Spritze an, schon gibt es Stimulantien, wenn sie auch vor Uebereifer warnt. Ist der Kern dieses Steines unverwundbar, dürfen Cyklopenstücke abbröckeln, ohne daß die Stabilität leidet? Noch haben unsere Großbanken die schwerste Krise nicht erlitten. Ich meine, auch der größte Milliardenhaufe kommt dann ins Wanken.

Sie wollen das Innengeschäft weiter pflegen, sie wollen es mehr noch pflegen als bisher, aber sie wollen intensiver und schneller in die Fremde. Ballin hat dem deutschen Export den Fingerzeig übers Meer gegeben, man sieht Goldländer und die Banken folgen, wie stets, dem Handel. Die Dresdner Bank (wieder 10% und wieder Mangel an Abschlußklarheit, wieder kein Effektengewinnausweis), appelliert an die Toleranz der preußischen Regierung. Die Verwaltung singt das alte Lied vom „Do ut des", das Lied von der weltwirtschaftlichen Gegenseitigkeit, vom Pumpen hier und Auftraggeben dort. Der Handelsminister bleibe hart, er verrammle das Börsentor, wenn faule Effekten rein wollen, er betrachte das Konsortialkonto und verweile bei mexikanischen Tresorbonds und südafrikanischen Minenreinfällen. Rentable Weltmarktexpansion, wer wollte die nicht. Aber bitte ein Minimum an Risiko, mehr Warengeschäfte und weniger Finanztransaktionen. Vor allen Dingen weniger Exoten nach Deutschland, wir haben davon wahrhaftig genug. Noch deutlicher ist die Tendenz nach außen bei der Diskontogesellschaft. Sie erhöht ihr Aktienkapital um 25 Millionen Mark, Hauptzweck: Stärkung der Norddeutschen Bank in Hamburg, die neun Finger in Süd- und Mittelamerika hat. Bald wird dort drüben der Panamarausch die Wirtschaft stimulieren und die Diskontogesellschaft will einen tüchtigen Happen abhaben. Sie errichtet ferner eine eigene Filiale in Antwerpen und zeigt so, wohin sie will. Der Abschluß ist still, ohne Besonderheiten. Effektenminus, Zinsplus, wieder 10% Dividende. Also die Diskontogesellschaft wird demnächst 225 Millionen Mark Kapital haben, die Dresdner Bank um 25 Millionen Mark übersteigen, hinter der Deutschen Bank um den gleichen Nominalbetrag zurückbleiben. Man wußte: sie würde das Vorauseilen der Deutschen Bank nicht ruhig ansehen, sie würde nachgehen. Dennoch welche Distanz! Nicht auf die Kapitalhöhe allein kommt es an, die Reserven sprechen ein schweres Wort und die Umsätze zeigen die wirkliche Kraft. Dann noch die Darmstädterin. Ein gemütliches Resultat, man bleibt ohne Erregung und konstatiert einfach: wieder 6½%. Also kann der Kritiker die Feder aussprengen und behaupten: Jetzt habe ich euch durchleuchtet.

Carnifex

Nur ein Wolf

An sich wohl nur ein ausgesprochen lokales Ereignis, das vornehmlich dem steiermärkischen Alpenvieh und dessen

Digitized by Google

P. T. Besitzern näher ging, hatte die Episode vom Bauernschreck mit ihrem enttäuschenden Abschluß „nur ein Wolf", doch eine solche Unmasse von sachverständigen und beruflich maßgebenden Urteilen ausgelöst, daß es wirklich schwer ist, satyram non scribere....

Es ist auch gar nicht so unpassend, Analogien auf Sachverständigengebiet aus dieser Rubrik, für welche Behörden, Tagespresse und Sportwelt ungezählte Gutachten und Ratschläge mobil machten, zu ziehen. Zoologen, Tiergartenleiter, Löwenzüchter und Jäger nahmen die Sache ganz ernst, teilweise streng wissenschaftlich und einigten sich nach längerer Diskussion, dahin, daß die in Gipsabgüssen in alle Welt versandten Fährten (wer denkt da nicht an das die Kriminalistik beherrschende Fingerabdruckverfahren) zweifellos von einer Großkatze herrühren. Offen blieb nur die Eventualfrage, ob gewöhnliche Löwin, ob Puma, ob Leopard. Der Wolf mit seinen Hundespuren, war sachverständlich ausgeschlossen.

Und nun ist es doch ein kommuner, feister Wolf, wie ihn die Karpaten und andere noch etwa tierreichere Gebiete der Donaumonarchie zureichend aufweisen.

Dabei gehörten diese Sachverständigen zu den Begünstigten, die ein reales Objekt in Händen haben (es standen auch Dejekte des Bauernschrecks zur Verfügung).

Ein Waffenkundiger begutachtet in einem Mordfall das vorgefundene Messer, Beil, Werkzeug als ein unbedingt mit Tötungsabsicht verwendetes Mittel, indes ein Messer, Beil ꝛc. auch ganz gut nur verletzen und eine Schusterahle dagegen ein ausgesprochenes Mordinstrument sein kann. Das Wort des Sachverständigen, das den Knopf als zum Rock des Verbrechers zweifellos passend erklärt, kann immer damit hinfällig werden, daß Knöpfe ein Massenartikel sind.

Trotz der vorgeschrittenen und geradezu raffinierten Art, Herkunft und Zusammensetzung eines Stoffes durch chemische Analyse mindestens qualitativ nachweisen zu können, sind auch da — wie die Gerichtspraxis erweist — Fehlschlüsse und sachverständige Irrtümer durchaus nicht ausgeschlossen. Kürzlich erst wurden in einem Prozesse alte Spuren sachverständig für Menschenblut erklärt, rührten aber, wie sich später nachweisen ließ, vom verwundeten Haushund her.

Mikroskopie, Photographie liefern oft wertvolle Behelfe für Sachverständige in Streit- und Kriminalfällen. Zumeist ist doch eine reale Unterlage geliefert, auf welche sich die Schlüsse und Folgerungen der Begutachter aufbauen können. Aber wenn schon mit solch greifbarem Material wiederholt und später nachweisbar, unrichtige Gutachten abgegeben werden, um wie viel mehr, wenn das Objekt nur einer psychischen Analyse unterliegt. Da fängt man erst an, Geschworene zu verstehen, die, wie in dem jüngsten Fall von Meseritz rat- und hilflos nach Anhörung von wenig positiven, psychiatrischen Gutachten, lieber den Todschlag an zwei Menschen als gesühnt annahmen, als unfaßbaren Sachverständigen zu folgen.

Leider greift der moderne Richter immer öfter — gezwungen oder freiwillig — nach der Krücke der Sachverständigen.

Und auch die Laienwelt schreit nur zu viel nach ihnen. Da kommt es denn auch immer häufiger vor, daß

Digitized by Google

Löwin, Puma oder Leopard — nur als ganz „gewöhnlicher Wolf" zur Strecke gebracht werden ....

v. S.

Russische Greuel

Es gab „Gebildete" in Deutschland, die es dem Obersten von Zabern als „Mut" anrechneten, daß er auf eine wehrlose Menschenmenge zu schießen geneigt war. So bar eines jeden Gefühls für Ritterlichkeit sind Viele, daß sie aus diesem uninteressanten Regimentskommandeur einen Helden machten. Wer die psychologischen Wurzeln dieses Kultus aufdeckt, wird finden, wie klassenverhetzt die deutsche bessere Gesellschaft ist. Der Machtdusel hat auch die aus bescheidenstem Gerechtigkeitsgefühl geborene kleine Geste der Entschuldigung im konservativen Menschen bereits erstickt.

* * *

Daran mußte ich denken, als ich die von ehrlichem Ritterlichkeitsgefühl diktierte Rede von Francis de Pressensé über die Greuel in den russischen Gefängnissen*) las. Wie darf man hoffen, daß ein Volk, das in seiner Gesamtheit nicht selbstbewußt genug ist, um in ruhiger Würde über eine — meinetwegen — militärische „Entgleisung" ein gerechtes Wort der Abwehr zu sprechen, mitempfinden kann, was da fernab an entsetzlichen, deprimierenden Grausamkeiten im Reiche des Zaren tagtäglich im Namen der Gerechtigkeit verübt wird. Wo ist die sonst so sensible „öffentliche Meinung" Westeuropas, die dem russischen Machthaber das rechte, derbe Wort der Entrüstung zuschreit?

Zerklüftet in einander fremde Schichten ist diese moderne menschliche Gesellschaft. Die Klassen haben ihre eigenen, mit der Urväter Tand geschmückten Parteiidole. Nichts da — das als gemeinsames Band gelten könnte. Selbst die „Liebe zum Vaterland" glauben bekanntlich einige Wenige usurpiert zu haben.

Allerdings! Man orientiert sich. Aber die in die Spalten einzelner Zeitungen gepreßte, vielleicht warme Empörung der Wortführer, flackert nur zu kurzem Leben auf — und erlischt. Denn sie findet keinen Widerhall. Tausende sterben ja täglich im Dienste einer Idee. Warum nicht auch in Rußland. Indessen: man achte auf den Unterschied. Jene sterben als Opfer ihrer Berufe, ihrer Ideale. Die politischen Verbrecher Rußlands aber werden in der Katorga — einer „Eisernen Jungfrau" moderner Art —, menschlich entwürdigt und vertiert, bevor man sie der Gnade des Stranges teilhaftig werden läßt. Darin liegt das zur Empörung Aufpeitschende! Es genügt nicht, daß die Presse — sie tut es übrigens kaum — berichtet: „In den Jahren 1906—1910 verurteilte man in Rußland insgesamt wegen politischer Vergehen aller Art 37 620 Menschen, von denen 5735 hingerichtet wurden. Die Zarenamnestie vom 6. März 1913 galt für „politische Verbrecher nicht". Es genügt nicht, daß man je nach der Größe des Unglücks im Rumpelkasten seines Sprachschatzes nach selteneren Worten sucht. Hier ist ein einfaches, verächtliches „Pfui" besser am Platze. Aber alle Politik ist nachgerade so beängstigend, pfiffig und diplomatisch geworden, so fasziniert auf die Eroberung des nächstliegenden Realen gerichtet —, daß der Schimmer gemeinsamer Würde auf dem Antlitz weißer, westeuropäischer Menschen keinen Verteidiger mehr findet, wenn es sich um die Förderung

* Verlag von Albert Langen, München.

Digitized by Google

des Humanitätsgedankens außerhalb der chinesischen Mauer nationaler Grenzen handelt.

Kurz und gut: ich habe wenig Hoffnung, daß auch das Volk der Dichter und Denker durch die schöne Begeisterung des Franzosen Francis de Pressensé zu einem Schrei der Entrüstung gepeitscht wird, der so laut und verächtlich über die östliche Grenze schallt, daß selbst russische Beamte in ihrem Tartarengleichmut gestört werden. Wenn wirklich wahr ist, was über die russischen Gefängnisgreuel verlautet — und man hat eigentlich keinen Grund es zu bezweifeln — dann ist eine energische Abwehraktion schlechthin Sache der Menschlichkeit, nicht der politischen Ueberzeugung.

Walter Treuherz

Ordensbeschwerden

Im badischen Landtag hat der Abgeordnete Gönner beim Vortrag über die Beschwerden der badischen Richter erwähnt, daß sich diese in einzelnen Dingen zurückgesetzt fühlen gegenüber den Verwaltungsbeamten. Als ein Anzeichen dieser Zurücksetzung werde es auch in weiten Kreisen der Oeffentlichkeit angesehen, daß „eine Ordensdekoration in der Verwaltung schon mit 12 Jahren ersessen werden kann, während sie bei der Justiz erst durch 15 Jahre einwandfreien Dienstes zu erringen ist".

Der Großherzogl. Badische Staatsminister v. Dusch verteidigte diese Uebung mit folgender Begründung (nach dem offiziellen stenographischen Bericht):

„Der Amtsvorstand, der fortwährend den Staat nach außen zu vertreten hat, z. B. bei Festen aufzutreten und Reden zu halten hat, wird mit Recht den Orden einige Jahre früher — es handelt sich nur um wenige Jahre — bekommen, als der Richter. Diese Fragen sind übrigens zur Zeit Gegenstand von Erwägungen, um einen Ausgleich unter den verschiedenen Ministerien soweit irgend möglich herbeizuführen."

Das badische Volk muß also verschiedene Ministerien in Bewegung setzen, damit diese sich in „Erwägungen" über die hochwichtige Frage ergehen, um wie viel Grad wichtiger für das Wohl des badischen Staats das Festredenhalten ist als das Gerichtsitzen. Musterliberalismus 100 Jahre nach Beginn des badischen Verfassungslebens!

Balduin

Aegyptische Plastik

Es kann große Folgen haben, wenn ein wichtiges, bisher den Laien kaum zugängliches Gebiet der Kunst durch eine glückliche Publikation plötzlich jedermann erschlossen wird. Dies beglückende Ereignis ist jetzt für die ägyptische Plastik eingetreten. Bei Bruno Cassirer erschien das Buch „Die Plastik der Aegypter" von Hedwig Fechheimer, mit einer herrlichen Auswahl sehr guter Lichtdrucke nach Rundplastiken und Reliefs. Damit ist jedem Künstler und Kunstliebhaber ein Gebiet nahe gebracht und erschlossen, das ohne Zweifel Zukunft birgt. Aus dem Durcheinander unserer Kunstwelt klingt als stärkster Ton eine ungeheure Sehnsucht nach Stil, ein tiefes Verlangen nach Erlösung aus Naturalismus und formloser Zufälligkeit, und jede strenge, gebändigte, in großer Tradition erstarkte Kunst der Vergangenheit wirkt auf uns wie ein Ruf aus dem Paradiese. Da muß die unheimlich vollkommene, in wundervoller Gesetzmäßigkeit und tiefer Kunsteinsicht erwachsene Plastik der Aegypter auf

Digitized by Google

viele so mächtig erregend wirken wie sie auf mich wirkte, seit ich vor manchen Jahren zum erstenmal ägyptische Originale sah. Nach einem Buch, das diese Welt erschlösse, das genügend gute Bilder gäbe, Vergleiche ermöglichte, habe ich lang vergebens ausgeschaut. Jetzt ist es da. Es kommt zur rechten Zeit und kann nicht ohne Folgen bleiben. denn nicht nur ist die Wiedergabe der Werke gut genug, die Auswahl reich genug, um ein eindringliches Bild zu geben — es ist außerdem der Geist dieser Auswahl und der einführende Text (von einer Frau!) etwas so Mustergültiges an lebendiger Darstellung und echtem Gefühl für das Leben der Kunst, daß ich wohl nicht irre gehe, wenn ich diese ausgezeichnete Leistung nur zum kleineren Teil einer vorzüglichen Schule, zum größern einer ungewöhnlichen Persönlichkeit zuschreibe.

Hermann Hesse

Johann Christof

„Die Völker sollen einander nicht nachlaufen, es genügt, wenn sie einander ohne Vorurteil kennen zu lernen suchen." In seinem Werke „Johann Christof" hat Romain Rolland der Hochschulprofessor und Universalist, der Gegenwartsmensch und Vertreter der „Jungen" in Frankreich den Erweis erbracht, daß der Franzose willens ist, die modernen Ströme des geistigen Deutschland zu sich herüber zu leiten. Deutschland und Frankreich, „die Flügel des Okzidents", haben sich nötig zur Größe ihrer Rassen, bodenständige, französische Kultur mischt sich jung-germanischer Kraft. Idealistisch in seinen Träumen, real in der brutalen Wirklichkeit, jedes Hindernis mit sich fortreißend, so steht Johann Christof, der Deutsche, vor uns. Wäre Rolland nicht über sein Franzosentum hinaus Europäer, Universalist, er hätte seinen Johann Christof nicht so herausbringen können. Fast mystisch ist sein Glaube an die durch Leiden geläuterte, reine Menschheit; nicht die Rasse trennt, sondern das Menschtum einigt, nicht Krieg, sondern Kultur.

Das zehnbändige Werk ist ein kritisches Gegenwartsbild im Rahmen eines Romanes. Mit den deutschen Augen Johann Christofs sehen wir das moderne Frankreich. Aber wir sehen es auch mit den Augen Rollands, der es uns entdecken lassen will, uns die Bruderhand ausstreckt und die Bruderseele öffnet. Mit schonungslosem Griff zerrt er den ganzen Jahrmarktsplunder vom Leibe der großen Schauspielerin Paris — — Wahrheit, Wahrheit! Wie er damals zur Zeit des Dreyfusprozesses mit seinem Drama „Die Wölfe" auf ihrer Seite kämpfte, rücksichtslos, zielbewußt, so auch jetzt das wahre Frankreich will er uns zeigen, nicht die Myriaden von Wespen, die ein üppiger Obstgarten anzieht, sondern die arbeitsreichen Bienenstöcke jener intellektuellen, wirklichen Elite. Er führt uns zu dem stillen, sparsam und methodisch arbeitenden Volk, auf dessen Herzensgrunde seine jahrhundertalte Seele wie eine ewige Flamme flackert. Um dieser Flamme willen glaubt er an die Zukunft seines Volkes, den Granitboden Frankreich will er uns unter dem Schmutz, der ihn bedeckt, zeigen. „Hier und dort steigen schon hohe Gipfel daraus auf."

Rollands Werk bedeutet einen solchen Gipfel.

Von 1900—1912 war Rolland Professor der Musikgeschichte an der Sorbonne. Einem beschränkten literarischen Kreis war er bereits durch musikwissenschaftliche Arbeiten und durch einen Zyklus von Revolutionsdramen

Digitized by Google

bekannt. Aber erst, als man nach dem Erscheinen der ersten Bände seines „Johann Christof" die großartige Anlage des Romanes entdeckte, zog Rolland die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. In eingehenden Studien hatte er sich bereits in das Leben und die Entwicklungsphasen eines Beethoven, Händel und Gluck vertieft, und in Bayreuth war er schon als Jüngling kein Fremder. Halb Beethoven, halb Wagner, schreitet der deutsche Musiker Johann Christof durch das Werk, ein kämpfender Mensch.

Stilistisch am besten gelungen sind die ersten Bände. Das Menschwerden dieses Wunderkindes in den elenden und kleinen Verhältnissen, das Rauschen des Rheinstromes, das den Knaben mit unendlichen Melodien erfüllt, bergen eine Fülle von Schönheit. Aber dann, als der Held heißblütig, zornentbrannt, der Kleinstadt den Rücken dreht, als er die Brücken, die ihn dem Vaterlande verbinden, abbricht, als er hineintaucht in den Strudel des Pariser Lebens, da beginnt die Fülle des Stoffes die Form des Stiles zu sprengen. Wie man von Carlyle sagte, er schriebe einen deutschen Stil, so möchte man auch sagen, daß Rolland nicht mehr in dem Sinne Stilist bleibt, wie wir es von einem Franzosen erwarten. Der Stil, der Held, alles muß zurücktreten hinter dem, was er uns als Historiker, Kritiker, Sozialpolitiker und Aesthet über unsere Zeit zu sagen hat. Unendlich bewegt, konflikt- und figurenreich wird dadurch die mittlere Partie. Aus diesen Konflikten aber ringt sich Johann Christof zu den Höhen reinen Menschentums, er ist nicht mehr Deutscher, nicht mehr Franzose, er ist der Träger eines sich über Rassenverschiedenheiten erhebenden Kulturgedankens. „Er rüstet zum Frieden."

Das Ueberzeugende des Werkes ist seine Wahrhaftigkeit. Rolland beschönigt nichts. Er wirbt um Verständnis. „So viele treue Hände strecken sich aus, die für die Verbrechen der Politik nicht verantwortlich sind. Doch, Ihr, deutsche Brüder, seht uns nicht, die wir Euch sagen: hier unsere Hände."

Als ich vor Jahren Rolland um eine deutsche Uebersetzung anging, schrieb er mir: „Ich habe keine Eile. Das Buch kann warten." — Jetzt ist die deutsche Uebersetzung erschienen. Den deutschen Lesern wird das Werk ein neues Frankreich zeigen. Denen, die es lesen, wird die Ueberzeugung daraus erwachsen, daß auch der Realpolitiker internationale Verständigung in das Bereich der Möglichkeit ziehen kann.

Das Buch ist von Otto und Erna Grautoff übersetzt und bei Rütten und Löhning erschienen.

K. Kretzschmer

Um Japan

Eine Dame, Myrra Tunas, hat kürzlich in einem Buche „Tsunami" japanische Zustände gegeißelt. Sie hat dies schon früher wiederholt getan, und wurde von der konservativen Presse sehr gelobt. Diese Lobsprüche haben etwas Komisches, denn die Schriftstellerin schildert Mißstände, an denen Plutokratie und Aristokratie redlich Schuld tragen gerade wie bei uns.

Es scheint allerdings Zeit zu sein, Hearn's Berichten nicht mehr das große Vertrauen zu schenken, nicht deswegen, weil er die Dinge falsch gesehen hat, sondern weil Japan fortgeschritten ist. Dies Land hat innerhalb einer kurzen Frist rapide Entwicklungsstadien durchlaufen; allmählich stellen sich nun die großen Nach-

Digitized by Google

teile ein, die jede Uebereilung verschuldet; zugleich aber bereitet sich ein neues Japan — mit einer neuen Kultur, einer neuen Zivilisation und vielleicht sogar einer neuen Religion vor. Japan verläßt den mittelalterlichen Zustand eines fürchterlichen Gehorsamgeistes und einer uns unbegreiflichen freiwilligen Unterdrückung des „Ich". Das Gefühl der unbedingten Zusammengehörigkeit scheint zu verschwinden, und Nogis Tat wird vielleicht in wenigen Jahrzehnten den Japanern so unklug und romantisch erscheinen, wie uns der Selbstmord der Gefolgsleute eines germanischen Häuptlings. Die Befreiung des Einzelnen ist der Grundzug der heutigen japanischen Entwicklung. Der Einzelne drängt sich hervor, wird stark, erkennt allmählich die Relativität aller Dinge und macht sich nun wiederum zum Herrn über Einzelne. Das äußert sich in der mächtigen Entwicklung der Industrie, die unbedingt ein geknechtetes, elendes Proletariat erzeugt, dem es bei der allgemeinen schlechten Geldlage, der Häufigkeit von Seuchen und Naturkatastrophen, und endlich der hohen Steuerbelastung täglich schlechter geht. Vielleicht drohen in Japan wirtschaftliche Krisen, die bei der Berserkerwut, der Intelligenz und der relativen Unverbrauchtheit dieses Volkes elementar ausarten können. Aber diese Zustände sind notwendig, um später friedsamere Zeiten heraufzubringen. Die Welt ist nun einmal so eingerichtet, daß meist nur aus dem „Bösen" das „Gute" sich entwickeln kann.

Mit Empfindsamkeit, die sich nur selten kitschig äußert, berichtet die Schriftstellerin Tunas von dem brutalen Vorgehen der Fabrikbesitzer, welche Kinder ihren habsüchtigen Vätern abhandeln und zur härtesten Arbeit zwingen. Diese Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft muß notwendig zu sozialen Stürmen führen. Die Verfasserin spricht auch von dem elenden Los der Geishas und bringt neue Beiträge zur japanischen Seelenkunde.

Es wäre sehr zu begrüßen, wenn Kenner Japans oder Japaner selbst zu den Berichten der Frau Tunas Stellung nähmen. Den alldeutschen Hetzern aber sei gesagt, daß es sich nicht gehört, sich über ein Land zu freuen, wenn es ihm nicht sehr gut geht.

Die gelbe Gefahr ist die Utopie von Romantikern, die gerne den Blick von den eigenen Schäden ablenken möchten!

Kurt Kersten

Das Buch erschien im: „Internationalen Verlag von F. Ketner. Zürich. Weltensegler".

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt der Name Matheus Müller für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit.
Müller Extra

Digitized by Google

Petersburg — Berlin — London

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Der Rüstungspatriotismus wirft in Rußland Junge. Die „Kölnische Zeitung" hat das bevorstehende Ereignis aufgeregt mitgeteilt. Die Kurse an der Petersburger Börse haben nachgegeben. Die russische Presse hat aufgeregt und massiv erwidert. Vom hohen Roß herab gab der Kriegsminister in einer allgemein ihm zugeschriebenen Preßäußerung Erklärungen ab, die von „Erzbereitschaft" sprachen und mit anderen militärischen Auslassungen den Unterton strategischer Prahlerei gemein hatten. Der Duma wurden in geheimer Sitzung sogenannte hochvertrauliche Mitteilungen gemacht, darunter jedenfalls auch die unstaatsmännische Wendung von der „slavischen Gefahr", gegen welche der deutsche Reichskanzler vor einem Jahr zur Begründung seiner Militärvorlage mobilisiert hatte.

Man sagt auch den Duma-Abgeordneten, daß die „geographische Lage" und die „Feinde rechts und links" der ausgedehnten Grenzen, namentlich angesichts der deutschen Riesenrüstung, die Heeresverstärkung verlange. Der „Geburtenüberschuß" erlaubt und die Schonung der älteren Mannschaft verlangt die Einstellung der ganzen Jungmannschaft. Man rüste gegen niemand bestimmtes, aber man müsse gerüstet sein. Die Zeiten seien sehr ernst. Das Geld sei Nebensache. Die 500 Millionen Rubel, die man bedürfe, können leicht beschafft werden. Diese Taktik erzeugt Sorge und diese Stimmung erzeugt Bewilligungslust. Die echt russischen Leute verstehen die nationale Schürarbeit.

Auch in Rußland unterjocht kopfloses Draufgängertum die Staatsweisheit. Die Unsicherheit in der Führung der Staatsgeschäfte wird eine chronische Erscheinung der europäischen und

Digitized by Google

halbeuropäischen Staatsmänner. Kein Ziel und kein Kompaß. Keine feste Hand am Steuer. Die ganze Staatskunst ist auf Rüstungseifer zusammengeschrumpft. Es war trostlos, mit anhören zu müssen, wie der alte Staatsmann Witte, der dadurch wesentlich zum Sturz des letzten Ministerpräsidenten Kokowzow beitrug, die Verheerungen des russischen Branntweinmonopols und die fiskalische Beförderung der Trunksucht in ihrer zerrüttenden Wirkung geschildert hat. Aber dieser Fiskalismus, der den Alkoholismus befördert, um die Gewinne des Alkohols einzukassieren, tut dies, um die Rüstungskosten aufzutreiben. Jetzt soll neu gerüstet werden und der Fiskus wird noch höhere Beträge aus dem Spiritus erzielen müssen. Dieser Raubbau am eigenen Volk erfolgt im Namen des Patriotismus.

Es tut den Augen weh, im russischen Hohlspiegel vergrößert die eigenen Sünden der anderen Staaten Europas zu sehen. Denn auch in ihnen leiden unausgesetzt große Kultur- und Volksinteressen — unter dem Aberwitz der europäischen Rüstungspolitik. Man liest in der „Rußkija Wjedomosti“: „Bei der allgemeinen Wankelmütigkeit und Unbestimmtheit des Kurses unserer Politik, bei den beständig in den Wirkungskreis der russischen Diplomatie sich eindrängenden unverantwortlichen Einflüssen ist es schwer, dafür einzustehen, daß das Vorhandensein aggressiver Pläne ausschließlich eine Erfindung müßiger deutscher oder österreichischer Publizisten sei“.

Wir wollen uns an patriotischer Wahrheitsliebe und kühlem Urteil von dem russischen Blatt nicht übertreffen lassen und bekennen, daß, wenn man das Wort „russische Diplomatie“ durch „deutsche Diplomatie“ ersetzt, dieses Verdikt leider auch für Deutschland eine weitgehende Richtigkeit hat. Das Auswärtige Amt in Berlin und das in Petersburg versucht zu beschwichtigen, aber andere Ressorts, die sich größerer Autorität rühmen, speisen durch die Vermittlung williger Preßorgane die öffentliche Meinung mit robustem Futter, und die Menschen, die, sei es aus Naturanlage, sei es aus Interesse, Draufgänger sind, verkünden

Digitized by Google

bald flüsternd, bald brüllend, daß der Monarch oder der Großfürst oder der Kronprinz hinter ihnen stehe.

Die Entwicklung in Europa ist beschämend. Der Ton der Beziehungen der Völker untereinander, wie er durch die Presse und Parlamente gespiegelt und vermittelt wird, ist von einer Unfeinheit, Rücksichtslosigkeit und Roheit, welche die Abstumpfung wie den Schaden beleuchten und noch steigern. Die Konservativen aller Länder behaupten, die Träger von „Sitte, Zucht und guter Tradition" zu sein. Das Gegenteil ist allmählich Wahrheit.

Der konservative Geist ist blutrünstig sowohl in Rußland als in England, in Frankreich und in Deutschland. Der konservative Geist in jedem dieser Länder donnert gegen dieselben Maßregeln des Auslands, die er dem eigenen Lande selbst vorschlägt; er nimmt sie zum Vorwand oder Grund eines sich immer steigernden Mißtrauens. Der echte Alldeutsche zittert vor Wonne über das Grauen, das die kongenialen Allrussen mit ihren frechen Prahlereien in Deutschland ihm auszubreiten erlauben.

Der Abstand gestattet klarer zu sehen, und so erkennen wir beim Blick auf die russischen Vorgänge, wie die Regierung aus inneren Sorgen die äußeren übertreibt und vergrößert. Die Gärung in dem schlechtregierten Rußland soll in der Furcht jeder Bevölkerung vor einem Krieg mit dem auswärtigen Feind gelöscht werden; aber das Mittel von heute muß die Gärung von morgen nur steigern, weil es verroht und auspowert.

Rußland rechnet wieder auf französisches Geld, verwöhnt durch die Blindheit, mit dem dieses ausgeliehen und verschwendet wird. Aber Frankreich leidet so schwer und in seiner nervösen Sensibilität vielleicht noch schwerer als die andern Staaten. Auch dort ruiniert die auswärtige Politik die innere Politik. In einer Art von Jähzorn antwortete das chauvinistisch infizierte Frankreich auf die chauvinistisch beeinflußte deutsche Heeresvorlage mit der dreijährigen Dienstzeit, die in patriotischem Uebereifer bewilligt wurde. Aber jetzt sehen wir die Aufwallung der

Digitized by Google

Bevölkerung gegen die persönliche und gegen die finanzielle Mehrlast, die in der Form der Einkommensteuer gebieterisch an Frankreich herantritt. Die Wut gegen diese Mehrlast schuf die überheißen Kämpfe, drängte Briand zu den Nationalisten und Caillaux zu Jaurès, verführte Calmette zu der Revolver-Journalistik gegen den Finanzminister Caillaux und hat Teil an den Revolverschüssen der verzweifelten Frau Caillaux. Die öffentliche Erregung greift in viele Dinge gefährlich über.

Aber kehren wir zu Rußland und zu Deutschland zurück. Wenn Rußland rüstet, um, wie sein Kriegsminister prahlerisch schrieb, in Feindesland Schlachten zu schlagen, dann ist die Politik Deutschlands, die in den Gegensatz zu England hineintrieb, erst recht ein Kapitalfehler. Wenn nicht schon gestern, so ist heute die Nichtannäherung zwischen Deutschland und England eine unentschuldbare Unterlassung. Man soll den Zeitpunkt nicht zum viertenmal verpassen. Caprivi hat ihn verpaßt, nachdem er den Rückversicherungsvertrag mit Rußland auf den Wunsch Kaiser Wilhelms II. und den Rat des Herrn von Holstein gelöst hat, Hohenlohe hat ihn verpaßt, Bülow hat ihn verpaßt und Bethmann-Holweg hat ihn bisher verpaßt.

England hat durch Chamberlain, durch Lloyd George, Hardinge und Haldane, die alle drei nach Deutschland kamen, sondieren lassen. Vor wenigen Wochen hat Englands auswärtiger Minister erklärt, England sei zu Verhandlungen bereit, aber nur, wenn sie in Deutschland nicht unwillkommen seien. Auf all das hat Deutschland nie anders, als sauer reagiert. Das wäre aber wichtiger als die ungeschickte Taktik mit der deutschen Militärmission in Konstantinopel, die dem Zaren Nikolaus II. von Kaiser Wilhelm II. bei der Hochzeit im Mai 1913 persönlich nahegelegt, von ihm momentan konzediert, von seiner Regierung aber vorenthalten wurde, bis die falsche Forderung eines türkischen Armeekorpskommandos fallen gelassen wurde.

Zum Schluß noch eins:

Digitized by Google

Man liest so viel von der Tugend des Muts. Europa aber hat keine mutigen Staatsmänner. Ihre Chauvinisten flößen ihnen Furcht ein. Sie beugen sich ihnen und viele in den letzten zwanzig Jahren waren direkt feig, zu feig, die große Forderung unseres Jahrhunderts und unserer Kultur, die eine Annäherung der Völker verlangt, durch die Tat zu vertreten. Sie haben eine gefährliche Verantwortlichkeit und Schuld an der Entartung des öffentlichen Geistes, deren neuestes Symptom der russische Kriegslärm und die dahinter lauernde Neurüstung der andern Völker ist.

Giolittis Abgang

Von Oskar Müller (Rom)

Das parlamentarische Seilziehen in Italien endete mit einem alten burlesken Trick. Die Gegner Giolittis zogen mit jedem Tag heftiger an ihrem Ende, indes der Starke wie spielend das Gleichgewicht hielt. Plötzlich ließ er, dieses Sports müde, los, und die Kleinen purzeln mit roten Gesichtern durcheinander. Jetzt schelten sie, obwohl das Seil in ihren Händen ist, über die Niedertracht, die es ihnen nicht erlaubte, nach den Regeln zu siegen.

Unbildlich ausgedrückt: die Veränderung in der italienischen Regierung wurde erwartet und ist überraschend eingetreten. In diesem paradoxen Satz ist das ganze selbstbewußte und kräftige Spiel eingeschlossen, mit dem der neue pater patriae seine Beziehungen zu seiner Schöpfung, dem neuen Parlament und dem neuen Italien überhaupt, zu ordnen wußte.

Das alte Parlament war der reine Ausdruck der Nation: eine radikale egoistische Bourgeoisie mit dem rhetorischen Hochmut der Vergangenheit und ohne berechtigte Hoffnungen auf eine Zukunft; eine geistlose Notabelnwirtschaft ohne nationale Ziele und nur mit dem einen Ziel, die Interessen des leidenden Teils

Digitized by Google

des Volkes höchstens gegen hohe Gebühren advokatorisch zu vertreten. In der Homogenität des alten Parlaments und der Nation gab es keine fruchtbaren Reibungen, sondern nur die gelernten Touren der parlamentarischen Maschine, die lärmte, ohne zu mahlen. Damals war es herzlich gleichgültig, ob das Ministerium sich nach Giolitti oder nach Sonnino oder nach Luzzatti nannte, und Italien schien das Recht auf seine Demokratie verwirkt zu haben.

Giolitti war nicht der erste, der diesen lähmenden Gleichklang fühlte, aber er war der erste, der seine Gefahren begriff.

Es wird einmal als einer der größten Griffe in der italienischen Entwicklung erkannt werden, daß Giolitti durch zwei Taten die großen befreienden und schaffenden Gegensätze in die Politik trug, indem er durch den Tripoliskrieg imperialistische, nationalistische und konservativ-aristokratische Ideen in dem Bürgertum erweckte und zu gleicher Zeit diesem Hochmut durch die Zulassung der tiefen radikalen Volksmassen zum Parlament den kräftigsten Widerpart gab.

So jung die neue Kammer ist, und so unreif sie sich gab, es zeigten sich schon die Ansätze des neuen Kräftespiels, unter dem die alten Advokatenparteien zerrieben werden, um den neuen, einer Rechten und einer Linken, Platz zu machen, wie es unter Cavour gewesen, der mit diesen beiden Gewichten die Muskeln des jungen Staates ausbilden konnte.

Die italienische Geschichte der letzten zwanzig Jahre zeigte, daß es, wo es nur Demokraten gibt, mit der Demokratie schlecht bestellt ist; indem Giolitti den langsam erwachsenen Größenwahn einer neuen politischen und kulturellen Aristokratie entfesselte, und ihn so hinderte, sich gegen den demokratischen Staat revolutionär zu entwickeln, rettete er die Demokratie.

Dieses historische Werk ist getan und kann kaum noch um seine Wirkungen betrogen werden. Deswegen ist es im Grunde gleichgültig, ob Giolitti noch einmal zur Regierung zurückkehrt, oder ob er seine Erbschaft andern überläßt, die deswegen wertvoll

Digitized by Google

geworden ist, weil sie wieder nationale Gesetze der Vererbung gewonnen hat. — — — —

Es gibt wenig Staatsmänner, von denen man, auch wenn sie Siebenziger geworden sind, so bestimmt und rund und so historisch urteilen kann. Das macht, weil Giolitti in einem seinen Gegnern Recht gibt: er hat nichts Literatenhaftes, das andere dazu treibt, über entgangene Gewinne oder verkannte Ziele sehnsüchtige Theorien aufzustellen, wie sie die Franzosen von Ollivier, die Deutschen von Bismarck und Hohenlohe und neulich von Bülow entgegennehmen durften.

Giolitti wird, wenn ihn nicht eine senile Anwandlung aus seinem Wesen treibt, entweder zum Palast mit der für ihn viel zu gezierten Rundtreppe zurückkehren, oder in Verbindung mit einem ehrenvollen Erbbegräbnis im Senat seine Tage im piemontesischen Städtchen Cavour beim Tarock beenden. Was die italienischen Stilhistoriker so ausdrücken: der Diktator kehrt zum Pflug zurück.

In einer pamphletischen Biographie Giolittis, in der frommer Nepoteneifer seines großen Gegners Crispi sich ohnmächtig ergießt, steht das verdammende Urteil, er sei ein Mensch ohne historische, klassische und überhaupt schöne Bildung; in keiner seiner Reden finde sich die ausdrückliche Erinnerung an die Geschichte, an eine Doktrin oder an einen Schriftgelehrten; er wisse weder ein Exordium noch eine Peroration zu machen, sondern könne in seinen Reden nichts anderes tun, als entwickeln und begründen.

Wenn einst Giolitti auf Staatskosten beigesetzt wird, so sollte ihm diese unschuldige Schmähung zur Grabschrift gesetzt werden: Denn auf das Allgemeine und Menschliche zurückgeführt, enthält sie alle seine Eigenschaften, die ihn dazu bestimmten, aus dem schönen Italien das tüchtige Italien zu machen.

Digitized by Google

Ein Opfer des Index

Von Dr. Hermann Deutsch

In den beiden ersten Heften der „Akademischen Rundschau" (Oktober und November 1912) veröffentlichte der als Vertreter eines nichtultramontanen, fortschrittlich gerichteten Katholizismus in weiteren Kreisen bekannt gewordene Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg, Dr. Sebastian Merkle, einen längeren Aufsatz über „Vergangenheit und Gegenwart der katholisch-theologischen Fakultäten", worin er auch am Modernisteneid und an den anderen, von Pius X. zur Abwehr des Modernismus getroffenen Maßnahmen Kritik übte. Als nun dieser Aufsatz von Rom auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt wurde, war man allgemein gespannt, wie sich Merkle zu diesem Verdikt einer echt ultramontanen, der Bekämpfung des Fortschritts dienenden Einrichtung stellen würde. Es fehlte nicht an Stimmen, die es für absolut ausgeschlossen erklärten, daß sich „ein Mann wie Merkle" einer solch summarischen, keinerlei Begründung angebenden Zensur unterwürfe. Andere aber sagten nicht minder bestimmt seine baldige Unterwerfung voraus, und diese sollten Recht behalten: Merkle hat sich nicht bloß unterworfen, sondern noch ein Uebriges getan, indem er im „Tag" (Ausgabe B, 1913, Nr. 300 und 301) seine doch ganz eindeutig horizontale „Stellung zum Index" darlegen und begründen zu sollen glaubte. Seine Ausführungen sind aber derart, daß ihre Wirkung überall da, wo sie kritiklos hingenommen werden oder einer durch ultramontane Dünste bereits weit verbreiteten Schläfrigkeit und Kompromißsucht begegnen, nur eine Irreführung der öffentlichen Meinung sein kann.

„Nachdem ich durch das Indexdekret auf das kirchlich Unzulässige meines Tuns aufmerksam geworden, gebe ich mein Urteil

Digitized by Google

rückhaltlos, ohne jeden „inneren oder äußeren Vorbehalt" preis." Das ist, wie wir aus einem nachher zu erörternden Grunde ausdrücklich konstatieren müssen, ein glatter Widerruf, eine offene Zurücknahme der in seiner Abhandlung ausgesprochenen, Rom mißfälligen Anschauungen. Nun ist es für einen Gelehrten gewiß keine Schande, seine Anschauung zu ändern und ein früheres „Urteil preiszugeben", wenn er durch wissenschaftliche Gründe eines Besseren belehrt worden ist. Es schändet auch niemanden, der ein in Uebereilung gesprochenes oder geschriebenes Wort nach ruhiger Ueberlegung mit dem Ausdruck des Bedauerns zurücknimmt. Wie man aber seine in geschichtlichem Ueberblick gewonnenen und ausgesprochenen Anschauungen lediglich auf Grund einer, durch keine näheren Angaben gestützten, die Gründe der Mutmaßung überlassenden Pauschalverdammung „preisgeben" kann, obwohl, wie Merkle selbst bemerkt, nicht einmal ein kirchliches Dogma in Frage steht — das bleibt Geheimnis der dualistischen Logik und Gewissensfunktion eines katholischen Theologen. Die Berufung auf das Verhältnis eines „Soldaten" zum „obersten Kriegsherrn" mag ja da und dort Eindruck machen, sie verwechselt aber einen akademischen Lehrer mit einem Feldwebel. Und wenn jede, sachlich noch so begründete und auch in der Form die Respektsgrenze nicht überschreitende, Kritik einer päpstlichen Maßregel sofort als eine persönliche „Kränkung" des „schon durch sein Alter ehrwürdigen Oberhauptes der Kirche" gefaßt wird, so daß der Betreffende schleunigst sein „aufrichtiges Bedauern aussprechen" muß, wie soll da des „Theologieprofessors Recht und Pflicht" des „Hinweises auf Gefahren, des Profiteri" noch bestehen können?

Wahre Orgieen feiert die Begriffsverwirrung, wo Merkle seine Unterwerfung mit der Haltung eines Freiherrn vom Stein, eines E. M. Arndt, eines Fr. L. Jahn zu decken sucht. Ja haben denn diese Männer, um ihre Stellungen zu retten, ihre Anschauungen „preisgegeben" und nicht vielmehr trotz aller Verkennung, Absetzung und Verfolgung daran festgehalten? Ge-

Digitized by Google

wiß, sie sind nicht „rebellisch" geworden, haben sich nicht vom „Vaterland abgewandt und zum Feinde geschlagen". Aber seit wann ist denn das ehrliche Weitervertreten einer zuvor ausgesprochenen, nicht mit geistigen Mitteln widerlegten Ueberzeugung eine „Rebellion", ein Uebergang zum „Feind"? Es ist für Merkle doch recht mißlich, wenn er in den Jargon eines ultramontanen Kaplans verfallen muß, um seine Haltung zu rechtfertigen. Er meint allerdings, eine „Renitenz gegen Rom" hätte bei ihm „im Verlaufe mit Notwendigkeit zur Verdrängung aus der Kirche geführt". Warum aber auf einmal so kleingläubig? Das Beispiel Franz Wielands, auf den Merkle selbst nachher exemplifiziert, zeigt doch klar, daß auf eine „Renitenz gegen Rom" nicht notwendig die „Verdrängung aus der Kirche" folgen muß. Franz Wieland hat nicht bloß den Modernisteneid, sondern auch die Unterwerfung unter das Indexdekret (wegen seiner Schriften über Altar und Opfer in der ältesten Kirche) verweigert, er hat deshalb allerdings seine Stellung als Subregens verloren, aber er ist heute noch Mitglied der katholischen Kirche, und Priester, der seine Messe liest. Merkle hätte nur eines mit Notwendigkeit verloren — sein theologisches Auditorium. Hätte er sein Priestertum und seine Zugehörigkeit zur Kirche dreingegeben, so wäre das seine eigene Sache gewesen, gezwungen hätte ihn dazu niemand.

Nachdem Merkle sich im Lichte der Stein, Arndt und Jahn gesonnt, sucht und findet er auch noch eine dunkle Folie, von der seine kirchliche „Loyalität" sich leuchtend abheben soll. Hier nennt er keine Namen, aber sie sind ja jedem, der die kirchlichen Ereignisse der letzten Jahre verfolgt hat, zur Genüge bekannt. „Anderen mag es nicht schwer fallen, die Kirche auch ohne Notwendigkeit zu verlassen; ich verdamme sie darob nicht, ich beneide sie nicht. Aber die Freiheit, die sie sich nahmen, nach ihrer Ueberzeugung und ihren Bedürfnissen zu handeln, beanspruche ich auch für mich." Man beachte, daß auch hier wieder die Vertretung einer von der kirchlichen Anschauung abweichenden Ueberzeugung ohne weiteres

Digitized by Google

mit dem „Verlassen der Kirche" gleichgesetzt und über „Notwendigkeit" oder Nichtnotwendigkeit in Sachen der „Ueberzeugung" geurteilt wird wie über ein Ding, das sich beliebig dirigieren läßt. Ja nicht einmal die Beifügung der jede Deutung gestattenden „Bedürfnisse" hat Merkle gewissen Kaplänen überlassen zu sollen geglaubt, obwohl ihm doch sicher sehr gut bekannt ist, daß zur Deckung der verschiedenartigsten „Bedürfnisse" gerade die kirchliche „Loyalität" immer noch ein ausreichender Mantel ist und so manche „Loyalität" eine gute Portion „Loyalität" zur Voraussetzung hat.

Aber es wäre ja „rein menschlich gesprochen viel bequemer" gewesen, es „einfach zum Bruch kommen zu lassen" — meint Merkle. Zwar steigt ihm eine Ahnung von der Möglichkeit einer recht unliebsamen Störung dieser „Bequemlichkeit" auf, wenn er an seine „Feinde innerhalb der Kirche" denkt; er sucht sie aber sofort durch die naive Versicherung zu verscheuchen, daß diese Feinde „kaum mehr gehässiger werden könnten" und ihm „auch so bleiben". Als ob diese „Feinde" gegen „Rebellen" und „Apostaten" nicht noch ganz andere Düfte zu versenden und noch eingehendere naturgeschichtliche Nachforschungen anzustellen pflegten als gegen solche, die der Schild der kirchlichen „Loyalität" immerhin vor dem Allergröbsten schützt!

Unter den Garantieen, die die katholisch-theologischen Fakultäten an den staatlichen Hochschulen für überzeugungsvolle Vertretung ihrer Wissenschaft böten, pflegt auch der Umstand angeführt zu werden, daß bei einem kirchlichen Konflikt die finanzielle Existenz der Betroffenen gesichert sei. Welch zweischneidiges Schwert aber diese Sicherung ist, sehen wir nun aus der Erklärung Merkles, daß eine „Renitenz gegen Rom" eben darum „keinen Heldenmut erforderte". Als ob es auf die etlichen Tausend Mark, die vor dem Hunger schützen und die weitere wissenschaftliche und soziale Existenz sichern, allein ankäme und dabei nicht noch eine Summe von Imponderabilien und Ponderabilien mitspielte!

Digitized by Google

In einer Anmerkung ist die mysteriöse Stelle zu lesen: „Die von einer Seite, welche sich ihrer Unabhängigkeit (auch vom achten Gebot?) rühmt, zu meiner Diskreditierung erfundene, unqualifizierbare Unwahrheit, als hätte ich in aller Stille den (Modernisten-) Eid doch geleistet, habe ich bereits als Ausgeburt erklärter Hysteria mascularis bezeichnet. Es ist ein Jammer. Keimt ein Glaube — oder Unglaube — neu, wird oft Lieb und Treu wie ein böses Unkraut ausgerauft. Ich habe für ein solches Tun eher Mitleid als Groll und werde es nicht nachahmen". Da mich das Halbdunkel dieser Stelle reizte, habe ich Erkundigungen eingezogen und Folgendes erfahren. Die Bemerkung wird auf einen Mann bezogen, der ehedem Merkle wissenschaftlich und freundschaftlich sehr nahe stand, aber seit einigen Jahren seine eigenen Wege gegangen ist. Dieser weiß sich von dem in der Bemerkung enthaltenen Vorwurf völlig frei und hat auch in diesem Sinne eine briefliche Erklärung an Merkle gesandt. Und Merkle, der seine Intimität mit dem Dekalog hier so zum besten gibt, hat es nicht für notwendig gehalten, ihm auch nur zu antworten, den schweren Vorwurf zu begründen oder zurückzunehmen oder eine andere Deutung der Stelle zu geben. Das ist der Dank dafür, daß dieser Mann ehemals im Idealismus seiner jungen Priesterjahre in den schwersten Zeiten zu Merkle gestanden ist und sich dadurch den folgenschweren Haß derer, die gleich nachher zu Macht und Einfluß kamen, zugezogen hat. Und dabei jammert Merkle über das Schwinden von „Lieb und Treu" — in derselben Erklärung, die, wenn nicht „Lieb und Treu", so doch Diskretion in weitestem Maße voraussetzt! Ueberhaupt wirkt die Beter- und Dulder-miene, die Merkle in seinem Artikel aufsetzt, die Einlage von sentimentalen und weinerlichen Redensarten entschieden abstoßend.

Nun erschienen aber auch in der Wiener „Neuen Freien Presse", in der „Kölnischen Zeitung", in den „Süddeutschen Monatsheften" (und vielleicht noch in anderen liberalen Zeitungen) Artikel zur Verteidigung Merkles, jedesmal unterzeichnet von Dr August Messer, ord. Professor der Philosophie an der Universität Gießen,

Digitized by Google

der auf diese Weise für das in seinem wissenschaftlichen Kredit schwer erschütterte Haus Merkle als williger Geschäftsträger reiste. Es ist ja sonst nicht üblich, daß ein Gelehrter über dieselbe Sache gleich in drei Blätter schreibt, aber um der guten Sache willen kann man auch einmal eine Ausnahme machen. Die Gesandtschaftsreise Messers wird dadurch vielleicht noch pikanter und eindrucksvoller, daß ein Gelehrter und Philosoph, der selber aus der katholischen Kirche ausgetreten ist, einen katholischen Theologen verteidigt, der sich den bedenklichsten Forderungen des römischen Kurialismus beugt. Wer aber den menschlichen, allzumenschlichen Untergrund dieser vordringlichen Anwaltschaft kennt, wird ihr Gewicht auf das richtige Maß zurückzuführen wissen. Das wäre übrigens ein Stoff, den Klio einer anderen Muse zu erfolgreicherer Bearbeitung abtreten könnte.

Natürlich führt auch Messer die Unterwerfung Merkles auf potenzierten Mut und auf — Patriotismus zurück, obwohl die von den deutschen Theologieprofessoren aufgeführte Echternacher Springprozession nachgerade das Gespötte des Auslandes bildet. Er geht aber noch weiter und versichert mit aller Bestimmtheit in der „Neuen Freien Presse": „Merkle hat nichts zurückgenommen — ein Widerruf war ihm gar nicht zugemutet — er hat lediglich die Verpflichtung übernommen, seinerseits für die Weiterverbreitung des indizierten Aufsatzes nichts zu tun"; und in den „Süddeutschen Monatsheften": „Von „Verleugnung der Ueberzeugung" kann bei Merkle nicht die Rede sein; er hat nichts zurückgenommen — ist ihm ja doch nicht einmal mitgeteilt worden, welche Stellen seiner Studie Anstoß erregt haben — er hat mit seiner Gehorsamserklärung lediglich den üblichen Akt der Loyalität gegenüber der kirchlichen Autorität erfüllt". Hier wird also das Empörendste an der römischen Zumutung — sich einer Maßregel äußerlich und innerlich zu unterwerfen, deren Motive gar nicht mitgeteilt werden — zur Entlastung ins Feld geführt und jede „Zurücknahme" einer Anschauung in Abrede gezogen, obwohl Merkle selber erklärt, daß er „sein Urteil rück-

Digitized by Google

haltlos preisgebe". Und Merkle, der in seinem langen Kommentar zu seiner Unterwerfung zu allen Aeußerungen Stellung nimmt, die ihm nicht passen, hat zu der vorher erschienenen Erklärung Messers in der „Neuen Freien Presse" nichts zu bemerken und er läßt ihn ruhig diese Erklärung in den „Süddeutschen Monatsheften" trotz der zwischen Würzburg und Gießen spielenden lebhaften Kommunikation wiederholen. „Merkle hat nichts zurückgenommen" — das hören liberale Ohren so gerne. „Ich gebe mein Urteil rückhaltlos preis" — befriedigt nickt die Mutter Kirche. Und alles löst sich in Wohlgefallen auf. Das Urteil ist ja bloß „preisgegeben", nicht „zurückgenommen".

Panik

Von Hermann Gottschalk

Der junge Robert Watts war von den Gästen des Strandhotels der einzige, der Miß Dulton für einen Mann hielt. Richtiger gesagt, er hatte Anwandlungen von Aerger und innerer Schmähsucht, in denen es ihn befriedigte, ihr die Weiblichkeit abzusprechen. Es dauerte auch niemals lange, bis er, ebenfalls sich selbst zu Liebe, die Unhaltbarkeit seiner Gründe einsah, und seinen abgesetzten Hoffnungen aufs neue die Sporen in die Flanken trieb.

Denn worauf gründete er seinen Verdacht? Ihre Intelligenz war vielleicht von ausgesprochen männlicher Art. Sie verzichtete auf jene Vorteile ihres durch Galanterie verdorbenen Geschlechts, mittels deren auch die klügsten Damen, die er kannte, jeden Wortstreit, der zu ihrem Nachteil auszulaufen drohte, ins Gegenteil zu verdrehen wußten. Sie konnte ein Thema sachlich zu Ende führen, sprang weder links noch rechts, ertrug eine Widerlegung ihrer Meinung, wenn sie sich irrte und wußte sogar zu schweigen, wenn sie im Vorteil war! Trotzdem ihr alle Wünsche der Männer entgegenkamen und sie es gar nicht nötig gehabt hätte, klug zu sein. Aber schließlich, wenn er nicht selber weibisch sein wollte, mußte er das als Widerlegung seiner überheblichen Ansicht von der weiblichen Intelligenz hinnehmen können, ohne gleich in so ausschweifende Schlüsse zu geraten. Und — wenn

Digitized by Google

er sich ganz ehrlich prüfte, wurzelte ja auch sein Verdacht in ihm selber. In dem Schweigen seiner Männlichkeit in Miß Dultons Nähe. Ihre Schönheit rührte ihn nicht mehr als ein Rechenexempel, sie gab seinem sommerlichen Unternehmungsdrang nichts zu nagen und zu beißen.

Wozu ist man aber im Seebad? Wie schnell ist die Zeit vorüber! Man hat alle übrigen Chancen an dieses eine Problem verloren und sich bei sämtlichen Familien unbeliebt gemacht (denn Miß Dulton mied die Familien wie verdächtige Fischgerichte). Man hat sich voll geheimer Eselei auf das Eis eines beinahe wissenschaftlichen Verkehrstones locken lassen — im Glauben an ein dahintersteckendes besonderes Raffinement; man hat seine mitgebrachte Unternehmermiene wie eine unanständige Garderobe in den Koffer zurückgelegt; kurz, man tat so, als verstehe man schon, aber ihr war es ernst, während der verblüffte Robert Watts nicht einmal im Geheimen die Ankündigungen seines sonst so jungen Blutes erlebte. War es da ein Wunder, daß er seine kaltgestellte Mannesehre mit solchen Ausflüchten, wie der Anzweiflung von Miß Dultons Weiblichkeit entschädigte?

Sobald er zweifelte, fiel auf alles, was sich sonst von selbst verstand, ein verdächtiges Licht. Miß Dulton zeigte sich, wann es ihr beliebte. Sie bat um seine Begleitung oder lehnte sie ab, ohne im geringsten verstimmt zu sein, wenn er sich entzog. Sie duldete keine Eifersucht, wenn sie mit anderen Männern ging, ebensowenig wie sie anderen Damen seine Gesellschaft mißgönnte. Sie widersetzte sich dem leisesten Schein einer Bevorzugung und hielt ihn trotzdem mit beiden Händen fest, ohne daß er das Rätsel seiner Abhängigkeit hätte lösen können. Das Rätsel hieß einfach: sie wollte, er mußte. Das aber war es ja gerade, was seinen Zweifeln an ihrem Geschlecht die ätzende Giftigkeit gab. Ließ sich im normalen Falle dieses Verhältnis hundertfach entschuldigen — wie unendlich lächerlich war es, wenn Miß Dulton wirklich ein Mann war. Darum mußte, je lauter sein Zweifel, je schmerzlicher seine Abhängigkeit wurde, seine Ehre ihm immer lauter zuschreien: sie ist ein Weib!

Dann aber lag der Fall beträchtlich dumm. Er fragte sich: welchen Zweck hat eine weibliche Gesellschaft, wenn sie dich um den einzigen Zweck deines Hierseins bringt? Die Saison vergeht, und du hast nichts begangen als eine glatte Stillosigkeit. Denn der Austausch der geistigen Persönlichkeit an einem solchen Ort — in solcher Umgebung — das ist nicht einmal bizarr, es ist einfach langweilig.

Robert ermannte sich, von der schwindenden Saison geängstigt, und begann, auf Biegen oder Brechen, Miß Dulton so zu behandeln — nun, wie man eben Damen unter gewissen Voraussetzungen behandelt. Zu seiner

Digitized by Google

Ueberraschung fügte sie sich dem Wandel, als wenn es so das natürlichste wäre. Er wurde herrschsüchtig, launenhaft — sie gab nach. Er versuchte den Druck zu verstärken, ihre Schmiegsamkeit war ohne Grenzen. Endlich aber schien sie es zu sein, die ihn versuchte, denn wenn er aufrichtig war, so fand er sich ihr noch um keinen Schritt näher, und auch in seinem Innern bewegte sich nichts.

Das ärgerte ihn doppelt. Nachdem er einmal das Spiel gewagt und zum mindesten nichts verloren, wenn auch nichts gewonnen hatte, ließ er jeden ferneren Zwang fallen. Er gab sich absichtlich keine Mühe mehr, in der Verfolgung seiner Absichten die zartfühlenden Umwege einzuhalten, die den Kenner der weiblichen Vorbehalte durch die Stufenleiter der zunehmenden Gewißheiten schon im Voraus belohnen. Er stellte Forderungen, die soweit von aller guten Erziehung entfernt waren, daß das Fräulein sie gar nicht hörte.

Damit war seine Niederlage besiegelt. In einer so demütigenden Form, daß ein ehrenvoller Rückzug nicht mehr möglich war. Von seiner unentdeckten Schmach gelähmt, schritt er nur noch mit Rachegelüsten neben ihr her.

Schon war er tief genug gesunken, um sich mit dem äußeren Schein zu begnügen. Nachdem er nun den halben Sommer im Kielwasser der Dame trieb, war er es seinem guten Rufe schuldig, seine Erfolge zu verraten. Er ließ es an kleinen Zufälligkeiten nicht fehlen, die dem Unterhaltungsbedürfnis der Hotelgäste die lange ersehnte Nahrung gaben. Er verstand es, in den allgemeinsten Gesprächen mit doppelten Bedeutungen zu arbeiten, deren Nebensinn dem Fräulein entgehen mußte, während er hundert offene Mäuler stopfte. Selbst die Technik der kleinen Verlegenheiten nahm er zu Hilfe, er wußte zu erröten, wenn er sich belauscht sah. Sein Ruf stieg, seine Interessantheit war gerettet.

Bald war das ganze Hotel von seinen Beziehungen zu Miß Oulton durchdrungen. Nur sie schritt ahnungslos wie durch einen Hain des Schweigens hindurch, dessen Blätter sich vor ihrer Berührung zusammenrollten, um hinter ihrem Rücken umso lauter zu rascheln....

Zum Glück war jeder dieser Menschen im einzelnen viel zu gut, um es bös mit Miß Oulton zu meinen. Am wenigsten gehörten sie zu denen, die in einer unverheirateten Dame von vornherein ein verdächtiges Wesen sahen. Soweit ist man ja dank der modernen Frauenbewegung doch schon aufgeklärt, woran auch die bösen Suffragetten im Grunde nichts mehr ändern können. Und schließlich ist man hier im Seebad und nicht zu Hause. Man läßt sich vom Ozean die Füße bespülen, aber es wird niemand einfallen, nach der Herkunft der Wellen zu fragen, oder sie zu sich nach London einzuladen.

Digitized by Google

Zwar ist die Güte des Einzelnen noch niemals ein Schutz gegen die Bosheit einer Gesamtheit gewesen. Die ist etwas ganz anderes, und der Einzelne, als der Schwächere, ist machtlos gegen sie. Er schließt sich an; aber er bleibt im Grunde doch ein guter Kerl.

Mrs. Hawkins zum Beispiel kann nichts dafür, wenn das allgemeine Spottgelüst sie treibt, Miß Dulton bald dieses, bald jenes zuzuflüstern, wo sie ihrer nur habhaft werden kann.

„Mr. Robert ist zum Baden. Mr. Robert geht Zigarren kaufen. Mr. Robert hat schlecht geschlafen. Mr. Robert wird morgen den ganzen Tag durch den Besuch seiner Tante in Anspruch genommen sein."

Und wenn Miß Dulton erstaunt fragt: wozu sagen Sie mir das? und Mrs. Hawkins den Mund breitzieht: ach so, ich dachte, Sie wüßtens noch nicht .... so ist ihre Harmlosigkeit bewiesen.

Auch der stämmige Mr. Hopkins, der seine Arme nicht ausstrecken kann, ohne daß nicht sofort ein paar Buben daran herumturnen, will gar nichts gesagt haben, wenn er bei einer Annäherung Miß Dultons seine Arme und Buben plötzlich fallen läßt und sie höflich angrinst: Sie irren sich, meine Dame, ich heiße Hopkins. Worauf er seine Arme wieder ausstreckt, links und rechts einen Turner daran.

So kann Miß Dulton niemals die freundliche Gesinnung der Einzelnen in Zweifel ziehen und muß trotzdem einer abgekarteten Gesamtbosheit innewerden, deren Ziel niemand ist, als sie selbst ....

Darum fordert sie eines Tages mit alter Entschiedenheit ihren jungen Freund auf die Strandpromenade hinaus.

„Mr. Robert, wollen Sie mir ohne Umschweife sagen, was die Leute von mir wollen?"

„Die Leute?"

„Wollen Sie behaupten, Sie bemerkten nichts? Sie wissen, wie wenig ich von den Leuten will — aber so entschieden verlange auch ich in Ruhe gelassen zu werden. Wenn Sie die Autorität nicht haben, mich zu schützen, so sind Sie mir schuldig, mir zu sagen, was los ist!"

Der junge Robert Watts macht ein kniffliches Gesicht, das nicht ahnen läßt, wie unerwartet ein Einfall in ihm aufsteigt. So einer von den ganz sinnlosen, dummen Einfällen, die der eine Augenblick erpreßt, der nächste aber schon in seiner ganzen Dummheit enthüllt.

„Teure Miß, der Schlüssel liegt bei Ihnen", sagt er.

„Bei mir? Wieso?"

„Ich glaube (nehmen Sie mirs nicht übel — ich sage es ja nicht!) Die Leute wollen bloß wissen, wer Sie sind. Sie ertragen es nicht, daß ein unbekanntes Wesen unter ihnen haust."

Digitized by Google

Ohne sich irgend zu verändern, fragt Miß Dulton:

„Ist das unser England? Wen gehe ich etwas an? Haben Sie kein Wort gewagt, um meine Unabhängigkeit zu verteidigen?"

„Sie kennen ja unsere Demokraten, teure Freundin. Es gibt gewisse Dinge, die über das Privatbereich des Staatsbürgers hinausragen."

„So der Ruf einer unverheirateten Frau!" unterbricht ihn Miß Dulton heftig.

Doch Mr. Robert, mit einem genügend zweifelhaften Seitenblick, ergänzt umso ruhiger:

„Wenn sie eine ist...."

„Oho! lacht die Miß belustigt auf. — Man hält mich für verheiratet? Sie auch?"

„Oh nein...."

„Ja, nun denn — was solls? So reden Sie doch!"

„Man hält Sie — überhaupt für keine Frau."

„Ah!"

Mit einem leisen Schrei bleibt die junge Dame stehen. Dann fliegt ein heftiges Rot über ihr Gesicht. War es Scham, war es die Verlegenheit einer Ertappten?

Robert will es nicht wissen. Er fühlt sich der Entscheidung enthoben. Des Bruches gewärtig, blickt er anscheinend kühl auf die See hinaus.

Aber es geht etwas Unerwartetes in ihm vor. Ihm ist es, als pflanzte sich das Erröten auf ihn selber über. Sein Blut ebbt zurück. Und hart wie eine Ohrfeige fühlt er mit einem male die endgültige Gewißheit: sie ist ein Weib!

Betroffen wendet er sich um. Miß Dulton ist verschwunden. Fremde Strandbummler schieben sich vorbei....

Man saß mit pflichtmäßiger Pünktlichkeit an der Mittagstafel. Aus allen Poren strahlte das Glück der Gefräßigkeit, die zur obersten Tugend erhoben ist. Es war die Stunde, in der sogar die Gesamtbosheit hinter der Bedeutung des Lebenszwecks zum Stillstand kommt und alles symbolische Zerreißen und Verschlingen unter der Wirklichkeit zu leiden hat. Jetzt ist jeder er selbst und für den Eingang des Guten geöffnet.

Das heißt, ganz so enthaltsam wie sonst war die allgemeine Stimme nicht. Sie unterwarf die Einzelnen durch eine Neuigkeit, deren heimlicher Lärm unter der gedämpften Schicklichkeit des Gesprächstones vernehmlich fortrollte. Erregte Sinne meinten das Aneinanderstoßen der umhergeworfenen Seitenblicke zu hören. Ganz sicher vernahm man aber das Knistern der Gedanken, an denen sich die gemeinsame Erwartung schärfte und wetzte.

Digitized by Google

Das machte allein ein leerer Stuhl.

Die Auseinandersetzung auf der Strandpromenade war gesehen worden. Der leere Stuhl gab die erste Illustration zu dem halb schon zu ahnenden Text.

Von jedem Löffel flog ein Blick auf, und alle Blicke trafen den mit erzwungener Ironie ins Unbestimmte hineinlächelnden jungen Mr. Robert. Und jeder Blick stach ihn mit einer anderen Variante der Frage: wo ist Miß Dulton? Warum kommt sie nicht?

Der leere Stuhl zu seiner Rechten ärgerte ihn mehr, als ihn je das Fräulein geärgert; ärgerte ihn um der Blicke willen. Beunruhigte ihn wohl auch.

Aber wenn ihn niemand frägt, wie soll er ihnen sagen: was geht mich der Stuhl an? Darum lächelte er, aber sein Lächeln deckte den leeren Stuhl nicht zu.

Die Suppenteller schwebten lautlos wie aufgescheuchte Vögel über die Schultern davon. Unwillkürlich, in einer Art Erlösung, folgte man den Bewegungen der Kellner, die nur auf ihr Bestehen vor dem Oberkellner bedacht waren, und von ihnen zu diesem, der mit böser Aufmerksamkeit dirigierend im Hintergrunde stand. Dieser Haß zwischen den Parteien — war er immer und fühlte man ihn nur heute so besonders deutlich? Ja, man fühlte das Band des Müssens, das so eisern schien, und so leicht zerreißen konnte.

Ganz gewiß fehlte heute jedem etwas von dem Gefühl der Sicherheit, das sich sonst, mit dem heißen Suppendampf beginnend, auf Stunden hinaus breitmacht. Vielleicht wäre es die einfachste Sache von der Welt gewesen, nach Miß Dulton zu fragen? Aber es war, als wenn die Anwesenheit Mr. Roberts die Frage verböte. Es wollte mit einem male kein Mensch mehr boshaft sein, und so viel Taktgefühl besaß am Anfang des Mittagessens noch jeder, um nicht die Verzwicktheit der Frage zu empfinden, wenn sie gerade jetzt gestellt würde.

Umso einmütiger suchte man Aufschluß in den Mienen des jungen Mannes, der allmählich blaß wurde, wie der Tod. Und von seiner Blässe ging ein Bohren des Gewissens aus, das fast in allen zugleich die Ahnung eines Unglücksfalles erregte. Zitternd schlug man sich insgeheim an die Brust. Wenn irgend etwas hier nicht in Ordnung sein sollte, so war keiner von ihnen schuld daran. Keiner hatte Ursache, sich einer schmutzigen Hetze zu schämen, die unter Umständen im Leben eines ehrenhaften Mädchens eine Katastrophe bedeuten konnte. Sie waren ja alle so gut!

Aber dort! Dort saß einer! Die heimlich anwachsende Erregung war bereit, sich zum Beweise der allgemeinen Schuldlosigkeit auf Mr. Robert zu

Digitized by Google

stürzen, der jetzt schon nicht mehr blaß war, nein gelb. Schwefelgelb lächelte er in seinen Teller hinab.

Ueber dieser gemeinsamen Bewegung hatte man fast übersehen, daß ein Herr von amtlichem Aussehen eingetreten, mit kurzem Gruß auf den Oberkellner zugegangen war, ihm einige Worte zugeflüstert hatte, und mit bedeutungsvoller, gleichsam warnender Bewegung wieder verschwand, ohne erst den Hut zu lüften. Und daß nun der Oberkellner sich, ihm nachschauend, auf die Lippen biß, einen Augenblick mit sich selber zu Rate ging, einige barsche Befehle an seine Leute erteilte und gegen das Bureau hin ebenfalls verschwand. Und es schien, als hätten einige von den Kellnern die Worte des Fremden aufgeschnappt, wären blaß geworden und könnten nur mit der größten Mühe ihre Befehle zur Ausführung bringen. Schon aber kehrte der Oberkellner mit stieren Augen auf seinen Posten zurück, während man draußen den Zylinder des Direktors über die Terrasse hinschweben, in den Garten hinabtauchen, und bald wieder emporkommen sah. Ja, es machte den Eindruck, als vervielfachte er sich, und eine ganze Anzahl Personen liefen rings um das Haus herum.

Mr. Hopkins arbeitete sich zwischen zwei Platten mit Poularden empor, die von bebenden Händen gereicht wurden, bat seine Nachbarn auf einen Augenblick um Entschuldigung, und eilte, von den Angstblicken der Kellner gefolgt, auf die Terrasse hinaus, wo er just den Direktor am Kragen zu packen kriegte. Bei diesem Anblick aber ließ ein Kellner in einer Art Ohnmachtsanfall seine Platte fahren, mit Krach und Geklirr. Damen schrien auf. Man entsetzte sich. Was ist? Was ist? Um Gotteswillen?! Und zwanzig erhoben sich zugleich: Herr Oberkellner! Wir verlangen augenblicklich zu wissen — aber das Verlangen war unausführbar, denn der Oberkellner war bereits verschwunden.

Kaum seines eisernen Zügels ledig, warfen nun alle Kellner die Platten von sich, auf den nächsten Tisch oder Stuhl, auf den Boden gar — es war ein einziges Aufklirren, denn sie brachen auch schon blindlings durch die Glasfenster der Gartentüre aus, die ihnen Mr. Hopkins, nach innen drängend, entgegenstemmte. Zweie kamen, von seinen Fäusten gepackt, über das Parkett zurückgeflogen. Noch ehe die Gäste Zeit hatten, sich die Serviette von den Knien zu reißen, pflanzte sich Mr. Hopkins wie der geblendete Samson vor sie hin und schrie:

„Meine Damen und Herren! Es ist eine Suffragette im Hause! Miß Dulton ist eine Suffragette! Retten Sie sich!"

Ein Massenschrei, wie ihn die Große Oper nicht inszenieren könnte, zerriß die Luft, und es dauerte keine zwanzig Sekunden, da lag der Speisesaal

Digitized by Google

in Trümmern, wie nach einer Explosion — man hätte geschworen, den Krach gehört zu haben — und durch den Garten wälzte sich ein Menschenknäuel auf die Promenade hinaus.

Es gab Damen, die sich über ihre Kinder warfen, die sich unter Todesschreien die Ohren zuhielten; andere, die das Hotelpersonal abwürgten, um in den Besitz ihres Gepäcks zu gelangen, während niemand sich nur umzusehen wagte; es gab Herren, die an den nächsten Feuermelder stürzten und dort auf einander einschlugen, und andere, die augenrollend mit heftigen Armschwingungen Hilfe aus dem Hafen herbeisignalisierten. Einer lief mit einem zerbrochenen Sonnenschirm von Dame zu Dame, ein anderer half einem irrsinnig gewordenen Gewürzhändler die Stiefel ausziehen — und es dauerte Minuten, bis es den Besonneren möglich war, sich sichtbar und hörbar zu machen und den Tumult einigermaßen zu schlichten....

Ganz zuletzt blickte verschlafen und verwundert Miß Dultons Zofe zum Fenster heraus und fragte, was es gäbe.

„Sagen Sie Ihrer Dame, sie solle auf der Stelle das Haus verlassen. Wenn sie nicht auf der Stelle — binnen zwei Minuten — —"

Die Klingel der Feuerwehr unterbrach die Stimme des Direktors. Der Polizeimeister, mit seinen Leuten traf ein. Man durchsuchte das Hotel vom Grund bis zum First — um endlich der ruhigen Behauptung der Zofe Glauben schenken zu müssen, daß ihre Herrin vor Tisch vom Auto einer befreundeten Familie abgeholt worden sei....

Am Abend hatte die erste Hälfte der Gäste das Hotel verlassen. Die anderen machten ihr Bleiben von der sicheren Entfernung der Suffragette aus dem Bannkreis der Stadt abhängig, die ihnen der Polizeimeister auf sein Wort zuschwor. Unterdes wartete die Zofe im Vestibul auf den Koffern des Fräuleins, keiner Frage, keiner Anrede zugänglich. Hinter jeder Mauerecke, in jedem erdenklichen Versteck lauerten Brownings und Totschläger.

Als das bekannte Auto vorfuhr, gebot ihm der Direktor zu warten und geleitete Miß Dulton mit kaum unterdrücktem Beben in sein Bureau. Zur anderen Seite gehend, beobachtete Mr. Hopkins jede Handbewegung der Verdächtigen, während der Polizeimeister den Zug beschloß.

„Ich ersuche Sie, mein Hotel zu verlassen, nachdem Sie Ihre Rechnung beglichen haben werden!" keuchte der Direktor.

„Ich habe dafür Sorge getragen, daß Sie noch heute ohne Aufsehen aus dieser Stadt entfernt werden können!" fügte der Polizeimeister hinzu.

Miß Dulton lächelte freundlich, indem sie das Bureau betrat. Sie lächelte, als sie den Grund vernahm, sagte weder ja noch nein, sondern fragte nur nach ihrer Rechnung.

Digitized by Google

„Hier ist sie!“ bebte der Hotelier. Die Blätter knatterten in seinen eiskalten Händen.

Miß Dulton beglich das eine Blatt mit einem Scheck. Das andere besah sie genauer. Es enthielt den Schadensersatz für Geschirre und Fensterscheiben, vorbehaltlich des noch festzustellenden Entganges am Geschäft.

„Ist Mr. Watts hier?“ fragte sie kühl.

Robert wurde aus einem Hinterhalt hervorgezogen.

„Mr. Robert,“ fragte sie scharf. „Sie wußten doch ganz genau, daß ich keine Suffragette bin?“

„Allerdings“, stammelte er. „Obwohl ....“

„Nun also! Es hätte nur eines Wortes von Ihnen bedurft, und die ganze Panik wäre vermieden worden. Warum haben Sie nicht gesprochen?“

„Weil ich ....“

„Weil Sie ein Feigling sind, mein Herr!“ entschied sie halblaut. Und zum Direktor gewandt, erklärte sie: „Es bedarf wohl keiner großen juristischen Auseinandersetzung, um zu beweisen, daß Mr. Watts für den Schaden aufzukommen hat. Oder weigern Sie sich, Mr. Watts?“

Nein, der junge Robert weigerte sich nicht. Er leistete auch keinen Widerstand mehr, als sie ihn bat, sie zum Bahnhof zu begleiten. Er teilte die Ehre mit zwei Kriminalbeamten.

Am Bahnhof erlaubte sie ihm nicht, auszusteigen. Die beiden anderen Herren genügten ihr zu ihrer Sicherheit. Aber sie gab ihm noch einmal die Hand zum versöhnlichen Abschied.

„Behalten Sie das Auto bis zum Hotel zurück! Leben Sie wohl, und amüsieren Sie sich noch recht gut! Und ehe Sie aussteigen, vergessen Sie nicht, den Sitz da hochzuklappen. Sie werden einige Garderobestücke finden, die Ihnen gehören. Ich habe sie heute zu einem kleinen Scherz gebraucht...“

Zur Wohnungspolitik

Von Oberfinanzrat Dr. Hermann Losch (Stuttgart)

I.

Ueber die „Wohnungsfrage“ hat sich in der letzten Zeit eine wahrhaft beängstigende Literatur aufgehäuft. Eine ganze Reihe von Spezialzeitschriften von Mieter-, Wohnungs-, Wohnungsfürsorge-, Hausbesitzervereinen und Genossenschaften sind erstanden, die Erörterungen über Wohnungsbau und -Einrichtung, Baupolizei, Stadtpläne, Wohnungsinspektion, Wohnungsämter, Wohnungsgesetzgebung u. s. w. nehmen einen immer breiteren Raum ein.

Digitized by Google

Der unbefangene Zeitgenosse steht kopfschüttelnd inmitten eines Haufens von gutem Willen, Wohltätigkeits- wie Schaffensdrang, Interessentengeschrei und Aesthetenforderungen, praktischer Einzelinitiative und planloser Kritik und fragt sich: was geht hier vor sich? Um was handelt es sich im Grund genommen?

Die nächstliegende Antwort ist sicher die: um eines der wichtigsten und grundlegendsten Bedürfnisse nicht nur des deutschen Menschen der „gemäßigten Zone" in Mitteleuropa, sondern auch des infolge der Industrialisierung und Neu-stadt-bildung hinsichtlich des Wohnungsbedürfnisses wie der Art seiner Befriedigung sich wandelnden deutschen Menschen.

Diese Antwort ist einfach und ihre Richtigkeit wird nicht bestritten werden.

Von hier aus gehen aber die Ansichten sofort auseinander und die Bestrebungen auch. Meines Erachtens muß aber auf die erste Antwort sogleich die weitere Frage folgen: Wie wohnt der Deutsche? So komisch es manchen Lesern klingen mag: die Antwort auf diese Frage kann nur lauten: man weiß es nicht, Niemand weiß es, kein Professor, kein Statistiker, vor allem die Wohnungspolitiker selbst nicht. Neben manchen alten Schlössern adeliger Familien gibt es neuerdings viele Villen von Kommerzienräten und anderen Leuten; die einzelnen Kunstwerke des Bauens aus alten wie neuen Zeiten werden in Prachtwerken veröffentlicht; künstlerische wie praktische Entwürfe für Arbeiterwohnhäuser u. s. w. werden von Arbeitgebern, Genossenschaften, Philanthropen u. s. w. und von strebsamen Architekten und Verlegern zahlreich veröffentlicht. Gleichzeitig aber erscheint, etwa im Berliner „Vorwärts", die eingehende Beschreibung, sagen wir einer besonders stark bevölkerten „Mietskaserne" in Berlin N. unter näherem Eingehen auf die einzelnen „Mieterparteien", welche dort mehr oder minder einträchtiglich beieinander wohnen, worauf am nächsten Tage in irgend einer „agrarischen" Zeitung darauf hingewiesen wird, so sehe das Paradies aus, in welches die Landflüchtigen abwandern, während dann am übernächsten Tage die Beschaffenheit der Landarbeiterkaten irgendwo in Westpreußen als Gegenantwort geschildert wird u. s. w.

Je nach den Verhältnissen meinen nun sowohl die Verfasser als die Leser derartiger Schilderungen sagen zu können: so wohnt das Volk! Was man aber in der Tat bewiesen hat, ist lediglich dies, daß es sowohl in der Großstadt als auf dem Lande Wohnungszustände gibt, welche als unbefriedigend bezeichnet werden müssen; man weiß aber damit ebensowenig, wie die Großstadtbevölkerung als wie die Landbevölkerung draußen vor den städtischen „Agglomerationen" wirklich wohnt. Man steht vor einer wahrhaft erdrückenden Fülle von Einzelheiten in gutem wie in schlimmem

Digitized by Google

Sinn, aber man gewinnt keinerlei Urteil darüber, ob und in welchem Umfange derlei Einzelheiten Ausnahmezustände sind oder nicht. Dies ist aber für die Würdigung solcher Einzeltatsachen gerade das Entscheidende und Wichtigste.

2.

Nun haben ja wohl die Städtestatistiker seit einem Menschenalter sich redlich bemüht, die Wohnverhältnisse mancher großen deutschen Städte zahlenmäßig aufzuhellen, allein es ist ihnen nicht gelungen, diese Zahlen vollständig oder unmittelbar vergleichbar zu gestalten. Damit soll keinerlei Vorwurf ausgesprochen werden. Die lokalen Zwecke, denen die großstädtische Statistik in erster Linie zu dienen berufen ist, brachten es mit sich, daß zunächst diesen gedient werden mußte, ohne auf die Vergleichbarkeit als auf einen wesentlichen, ja grundlegenden Bestandteil der einschlägigen, an sich schon außerordentlich schwierigen Arbeiten zu sehen. Es zeigte sich, beispielsweise bei den Bearbeitungen für das Statistische Jahrbuch deutscher Städte, daß die zahlreichen, sozusagen großstädtisch-lokal urwüchsigen Wohnungsdarlegungen nahezu unvergleichbar waren, da sie zu verschiedenen Terminen, nach verschiedenen Erhebungsmethoden und nach verschiedenen Bearbeitungsgrundsätzen behandelt wurden. Man bekam „Material", sogar sehr viel und sehr umfangreiches Material; man ersoff aber in diesem Material, wenn man es überhaupt wagte, in diesen nicht kommunizierenden Seen herumschwimmen zu wollen. Dazu gesellte sich natürlich noch der nicht zu übersehende Umstand, daß die Merkmale des Wohnens außerordentlich zahlreich und an sich schon einer sogenannten „statistischen" Erfassung großenteils schwer zugänglich sind.

So kam und kommt es, daß wir im Grund heute immer noch nicht wissen, wie denn nun eigentlich die Bevölkerung auch nur der deutschen Großstädte „wohnt". Daß gewisse Teile dieser Bevölkerung sehr schlecht, schlecht, mäßig, befriedigend, gut wohnen, steht fest —, das wußte und weiß man übrigens auch ohne Zahlen; aber wie nun die Dinge genauer im ganzen des Reichs zahlenmäßig liegen, oder gar, ob und wie sie sich im Laufe der Jahre verbessert oder aber verschlimmert haben, das wußte und weiß man nicht. Wie vollends die Dinge in den mittleren Städten, in den Kleinstädten und auf dem platten Lande liegen, darüber gibt es zwar auch eine ganze Menge von unübersehbaren Einzelheiten, aber kein Gesamtbild.

3.

Also — um die Gewinnung eines Gesamtüberblicks handelt es sich vor allem. Die notwendige Vorbedingung dafür ist natürlich die,

Digitized by Google

zunächst auf alles zu verzichten, was die Erreichung dieses Zieles gefährden, ja verhindern könnte. So sehr im Mittelpunkte der praktischen Wohnungspolitik und zwar der lokalen, wie der bundesstaatlichen und schließlich „nationalen" (d. h. derjenigen des „Reichs") gewisse Einzelheiten stehen, so wenig kommen sie für diese grundlegende, sagen wir, Vorarbeit in Betracht. So wichtig die großstädtische Seite des „Wohnungsproblems" ist, so wenig ist sie „das" Wohnungsproblem. Es handelt sich also darum, den Versuch zu machen, eine solche Gesamtschilderung zu erhalten.

Sowohl bei uns im deutschen Reiche, als in Oesterreich haben vor allem die Statistiker erkannt, daß die allgemeinen Volkszählungen eines der Mittel sind, diesem Ziele näher zu kommen. Wohl nicht das einzige Mittel, namentlich nicht das einzige Mittel, um die wirklich verbesserungsbedürftigen Wohnungszustände nun auch nach allen für praktisches Eingreifen in Betracht kommenden Einzelheiten darzulegen, aber ein Mittel, um festen Boden unter die Füße zu bekommen.

In Württemberg, wo man im Jahre 1895 noch eine nur auf die sechs größten Städte des Landes sich erstreckende besondere Wohnungszählung mit der Volkszählung verbunden hatte, schritt man von 1900 ab dazu, sämtliche Haushalte des ganzen Königreichs nach den grundlegenden Merkmalen des Wohnungsrechtes, der Größe der Wohnung und dem Vorhandensein von Küche oder Küchenanteil zu fragen. Nachdem man 1900 und 1905 erprobt hatte, daß die Beantwortungen genügend zuverlässig waren und nachdem man zunächst bei der Bearbeitung sich stark beschränkt hatte, wurden die Ergebnisse der noch etwas erweiterten Befragung durch die Volkszählung vom 1. Dezember 1910 einer eingehenden Bearbeitung unterzogen. Die Württembergischen Jahrbücher für Statistik und Landeskunde brachten in ihrem Jahrgang 1912 sowohl das sehr eingehende Tabellenwerk als eine textliche Besprechung durch den Verfasser dieser Zeilen; soeben bringt das „Reichsarbeitsblatt" 1913 Nr. 11 (Novemberheft S. 853 bis 858) einen Auszug aus diesen Ergebnissen, auf welchen aus Raumrücksichten hier lediglich zu verweisen ist.*)

4.

Was ist nun das Wichtige dieser „Landeswohnungszählung" Württembergs, wie das Reichsarbeitsblatt sie mit Recht nennt?

*) Auch Dr. Morgenrot/München, geht näher darauf ein. Eine graphische Darstellung der Ergebnisse wird auf der Gesundheitspflege-Ausstellung in Stuttgart (Mai 1914) zu sehen sein.

Digitized by Google

1. Zum ersten Male werden die „Wohnverhältnisse“ eines ganzen Landes einheitlich nach den wichtigsten Merkmalen der Wohnungen vorgeführt. Diese sind das Wohnrecht (Eigenwohnungen, Mietwohnungen, Dienstwohnungen), die Zahl der zur Verfügung stehenden Wohnräume (ohne die minder erhebliche Unterscheidung zwischen „heizbaren“ und „nichtheizbaren“ Zimmern einerseits und „Kammern“ andererseits), das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Küche oder Küchenanteil, sowie von Schlafräumen, welche nicht als Wohnräume zu zählen waren. Wie man sieht, ist hiebei auf die Haushalteinheiten nicht näher eingegangen und zwar deshalb, weil dies für Württemberg nach den vorliegenden Erfahrungen nicht in erster Linie erforderlich erschien. Auch über die baulichen oder hygienischen Beschaffenheiten der Wohnungen ist keinerlei Merkmal aufgenommen. Dies nicht etwa aus dem Grunde, weil derartige Feststellungen nicht ebenfalls ihren besonderen Wert haben, sondern weil sie erst in zweiter Linie kommen.

2. Das zweite Wesentliche ist, daß für jede Wohnung auch die Zahl und die Art der Insassen festgestellt wurde. Die Volkszählungen arbeiten ja ohnedies, auch wenn keine Wohnungsstatistik mit ihnen verbunden wird, mit den Haushalten und diese waren nach ihrer Größe, wie nach gewissen Haushaltsarten ohnedies schon für Reichszwecke auf Grund Bundesratsbeschlusses zu bearbeiten.

3. Durch entsprechende Kombination zwischen der Haushaltsgröße (Zahl der Personen) und der Wohnungsgröße (Zahl der Wohnräume überhaupt) entstand der sogenannte „Wohnhaushalt“, das heißt die reiche Gliederung aller überhaupt vorgefundenen Haushaltsgrößen in steter Verbindung mit allen überhaupt vorgefundenen Wohnungsgrößen. Damit war zunächst ein stufenförmig sich gliederndes Gesamtbild der Wohnhaushalte gegeben, welches sowohl für die Großstadt Stuttgart als für das Königreich Württemberg, und demgemäß auch für den Landesrest ohne die einzige Großstadt des Bundesstaats vorgeführt werden konnte, und zwar je für die Mieter, Eigentümer, Dienstwohnungsinhaber u. s. w. besonders. Auf das Tatsächliche dieses Befundes soll hier nicht eingegangen werden.

4. Aus der ganzen Anlage dieses Werkes ergab sich nun aber auch unmittelbar der Umfang der „Wohnungsnot“ in dem Sinne, welche Wohnhaushalte als „übervölkert“ oder „überbesetzt“ innerhalb der normalen Verhältnisse erschienen. Hier setzt nun die Ueberlegenheit dieser Darstellung den bisherigen gegenüber ein. Die Schwierigkeit, ob man die „Küche“ als „Wohnraum“ zählen soll oder nicht, (welche viele Wohnungsstatistiken zu Vergleichen unbrauchbra macht, weil man sie teils zählte, teils nicht zählte,

Digitized by Google

ohne nachher das eine oder andere rekonstruieren zu können) fällt weg, weil die Küchenanteils-Wohnungen und die küchenlosen Wohnungen für sich ausgezählt sind, also die „Küche" interpoliert werden kann. Die Aufrollung aller Möglichkeiten der Kombination von Haushalts- und Wohnungsgröße läßt jeden Begriff von „Uebervölkerung" zu bilden frei, während die meisten städtischen Wohnungsstatistiken hier mit „Zusammenfassungen" gearbeitet haben, welche wichtige Vergleiche oft sofort abschneiden. Man erkennt also, und das ist das Entscheidende, welche Haushalte in bedrängten Wohnungsverhältnissen leben. Man erkennt auch, in welchem Umfange die Wohnverhältnisse als „normal" bezeichnet werden können. Es ist allerdings kein Zweifel darüber, daß zwischen „übervölkert" in diesem Sinn und zwischen „überfüllt" im Sinne beispielsweise der württembergischen Bestimmungen über die Wohnungsinspektion (vom 21. Mai 1901, § 5, vergl. Regbl. 1901, S. 132) insofern ein Unterschied besteht, als letztere sich speziell auf die „Schlafgelasse" beziehen, für welche sie einen Mindest-Kubikraum vorschreiben; es ist also möglich, daß auch bei reichlichem Vorhandensein von „Wohnräumen" überhaupt zu Schlafräumen verhältnismäßig zu wenige oder zu kleine (oder beides) Räume benützt werden, weil der Wohnungsinhaber unzweckmäßig oder unhygienisch u. s. w. über die Bestandteile seiner Wohnung verfügt. Allein es ist grundlegender, diejenigen Fälle zu kennen, in welchen diese Verfügungsfreiheit durch die Wohnungsgröße und Größe der Haushaltung ganz aufgehoben oder beschränkt erscheint und die Fälle mit außerordentlich großen wie außerordentlich kleinen Wohnräumen („im weiteren Sinne", also einschließlich der zum Schlafen benützten darunter) bilden nirgends die Regel, sondern überall die Ausnahmen. Zudem ist sicher, daß auch die besteingerichtete Wohnungsinspektion nie ein Gesamtbild der beanstandbaren Wohnungen wird bieten können, geschweige denn der Wohnverhältnisse der Bevölkerung überhaupt. Dies ist auch von dem Landes-Wohnungsinspektor Württembergs, Bauinspektor Daser, in seinem vortrefflichen Jahresbericht für 1911 und 1912 (vergl. S. 38 bis 40) in sachkundiger Weise ausgeführt worden.

5.

Mir will scheinen, als ob man auch in dieser Frage vielfach nächstdem vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht. Ueber die gegenseitige Abgrenzung der Aufgaben der Wohnungsinspektionsstatistik, der städtischen Wohnungsvorrats-, nachweis- und Mietpreisstatistik und der allgemeinen städtischen, beziehungsweise staatlichen Wohnungsstatistik bestehen heute in weiten Kreisen offenbar noch ganz ungeklärte Vorstellungen. Ohne auf die

Digitized by Google

Referate des württembergischen Ministerialrats Neuschler und des Vorstands des Statistischen Amtes der Stadt München, Dr. Morgenrot auf dem Wohnungskongreß zu Gent (1913) über „Wohnungsüberfüllung" näher einzugehen, möchte ich doch glauben, daß hiedurch in Verbindung mit den Ausführungen des württembergischen Wohnungsinspektors Daser die einschlägigen Fragen eine namhafte Förderung erfahren haben. Man wird nicht umhin können, die Umgrenzung des Begriffes „Schlafgelasse" durch Kubikmeterbestimmungen einer Prüfung zu unterziehen, zumal ja die Schlafgelasse auch Fenster und sonstige Oeffnungen haben, welche in Mitteleuropa den größten Teil des Jahres wenigstens zum Teil dem Eintritt freier Luft geöffnet werden können; wenn aber diese Außenluft so schlecht ist, daß die Verwaltung nur mit luftdicht verschlossenen Schlafgelassen rechnen zu müssen glaubt, dann ist erwiesen, daß die Kubikraumschädlichkeiten der Innenwohnungsluft entfernt nicht die Bedeutung haben können, die ihnen von manchen Seiten zugewiesen werden.

Bei der Tagung des Internationalen Statistischen Instituts zu Wien (September 1913) hat der frühere Präsident des Kaiserlich Statistischen Amts, Berlin, Dr. van der Borght, zurzeit Direktor des deutschen Vereins zur Wahrung der Interessen des Haus- und Grundbesitzes, ein Referat über internationale Wohnungsstatistik gehalten und entsprechende Anträge gestellt. Wer die „nationalen" Wohnungsstatistiken und ihre verschiedenen, nicht kleinen Schwierigkeiten kennt, wird diesen Versuch zwar mit Wohlwollen aber doch mit manchen Zweifeln verschiedener Art begrüßen; schon vor nahezu zwei Menschenaltern hat der frühere württembergische Finanzminister in seiner damaligen Eigenschaft als Vorstand des württembergischen Statistischen Landesamts auf dem internationalen Statistischen Kongreß über eine internationale Finanzstatistik referiert und doch hat man heute noch keine halbwegs brauchbare. Die Wünsche und Ziele der Wissenschaft gehen eben immer dem praktisch Erreichbaren mehr oder minder rasch voraus, manchmal sogar in Schlangenlinien. Vorerst handelt es sich für Deutschland noch um nationales Vorgehen in der Gesamtorientierung über den Sachverhalt. Dies ist auch von den Vertretern des württembergischen Statistischen Landesamts in der Konferenz der deutschen amtlichen staatlichen Statistiker zu Ulm (Mai 1910) betont worden, wo die Frage der Kombination von Haushalts- und Wohnungsstatistik für das deutsche Reich zur Erörterung stand.

6.

Man wird sich wohl nirgends der Einbildung hingeben, daß in Sachen des Wohnungswesens je alle Uebelstände mit einem Schlage aus der Welt

Digitized by Google

geschafft werden können. Aber man wird mit Grund die Behauptung aufstellen können, daß diejenigen Fälle von Wohnungsenge, welche bei der württembergischen allgemeinen Landeswohnungsstatistik statistisch sozusagen herausgesiebt worden sind, im großen ganzen sich mit denjenigen decken werden, bei welchen auch in gesundheitlicher und sonstiger Hinsicht die meisten Schwierigkeiten und Anstände sich finden, welche also die Aufmerksamkeit und je nachdem auch das Eingreifen der lokalen oder staatlichen Aufsicht in erster Linie in Anspruch zu nehmen haben.

Die Wohnungen von Kommerzienräten u. s. w. interessieren, wenn das gestattet ist, auszusprechen, sozialpolitisch nicht, oder höchstens insofern, als vielleicht einzelne unter ihnen ihren Dienstmädchen „nicht einwandfreie" Schlafräume u. s. w. *anweisen*. Wohl aber ist es von größter Wichtigkeit, daß gleichzeitig *allgemein* wie *lokal* der Umfang und die Art der Wohnungsnöte dargelegt wird. Die größeren Zentren des deutschen Wirtschaftslebens stehen heute nicht mehr so verhältnismäßig unabhängig einander gegenüber, daß sie auf die Dauer irgend eine von der allgemeinen staatlichen Wohnungs- und Verkehrspolitik unabhängige Wohnungspolitik treiben könnten. Die lokalen Unterschiede in der Anlage und Einteilung der Wohngelegenheiten sind in Abschwächung begriffen und die Verkehrsmittel üben längst einen zwar verschiedenen, aber sehr merkbaren Einfluß auf die Verteilung der Wohnbevölkerung auf den Raum aus. Auch diese Dinge sind für Württemberg gleichzeitig untersucht worden, indem die Anzahl derjenigen Volksteile festgestellt worden ist, welche außerhalb ihrer Wohngemeinde ihrer Berufs- und Erwerbsarbeit nachgehen. Es hat sich gezeigt, daß zwischen 1900 und 1910 diese Volksteile weit rascher an Zahl und an Weiträumigkeit der regelmäßigen Pendelbewegung angewachsen sind, als die Gesamtbevölkerung und der Niederschlag dieser Zustände auf einer Markungskarte des Königreichs Württemberg vermittelt ein anschauliches Bild dieser Neugestaltung. Man erkennt aus dem Wohnungsbilde einerseits und aus den Wohnort-Arbeitsort-Beziehungen andererseits auch, daß das sogenannte „Wohnungsproblem" in hohem Grade wie in weitem Umfange gar nicht etwa nur ein Bau-, sondern auch ein ganz modernes *Verkehrs*problem ist, nicht etwa nur für die *Binnenverkehrs*-Verhältnisse der anwachsenden Großstädte und ihrer unmittelbar benachbarten Vororte, sondern weit darüber hinaus. Vor allem der *Arbeiter*, im weitesten Sinn, d. h. einschließlich des Angestellten, muß meist mit der Wohnung der Arbeitsgelegenheit folgen, und wohl auch folgen können, da diese nicht mit einer festen Wohnung an irgend einem Orte von selbst und dauernd gegeben ist.

Digitized by Google

Revolverpolitik

Die Episode eines Kolportageromans: dieser Eindruck erschlägt zunächst alle anderen Empfindungen. Die Frau als „Rächerin" ihrer, ihres Mannes Ehre, der Revolver als Besitzer der vernehmbarsten Stimme, die das Schuldig spricht.

Dann kommen die Reporter an die Reihe. Sie stehen neben dem sterbenden Gaston Calmette und notieren oder erfinden eine letzte Pose: „Ich habe meine Pflicht getan". Sie nehmen Briefe vom Schreibtisch des Finanzministers und begleiten Frau Caillaux bis zur Gefängniszelle, in der früher Frau Steinheil saß. Dort belauschen sie das Wiedersehen der Gatten.

Ihnen folgen die Feuilletonisten: sie knieen sich in die Seele der Mörderin, falten die Papiere ihres Scheidungsprozesses auseinander, fahren mit zarter Hand Caillaux über den kahlen Schädel und entwerfen kriminalistische Schlachtenpläne. Ihre Dialektik wirkt als Scheidewasser an den Stammtischen Europas und spaltet die Temperamente in Bewunderer und Verabscheuer dieser Frau.

Worauf es aber ankommt, das sind die politischen Folgen: Frankreich steht vor Neuwahlen.

Das „Sittenbild" kennen wir ja, es sind die Abschnitte aus Maupassants bel ami. Das „Cherchez la femme", das als bewegte Melodie das Leben der französischen Vordergrundspolitiker begleitet. Niemand regt sich weiter darüber auf; es ist auch ziemlich überflüssig.

Komplizierter liegt es mit den finanziellen Beziehungen, von denen die französischen Parlamentarier und Minister gelegentlich umgeben sind. Die Franzosen sind ja auch hier an allerhand gewöhnt, aber seit Panama wurden sie nervös, und der talentvolle Hochstapler Rochette hat diese Empfindungen wieder wachgekitzelt. Aber auch hier ist ihr Urteil nicht ohne Langmut, wenngleich die Freunde der wahren Demokratie die Gefahren dieses Systems mit Furcht verfolgen. Es ist in tieferem Sinn bedeutungsvoll, daß der Vertreter einer noch eben stark befehdeten Minderheitsgruppe im Parlament der Leiter der Untersuchungskommission beim Rochetteskandal wurde; denn Jean Jaurès ist in dem Augenblick der Wirrnis fast der einzige zuverlässige Stützpunkt einer völlig integren, völlig rücksichtslosen „bürgerlichen" Anständigkeit.

Das Gefühl großer Unsicherheit fällt plötzlich wieder auf Frankreich. Caillaux, der unter Waldeck-Rousseau sich als Minister herangedient hatte und der bei aller persönlichen Betriebsamkeit doch die staatsmännische Gebärde überlegener Ruhe besaß, galt als der Erneuerer der alten Politik der gemeinschaftlichen Linken; er, der im Sommer in Pau die Parole zur Reorganisation der Radikalen ausgegeben hatte und nun der eigentliche Minister der Wahlen war, wurde durch die Hemmungslosigkeit seiner Frau gestürzt, der dürftigere Monis folgte — ein angebröckeltes Kabinett wenige Wochen vor den Wahlen, ein Ministerium, dem auch das besondere Mißtrauen des Präsidenten Poincaré gehört.

Alles wegen der Revolverschüsse einer exaltierten Frau? Es war nicht notwendig, daß Calmette dabei starb, denn auch er war schließlich nur Werkzeug, und sein journalistisches Ansehen hatte er schon vorher ruiniert durch den mißbräuchlichen Abdruck intimer Privatbriefe. Gewiß kein Held; auch kein „Opfer seines Berufes", denn

Digitized by Google

schließlich hatte er ja mit der Revolvertaktik angefangen. Aber die Schüsse, die seinen Leib durchlöcherten, haben eine dicke und dumpfe Luft zerrissen. Nun drängen die Intriguen vor die Assisen. Der Name des Advokaten Labori taucht auf, der uns aus den Dreyfuszeiten im Ohr liegt; es wird nicht nur um Frauenbriefe, Frauenrache, um die intimen Renommistereien von Ministern gekämpft werden, sondern um die Reinlichkeit der Justizverwaltung. Vor fünfzehn Jahren galt das Verfahren dem Heer, diesmal vor allem dem Richterstand.

Wie wird mit solchen Einleitungen das Volk zur Wahl schreiten? Kein Zweifel, daß die Gruppe der gekränkten Ehrgeize, voran Barthou, hofften, das Kabinett so bloßstellen zu können, daß der Chauvinismus, mit dem sie das Dreijahrgesetz besorgt hatten, vor seiner Ermattung noch einmal herhalte; nun stehen sie aber in der Angst, der mühsame Versuch möchte rückwärts schlagen. Sie lassen Paris gegen Caillaux lärmen; der Lärm gilt aber auch dem Einkommensteuergesetz, mit dem Caillaux in das fast lächerliche französische Finanzsystem einen großen sozialen Zug bringen wollte.

Das wird nun zur Kernfrage: sind die französischen Radikalen und Sozialisten soweit sachlich gefestigt, daß sie über deklamatorische Zwischenfälle und pathetische Leichen hinweg eine Politik vor dem französischen Volk, das mehr und anders ist als die bewegliche Pariser Masse, durchführen wollen und können, die den Chauvinismus an die Wand drückt und dem Gedanken der sozialen Gerechtigkeit voranhilft. Dies Erbe Caillaux' soll nicht in dem Strudel von Prozeßsensationen in die Tiefe gerissen werden.

Theodor Heuss

Die Kasernierung der Jugend

Es war zu lesen, daß die Pfadfinder eine Elite-Monstre-Uebung auf einem Berliner Exerzierplatz abgehalten haben und ein freundlicher Zeitungsverlag zeigte uns (an der Stelle, wo sonst Herr Aurele de Réné und Fräulein Nana de Sepron das Berliner Nachtleben durch „la furlana" bereicherten) den Kronprinzen mitten unter schüchternen Pfadfinderinnen, die wie ein Zuchtbeet von Vogelscheuchen aussehen. Alles zusammen nennt man Jung-Deutschland. Kommt im Parlament die Sprache auf diese Setzlinge eines Militärstaates, so entdeckt, bis weit in die Volkspartei hinein, manch aufrechter Mann hier eine Pflanzschule vaterländischen Geistes.

Man muß tief Atem holen, wenn man zum Vortrag von Binsenwahrheiten verurteilt ist. Also: wir kämpfen einen verzweifelten Kampf gegen den Heerwurm des Militarismus. Ob er in Belagerungszuständen brilliert, oder zwiefarben den Oberlehrer einschnürt, der zu Kaisers Geburtstag über „Woher hat Goethe den Namen Schwertlein?" redet; ob er den Herrn von Bethmann durch einen Oberstenrock lächerlich macht oder einem jungen Sozialdemokraten seiner Gesinnung wegen den Einjährigen-Berechtigungsschein entzieht; ob er in der gedankenlosen Strammheit des Herrn von Falkenhayn ablehnende Kabinettsorders schnarrt, oder, wie in Metz, Offiziere vor die Pistole hetzt: wir bekämpfen ihn als die Denaturierung unseres Volks, als den Inbegriff all der Häßlichkeiten und Lächerlichkeiten, die uns noch viel verhaßter sind, als dem spottenden Ausland. Wir wissen, der Militarismus greift an allen Ecken und Enden auf das wehrlose Zivil

Digitized by Google

über, er stopft Politikern ihre offene Ansicht in den Hals hinunter, er schnüffelt hinter jedem Wahlzettel drein, und wenn man ihn fassen will, läßt er seinen neuesten, wirksamsten Trick los: die oberste Kommandogewalt. Solche Form von Militarismus ist im letzten Grunde brutal und feig.

Bisher begann der rapide Militärkoller frühestens mit dem achtzehnten Jahr, steigerte sich zum Reserveoffizierswesen und versumpfte dann in eine lebenslängliche Landwehrfrömmigkeit. Heute ruft man den Säugling zu den Fahnen. Was noch vor wenigen Jahren demagogische Uebertreibung war, ist heut zur strammstehenden Wahrheit geworden: der Unteroffizier ist der Erzieher der deutschen Jugend; der sogenannte jugendliche Uebermut äußert sich im Stechschritt und die holde Jugendeselei bezieht sich nicht mehr auf die Tanzstundenliebe, sondern auf militarisierende Litzen und Troddeln. Einst glaubte man, ein richtiger Bub im Flegelalter taumle dumm und selig zwischen Backfischen und Backpfeifen in die Prima empor. Heut haben die militärischen Vorgesetzten dem jungen Deutschland wahrscheinlich schon die Hacken vor jeder Dame zusammengeschlagen und der Ehrenrat wird in Bälde jeder Keilerei jeden Reiz nehmen. Unsere Zukunft marschiert schnurgerad aufgerichtet in die allgemeine Wehrpflicht, mit tadellos klappenden Griffen erfaßt sie den standesgemäßen Beruf und diszipliniert „tritt sie auf der Stelle", bis der Vordermann aufrückt. Sie bringt in Schule und Haus und Universität den Kasernengeruch einer uniformierten Jugend mit und verspricht ein Volk von geradezu berauschend einheitlicher Mittelmäßigkeit.

Ist's denn wirklich so nötig, jedes Pflänzlein an einen Korporalstock zu binden? Muß der strebsame Offizier neben den Rekruten auch unsere Kinder ausbilden? Sieht niemand, daß dieser Jugend jede deutsche Landschaft zum Gelände, jeder Ausflug zur Uebung, jedes Waldpicknick zum Abkochen wird? Wittert um die graufahl, entsetzlich praktisch und gleichmäßig angezogene Jungenschar nicht etwas vom Fußschweiße des kasernierten Fortschritts? Es ist wahrhaftig Mühe genug, die ungelüftete Massenhaftigkeit der Schule im Elternhaus wieder gut zu machen. Und jetzt sollen Vater und Mutter auch noch gegen den Exerzierplatz ankämpfen müssen? Der Soldat ist aus der Küche ins Wohnzimmer übersiedelt und hat statt der Verführung der Dienstmagd die Führung der Jugenderziehung übernommen. Die Kleidung ist vorgeschrieben, so gut wie die Gesinnung und langsam rückt die Zeit heran, wo die Ernennung des Sohnes zum Rottenführer vom politischen Verhalten des Vaters abhängen wird. Bisher gängelte man unbequeme Väter durch den Hinweis auf die Karriere des regierungsfrommen Sohnes. Jetzt haben sie nicht einmal mehr die Schonzeit bis zum Examen der Söhne. Früh krümmt sich, wessen Sohn ein Pfadfinder werden will.

Wir stehen vor der *Kasernierung unserer Jugend*! Die nationalen Backsteinwände wachsen um jeden Spielplatz, und das Kinderzimmer jeder glücklichen Mutter wird zur Mannschaftsstube. Es soll keine Gespielen mehr geben, sondern Vorgesetzte, und der letzte Schimmer einstiger Ungebundenheit wird, als militärischer Begriff, in dem Wort „Ausschwärmen!" zurückgeblieben sein. Eine Jugend wächst heran, deren Ausdauer im Spalierbilden von keinem Truppenteil übertroffen werden kann und deren militärisch verschnittenes Haar

Digitized by Google

eine Umwälzung in der deutschen Poesie nach sich ziehen wird: hier wehen keine Locken mehr, sondern ein strammer Wind, der den ältesten Lebenskämpfer frieren macht. Staubfarben wird diese Generation in die Menschheit einrücken, die eiserne Nation geistiger Genügsamkeit auf dem Buckel, und wo sie sich einfindet, in Gliedern ausgerichtet, mit leeren Köpfen und blanken Knöpfen, da wird eine Ordnung herrschen wie auf einem Militärfriedhof.

Ulrich Rauscher

Der Handelsreichstag

Wir leben in einem Zeitalter der Reformatoren. Da Reformatoren in der Regel um so fruchtbarer sind, je weniger eine Verwirklichung ihren Vorschlägen droht, reformieren sie einstweilen die Reichsverfassung.

Eine seltsam bunte Reihe, dennoch beinahe geschlossen, rückt gegen den Reichstag an; längst ist zu dem rechten Flügel der Agrarier und Preußenbündler der linke der Industriellen und Handelskammern gestoßen. Der neununddreißigste Deutsche Handelstag hat, gleich nach Erledigung des Kaiserhochs, der Begrüßungsreden, Loyalitätserklärungen und des Glückwunsches zur Geburt eines „Enkels der Kaisertochter" (so stand es da) — damit begonnen, sich am Reichstag zu reiben. Man ist gründlich unzufrieden mit ihm. Hat er nicht Vermögenssteuern, direkte, bewilligt? Ueberbietet er sich nicht in Sozialpolitik? Sichert nicht der wachsende parlamentarische Einfluß endgültig die Herrschaft der Besitzlosen? Solche Besorgnisse verbinden auch alte Gegner. In die Hand des Reichstags ist die Volkswirtschaft gegeben: von der er nichts versteht und nicht einmal verstehen will. Seine Zusammensetzung beugt die Wirtschaftsfragen unter die absolute Begriffspolitik sachfremder Parteigehirne.... Darum: fort mit den Fraktionen und her mit den Berufsausschüssen. Ist aber eine Reform des Reichstags nicht möglich, so setze man ihm einen Reiter auf den Nacken, der ihn schon bändigen wird: das „Reichsoberhaus".

Wir haben keinen Anlaß, Vorurteile zu hüten; auch nicht zugunsten des Reichstags. Also: ein großer Teil der Klagen ist berechtigt. Die Parteien des Reichstags können nicht das mehr sein, was sie einst vielleicht waren. In ihren Entschließungen herrscht der Absicht nach der reine politische Begriff, dem Anlaß nach das Wirtschaftsinteresse, in Wirklichkeit darum keins von beiden. Berufsgruppen müssen die seltsamsten Umwege suchen, um von der wirtschaftlichen Ebene auf die parteipolitische zu kommen, alles was erreicht wird, wird mittelbar erreicht, stets überschneiden sich die Grenzen der Wirkungsbereiche. Die Volkswirtschaft wohnt in Gebäuden zur Miete, die nicht für sie konstruiert sind.

Das alles darf zugegeben werden. Rechtfertigt es darum die Eisenbartkuren der Reformer? Daß man Heilmittel ohne Radikalismus vorschlagen kann, bewies die Denkschrift der Düsseldorfer Handelskammer, die den Kommissionen wie der Regierung volkswirtschaftliche Sachverständige als Berater zur Seite stellen will. — Die Reformatoren aber sind für ganze Arbeit. Der Saarbrückener Generalsekretär Dr. Schlenker wünscht die Schaffung eines *Reichsoberhauses*; mit rein wirtschaftspolitischem Charakter; K. Eichhorn fordert ein besonderes Wirtschaftsparlament; mit Oberhausrechten. Dem Reichstag bleibt die unschädlichere allgemeine Politik.

Digitized by Google

Ein Traum; und kein schöner. Die Unausführbarkeit hat vor nahezu fünfzig Jahren Bismarck dargelegt. „Es ist mir" (ich zitiere nach der Monatsschrift der Düsseldorfer Handelskammer) „an und für sich nicht leicht, mir ein deutsches Oberhaus zu denken, das man einschieben könnte zwischen den Bundesrat.... und den Reichstag, ein Mittelglied, welches dem Reichstag in seiner Bedeutung auf der sozialen Stufenleiter einigermaßen überlegen wäre und dem Bundesrate und dessen Vollmachtgebern hinreichend nachstünde, um die Klassifikation zu rechtfertigen...." Auch über die unerträgliche Schwerfälligkeot einer Gesetzesmaschine mit vier Instanzen (den Kaiser eingerechnet) hat Bismarck das Endgültige gesagt.

Vielleicht aber ist die praktische Unmöglichkeit nicht das Wesentliche. Eine Utopie kann sehr aufschließend sein, weil sie den Wunsch hinter dem Wunschtraum verrät. Die Sehnsucht dieser Oberhausschöpfer geht auf ein Organ der reinen Wirtschaftsvertretung: das, natürlich, alle wirkliche Macht an sich ziehen soll. Sie sind nicht des Parlamentarismus, sondern der „Politik" überhaupt müde. Sie wollen Sachlichkeit; ohne zu wissen, daß man erst sachlich sein kann, wenn man sich über den Wert einer Sache geeinigt hat. Der Reichshandelstag fordert den Handelsreichstag.

Eine „Wirtschaftskammer", die über Sozialpolitik und Steuern allein zu entscheiden hat, wird mit Sozialpolitik und Besitzsteuern ziemlich schnell ein Ende machen; das ist die Nebenwirkung. Ihre Hauptwirkung wäre die Reform im Geiste; zugleich eine Probe auf die heißempfohlene Ständevertretung. Die zusammengesperrten, unvereinbaren Wirtschaftsgruppen haben einen Generalnenner: das Geld. Wonach sonst sollten sie die Stimmenzahl messen? Nach welchen Gesichtspunkten entscheiden? Das deutsche Volk würde sich in eine Aktiengesellschaft verwandeln; man würde feststellen, wieviel Milliarden seines Vermögens „vertreten" wären....

Es ist wahr, die Zeit erzwingt eine Erfüllung der Politik mit Volkswirtschaft; wir können zur Welt der —ismen nicht mehr zurück. Aber weiß man nicht, daß wirtschaftlicher Sinn von selbst parteibildend wirkt? Nehmt die Volkswirtschaft aus dem Reichstag heraus: dann erst wird die Teilnahme an ihr vernichtet; denn Interessenten unter sich sind gleichgültig. Sperrt die „Besitzlosen" aus: dann wird ein Volk, das auf je zwei erwachsene Menschen einen Sparer zählt, den Sinn für den Staat verlieren. Der Reichstag ökonomisiert sich von selbst, genau in dem Maße, wie die Gesamtheit es tut; der Handelsreichstag würde die Wirtschaft verächtlich machen.

Hermann Friedemann

Wunderkinder

Dem Phänomen des musikalischen Wunderkindes versuchte Goethe einmal durch ein Wort beizukommen: „Das musikalische Talent", sagte er zu Eckermann, „kann sich wohl am frühesten zeigen, indem die Musik ganz etwas Angeborenes, Inneres ist, das von außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf." Mit diesen Worten hat Goethe erklärt, warum die Musik früher aus dem Genie bricht als Dichtung oder Malerei; das Wunderkind selbst berührt sein Wort nicht.

Die frühe Vollkommenheit solcher Wesen wird wieder jetzt in zwei außerordentlichen Erscheinungen, die schon

Digitized by Google

populär im engeren Sinne sind, erlebt, durch den etwa zwölfjährigen Geiger Jascha Heifetz und durch Erich Wolfgang Korngold, der allerdings bald siebzehn wird. Obwohl der Komponist eine höhere Menschenform ist, als der Virtuose, wirkt doch dieser viel verblüffender. Wenn man Korngolds Musik hört, verrät nichts die Kindheit. Sieht man aber den Geiger, wie er, in seinem Lockenlichte, entstofflicht, zaubert, so ist jedes Atom seiner Existenz unbegreiflich; hat man doch dauernd das Kind vor Augen.

Der kleine Heifetz wartet mit der Sicherheit und Grazie eines naiven Mädchens auf den Anfang. Seine Händchen und Finger sind nicht ungewöhnlich. Sein Arm ist der Arm eines Kindes in seinem Alter, und nichts, auch nicht das ruhige Stehen, verrät die Muskulatur, die nötig ist für die anstrengende Geigenhaltung während eines Abends. Er beginnt ernst zu spielen, denn alles ist ihm selbstverständlich. Keine Zuckung deutet eine gesteigerte Konzentration an, ruhig gibt die Hand dem Bogen eine gefällige Linie und die Finger sind ihrer Sache so gewiß, daß sie nur die schwierigsten Töne mit etwas Vorsicht spielen. Welche zarte Musik hüllt jetzt unsere Seele in Staunen, in Glück. Der Ton ist so weich wie bei Kreisler, aber noch etwas unbewußter. Die schmächtigen Finger runden ihn und trillern mit unüberbietbarer Geläufigkeit und Anmut. Was muß es noch für Körper in dieser milliardenfachen Welt geben, von denen wir nichts ahnen, wenn die Natur so ein Kind schafft, das wie durch einen Zauber alles kann, was sich sonst nur ganz wenige Menschen und die erst in zehnjähriger Arbeit erringen. Dieser ist aber mit der Technik verwachsen, Dämone haben seine Glieder irgendwo durch russische oder polnische Juden in einem der Reservoire der Welt geboren, aus dem die Zukunft noch Ungeahntes empfangen dürfte.

Das seelische Phänomen von Heifetz ist durch Goethes Aphorismus einigermaßen erklärt. Das Kind hat eine ganz durchgefühlte Seele in sich, die von selbst in den Violinton übergeht. Daher spielt es so schön wie Traumgeigen, von denen wir eine vage Erinnerung haben. Merkwürdigerweise fehlt aber dem Spiel jener männliche Ernst, den Menschen, die etwas erlebt haben, dauernd behalten. Wenn das keine Suggestion ist, so zeigt es, daß das Wunderkind alle Empirie, nur nicht die Morgendämmerung nach der erotischen Nacht antizipieren kann.

Vor diesem Uebergang von der jugendlichen zur männlichen Naivität steht auch noch die Kunst von Korngold. Ich finde das Wunder, daß ein Mensch in seinem Alter produktiv ist, viel größer, als die technische Sicherheit, die ihn zuerst berühmt gemacht hat. Korngold steht nicht höher über der Technik seiner Zeit, als Händel, Mozart, Beethoven über der Technik ihrer Zeit standen. Er beherrscht wie jene den Musikstil, in dem er lebt. Das können nur jene wunderbarer als die Produktion finden, die hinter diesem Stil zurückgeblieben sind und ihn nicht einmal als Zuhörer kapieren. Korngold handhabt Harmonien und Modulationen, mit denen sich nur ein Bruchteil der Musiker abgefunden hat und die einige wenige überwunden haben. Das beweist nur, daß er ein echtes Talent ist und sich nicht erst die Errungenschaft der fortgeschrittenen Kunst aneignen muß; er hat sie bereits in sich, ja in solchem Maße, daß schon das ein Stück Genie ist. Daß er komplizierter hört, als

Digitized by Google

etwa Mozart, hat natürlich mit dem metaphysischen Genie nichts zu tun.

Korngold ist aber wirklich ein produktiver Musiker, ein Stück Jugend, die sich in der Form wiederfindet, entgegen der Ansicht seiner letzten Gegner, die die neue „Sinfoniette" noch übrig gelassen hat. Man warf Korngold zuerst Mangel an Kindlichkeit und Abhängigkeit von Brahms und Strauß vor und versucht jetzt, ihn als Epigonen, als Stilmischer, als Imitator festzunageln. Als ob er nicht deswegen ein Wunderkind wäre, weil er kein Kind mehr ist, und als ob nicht alle Genies der Welt zuerst unoriginell gewesen wären. In jedem Schaffen ist die Lust an der Form früher da, als der Inhalt und der Inhalt wird erst langsam Form. Vom kleinen Korngold verlangt man aber einen eigenen Stil, obwohl er ihn manchmal schon hat, und jene sprühende Jugendlichkeit, die man erst als reifer Künstler haben und ausdrücken kann. Ich zweifle nicht, daß Korngold diese Reife zwischen zwanzig und dreißig haben wird.

Korngold hat schon heute die künstlerische Freiheit, sein Temperament hinzugeben und den Gedanken, trotz aller Bildung und gefeilten Ausgleiche, die Stoßkraft zu lassen, mit der sie sich aus seiner Seele gerissen haben. Seine Musik beginnt, ihm selbst problematisch zu werden, so daß sie immer mehr Drang und Erregung enthält. Die Sonate für Klavier und Violine ist darin am weitesten voraus. Er spürt eine Ferne klingen mit neuen Melodien, mit unbekannten Klangfragmenten. Im Scherzo der „Sinfonietta" ist Korngolds Erfindung nicht zu innerst neu, aber originell. Die Musik ist auf breiter, orchestraler, meisterhaft gebildeter Grundlage gestellt, ohne daß der Apparat größer ist als die Ideen. Im Andante ist aber Korngold wirklich neu. Das Problem der Moderne wird immer mehr die Melodie. Früher war die Konvention melodisch, heute muß sich erst eine neue Konvention bilden. Die Melodie des Englischen Horns mit den synkopischen Pizzikatis der vielfach geteilten Streicher, hat eine neue verträumte Schwermut, eine Melancholie, die in der Seele schon ganz mit dichten, aber melodischen Dissonanzen durchsetzt ist. Die Sinfonietta ist so rund in der Form (besonders im Scherzo und Andante), so vollkommen in der Technik, so ernst im Gefühl, daß man für die ruhige Entwicklung Korngolds nichts mehr zu fürchten braucht.

Wie faßt man nun diese Phänomene, um sie geistig zu begreifen. Die Technik wird geboren, unbekannt woher, die Seele wird geboren, unbekannt wohin und der Glaube muß das, wie alle Kunst, wie alles Letzte, göttlich halten. Nur dieser Glaube ist eine Aufklärung, die fast genügt und doch nicht entzaubert. Und nur mit ihm nahen wir Heifetz und Korngold, die des Glaubens liebste Wunderkinder sind.

Felix Stössinger

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google